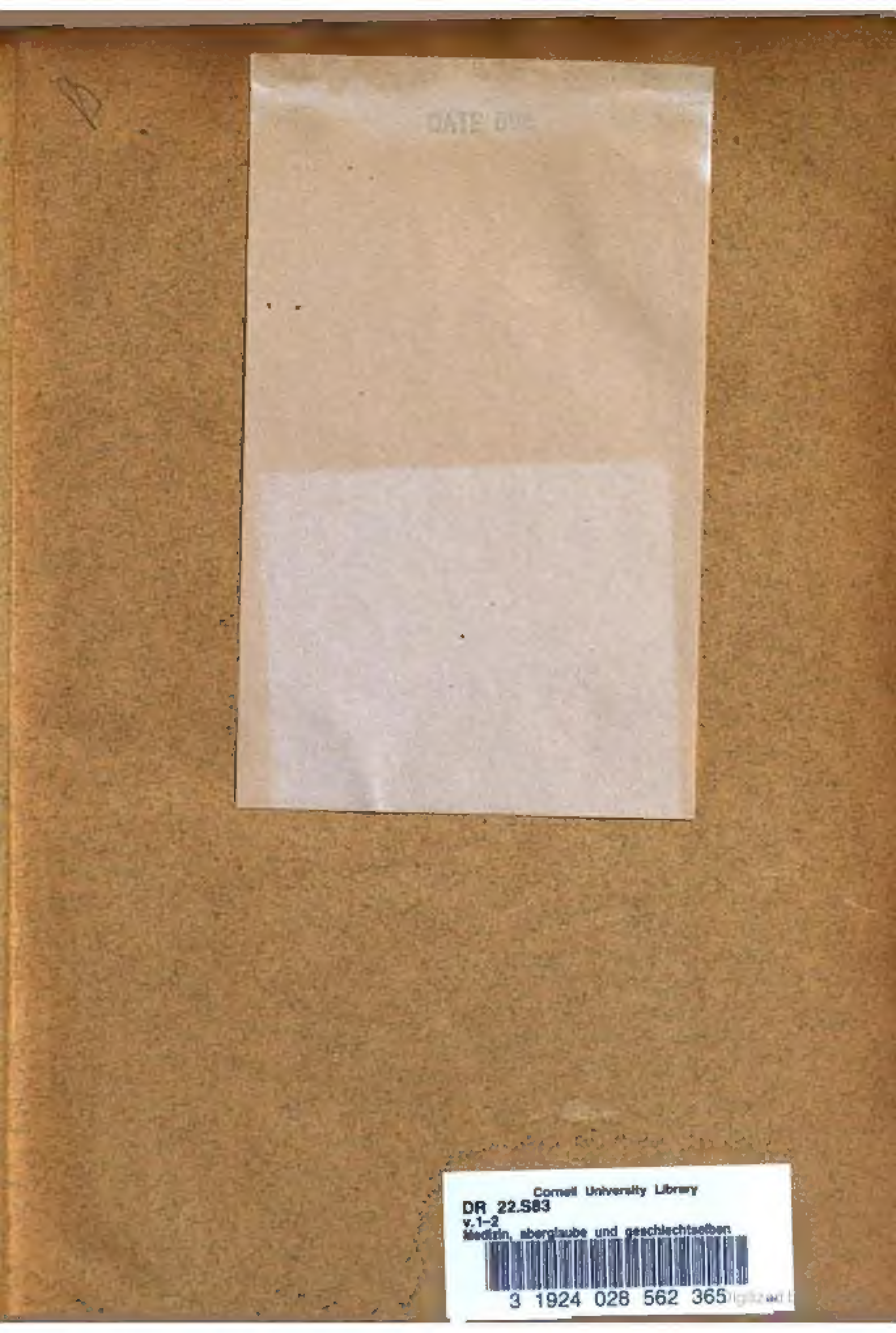
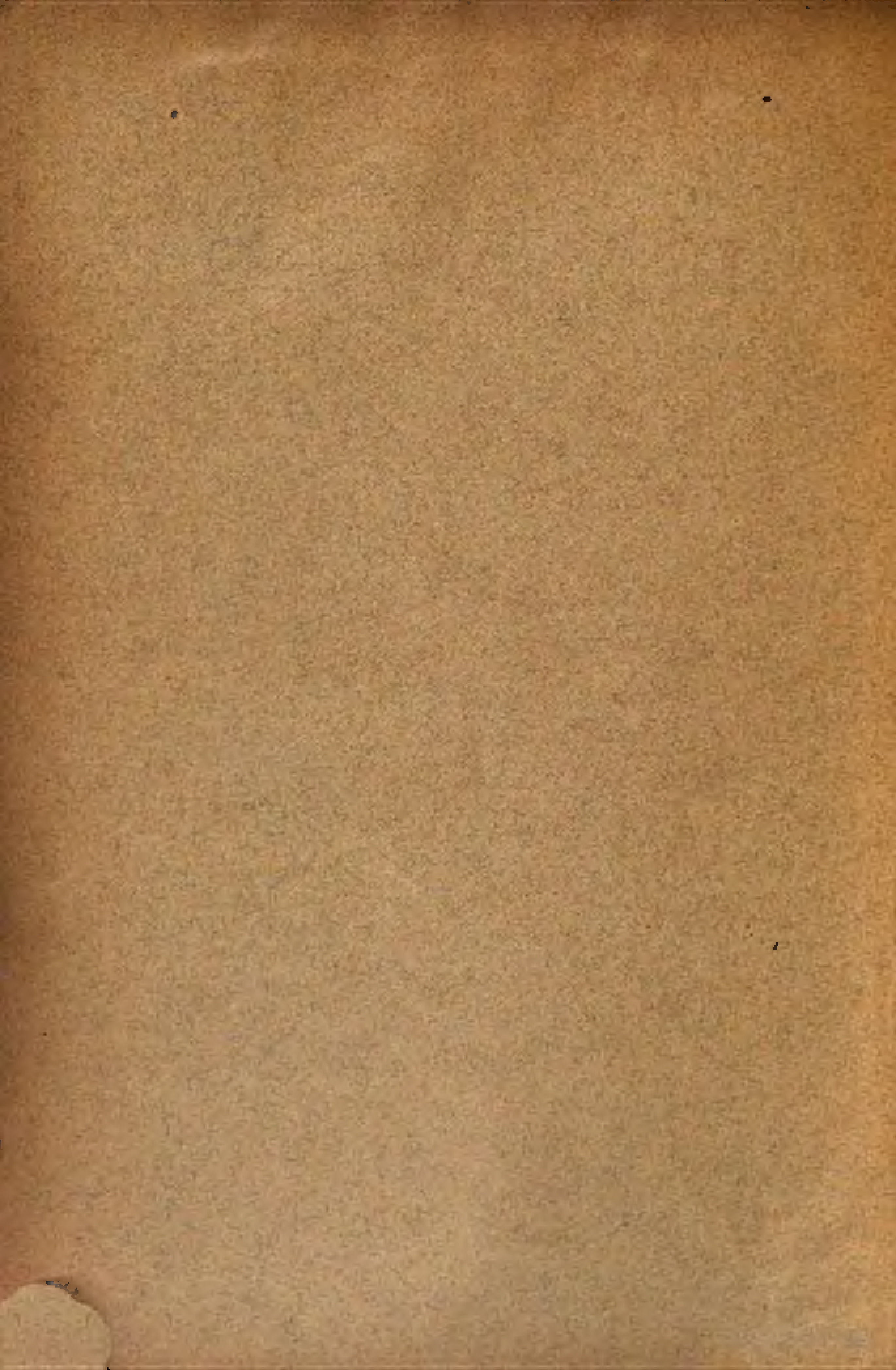
MEDIZIN, ABERGLAUBE UND GESCHLECHTSELBEN IN DER TÜRKEI: MIT BERÜCKSICHTIGUNG DER...

Bernhard Stern




DATE DUE
Cornell University Library
DR 22.S83
v.1-2
Medizin, aberglaube und geschlechtsleben
3 1924 028 562 365



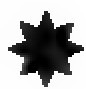
Medizin, Aberglaube
und
Geschlechtsleben in der Türkei.

Mit Berücksichtigung der moslemischen Nachbarländer und der ehemaligen Vasallenstaaten.

Eigene Ermittelungen und gesammelte Berichte.

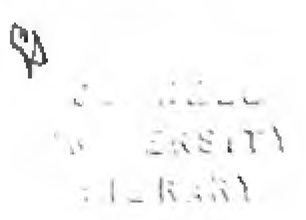
Von

Bernhard Stern.



Berlin 1903.

Verlag von H. Barsdorf.



Inhalt des ersten bis dritten Teiles.

	Seite
Erster Teil	1—123
1. Einleitung und Litteratur	3— 25
2. Sultanische Hofärzte von 1400—1800	26— 49
3. Der Einzug der europäischen Wissenschaft	50— 65
4. Pharmazie und Kosmetik	66— 80
5. Heilquellen und Bäder	81— 99
6. Spitäler, Irrenhäuser und Aussätzigen-Asyle	100—123
Zweiter Teil	125—285
7. Europäische Pseudo-Aerzte in der heutigen Türkei	126—137
8. Allerlei orientalische Kurpfuscher	138—163
9. Orientalische Spezialisten für Augenleiden, Wahnsinn und Epilepsie	164—183
10. Chirurgen, Barbiere und Zahnärzte	184—202
11. Krankheiten und Heilmittel	203—242
12. Fieber und Wasserkuren	243—250
13. Epidemieen, Pocken und Cholera	251—262
14. Die türkische Pest	263—275
15. Langlebigkeit und Tod	276—285
Dritter Teil	287—437
16. Krankheitszauber und Amulete	289—313
17. Knoblauch, Mandragora und Meerzwiebel	314—321
18. Ausräucherung, Beschwörung und Uebertragung von Krankheiten	322—332
19. Krankheitsdämone von Profession	333—350
20. Poltergeister, Menschengeister und Vampyre	351—370
21. Mystische Krankheits-Ursachen und -Anzeichen. Das Jahr und seine Tage	371—389
22. Vorbedeutungen im Hause und beim Essen	390—401
23. Zahlen-Aberglaube	402—415
24. Die Tierwelt in der Krankheitsmystik	416—437

Erster Teil.

1. Einleitung und Literatur. — 2. Hofärzte und Wissenschaft von 1400—1800. — 3. Der Einzug der europäischen Wissenschaft. — 4. Pharmacie und Kosmetik. — 5. Heilquellen und Bäder. — 6. Spitäler, Irrenhäuser und Aussätzigen-Asyle.

1. Einleitung und Literatur.

Dieses Werk besteht aus 57 Kapiteln in sechs grösseren Teilen; von diesen sechs widme ich drei der Geschichte der Heilkunde und der Aerzte in der Türkei, der Pharmacie und der Kosmetik, den Heilbädern und Spitälern, der Kurpfuscherei und Volksmedizin in allen Krankheiten, den Fieber- und Wasserkuren, den Epidemieen, endlich dem Aberglauben in der Medizin; die anderen drei Teile behandeln Liebe, Ehe im Islam, sultanische Heiraten und Hochzeiten, die Macht der Frauen im Osmanenreiche, die Hochzeitsbräuche der Völker in der Türkei, das intime Geschlechtsleben und die sexuellen Entartungen, endlich Mutter und Kind.

Ich begann meine Arbeit im Mai 1894 in Konstantinopel und beende sie, indem ich am heutigen Tage — 28. Oktober 1902 — diese Einleitung niederschreibe. Fünf Jahre des Zeitraumes, der zwischen dem Beginne und der Beendigung meiner Arbeit liegt, verlebte ich in der Türkei als Korrespondent des „Berliner Tageblatt“, des „Berliner Lokal-Anzeiger“ und der „Neuen Freien Presse“.

Von meiner Ankunft in Konstantinopel bis zu meiner Abreise sammelte ich bei Aerzten, Priestern und Volkskennern in der türkischen Hauptstadt, dann auf mehrfachen weiten Reisen im Innern der europäischen und asiatischen Türkei, alle auf den Inhalt dieses Buches bezüglichen, nur irgendwie erlangbaren Mitteilungen. Nach Europa zurückgekehrt, sichtete ich das ungeheure Material und zog die gesamte, für meinen Gegenstand in Betracht kommende, nachstehende Litteratur zu Rate.

1. Ueber die Aerzte am Hofe des gegenwärtigen Sultans Abdul Hamid II habe ich in einem, 1901 in Budapest erschienenen Buche über den Hofstaat des Padischahs Alles gesagt, was darüber zu erfahren ist. In demselben Buche habe ich auch bereits eingehend über das Eunuchenwesen im Osmanenreiche geschrieben. Ich habe in den betreffenden Kapiteln darauf verwiesen; als Hauptgewährsmann nenne ich hier Dr. J Zanni Bey.

2. Zahlreiche **mündliche und schriftliche Mitteilungen** verdanke ich hervorragenden osmanischen Persönlichkeiten. Ein ehemaliger **Unterrichtsminister** des Sultans, der mir für die Geschichte der Konstantinopeler Universität äusserst wertvolle Abhandlungen übermitteln wollte, erhielt plötzlich vom Yildis Kiosk die unbegreifliche Ordre, seine rein wissenschaftliche und historische Arbeit, die ein Ruhmesblatt für die kulturellen Fortschritte des Osmanenreiches geworden wäre, schleunigst abzubrechen; ich rettete bloss einige, mir brieflich gemachte Andeutungen, die an verschiedenen Stellen verwendet erscheinen. Die Erfahrung, dass Jeder, welcher schreibt, der Kamarilla des Sserai als Jungtürke verdächtig ist, veranlasst mich, den Namen dieses illustren Mitarbeiters, und den manches anderen türkischen Gewährsmannes zu verschweigen. So thut es mir leid, auch einen spaniolischen Arzt nicht nennen zu dürfen, welcher dem Sammeln und Niederschreiben von Mitteilungen für meine Arbeit lange Monate opferte.

3. Dem armenisch-gregorianischen Bischof **Mesrob Dschermak** und dem einstigen armenisch-katholischen Patriarchen **Azarian**, sowie zwei anderen Armeniern — einem **Arzt** und einem **Priester**, die ungenannt bleiben wollen — verdanke ich Mitteilungen über armenische Gebräuche.

4. Ein treuer Gewährsmann, der mich fast von der ersten bis zur letzten Seite meines Buches begleitet, ist **Dr. Bernhard Beck**. Dr Beck, ein gebürtiger Ungar, wurde zur Zeit des Sultans Abdul Asis als Armeearzt nach der Türkei berufen und lebte viele Jahre in Kleinasien, Syrien, Mesopotamien und Arabien. Gegenwärtig praktiziert er in Wien, wo ich von ihm ein unschätzbares Material durch mündliche und schriftliche Mitteilungen erhielt. Dr. Beck selbst hat nur rein medizinische Dinge aus seiner Praxis publiziert, meist in Fachzeitschriften. Hier möchte ich nur auf einen Artikel Dr. Becks aufmerksam machen, worin er auf Grund von Erfahrungen, die er 1876 und 1877 während der Pestepidemie in Mesopotamien machte, seine Ansichten über die Pest mitteilte. Dieser Artikel erschien in Nummer 5196 der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 15. Februar 1899.

5. Historischen Reminiscenzen räumte ich in allen Kapiteln Platz ein. Ich stützte mich dabei auf die Werke von **Hammer-Purgstall**. Seine Geschichte der Litteratur der Araber Wien 1852 — bot mir für die von mir erwähnten arabischen Ärzte, die ich in dem Abschnitte über die Hofärzte von 1400 bis 1800 aufzähle, die entsprechenden Daten, wobei ich auch das bekannte Buch von Wüstenfeld heranzog. Hammer zählt in seiner Litteraturgeschichte in der Zeit von Mohammed bis zum Jahre 1258 unserer Zeitrechnung 292 berühmte arabische Ärzte auf in Band II Nummern 476—484, Seite 191—196; Band III Nummern 1196—1221 Seite 269—292; Band IV. Nummern 2458—2501, Seite 326—382; Band V Nummern 4186—4211, Seite

340—398; Band VI Nummern 5999—6085, Seite 476—492; Band VII Nummern 8057—8148, Seite 492—560. Die von mir benützten Nummern sind in meinem Texte ausser in dem erwähnten Kapitel auch in anderen Abschnitten zitiert.

6. Freiherr von **Hammer-Purgstall**: Auszüge aus Saalebis Buche „Die Stützen des sich Beziehenden und dessen, worauf es sich bezieht". Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 1855, IX. Band. 46. Hauptstück, „von den Beziehungen auf die Eigenschaften der Länder" handelnd, enthält folgende sprichwörtliche Redensarten: „Die syrische Pest. Das Fieber von Ahwas. Die Beulen Mesopotamiens. Die Milz Bahreins. Die Knabenliebhaberei Chorasans." Auf diese Redensarten nehme ich mehrfach Bezug in den Kapiteln über die Pest, die Krankheiten und Heilmittel, und Päderastie.

7. Das auf Reminiscenzen aus der osmanischen Geschichte Bezügliche bot mir **Joseph von Hammer**, „Geschichte des Osmanischen Reiches, grossenteils aus bisher unbenützten Handschriften und Archiven. II. Auflage. 4 Bände. Pesth, 1834—1836."

Die im Kapitel „Öffentliche Prostitution" enthaltene Berufung auf Sultan Suleimans Gesetze über Unzucht stützt sich auf Hammers Geschichte, II. Band 345.

8. „Die Türkei und deren Bewohner in ihren naturhistorischen, physiologischen und pathologischen Verhältnissen, vom Standpunkte Konstantinopels geschildert von **Dr. Lorenz Rigler**." In 2 Bänden. Wien, 1852. Rigler bespricht im ersten Teile seiner Schrift die physische Geographie und Klimatologie als Zentralpunkt seiner Betrachtungen. Dem anthropologischen Teile giebt er grosse Ausdehnung. Er betrachtet die Einwohner nach ihrer Lebensweise, ihren Sitten und Gebräuchen, sofern sie ganz speziell für die Medizin interessant sind. Einige Kapitel behandeln die Beschneidung, die Bäder, die Nahrung, den Gebrauch betäubender Mittel, die medizinische Schule und das Spitalwesen. Der zweite Band, der nosologische Teil, enthält Interessantes für Ärzte. — Dieses Werk wird von mir mehrfach zu Rate gezogen und häufig zitiert. Es ist zweifellos die bisher beste wissenschaftliche Arbeit auf diesem Gebiete. Über Riglers Wirken in Konstantinopel schreibe ich im Kapitel, welches den Einzug der europäischen Wissenschaft in das Türkenreich schildert. Riglers Biographie fand ich in der Wiener Hofbibliothek im Jahrgang 1862 der Grazer Zeitung, sie ist der Abdruck einer „Rede" von Heschl „Zum Andenken an Professor Rigler" und beginnt im Morgenblatt vom 8. Oktober, Seite 924.

9. Ein anderer aus Oesterreich stammender Hofarzt des Sultans Abdul Medschid, **Dr. Sigmund Spitzer**, hat über seinen Aufenthalt am türkischen Hofe und über seine Erlebnisse als Arzt bei Lebzeiten nichts publiziert. Erst 1899 gab Gomperz im Aprilheft der Deutschen Rundschau einige Tagebuchblätter aus Spitzers Nachlasse heraus. Ich zitiere daraus Spitzers Besuch als Arzt im kaiserlichen Harem und einige Zeilen, welche ich auf die Einführung der Pockenimpfung beziehen. Für Spitzers Biographie im III. Kapitel meines Buches fand ich Daten: bei Wurz-

bach XXXVI; in Ludwig August Frankl's Sonntagsblatt, Wien 1846, Seite 454 und 542, und Jahrgang 1847, Seite 429, ferner in der Gartenlaube 1869, Seite 400; im Wiener Fremdenblatt 1867, Nummer 213; endlich im Neuen Wiener Tagblatt 1869, Nummer 202, in der Abteilung: „Familien-Journal", in der Notiz: „Deutsche Ärzte im Orient"; hier wird von den Intriguen erzählt, denen Dr Spitzer am Sultanshofe Stand halten musste.

10. Die Mitteilungen über persische Gebräuche, die ich des Vergleiches halber so oft erwähne, verdanke ich in erster Linie dem ausserordentlichen Werke des **Dr. Jakob Eduard Polak**: „Persien, sein Land und seine Bewohner. Ethnographische Schilderungen" 2 Teile. Leipzig 1865.

Für Parallelen aus Marokko benützte ich meist:

11. **M. Quedenfeldt**, Abergläubische Kuren und Volksmedizin in Marokko. Ausland 1891, 64. Jahrgang, Seite 71, 95, 126.

12. Nahrungs-, Reiz- und kosmetische Mittel bei den Marokkanern, von **M. Quedenfeldt**. XIX. Band der Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie. Seite 241—281 — 269—273: über Thee; 273—275. über Kaffee, 275—277: Wein; 277—278: Tabak; 278 bis 281: Opium.

13. Aberglaube und halbreligiöse Brüderschaften bei den Marokkanern. Von **M. Quedenfeldt**. XVIII. Band der Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie. Seite 671—692.

14. „Gräko-walachische Sitten und Gebräuche" schildert der Mazedonier **Dr. Georg Sajaktzis** in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Wien 1894, IV. Band, Seite 134—148. Von mir in den Abschnitten, welche medizinischen Aberglauben behandeln, mehrfach benützt und erwähnt. Die von Dr. Sajaktzis in Monastir gesammelten Gebräuche sind dank der Zuverlässigkeit des Autors eine Bereicherung der sonst manchmal abenteuerlichen Litteratur, welche „das dunkelste Europa" zum Gegenstande hat.

15. Das Gleiche gilt von der Arbeit des bulgarischen Gymnasiallehrers **K. L. Lübeck**: „Die Krankheitsdämone der Balkanvölker." Nach persönlichen Beobachtungen und Aufzeichnungen, sowie nach dem Sbornik za narodni umotworenija, dem periodischen Sammelwerke des bulgarischen Ministeriums der Volkserziehung, und nach den 4 Bänden des Marinow'schen Buches: Shiwe Starina. Die Arbeit, die ebenfalls in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Wien 1898 VIII 241—249, 379—389 und 1899 IX, zum Abdruck kam, wird von mir im Kapitel über die orientalischen Krankheitsdämone zitiert.

16. „Skizzen aus der Volksmedizin und dem medizinischen Aberglauben in Bosnien und Herzegowina." Von **Dr. Leopold Glück**, Kreisarzt in Sarajewo. Mit 11 Textabbildungen. 63 Seiten. Wien 1894. Separatabdruck aus M. Hoernes' Wissenschaftlichen Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina, Wien 1894 II 392—454.

17. Die meisten Nachrichten über Serbien verdanke ich **Dr. Wladan Gjorgjewitsch**, dem Reformator des serbischen Sanitätswesens und späteren Minister-Präsidenten, den ich in Konstantinopel kennen lernte, als er dort Gesandter war. Ausser mündlichen Mitteilungen und einigen Notizen, die

er mir diktierte, benutzte ich für die serbischen Gebräuche — namentlich im Kapitel über die Chirurgie — zwei seiner Bücher, die er mir zu diesem Zwecke gab; beide sind in deutscher Sprache abgefasst.

18. „Die Sanitätsgesetze in Serbien, Amtliche Ausgabe", Belgrad 1887.

19. „Die Entwickelung der öffentlichen Gesundheitspflege im serbischen Königreiche, vom XII. Jahrhundert bis 1883," Berlin 1883.

Ich zähle nun die zahlreichen, in mein Gebiet einschlagenden Arbeiten des Wiener Folkloristen **Dr. Friedrich S. Krauss** auf, welche ich benützte.

20. Südslawische Volksmedizin. „Das rote Kreuz", Wien, II Nummer 3, Seite 34.

21. Das Mundschaftsrecht des Mannes über die Ehefrau bei den Südslawen. In den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft XV. Enthält die Beschreibung der Geburtsgottheiten bei den Südslawen, auf welche ich mehrfach hinweise.

22. Der Tod in Sitte und Glaube der Südslawen. In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Berlin 1891, I 148—169; 1892, II 177—188.

23. Südslawische Hexensagen. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, XIV. (Der neuen Folge IV 16 48).

24. Sreća, Glück und Schicksal im Volksglauben der Südslawen. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien 1885. Band XV 101—110.

25. Südslawische Pestsagen. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien XIII (Der neuen Folge III) 156—168.

26. In Betracht kommen ferner die Arbeiten von **Krauss**, die er in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „**Urquell**" teils allein, teils mit **Dragičević** und **Kupczanko** veröffentlichte.

27. In Münster in Westfalen publizierte **Friedrich S. Krauss** 1890 sein Buch über „Volksglaube und religiöse Bräuche der Südslawen", worin ein wertvolles Quellenverzeichnis zu finden ist.

28. In Wien machte mich **Dr. Krauss** einmal auf sein im Buchhandel nicht erschienenes, in Paris bei H. Welter nur in wenigen Exemplaren als Privatdruck verlegtes Buch aufmerksam, das „Die Zeugung in Sitte, Brauch und Glaube der Südslawen" schildert. Dank diesem merkwürdigen Buche konnte ich meine Kapitel über sexuelle Gebräuche durch südslawische Lieder-Belege erweitern. Von diesem Buche des Dr Krauss, der auf dem Titelblatte allerdings nicht genannt ist, sind bisher 3 Teile mit nahezu 1000 Liedern gedruckt.

29. In den erotischen Teilen meines Werkes kommt in Bezug auf das Türkische der Liebesphysiolog **Omer Haleby** am häufigsten zu Worte. Die Grundlage für meine Zitate bildet El Ktab des lois secrètes de l'amour d'après le Khodja Omer Haleby Abou Othman; traduction, mise en ordre et commentaires par **Paul de Régla**. Paris 1893.

30. Zu den gewiegtesten Erotikern des Orients gehören die Inder: „Das Kamasutram des Vatsyayana. Die indische Ars amatoria. Nebst dem vollständigen Kommentare des Yaçôdhara." Aus dem Sanskrit übersetzt und herausgegeben von **Richard Schmidt.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1900. Ich zitierte daraus eine Anzahl indischer Parallelen für Massage und Geschlechtsleben.

Zu diversen Kapiteln benützte ich nach der französischen Uebersetzung „**Le Kama Soutra, Règles de l'Amour de Vatsyayana.** Morales des Brahmines, traduit par **E. Lamairesse,**" Paris.

Auch eine Uebersetzung des „**Prem Sagar,** Océan d'Amour, par **E. Lamairesse,** Paris" wurde von mir zu Rate gezogen.

31. **Dr. Johann Martin Honigberger,** geboren in Kronstadt, Siebenbürgen, gewesener Leibarzt indischer Fürstlichkeiten: „Früchte aus dem Morgenlande oder Reise-Erlebnisse nebst naturhistorischen und medizinischen Erfahrungen, einigen hundert erprobten Heilmitteln und einer neuen Heilmethode, dem Medialsystem." Dieses 1851 in Wien erschienene Buch stöberte ich durch einen Zufall bei einem Antiquar auf. Es enthält zumeist Dinge, die sich auf Indien beziehen. Ich fand hier auf Seite 100 jedoch eine wertvolle Mitteilung über die Armenierin Maria Dudu, welche am Hofe des Sultans Abdul Medschid eine bedeutende Rolle als Heilkünstlerin spielte. Grosse Dienste leistete mir ferner Honigbergers medizinisches Wörterbuch, lateinisch, deutsch, französisch, englisch, türkisch, persisch, arabisch, indisch und kaschmirisch — Seite 514—582 — woraus ich einen Teil der von mir angeführten Krankheitsnamen schöpfte.

32. Frau **Lydia Einszler,** geb. Schick, verdient eine besonders aufmerksame Erwähnung. Tochter eines Architekten und Gattin eines Arztes in Jerusalem, widmete sie viel Mühe und Sorgfalt dem Sammeln abergläubischer und volksmedizinischer Gebräuche in Palästina. Sie veröffentlichte in der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins mehrere vortreffliche Arbeiten, die ich an einigen Stellen meines Buches erwähnte; so: Band X 160—181: „Der Aberglaube der Araber Palästinas", und in derselben Zeitschrift Band XII 200—222: „Das böse Auge in Palästina".

33. Was Frau Lydia Einszler für Jerusalem und Palästina geleistet hat das that der Syrer **Eijub Abela,** Vizekonsul des deutschen Reiches in Saida, für sein Heimatland Syrien, durch seine „Beiträge zur Kenntnis abergläubischer Gebräuche in Syrien", die in der Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins VII 79—118 erschienen. In derselben Zeitschrift VIII 80—94 veröffentlichte **M. Grünbaum** in München „Parallelen zu den abergläubischen Gebräuchen in Syrien von Eijub Abela." Beide Arbeiten wurden von mir benützt.

34. Meinem Freunde **D. Theophil Löbel Efendi,** Zensur-Inspektor in Konstantinopel, verdanke ich einige mündliche Mitteilungen und sein vorzügliches Buch über die „Hochzeitsbräuche in der Türkei. Nach eigenen Beobachtungen und Forschungen und nach den verlässlichsten Quellen. Mit einer Einleitung von Professor Vámbéry: Ethnographische Forschungen in der Türkei. Amsterdam, 1897".

35. **Meinem Freunde Wely Bey**, Sekretär-Dragoman im Jildis-Kiosk, der mir für ein anderes Werk über griechische und armenische Weihnachts- und Neujahrsbräuche interessante Mitteilungen machte, verdanke ich auch für dieses Buch einige vortreffliche Stücke über griechische Sitten und Uebersetzungen aus türkischen Quellen.

36. **Richard Andree**: „Ethnographische Parallelen und Vergleiche". Stuttgart, 1878. Ich zog diese Parallelen namentlich in dem Abschnitte über Vampyrglauben und Krankheitszauber heran; so Vergleiche von Seite 1, 3, 5, 11, 13—14, 35, 36, 37—40, 45, 62, 66—67, 72—73, 80—82, 84—85.

37. **Dr. Ludwig Hopf**: „Tierorakel und Orakeltiere in alter und neuer Zeit. Eine ethnologisch- zoologische Studie". Stuttgart, 1888. Wurde von mir für Parallelen in meinem Kapitel über die Tierwelt in der Krankheitsmystik benützt.

38. **H. Ploss** und **Max Bartels**: „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. 2 Bände. Leipzig. Wurde von mir in den Abschnitten, welche die Schwangerschaft, die Niederkunft und die Wöchnerin behandeln, häufig benützt.

39. „Pflege der Kinder bei verschiedenen Volksstämmen", Globus XXXVIII 1880. 252.

40. **Dr. G. Engelmann** in St. Louis, Mo.: „Die Geburt bei den Urvölkern. Eine Darstellung der Entwickelung der heutigen Geburtskunde aus den natürlichen unbewussten Gebräuchen aller Rassen". Aus dem Englischen übertragen und mit eigenen Zusätzen versehen von **Dr. C. Hennig**, Professor an der Universität und Direktor der Kinderheilanstalt in Leipzig Mit 4 Tafeln und 56 Abbildungen im Text. Wien 1884.

41 **Professor Dr. Wilhelm Ebstein**: „**Die Medizin im Alten Testament**". Stuttgart 1901.

42. **J. P. Trusen, „Die Sitten, Gebräuche und Krankheiten der Hebräer"**. 2. Auflage. Breslau 1853.

43. **Der Koran.** Die auf Medizin, Aberglaube und Erotik bezüglichen Stellen des Korans sind von mir zum ersten Male ausgezogen und verwendet worden. Ich benützte die Uebersetzungen von Dr. L. Ullmann (Der Koran. Aus dem Arabischen wortgetreu übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen. 8. Auflage. Bielefeld und Leipzig 1881) und von Max Henning (Der Koran. Aus dem Arabischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen. Leipzig, 1901). Die Henning'sche Uebertragung hat vor der älteren Ullmann'schen den Vorzug, dass sie auch die Versnummern getreu nach dem Original angiebt.

Ich lasse nunmehr die übrigen von mir zu Rate gezogenen und mehr oder minder berücksichtigten Schriften oder Artikel der bezüglichen Litteratur in alphabetischer Reihe folgen:

44. **Aberglaube in Bosnien.** Feuilleton in der „Vedette", einer Beilage zur „Reichswehr", XXXIII. Jahrgang, Nummer 318, Wien, 18. September 1901. Verfasser ist nicht genannt.

45. **Vom Aberglauben der Türken.** Von H. F. Oesterreichische Monatsschrift für den Orient 1890. Nummer 7.

46. **Aleppo-Beule.** Globus Band 57, Seite 84—90, 100—106, 123—127: „Reisebilder aus dem nördlichen Syrien". Auf Seite 104 eine Anmerkung über die Aleppo-Beule. (Vgl. 125.)

47. **Arnauld,** Une enquête sur la peste dans le Kurdistan persan. Paris 1888. 54 Seiten. (Vgl. später 148—154.)

48. **Augenschminke. Kohol.** Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie etc. XIX 284; XX 210—214, 340—341, 417—422, 574; XXI 44—49, 423, 424, 585—586; XXII 47—48.

49. **Aussätzige in Jerusalem.** Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins XVI 247—256; XVIII 34—44. (Vgl. auch 160.)

50. **Abbé Poyet, Les lépreux de Jerusalem.** Annales de la Mission de Nôtre Dame de Sion 1879. Nummer 30, Seite 34—38. —

51. **Miss Emily Beaufort's** „Pilgerfahrt nach Egypten und Syrien". Auszug — über die Juden Jerusalems — im „Ausland" 1862, Seite 458 Diese Stelle bezieht sich auf die in meinem Kapitel über die Wöchnerin enthaltene Angabe: wer ein Kind geboren, muss — wenn sie noch so arm ist — 40 Tage lang bei dem Neugeborenen eine Lampe brennen lassen, um es gegen die Annäherung böser Geister zu schützen.

52. **Dr. Walter Behrnauer,** Attaché à la Bibliothèque Impériale de Vienne. Mémoire sur les institutions de police chez les Arabes, les Persans et les Turcs. Paris 1861. Extrait du No. 5 de l'Année 1860 du Journal Asiatique. Ich zitierte nach Seite 39—40 und 58—59 — in meinem Kapitel über die Prostitution — die Stellen über die Verordnungen des Sultans Ghasan und über die Ursachen der Pest in Kairo vom Jahre 1436; ferner resumierte ich — im Kapitel über die Kosmetik — nach Behrnauer 168—180 Einiges kurz über die altarabischen Fälschungen kosmetischer und pharmaceutischer Präparate, endlich nach Behrnauer 202 205 die Angaben über Bäderordnung. Ich verweise hier auch noch auf die interessanten medizinpolizeilichen Vorschriften der Araber bei Behrnauer 205—214, von denen ich selbst in meinem Buche ausführlicher zu reden Abstand nehmen musste.

Dr. M. Benedikt schildert **„Ein Fellah-Gehirn"** in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie etc. XXIII Seite 99—102.

54. Herr von **Berg.** Aberglaube und Sprichwörter bei den Wallachen im Banat, gesammelt um 1867. Globus XII 382—383. Enthält Einiges über den Vampyrglauben, namentlich die Ansicht dass rothaarige Männer Vampyre seien.

54a. **Dr. Bergson:** „Zur Beschneidungsfrage" Litteraturblatt des Orients, Berichte, Studien und Kritiken für jüdische Geschichte und Litteratur. Leipzig 1844, No. 27, Spalte 423—428.

55. Berichte des **Dr. Bernard**, eines der Reformatoren der türkischen Medizinschule, sind nur wenige vorhanden. Ich verdanke zwei wertvolle Berichte dem Docenten Dr. Viktor Hammerschlag in Wien; Letzterer verschaffte mir aus der Bibliothek der Aerzte in Wien die sonst nirgends zu findenden Bände der „Oesterr. Mediz. Wochenschrift als Ergänzungsblatt der mediz. Jahrbücher des k. k. österr. Staates." Herausgegeben von Dr. Joh Nep. Ritter von Raimann, Sr. k. k. Apost. Majestät erstem Leibarzt und k. k. wirkl. Hofrat. Hauptredakteur Prof Dr A. Edler von Rosas. Wien 1842—1844. Im Jahrgange 1844, Seite 247 Auszug aus einem Berichte des Dr Bernard über die Leistungen der mediz. Schule zu Galata Serai im Schuljahre 1258—1259 = 1842—1843. Im Jahrgange 1844, Seite 275: Bericht des Dr. Bernard über Anstellungen der zu Konstantinopel neu kreierten türkischen Doktoren der Medizin. Beide Berichte wurden von mir in meinem III. Kapitel, das den Einzug der europäischen Wissenschaft behandelt, verwendet.

56. **C. A. Bernard**, Docteur de Médecine et Chirurgie, Directeur et Professeur de Pathologie et des Cliniques médicale et chirurgiale à l'Ecole Impériale de Médecine de Galata Serai. **„Les Bains de Brousse en Bithynie** (Turquie d'Asie) avec une vue des Bains et un plan des environs de Brousse Constantinople 1842." 105 Seiten gr 8⁰. Das vortreffliche, aber fast vollständig verschollene Werk fand ich nach langem Suchen endlich auf der Wiener Hofbibliothek unter folgender Signatur: 77 Ee 69. Es war noch nie vorher verlangt worden! — Seite 1—8 enthalten die Widmung. Hierauf folgen bis Seite 18. „Allgemeine Regeln für den Gebrauch von Bädern", ein Abschnitt Seite 18—21 Ueber die Thermen und die Bäder von Brussa im Allgemeinen" und auf Seite 21—60 genaue Mitteilungen über die einzelnen Heilquellen von Brussa. Die Seiten 61—68 beschreiben den Weg von Mudania nach Brussa. Der Schluss des Buches ist einer Schilderung der Stadt Brussa gewidmet.

57. **Ueber „Schwefelbäder in der Türkei"** berichtet **Detlev Stern** in der „Schlesischen Zeitung". Ich fand diesen Artikel in einem Nachdruck im „Orient", Organ des Orient-Handelsmuseums (Berlin N. W. 40) IV. Jahrgang N. 5, Seite 103—106. Behandelt die **Bäder von Brussa.**

58. **Ignatz von Brenner**, „Ausflug von Konstantinopel nach **Brussa** in Kleinasien im Jahre 1793." Mit einem Kupfer Wien und Triest 1808. 12⁰. 102 Seiten. Das seltene Werkchen fand ich auf der Wiener Hofbibliothek (Signatur 48 L 77).

59. **„Die Gesundquelle am Tempel in Jerusalem"**, Ausland 1850, 537.

60. **„Die Hiobsquelle bei Jerusalem"**, Globus Band 41, Seite 272 und Band 44, Seite 82.

61. **Elisa-Quelle.** Im Globus LVIII 244—249 erwähnt **Olga Toeppen** in „Ein Ausflug nach Jericho" auf Seite 247 die Elisa-Quelle.

62. **„Heilbäder und Badeleben in Palästina"** schildert **H. Dechent** in der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins VII 178.

63. **Zahl der Bäder von Jerusalem.** Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins VI 106.

64. **Palästina-Bäder** werden erwähnt in der „Palästina-Kunde aus arabischen Quellen". Zeitschrift des Deutschen Palästina-Verein VIII 117—145 auf Seite 128, Zeile 16 und Seite 129, Zeile 2.

65. Ueber **Thermen in Palästina** in der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins XIX 51

66. Ueber die **Ilidscha-Quelle**, welche dem Vulkan Sichtschik bei Erzerum entstammt, fand ich eine Nachricht im Ausland 1851. Seite 205 und 210.

67. Das **Dianabad auf Santorin** erwähnt **Julius Faucher**: „Streifzüge durch die Küsten und Inseln des Archipels und des Jonischen Meeres", Berlin, 1878. Seite 100—109

68. **„Moslemischer Quellenkultus an der Panega in Bulgarien".** Von **F. Kanitz.** Im Globus XXV, Notiz Seite 255.,

69. **Heilquellen und Bäder im Orient.** Globus II 346 und Globus IX 61.

70. **Mineralquellen in Kurdistan** werden in einer Schilderung Kurdistans im Globus LVII 355—363 mehrfach erwähnt.

71. Eine Notiz über **Thermen in der Türkei** fand ich in Petermanns Mitteilungen etc. 1859, Seite 517 in dem Artikel von **Kind**: „Das alte Phazenion und seine Thermen."

72. Ueber **Thermalbäder** berichtet **L. de Launay** im III. Kapitel seines Buches: „Chez les Grecs en Turquie etc., Paris 1897

73. **Adonisquelle.** Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft II 443, III 365, VII 77.

74. Mitteilungen über **Heilquellen** enthält die Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins VII 222 im Artikel von **Gildemeister**: „Arabische Nachrichten des Mukaddasi".

75. **Hammers** Geschichte des Osmanischen Reiches enthält folgende auf **Thermen** bezügliche Stellen: I 85, 91—92, 115, 144, 151, 155, 160—162, 175, 185, 530; II 547; III 299; IV 568.

Auch **Polaks** schon erwähntes Buch über Persien enthält in **Band II 226—230** Nachrichten über persische Mineralquellen.

Weitere Mitteilungen über Erwähnungen von Bädern und Heilquellen zitiere ich in dem betreffenden Kapitel meines Buches. Hier fahre ich nun in der alphabetischen Aufzählung meiner Bibliographie fort:

76. **Berthérand,** Médecine et hygiène des Arabes. Paris 1855.

77. **Alphons Bilharz,** Descriptio anatomica organorum genitalium Eunuchi Aethiopis. Berolini 1859.

78. **Dr. Theodor Bischoff,** geboren 1831 in Augsburg, gestorben 8. August 1881 in Aleppo. Lebte von 1853 ab mit geringen Unterbrechungen im Orient, war von 1854 bis 1860 türkischer Militär-Arzt, dann praktischer Arzt, machte ausgedehnte Reisen durch die europäische und asiatische Türkei. Eine in seinem Nachlasse vorgefundene Schilderung seiner Reise von Aleppo nach Palmyra veröffentlichte Eduard Sachau im Globus, Band 40, Seite 363—366.

79. **Dr. O. Blau** in Trapezunt: „Reise im Orient." Berliner Zeitschrift für allgemeine Erdkunde 1861, X 80. Auch als Sonderabdruck erschienen.

80. **Böser Blick.** In meinem Kapitel über Krankheitszauber ist die von mir herangezogene Litteratur über diesen Gegenstand reichlich zitiert. Schon früher erwähnte ich in der Bibliographie Frau Lydia Einszler und Eijub Abela's Beiträge. Hier verzeichne ich noch: **Haurl,** „Der Islam", Seite 87, sowie ein „Marokkanisches Mittel gegen den bösen Blick", von dem in den „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie etc." XVIII 677 die Rede ist.

81. **Cholera.** „Die Cholera in Mesopotamien 1889." Oesterreichische Monatsschrift für den Orient XVI Heft 2 vom Febr. 1890, Seite 17—19.

82. **Cholera.** Journal der praktischen Heilkunde oder neues Journal der praktischen Arzneykunde und Wundarzneykunst, herausgegeben von C. W. Hufeland und E. Osann, Berlin 1831, gedruckt und verlegt bei G Reimer. 72. Band des Journals oder 65. Band des neuen Journals. I. Stück S. 88—108: „Darstellung und Behandlung der orientalischen Cholera", von der persischen Grenze mitgeteilt durch Dr. C. P. W. von **Hübenthal,** Medizinal-Inspektor, gegenwärtig in Arkatak.

83. **Cholera.** Hufelands Journal Band 74 oder 67 des Neuen Journals, Seite 38—47: „Die Cholera-Epidemie zu Konstantinopel und Verhaltungsmassregeln dabei", von **Bechzet,** Leibarzt des türkischen Kaisers. Aus dem Türkischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet vom Fürsten Demetrius Maurocordato zu Berlin. Die interessante Abhandlung ist in meinem Kapitel über die Cholera auszugsweise mitgeteilt.

84. **Cholera.** Hufelands Journal etc. Band 77 oder 70 des Neuen Journals, 1831, Stück IV, Seite 122: Empfehlung des Tabaks in der orientalischen Cholera.

85. **Krankheits-Dämone.** Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft II No. 9. Vgl. „Frankfurter Zeitung" 1901, 1 Morgenblatt, Nummer 349, vom 17. Dezember. Bericht über Ausgrabungen zu Babylon. Von mir im entsprechenden Kapitel erwähnt.

86. **Drusen-Keuschheit.** Ausland XXXIII 1860, 762—763: Auszüge aus „Sacy, Exposé de la Réligion des Druzes, 1838 Paris" und „Philipp Wolff, die Drusen und ihre Vorläufer, Leipzig 1845". Ich benützte die Stelle über Hamsa's Aussprüche, betreffend Keuschheit und Unzucht.

87. **Nikolaus Dossius** aus Epirus: „Aberglaube der heutigen Griechen", Freiburg i. Br. 1878.

88. **„Aus Egyptens Krankenstationen".** Erschienen in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift, reproduziert in der „Frankfurter Zeitung", I. Morgenblatt, Nummer 289, vom 18. Oktober 1901. Verfasserin, Frau eines hervorragenden Berliner Künstlers, starb einige Tage vor der Publikation des interessanten Artikels, der bloss mit B. D. gezeichnet ist. Behandelt die Kurorte Heluân, Luxor, Assuan und Ramleh, schildert die Bäder, die Hôtels und Pensionen, Promenaden, die Molkerei, die Fahrgelegenheiten, die ärztlichen Verhältnisse etc., und ist für Personen, welche jene Gegenden aufsuchen wollen, ein angenehmer Reiseführer.

89. **Dr. Havelock Ellis:** „Geschlechtstrieb und Schamgefühl". Autorisirte Uebersetzung von Julia C. Kötscher, unter Redaktion von Dr med. Max Kötscher. Zweite Auflage. Würzburg 1901. Für verschiedene Kapitel meines Buches kamen als Parallelen und Vergleiche folgende Stellen in Betracht: Seite 4 Frottiren; 15: der geheime Coitus; 15 Penis und böser Blick; Seite 20, 25—26, 27, 34: Nacktheit; Seite 16 und 65. Lexikon des Sexuellen, Seite 20: Die Dimensionen des Penis; 20 und 49: Urin; 21: Begattungstanz; 34 und 53: Schamlosigkeit, 37. Bäder, 56, 57: Menstruation, 57: böser Blick; 92—95, 98: Menstruation und Coitus; 172: Onanie bei Männern; Onanie bei Frauen. 99, 170—174; 99. Fruchtbarkeit und Menstruation; 120—122, 126—130, 132—139: Erotische Frühlings- und Herbstfeste; 128: Die Palme als Symbol der männlichen Kraft; 297—301, 305—308: Menstruation, Schlange und Penis, Schlange.

90. **Dr. Paul Eram,** Médecin des Hôpitaux de Constantinople: „Quelques considérations pratiques sur les accouchements en Orient", Paris 1860, imprimé par E. Thunot et Cie., rue Racine 26.

91. **L. Finke:** „Von den verschiedenen Verfahren der Völker bei Kranken, Sterbenden und Gestorbenen". Bingen 1789.

92. **Adolf Flachs:** „Rumänische Hochzeits- und Totengebräuche", Berlin 1899. Eine interessante, vornehmlich aus Werken rumänischer Autoren schöpfende Arbeit.

93. **Professor Fleischer:** „Ueber das vorbedeutende Gliederzucken bei den Morgenländern" Sonderabdruck aus den Verhandlungen der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Leipzig 1849.

94. **Fleischer: „Michael Messchâka's** Kulturstatistik von Damaskus". Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Leipzig 1854, VII. 365. Enthält die Namen und Stiftungsjahre von drei medizinischen Schulen: Die eine ist gestiftet im Jahre 621 der moslemischen Zeitrechnung von Muhaddab-ad-din Abd al Munim ad Dahur, geboren 565, gestorben 628; das Stiftungsjahr der zweiten ist unbekannt, ihr Stifter ist Imad ad din Mohammed bin Abbas ar Rabie, gestorben 682; die dritte wurde 664 gegründet von Nadschmaddin Jahja Ibn al Lubudi, dem Sohne des Filzdeckenhändlers. — Zwei andere Mitteilungen von Michael Messchâka findet man ebenfalls in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft IV 128, Zeile 9 und VII 353.

95. **Dr. Forest**, Brief an Dr. Butler. American Journal of Insanity. Januar 1850. Die Stelle über **Behandlung des Wahnsinns in Syrien** wurde von mir nach der Uebersetzung im „Ausland" 1853, 719 wiedergegeben.

96. **Ludwig August Frankl's** „Reise nach Jerusalem"; enthält Mitteilungen über den jüdischen Krankheitsdämon Brusche und über jüdische Gebräuche in Beyrut, die ich im Kapitel über die Schwangerschaftsgebräuche erwähne.

97. **G. Frisch**: „Verunstaltungen der Genital-Organe im Orient". (Unter Vorlage verschiedener Präparate, Vortrag in der Berliner Gesellschaft für Ethnologie etc. Bericht darüber in den „Verhandlungen der Gesellschaft 1894, Band 26, S. 455—458).

98. **Furnari**, „Voyage médical dans l'Afrique septentrionale", Paris 1845.

99. Sanitätsrat **Dr. L. Fürst** (Berlin). „Das Geheimnisvolle in der Heilkunde". Illustrierte Unterhaltungsbeilage zu der Zeitung „Der Tag" von Mittwoch, 6. November 1901, Nummer 498, Seite 2 und 3. Fürst's kleine Abhandlung ist eine interessante Parallele zu meinen Kapiteln über Wunderheilkunst im Orient. Fürst sagt: Die Ursache, weshalb der Kranke zum Geheimnisvollen hinneige und oft dieses an Stelle der nüchternen, ehrlichen Wissenschaft bevorzuge, sei darin zu suchen, dass das Mystische von jeher die Menschen angeregt habe, besonders diejenigen, welchen die Krankheit ein schrecklicher Dämon, deren Bekämpfung einem Kampf gegen böse Geister gleich sei. In solchen Vorstellungen wurzele der Exorzismus, welcher Teufel und Unholde, die vom Körper Besitz ergriffen hatten, heraustrieb, indem er Gebete und Beschwörungsformeln gegen sie anwandte. Fürst lässt dann in wenigen Zeilen einen Einblick in die Mystik der Gebetsheilungen und Sympathie-Mittel, der Beschwörungen und Beräucherungen thun.

100. **Henry Gaidoz**, La Rage et St. Hubert. Paris 1887. Ein interessantes Buch, das sich mit den abergläubischen Gebräuchen gegen **Tollwut** beschäftigt.

101. „Indogermanischer Zauberspruch gegen **Gelbsucht**." In der Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft XIII 115.

102. **Goguel**, L'accouchement chez les Hébreux et les Arabes. Gazette médicale hebdomadaire, Paris 1877, Nummer 23, Seite 368.

103. **Ignaz Goldziher**: „Die Zahlen im mohammedanischen Volksglauben." „Ausland" 1884, Nummer 17 vom 18. April 1884.

104. **Spir. Gopčević**: „Die Ehe in Ober-Albanien." Uebersetz von Hecquard. „Globus", Band 39 vom J. 1881, S. 171.

105. **Carl Haberland**: „Ueber Gebräuche und Aberglauben beim Essen". In der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Leipzig 1887, 4. Heft, Seite 353—385. Die auf den Orient bezüglichen Gebräuche wurden von mir an den entsprechenden Stellen erwähnt.

106. **Johannes Hauri**, Pfarrer in Davos: „Der Islam und sein Einfluss auf das Leben seiner Bekenner." Leiden (1881).

107. **H. Hoessli**· „Der Eros der Griechen" oder „Forschungen über platonische Liebe". II. Auflage. Münster in der Schweiz.

108. **Jerusalem.** A. M. Luntz' Jahrbuch zur Beförderung einer wissenschaftlich genauen Kenntnis des jetzigen und alten Palästinas, II. Jahrgang 5647—5648. Jerusalem 1887 Enthält ein Verzeichnis der Spitäler.

109. **Emile Juillard**, Femmes d'Orient et femmes européennes", Genève—Paris 1896.

110. **Dr. med. L. Katzenelson**: „Die altjüdische Medizin", Breslau.

111. **„Kinder-Erziehung bei den Fellachen."** Wert der Söhne, Wert der Töchter, zärtliche Mutterliebe, Dienstleistungen der Kinder. In der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins IV 63—66.

112. **Alfred Körte**: „Anatolische Skizzen." Berlin 1896. Seite 64—50· Cholera in Eskischehir und Quarantäne.

113. **Prof. Dr. Julius Köster**: „Hohenzollernfahrten zum Heiligen Lande." Berlin. Darin sind enthalten Beschreibungen des Nürnberger Arztes **Hans Lochner**, der die Söhne des ersten Kurfürsten, die Markgrafen Johann und Albrecht, nach dem Morgenlande begleitete.

114. Aus **Prof. Kussmaul's** Nachlasse publizierte Prof. Czerny in der „Deutschen Revue" Oktober 1902 einen Artikel über **„Epilepsie"**, der sich auch mit der Krankheit im Altertum und mit dem Aberglauben beschäftigt und von dem Epilepsie-Dämon Erwähnung thut.

115. **„Die Medizin bei den Koreanern".** Auszug aus dem vom russischen Finanzministerium in russischer Sprache 1900 in drei Teilen herausgegebenen Werke: „Opissanije Koreï („Beschreibung von Korea") in der deutschen „St. Petersburger Zeitung." Die Stellen, welche ich reproduziere, sind interessante Parallelen zu meinen Mitteilungen über die Kurpfuscherei der näheren Orientalen.

116. Ueber **„medizinische Gebräuche und Heilmittel der Eingeborenen in Afrika"**, von Bwana Kuni. Im „Berliner Tageblatt", 5. Beiblatt, Nummer 467 vom 14. September 1902. Mitteilungen über Gifte, Epilepsie, Massage, Amulette, Impfung und Rheumatismus. Interessante Parallelen zu meinen entsprechenden Kapiteln.

117. **„Der Kafferndoktor."** Ein interessantes Feuilleton in der **„Kölnischen Zeitung"** 1900, Sonntags-Ausgabe Nr. 707. Der nicht genannte Verfasser bringt merkwürdige Parallelen zu einigen Kapiteln meines Buches. Dem Kafferndoktor sieht man schon von Weitem an, dass er etwas Besonderes vorstellt. Bei seinen Wanderungen marschiert er in landesüblicher Weise an der Spitze eines kleinen Gefolges — einer Anzahl Frauen. Mitgeführt wird ausser Arzneimitteln die Schlafgelegenheit. Die Bewegungen des Arztes beim Gehen zeigen, dass der Doktor in ewiger Unruhe sich befindet, und kennzeichnen ihn als einen Vielbeschäftigten, als einen gesuchten Doktor von Ruf. Um den Hals hängt ihm ein Teil der Apotheke. Kleine Beutelchen aus Schlangenhaut dienen als Behälter, die ihrerseits von einer mehr oder weniger phantastisch verzierten Schnur getragen werden. Der Kafferndoktor zeichnet sich durch eine reiche Kenntnis von heilkräftigen Pflanzen aus. Er versteht sich auf Behandlung von Verletzungen, Wunden und Knochenbrüchen und verfügt über

eine redegewandte Zunge. Führt die Behandlung eines Patienten nicht zum gewünschten Ziele, so weiss er nachzuweisen, dass das keineswegs an ihm, seinem Wissen und Können liege, sondern es spielten eben andere Umstände dabei eine Rolle; böse Geister und Zauberei trieben ihr Unwesen. Zahlung für seine Bemühungen erfolgt nur im Falle der Heilung. Europäische Doktoren werden zuweilen von Kaffern gern gerufen, aber sie fordern, durch Erfahrungen belehrt, Zahlung vor der Untersuchung oder Behandlung. Wenn irgend möglich, drückt sich der Patient um das Honorar, auf jeden Fall versucht er aber zu handeln. Die Kuren sind, ganz wie bei den orientalischen Wunderkuren, mit viel Hokuspokus verknüpft.

118. **Langkavel:** „Asiaten und ihre Kinder." In der Zeitschrift „Aus allen Weltteilen" XXI 171—177, 198—204.

119. **William Lempriere's** Englischen Wunderarztes „Reyse von Gibraltar über Tanger, Salee, Santa Cruz, nach Tarudant und von da über den Atlas nach Marokko". Aus dem Englischen von E. A. W. Zimmermann. Im VIII. Bande des „Magazins von neuen und merkwürdigen Reysebeschreibungen". Berlin 1792.

120. **François Lenormant:** „Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer" Jena 1878. (Jetzt Verlag von H. Barsdorf in Berlin.)

121. **Heinrich Lewy:** „Morgenländischer Aberglaube in der römischen Kaiserzeit." In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Wien 1893, III 23—40, 130—143, 288. Hebräische Gebräuche, die von mir an verschiedenen Stellen zu Vergleichen herangezogen wurden.

122. **Dr. Emerich Lindenmayr,** quiescierter Chef des fürstl. serbischen Sanitätswesens. „Serbien, dessen Entwicklung und Fortschritt im Sanitätswesen, mit Andeutungen über die gesamten Sanitätsverhältnisse im Orient." Dieses ebenso interessante als seltene Buch erschien 1876 in Temesvar in Ungarn.

123. **Dr. B. London:** „Ueber die Acclimatisation der Oesterreicher in der Levante" Vortrag im Orientalischen Museum in Wien am 26. Jänner 1876.

124. **Lüring-Dümichen:** „Die über die medizinischen Kenntnisse der alten Aegypter berichtenden Papyri, verglichen mit den medizinischen Schriften griechischer und römischer Autoren", Leipzig 1888.

125. **Dr. F. Ritter von Luschan:** Mitteilung über „die Therapie des **Aleppoknotens**" in den Verhandlungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft XIV 71. (Vgl. früher 46.)

126. **Heinrich Freiherr von Maltzan:** „Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis". 3 Bände. Mit Titelkupfer und einem Register. Leipzig 1870.

127. **Manuskripte.** In der Manuskriptensammlung der Wiener Hofbibliothek befinden sich nach Flügel folgende **Türkische Schriften zur Medizin:** Ein Werk von Hadschipascha, das ich in meinem Buche im Kapitel über die osmanischen Hofärzte erwähnt habe; ferner: „Das Buch der erprobten Heilmittel" von dem 14 Jahre lang am Krankenhause zu Amasia angestellten Scharafeddin bin Ali bin al Hadschi Ilias, im Jahre

873 = 1468 verfasst, enthaltend 17 Kapitel auf 59 Blättern; „Das Buch der Erläuterung über die Geheimnisse der Ehe“ von Abdarrachman bin Nasr bin Abdallah al Schirasi, in zwei Teilen, von denen der erste in 10 Kapiteln die Geheimnisse der Männer, der zweite ebenfalls in 10 Kapiteln die Geheimnisse der Frauen behandelt, insgesamt 47 Blätter Duodez; „Das Buch der Heilmittel oder Stimulantia“, türkische Uebersetzung des Bachnama vom Scheich Mohamed bin Mustafa al Maaddi, der am 821 = 1418 starb, 29 Abschnitte auf 203 Blättern Oktav; die von Nidaji in Verse gebrachte medizinische Abhandlung des Scheich Mohamed bin Mohamed, genannt Kaisunisade, übersetzt und in Verse gebracht für Sultan Selim Chan II; „Buch der Arzneikunde, der Heilmittel und der gewöhnlichen Künste“, von unbekanntem Verfasser, enthaltend auf dem ersten Blatte das Verzeichnis der Lebensdauer von 32 Propheten, von Adam bis Hiob, worauf die Schilderung der Bereitung von Latwergen und Pflastern beginnt, im Ganzen 18 Blätter; „Eine Arzneimittellehre“ in Tabellen von Sajid Mohamed, bekannt unter dem Namen Hakim Emir Tschelebi, Primararzt zu Konstantinopel um 1639, der ebenfalls in meinem Kapitel über die Hofärzte erwähnt wird; Eine Uebersetzung von Mattiolis Commentar zu den 6 Büchern des Dioscorides, vom Arzte zu Belgrad Utman bin Abderrachman, der um 1770 = 1184 lebte, gewidmet dem Sultan Abdul Hamid I.

128. **Wilhelm Marr:** „Der Mensch und die Ehe vor dem Richterstuhle der Sittlichkeit.“ Leipzig 1848.

129. **Massage.** Ueber Massage im Altertum hielt **Dr. Milchner** im Dezember 1899 einen Vortrag in einer Sitzung des Vereins für innere Medizin zu Berlin. Bericht hierüber im „Berliner Tageblatt“ 1899, Nummer 641 vom 17. Dezember, I. Blatt, Seite 9. In den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie, 28. Band, 1896, bespricht C. F. Lehmann eine assyrische Darstellung der Massage; dazu ein Bild nach einer Photographie von Dr. E. Martens. Vgl. auch Königliches Museum in Berlin, Verzeichnis der vorderasiatischen Altertümer, Seite 102.

130. Hufelands Journal etc. Band 74 alt oder 67 neu, 1832, IV Stück, Seite 18—56. „Einige Bemerkungen über den Zustand der Medizin in der Türkei und vorzüglich in der Hauptstadt des türkischen Reiches.“ Vom **Fürsten Demetrius Maurocordato.**

131. „Medicinischer Almanach für das Jahr 1838.“ Von Johann Jacob Sachs, III. Jahrgang, Berlin 1838. Seite 55—71 **„Die Medicin in der Türkei und Aegypten,** nach verschiedenen ethnographischen Quellen zusammengestellt vom Herausgeber.“ Hauptsächliche Quellen: A Brayer, „Neuf années à Constantinople“ etc., Paris 1836; Madderny, Travels in Turkey, Egypt and Palestina; sowie Berichte der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“

182. In der in Szamosujvar in ungarischer Sprache erscheinenden Monatsrevue „Armenia" 1888, II. Heft, Seite 61, fand ich aus Neumanns armenischer Litteraturgeschichte folgende Stelle reproduziert: Ein ärztliches Werk aus dem XII. Jahrhundert. Der armenische Arzt Mechithar, der vor 700 Jahren lebte, wurde in Persisch-Armenien geboren. Er besass nicht nur tüchtige Kenntnisse in der Philosophie und Astronomie, sondern war auch im Griechischen, Arabischen und Persischen sehr bewandert. Unter dem Titel „Trost im Fieber" veröffentlichte er im Jahre 1189 ein ärztliches Werk — wie er in seinem Vorworte erwähnt, auf Wunsch des mit ihm innig befreundeten Patriarchen Georg IV. „Ich wünschte" — schrieb er — „meinem Buche diesen Titel zu geben, denn es kann sowohl von den Aerzten als auch von den Kranken benutzt werden; diese werden nämlich belehrt, auf welche Weise sie am raschesten geheilt werden können und jene, wie sie beim Heilen vorgehen sollen." — Dieses Werk ist eine sehr lange Abhandlung, zusammengetragen aus den Werken der besten alten griechischen, arabischen und persischen Aerzte, eingeteilt in 46 Kapitel. Den Hauptgegenstand bilden die drei Arten des Fiebers, u. z. das fäulniserregende und das trockene Fieber, das heisse und das schleichende Fieber und schliesslich das temporäre und das konstante Fieber. Zwei Abschriften dieses Werkes befinden sich in der Pariser Nationalbibliothek und in der Bibliothek der Mechitharisten zu Venedig. Der Autor ist nicht mit dem Mechithar zu verwechseln, der im XVIII. Jahrhundert lebte und den nach ihm benannten gelehrten Mönchsorden gründete.

183. **„Der Gebrauch der Alten, ihre Geliebte zu schlagen".** Aus dem Französischen mit Anmerkungen wortgetreu nach der Ausgabe von 1766. Stuttgart 1856.

184. **G. Frilley et Jovan Wlahovits: „Le Montenégro contemporain"**, Paris 1876. Seite 420—432: über montenegrinische Medizin.

185. Bosnische Volkskunde. Antworten von **Milena Mražović** auf Fragen von Dr Max Bartels. Mitgeteilt in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie etc. Band 28, 1896. Seite 279—284. Einige dieser Antworten wurden von mir verwendet und an den betreffenden Stellen zitiert.

186. **Dr. Isak Münz:** „Ueber die jüdischen Aerzte im Mittelalter." Berlin 1887.

187. „Zur Gesundheitspflege in den Tropen." Ausland 1888 XII, 236—240; XIII. Heft, 254—58. Führt die arabischen Namen der Krankheiten an.

188. „Ueber den Zustand der Heilkunde und über die Volkskrankheiten in der europäischen und asiatischen Türkei". Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte von **Friedrich Wilhelm Oppenheim**, Doktor der Medizin und Chirurgie, kais. russischem Kollegienassessor und Ritter, prakt. Arzt und Wundarzt in Hamburg. Hamburg 1833. 8° 149 Seiten. — Dieses selten gewordene Buch fand ich auf der Wiener Hofbibliothek. Sign.: 61 M. 72. Oppenheim lebte 3 Jahre in der Türkei und zwar im Inneren; als Arzt der Armee bereiste er häufig die fernen Provinzen, hatte Zutritt in türkische Häuser. In seinen Mitteilungen berührt er die Hauptstadt fast gar nicht,

sondern folgende Provinzen. Albanien, Bosnien, Mazedonien, Bulgarien, Rumelien und Anatolien. Aus dem Inhalt erwähne ich: Seite 2—6 böser Blick, 6—12 Wunderärzte; 12—15 gebildete Aerzte; 15—17 Arzt und Kranker, Heilkuren; 20—27 Stellung des Arztes und Honorare; 29—34 Vergiftungen; 34—41 Harem; 42—44 Verschönerungsmittel; 45—63 Frau und Kind; 79—87 Unzucht; 89 Aphrodisiaca; 50—52 Gymnastische Uebungen. Für meine Arbeit kam wenig in Betracht, da sich Oppenheims Schilderungen von anderen Quellen nicht wesentlich unterscheiden.

139. Ueber **Opium** im „Globus", Band 44, Seite 375: im Berichte über „Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien".

140. **Dr. Joh. Fr. Osiander**: „Volksarzneimittel gegen Krankheiten des Menschen". 3. Auflage, 2. Abdruck. Tübingen 1844.

141. **W. G. Palgrave**: „Une année dans l'Arabie centrale 1862—1863" Trad. Jonveaux et Launay. Paris 1873.

142. „Etudes sur les Tchinghianes ou Bohémiens de l'empire ottoman" par **Alexandre G. Paspati**, Constantinople 1870. Verfasser war praktischer Arzt griechischer Nation.

„Serbische Volksmedizin". **Petrowitsch nach Gjorgjewitsch.** Globus 1878. XXXIII 348. (Vgl. 17.)

143. Ueber die kriminellen Abtreibungen in Konstantinopel". **Dr. Pardo's** Mitteilung, übersetzt durch Dr. Lebovics. Berliner klinische Wochenschrift X 1873. Heft 10 und 11, Seite 118 und 129.

144 „L'Orient, les Réformes de l'Empire byzantin". Par **J. S. Pitzipios Bey.** Paris. Bericht über kriminelle Abtreibungen in Konstantinopel.

145. **Pocken und Masern.** Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, III. Band, 456—464: „Zur Geschichte der arabischen Heilkunde". Ueber eine Arbeit des Engländers Dr. W. A. Greenhill, betreffend die Ansichten und Erfahrungen des Rhazes in Bezug auf die Pocken und die Masern, die von den Arabern zuerst deutlich beschrieben wurden. Rhazes hat bekanntlich eine mustergiltige Schrift über diesen Gegenstand verfasst.

146. „Geburts- und Totengebräuche der Rumänen in Siebenbürgen". Von **Robert Prexl** im 57 Bande des Globus, Seite 26—30.

147. **Pruner**, „Krankheiten des Orients", Erlangen 1847.

148. „Ueber die orientalische **Pest** bei den Montefik-Arabern". Eine Notiz von 8 Zeilen im „Globus" XXVIII Seite 48.

149. Dr. Aubert, „De la **peste** ou Typhus d'Orient". Paris 1840.

150. Dr. Lorinser, „Die **Pest** des Orients". Berlin 1837.

151 Clot Bey, „De la **peste** observée en Egypte" Paris 1840.

152. Dr. Bulard, „Ueber die orient. **Pest.**"

153. Dr. J. Gruber, „Neuere Stimmen aus der Levante". Wien 1839. Enthält Mitteilungen über **Pest.**

154. Histoire de la **Peste** Bubonique au Caucase, en Arménie et en Anatolie dans la première moitié du dix neuvième siècle. par J.-D. Tholozan, Correspondant de l'Académie des Sciences. Paris, G. Masson 1876. Interessant für die Pest-Statistik. (Vgl. auch 47.)

155. **Radloff**, „Das Schamanenthum", Leipzig 1885.

156. **Dr. Rafaelowitsch**, ein russischer Arzt, kam im März 1846 nach der Türkei, vorzugsweise um die Pest und Cholera zu studieren und das osmanische Quarantäne-System kennen zu lernen. Er besuchte in Konstantinopel sorgfältig und wiederholt die medizinische Schule in Galata Seraï, die Spitäler aller Konfessionen und Nationen, sammelte interessante Berichte von den Konstantinopeler Aerzten, und reiste dann nach Smyrna, Syrien, Palästina und Aegypten. Die Resultate seiner Studien und Reiseerlebnisse veröffentlichte er in russischer Sprache in den „Vaterländischen Memoiren" 1846 XII und 1847 I. Das „Ausland" vom Jahre 1847 begann die Publikation einer deutschen auszugsweisen Uebersetzung des ausführlichen lesenswerten Berichtes von Rafaelowitsch auf Seite 415—416.

157. „Ueber die hygienischen Verhältnisse von Salonichi" publizierte **Dr. J. Radwaner**, der dort lange Jahre als österreichisch-ungarischer Konsulatsarzt thätig war, in der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient", Band XIV Heft 7 vom 15. 7. 1888, Seite 108 bis 109 folgendes. Das Klima von Salonichi ist ein gemässigtes. Die mittlere Jahrestemperatur schwankt zwischen 16—18° Celsius, die höchste Temperatur im Juli und August beträgt 35° Celsius, die tiefste im Jänner und Februar 10° Celsius unter Null. Der mittlere Barometerstand ist 763, doch kommen zeitweise grosse Schwankungen vor, so ein Fallen des Barometers um 20 und mehr Millimeter im Verlaufe weniger Stunden, mit darauffolgendem heftigen Nordsturm. Vorherrschende Winde sind: Nord, Nordost-Landwind, sogenannter Wardarwind aus Süd, Südwest, Seewind-Imbat. Jährlich gibt es ein oder mehrmals, meist im Herbste, Erdstösse. Die grösstenteils ärmliche Bevölkerung wohnt dicht gedrängt in schmutzigen alten Holzhäusern. Die engen schmutzigen Strassen sind entweder gar nicht oder mangelhaft gepflastert. Ausnahmen machen das Frankenviertel und der Quai, in dem höher gelegenen Türkenviertel sind die Verhältnisse gleichfalls etwas günstiger. Die Wasserversorgung lässt zu wünschen übrig. Zwar ist das vom nahen Gebirge kommende Wasser klar und geniessbar, es wird jedoch durch schlechte Leitungen und vernachlässigte Aufsicht verunreinigt und ist besonders im Sommer voll Krankheitskeime. Kanalisation ist, bis auf einige notdürftig angelegte Kanäle in den Hauptstrassen des Frankenviertels, nicht vorhanden. Im Norden und Nordwesten der Stadt, in der Nähe des Bahnhofes, breiten sich die flachen Mündungen des Wardarstromes aus. Diese, sowie die weiter nördlich gelegenen Sümpfe, unter letzteren namentlich der von Amatovo, sind die Hauptquellen der zahlreichen und vielartigen Malaria-Krankheiten, welche diese grosse Hafenstadt alljährlich mit grösserer oder geringerer Heftigkeit heimsuchen. Die Hauptfiebermonate sind Juli, August und September, am meisten leiden alsdann die gegen Norden gelegenen Stadtteile. Der warme Nordwind streicht über die erwähnten Sümpfe, imprägniert sich mit Krankheitskeimen und führt diese der Stadt zu; gleichzeitig macht er den Imbat unwirksam, diesen segensreichen erfrischenden Seewind, der fast täglich, um die Mittagszeit beginnend und gegen Abend immer stärker werdend, die ozonreiche und darum miasmenfreie Meeresluft herbeiweht. Der Wardarwind

ist im Winter, wo die Sümpfe teils gefroren, teils wasserreich sind, nicht bösartig; er wird es erst in den Sommermonaten, besonders nach wenig ausgiebigem Regen, der den Boden aufweicht, ohne ihn vollkommen zu befruchten. Zu diesen natürlichen Uebelständen kommt noch die mangelhafte Sanitätspflege.

158. **Rajasich**, „Leben, Sitten und Gebräuche der Südslawen," Wien 1873.

159. **Gustav Rasch**. „Die Türken in Europa." Prag 1873.

160. **Reinicke**, „Bericht über das deutsche Aussätzigenhospital zu Jerusalem." Wochenblatt des Johanniterordens 1880, 195—197.

161. „Dalmatinischer Aberglaube" von **Reinsberg-Düringsfeld**. Globus XVII Enthält Todesanzeichen (Bellen der Hunde, Geschrei der Eule, Zahl 13, Priesterbesuche).

162. Das Journal der Chemie und Augenheilkunde von Graefe und Walther, Berlin 1841. XXX. Band, Heft 4, enthält eine Mitteilung über „Ein dem **Ramossieren** und **Schampuen** der Orientalen ähnliches Volksmittel bei **Rheumatismus**."

163. **C. Rique**. „Etudes sur la médecine légale chez les Arabes". Gazette méd. de Paris 1868, No. 10, 156, 161.

164. „Gebrauch der **Rosen** im Orient". Globus IX, 95.

165. Die katholischen Missionen, Freiburg i. B. Verlagsbuchhandlung Herder. 27. Jahrgang, Nummer 9, vom Juni 1899: **„Rumänische Sitten und Gebräuche"** von **Joh. Al. Roth**, S. J. (Tod und Begräbnis).

166. **Royle**, „Ein Versuch über das Altertum der indischen Medizin". Aus dem Englischen von Wallach. Mit Einleitung und Zusätzen versehen von Heusinger. Cassel 1839. Seite 96, 188: über Kohol.

167a. **Joseph Russegger**, k. k. österreichischer Bergrat: „Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835 bis 1841" etc. Stuttgart 1841—1848. In der Begleitung des Verfassers befand sich als Expeditionsarzt Dr. Veit aus Mergentheim in Württemberg. I. Band, I. Teil, 169—172: Medicinische Schule Abusabel-Kairo, 233: Medizin in Aegypten, 235—243: Augenkrankheiten in Aegypten, 244—249, 410—411: Krankheiten in Syrien, 819: Sanitätswesen in Aegypten. — I. Band, II. Teil: 539—540, 582—584: Krankheiten in Karamanien, 632—633: Quarantäne.

167b. **Dr. Carl von Scherzer**: **„Smyrna"**, Wien 1873. Seite 168: Blutegel; 178—189: Mineralwässer. Ferner Seite 141: Mastix; 149: Lakritzensaft; 147—148 Salep. Ueber Letzteres vergleiche für meine Angabe nach: Meyer's Konversationslexikon 5. Auflage, Band 15, Seite 147.

168. **Salomon Siegel**. **H. Lewy**: Ueber die von Layard aufgefundene chaldäische Inschrift auf Topfgefässen. Zeit-

schrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft IX. Band, 467. Seite 491, Anmerkung: „Ueber alles Gesiegelte haben die Dämone keine Gewalt, ist schon althebräische Ansicht." (Vgl. Hammer-Purgstalls Litteraturgeschichte der Araber V, Seite 1075, Anmerkung 2, woselbst Näheres über das Zeichen auf dem Ringe; Weil, Biblische Legenden der Muselmanen, Seite 225 etc.)

169. **Sator-Arepo-Formel.** Hierüber enthalten die Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, zahlreiche interessante Mitteilungen. Im Bande XII, Nummer 18, Seite 42—47, berichtet Treichel über ein Tolltäfelchen aus Wahlendorf. Fortsetzungen findet man in XIII, 35—36, 181, 162—167, 258 260, 383; XIV, 264—267, 415, 509, 555, XV, 247, 354, 535; XVI, 66—70; XVII 397; XVIII, 200—201, 249—250, 315; XIX, 69—75.

170. **B. Schmidt,** „Das Volksleben der Neugriechen und des hellenischen Alterthums" Leipzig 1871.

171. **Dr. Adrian Schücking:** „Türkische Erlebnisse und russische Schicksale. Geschichte eines Mitgenommenen". Wien, 1879. Enthält Mitteilungen über die Sanitätsverhältnisse bei der türkischen Armee während des letzten russ.-türk. Krieges.

172. „Ueber die **Kahlköpfigkeit** der Orientalen". **Schweiger-Widdin** in der Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient XI 93.

173. **Das sexuelle Leben** der Naturvölker", Verfasst von Dr. Josef Müller. Zweite stark vermehrte Auflage. Augsburg (1901).

174. **Sitten und Gebräuche der Mohamedaner in Bosnien.** Kölnische Zeitung 1901, Nummern 366, 386 und 406. Inhalt: Geburt, Kindheit, Flirt, Brautwerbung, Hochzeit, Familienleben, Totenbräuche.

175. **Adolf Strauss,** „Die Bulgaren". Leipzig 1898.

176. **H. Stücker,** Sitten und Charakterbilder aus der Türkei und Tscherkessien. Berlin 1861.

177. Ueber den Zustand der ärztlichen Praxis in **Syrien** fand ich eine interessante Mitteilung in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, IV Band, Seite 128, Zeile 8 und folgende, im Berichte über Journal of the American Oriental Society. Vol. I Boston 1849. Van Dyck erzählt in letztgenanntem englischem Buche von den **Quacksalbern in Syrien,** Die Notiz wurde in meinem Kapitel über die orientalischen Kurpfuscher verwendet.

178. **„Krankenhäuser in Jerusalem".** Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins XVII 274. (Vgl. 108.)

179. **„Demirchane",** Globus III.

180. Kölnische Zeitung vom 19. September 1900, im Feuilleton **„Eine türkische Musteranstalt".** Notiz nach einer Schilderung des Coburger Professors Breitung, das **Marine-Hospital in Konstantinopel** betreffend.

181. **„Les Hôpitaux à Constantinople".** Extrait du „Journal des Débats". Paris — Constantinople 1886.

182. Ueber das **„Hamidje-Kinderhospital in Schischli"** erhielt ich einen Jahresbericht der Direktion, gedruckt in Konstantinopel 1817. (Türkisch).

183. **Talismane.** „Beiträge zu den Monogrammen auf muhammed. Talismanen", von Prof. G. Flügel. In der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft X 518.

184. **Titus Tobler,** prakt. Arzt: „Bethlehem und Palästina" Topographisch und historisch geschildert. St. Gallen und Bern 1849.

185. **Ciro Truhelka,** Custos am bosnischen Landesmuseum. „Die Heilkunde nach volksthümlicher Ueberlieferung in Bosnien". Mit Auszügen aus einer alten Handschrift. 4⁰. 17 Seiten.

186. **Professor Vámbéry** machte mich aufmerksam, dass er in seinem „Tschagataïschen Studien" die Uebersetzung und das Original eines alttürkischen Medizinstückes mitteilte.

187. **Rudolf Virchow,** „Medizinische Erinnerungen von einer Reise nach Aegypten". Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie. 1888. Band 118.

188. Zeitschrift für Ethnologie, Verhandlungen, 27 Band Seite 798. Mitteilungen von **Virchow:** In Albanien verzeichnete man bei einer speziellen Untersuchung, dass unter 100 Schulkindern 90 schwarze Augen und schwarze Haare, 10 blaue oder blaugraue Augen und rote, später meist kastanienbraun werdende Haare hatten. Wirklich blonde Haare findet man in Nordalbanien fast gar nicht, in Mittelalbanien äusserst selten.

189. **Moriz Wagner,** „Reise nach Persien und dem Lande der Kurden." Leipzig 1852. Für Medizin· Band II, 242.

190. „Die Schädelform der Türken", von **Dr. A. Weisbach,** k. k. Regimentsarzt. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft III. Wien 1878. Seite 185. — „Ein makrocephaler Türkenschädel", ebenfalls von Dr. Weisbach, in derselben Zeitschrift, Band V, Seite 158.

191. „Zwei arabische Amulette", von **Wetzstein.** Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Ethnologie etc. IV 42. — Von Wetzstein verwendete ich auch eine Schilderung des Marktes von Damaskus, erschienen im XI. Bande der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 486—488.

192. **Charles White.** „Häusliches Leben und Sitten der Türken." Uebersetzt von Alfred Reumont. 2 Bände. Berlin 1844—1845.

193. **Wiedemann,** Die Naturwissenschaften bei den Arabern. Hamburg 1890.

194. „Quälgeister im Volksglauben der Rumänen", von Heinrich von **Wlislocki.** „Urquell" 1896.

195. „Eine Trichinen-Epidemie am Jordan", von **Dr. John Wortaget,** in Virchows Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie, Berlin 1881, 83. Band, 552—556. Eine Mitteilung darüber, dass

auch im Orient in Folge des Genusses von Wildschweinen eine Trichinenepidemie auftrat.

196. **Wrede**, „Reise in Hadhramaut", Braunschweig 1873, Seite 98 erwähnt einen eigentümlichen Gebrauch des Landes bezüglich der Reinigung der Eingeweide.

Weitere von mir benützte, in dieser Litteraturübersicht nicht angegebene Quellen sind im Texte selbst erwähnt.

2. Sultanische Hofärzte von 1400 bis 1800.

In der Vergangenheit. — Es giebt nur Hofärzte. — Am Hofe des Zwischensultans Suleiman: Hadschi Pascha aus Aïdin. — Aerzte Mohammeds I: Der Augenarzt und Dichter Sinan-Scheichi; der Kurde Usen. — Aerzte Mohammeds II.: Schukrullah; der Perser Kutbeddin, erster Hof-Chefarzt; der Jude Jakob, Hofarzt und Finanzminister. — Historisches Intermezzo: Des Propheten Ausspruch über Aerzte; medizinische Regeln des Ibn Kilde; die zehn Gebote des Theodokus; die verehrtesten Aerzte des Morgenlandes; Lokman der Weise; die ersten Aerzte des Islams; der Kopte Sunun, Patron der moslemischen Medizin; christliche Aerzte; jüdische Aerzte bei den Kalifen; der jüdische Arzt des Grosschans; in Persien. – Am Hofe Bajesids II.: Hekim Schach; ein mythischer jüdischer Arzt. — Selims I. Arzt Achi Tschelebi; drei unbekannte Aerzte; Selims I. rätselhafte Krankheit. — Am Hofe Suleimans des Grossen: die Juden Joseph Hamon und Moses Hamon; Mohammed Sohn Kaisunis, Mohammed, der Barbier und Wundarzt; der Jude Eschinasi, Arzt und Politiker; Eschinasis Frau als Heilkünstlerin; der Jude Samuel Schulam; der Jude Benvenisti; der Jude Daud. — Bakaisade, Hofarzt und Hofastronom Mohammeds III. — Musa, der unwissende Leibarzt Osmans II.; Scheich Ibrahim, Schlangenbeschwörer und Ober-Wundarzt. — Murads IV. Aerzte: Omer Efendi und Emir Tschelebi; des Letzteren Tötung durch den Sultan; Kollegen-Neid. — Des Wüstlings Ibrahim Aerzte: Hamalsade, Mohammed und Isa. — Mohammed IV. und seine Aerzte: Saalih, Hajatisade, der Arzt und Dichter Schuuri; der Grieche Maurokordato; Manos. — Suleiman II.: Jahja; der Vogelhändler Hassan; Branntwein und Wassersucht. — Achmed II. und sein Leibarzt, der Mohr Seid Jussuf. — Mustafas II. Arzt Nuh, der Italiener. — Achmed III.. Schifaji und Schaaban; Mohammed Jenibagdsche; Hinrichtung eines griechischen Hofarztes; die jüdischen Aerzte Fonseca und Conmigliano und ihr politischer Einfluss. — Hajatisade Mohammed Emin, Hofarzt und Mufti unter Machmud I. — Schneller Wechsel der Hofärzte. — Die Glanzzeit der Aerzte unter Mustafa III.: Türkische Uebersetzung des Boerhave; Kampf gegen Kurpfuscher; Die Griechen Manos, Kallimachis und Ypsilantis; fränkische Aerzte: Der Neapolitaner Caro und der Deutsche Ghobis.

Während im Mittelalter die Aerzte im Abendlande so viel von der morgenländischen — der arabischen und arabisch-

spanischen — Medizin lernen konnten, war die Heilkunde im Osmanischen Reiche bis vor hundert Jahren eine hohle Wissenschaft, ein Gewerbe von Charlatans; erst im XIX. Jahrhundert gewann sie Gehalt und gelangte auf die Höhe moderner Forschung, wurde sie Wissenschaft im wahren Sinne des Wortes. Das Verdienst hieran gebührt europäischen und unter diesen meist österreichischen Gelehrten. Aerzte der Wiener Schule waren es, welche die Medizin in der Türkei reformierten. Ihre Thaten sind unvergänglich. Mit welchen Mühen sie zu kämpfen, wie viel Vorurteile und Unsitten, wie viel Unverstand und bösen Willen sie zu bekämpfen hatten, ehe sie dem Fortschritte die Bahn öffnen konnten, begreift man, wenn man die Entwicklung der Medizin in der Türkei von allem Anfange überschaut; wenn man sieht, dass in vier Jahrhunderten, von 1400 bis 1800, im ganzen Osmanen-Reiche kaum hundert berühmte Aerzte genannt werden und wenn man erfährt, dass sie alle nur dem Hofe und den höchsten Würdenträgern zu Gebote standen, während das Volk sich mit Quacksalbern behelfen musste. In Brussa, der alten Sultansstadt, die schon seit jeher durch die Heilsamkeit ihrer Bäder und Quellen berühmt war, befinden sich unter den Mausoleen berühmter Osmanen mehrere Grabstätten hervorragender Aerzte; alle diese waren Diener des Hofes allein. In seiner Geschichte des osmanischen Reiches erwähnt Hammer-Purgstall unter den Grossen jeder Epoche fast stets einen Arzt; das ist aber immer ein sultanischer Leibmedikus. Von 1400 bis 1800 gab es solcher Hofärzte etwa hundert. Leider sind die uns bekannt gewordenen biographischen Mitteilungen äusserst kärglich; sie beschränken sich gewöhnlich auf die Angabe des Todesdatums. Ueber die Thätigkeit dieser Aerzte erfahren wir nur selten etwas; und von ihren Werken, die wohl nur Kompilationen oder Uebersetzungen sind, kennen wir zumeist nichts als die Titel.

Im Zwischenreiche, das dem tragischen Ende Bajesids des Wetterstrahls folgte, wirkte um das Jahr 1400 am Hofe Suleimans, eines Sohnes Bajesids, der Arzt Hadschi Pascha aus Aïdin, von dem gesagt wird, dass er mit den zeitgenössischen Aerzten Tamerlans an Erfahrung und Gelehrsamkeit wetteiferte. Neben zwei medizinischen Werken verfasste er auch Randglossen zu metaphysischen und juridischen. Die handschriftliche Kopie eines

der medizinischen Werke von Hadschi Pascha befindet sich auf der Wiener Hofbibliothek. In Flügels Verzeichnis der orientalischen Handschriften der Wiener Hofbibliothek steht als Nummer 1466: „Erleichterung der Heilkunst; ein Handbuch in leichteren Krankheitsfällen, wenn kein Arzt zu erlangen ist; verfasst von Chalil bin Ali bin al Chattab, bekannt unter dem Namen Hadschi Pascha aus Aïdin, anfänglichem Gesetzgelehrten, späterem Mediziner, der unter Bajesid I. lebte und nach dem Jahre 800, zu Anfang des 14. Jahrhunderts, starb." Es ist eines der ältesten und bekanntesten türkischen Werke über Medizin und zerfällt in 3 Teile; der erste behandelt: die Theorie oder Physiologie und die Praxis oder Diätetik; der zweite: Speise, Getränke und Officinalien; der dritte: Ursachen, Kennzeichen und Heilung der Krankheiten Das in Wien befindliche Manuskript besteht aus 90 Blättern Oktav.

Unter Sultan Mohammed I., zwischen 1403 und 1421, gab es zwei Hofärzte, die in der Geschichte des türkischen Reiches stets genannt bleiben werden. Der eine war der Augenarzt Sinan aus Kermian; der andere hiess Usen aus Kurdistan. Von Sinan wird folgendes erzählt: Sultan Mohammed I. wurde 1414 in Angora von einer Krankheit befallen, gegen die seine „gewöhnlichen Aerzte" kein Heilmittel wussten. Da berief man den berühmten Arzt des Fürsten von Kermian, Sinan, an den Hof des Sultans nach Angora. Sinan fand, dass des Sultans Krankheit nichts als Schwermut sei, eine freudige Siegeskunde würde die beste Arznei sein. Der Wesir Bajesid beeilte sich, seinem Herrn dies Heilmittel zu schaffen, und Mohammed wurde darauf gesund. Wegen Anordnung eines so seltenen Heilmittels wurde Sinan vom Sultan reich belohnt und für immer an den osmanischen Hof gefesselt. Ebenso geehrt wie als Arzt war Sinan, unter dem Namen Scheichi, als Dichter. Als solcher verfasste er das berühmte Poëm „Chosrew und Schirin", welches von Hammer-Purgstall übersetzt und das erste und beste romantische Gedicht der Osmanen genannt wurde; der Dichter-Arzt schilderte darin, das Vorbild des grossen persischen Romantikers Nisami nachahmend, die glückliche Liebe Schirins zu Chosrew und die unglückliche zu Ferhad und besang des letzteren Bildhauerwerke am Berge Bisutun. Die Gunst, die Sinan-Scheichi am Sultanshofe genoss, seine doppelte Berühmtheit als Arzt wie als

Dichter, machten ihm doppelte Feinde und Neider, und man bekämpfte ihn nicht blos mit geistigen Waffen, sondern fiel mit Steinen und Dolchen über ihn her, plünderte sein Haus und mordete seine Leute. Sinan-Scheichi rächte sich, indem er ein neues Werk. „Das Buch der Esel“ schrieb, worin er seine Schicksale schilderte und seine Gegner annagelte. Der Sultan las das Buch, ersetzte dem Beraubten das verlorene Gut und bestrafte die Räuber. Des zweiten Hofarztes Mohameds I., des Kurden Usen Nachruhm datiert nicht aus der Lebenszeit des Sultans, sondern ist die Folge von dessen im Lager zu Adrianopel erfolgten Tode. Um dem fern weilenden Sohne und Erben Murad die ungestörte Thronfolge zu sichern, musste seines Vaters Ende verheimlicht werden. Der Kurde Usen brachte dies durch ein Mittel zustande, kraft dessen er den verstorbenen Sultan durch 40 Tage dem Heere und Volke als lebend vorführte: Die Leiche wurde vollständig angekleidet auf den Thron gesetzt, und als die Truppen vor dem Kjöschk vorbeimarschierten, um ihren Padischah zu sehen, bewegte ein ins Geheimnis eingeweihter Page von rückwärts die Aermel des Staatspelzes der Leiche. Und so wurde 40 Tage lang der Tod des Sultans verheimlicht, bis sein Nachfolger die Herrschaft antreten konnte . . .

Murad II., welcher 30 Jahre, von 1421 bis 1451 regierte, behielt fast während dieser ganzen Zeit die beiden Aerzte seines Vaters an seinem Hofe.

Der Eroberer Konstantinopels, Mohammed II., bevorzugte die Gelehrten in hervorragendem Masse. Bei allen Festen waren neben dem Platze des Herrschers besondere Ehrenplätze für die vier ersten Gelehrten des Reiches, die man die vier Säulen des Thrones und der Wissenschaft nannte, bestimmt. Rechts vom Sultan befand sich sein Lehrer, links ein Religionsgelehrter, vor dem Monarchen aber sassen der Richter der Hauptstadt und sein Leibarzt. Um das Jahr 1457 fungierte als Leibmedikus Schukrullah aus Schirwan, der die Gunst des Sultans nicht blos als Arzt, sondern auch durch seine historischen Werke und seine Kenntnisse in der Auslegungs- und Ueberlieferungskunde erworben hatte. Die Liste der berühmten Ulema oder Gesetzgelehrten, welche die von 1451 bis 1481 währende Regierungszeit des Eroberers durch ihr Wirken verherrlichten, weist ausser

dem Schukrullah noch sechs Hofärzte auf; davon waren noch drei Perser, einer Araber, einer Türke und einer Jude.

Einer der Perser, Kutbeddin, wurde als erster zum „Reis“ oder Vorsteher der Aerzte ernannt; dieses Amt existierte seit damals bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Dem Kutbeddin trug die Stellung die für die damaligen Geldverhältnisse bedeutende Summe von 2000 Aspern monatlich ein; die Geschichte behauptet von ihm, dass er dem Wohlleben mehr ergeben war als der Wissenschaft, und dass er sein ganzes Einkommen mit Pagen und Sklavinnen durchbrachte.

Der jüdische Leibarzt hiess Jakob. Hammer bezeichnet ihn, nach den Aussprüchen des osmanischen Geschichtschreibers Aali, als den geschicktesten von allen Leibärzten Mohammeds II. und meint: er würde den Herrscher auch in seiner letzten Krankheit gerettet haben, wenn nicht der Grosswesir Mohammed Karamani seinen Herrn beredet hätte, auch vom persischen Leibarzte Lari Arznei zu nehmen; „so aber widerstritten die Aerzte im Zelte und die Arzneien im Leibe des Sultans“, der darunter erlag . . . Hekim Jakob war beim Eroberer in grosser Gunst gewesen; als er endlich gar zum Islam übertrat, wurde er von den Steuerlasten befreit und schliesslich zum Finanzminister erhoben.

Hekim Jakob ist der erste jüdische Hofarzt, dessen die osmanische Geschichte erwähnt. Unter den hundert Leibärzten der osmanischen Sultane von 1400 bis 1800 finden wir zahlreiche Juden. Das ist nicht verwunderlich, wenn man sich in Erinnerung ruft, welche bedeutende Rolle jüdische Aerzte schon an den Höfen der arabischen und ägyptischen Kalifen und im moslemischen Spanien gespielt haben.

Die Lehrmeister der Wissenschaften waren im Orient bekanntlich die Griechen. Sie brachten den Arabern über Egypten und Persien die Kenntnisse der gelehrten Heilkunde; sie vermittelten den Völkern des Islams die Bekanntschaft mit den Werken der Aerzte des Altertums; sie übersetzten in die Sprachen des Morgenlandes die Bücher des Asklepiaden Hippokrates von Kos, des Vaters der Heilkunde, die fünf Bücher „de materia medica“ des Pedanios Dioskorides aus Anazarbos in Kilikien, sowie einen Teil der 250 Schriften des Claudius Galenus aus Pergamon, welcher durch ein Jahrtausend und länger

der Musterarzt und Meisterlehrer für Abendland und Morgenland blieb. Unter dem Sassanidenherrscher Chosrew Anescharwan wurde im V. Jahrhundert in Gondeschapur oder Dschondesabur in Chusistan eine Akademie für griechische Philosophie und Heilkunde gegründet; die letztere erhielt in grossen Krankenanstalten durch praktische Uebungen Unterstützung. Die Aerzte dieser Akademie waren im Sassanidenreich weit und breit berühmt ob ihrer Geschicklichkeit und ihres Wissens. Mitten im persischen Gebiete, fern allen abendländischen, römischen und byzantinischen Zentren, haben die Lehrer und Schüler der Akademie von Gondeschapur durch Jahrhunderte die Schätze ihrer Wissenschaft gehütet und gemehrt.

Die Mohammedaner wollten anfangs von der Heilkunde gar nichts wissen. Sadi erzählt im Gülistan: Ein Perserkönig sandte dem Propheten einen Arzt; der fand aber keine Praxis, weil ihm Mohammed sagte: „Die Araber brauchen keine Aerzte, denn sie sind mässig und essen nur, wenn sie hungrig sind.“

Dasselbe wie der Prophet Mohammed – dass nämlich Aerzte den Arabern unnötig wären — jedoch mit ganz entgegengesetzter Begründung sagte Chosroes Nuschirwan dem berühmten christlichen Arzte Ibn Kilde: „Was nützt ein Arzt den Arabern bei ihrer Unwissenheit, Verstandesschwäche und schlechten Nahrungsweise?“ — „O König“, antwortete Ibn Kilde, „wenn dies wirklich ihre Eigenschaften sind, so bedürfen sie erst recht des Arztes, dass er ihre Unwissenheit gut mache, ihre Verstandeskräfte stärke und sie zur Diät anleite, welche der Vernünftige von selbst, ohne eines Arztes zu bedürfen, beobachtet.“ Und dann sagte der Sohn Kildes: „Vier Dinge richten den Körper zu Grunde: Ueberfüllung des Bauches; das Baden mit vollem Bauch; das Essen von Schinken; der Beischlaf mit einem alten Weibe.“ Derselbe Arzt gab dem Kalifen Moawia auf die Frage, worin die Arznei bestehe, diese Antwort: „In der Enthaltsamkeit und der Diät.“ Haris ben Kilde war aus dem Stamme Sakif aus Taif; er reiste in seiner Jugend nach Persien, wo er Arzneikunde und Musik erlernte, und lebte unter den vier ersten Kalifen in Arabien; hochbetagt starb er am 23. August 634, gleich dem 28. Dschumaßol achir des moslemischen Jahres 13. Hammer-Purgstall erwähnt ihn in seiner „Geschichte der Arabischen Literatur“ unter Nummer 478.

Ein anderer Arzt, Tejesuk oder Theodokus, der nur wenige Jahrzehnte später als Ibn Kilde berühmt war und von Hammer-Purgstall unter 483 erwähnt wird, antwortete einem Könige, der ihn bat, kurz die Summe seiner medizinischen Kenntnisse mitzuteilen: „Wenn Du zehn Dinge befolgst, wirst Du nie krank sein: iss nicht, so lange noch Speisen in Deinem Magen; iss nicht, was die Zähne nicht kauen, denn Dein Magen wird's nicht verdauen, trinke nicht Wasser früher als zwei Stunden nach dem Essen; bade jeden zweiten Tag einmal, das wird Dir mehr nützen als alle Arzneien; nimm zwölfmal im Jahre, in jeder Jahreszeit dreimal, zum Abführen ein; halte den Urin nicht zurück; besonders nicht, wenn Du reitest; hüte Dich vor Entleerung unmittelbar vor dem Schlafe; hüte Dich vor übermässigem Beischlafen; besonders mit einer Alten, denn dieses führt den schnellen Tod herbei."

Als berühmte Aerzte verehrt man im Morgenlande: Hippokrates und Galenus, aber auch die Philosophen Pythagoras und Plato, Sokrates und Aristoteles. Lokman der Weise, den man häufig mit Aesop identifiziert, und der alle möglichen guten Eigenschaften besass, nach Ansicht der Morgenländer ein Universalgenie war, darf natürlich auch in der Reihe der von den Orientalen verehrten Aerzte nicht fehlen. In der 31. Sure des Korans, Vers 11, sagt Allah dem Propheten von Lokman: „Und wahrlich, wir gaben ihm Weisheit . . ." Ja, die ganze 31. Sure ist Lokman gewidmet und nach ihm betitelt.

Einer der ersten Aerzte des Islams war Ebul Hakem. Sein Sohn El Hakem und sein Enkel Isa waren ebenfalls berühmte Aerzte. Alle drei erreichten ein Alter von weit über hundert Jahre. Hammer-Purgstall erwähnt diese Drei in seiner Arabischen Literaturgeschichte unter 1206.

Als allererster Arzt des Islams aber und als Patron der moslemischen Aerzte gilt der Kopte Sunun. An ihn knüpft sich folgende Tradition: Sunun kam als Gesandter des griechischen Statthalters Mokaukas — oder Apokaukos — zum Propheten und brachte ihm als Geschenke einen Säbel, genannt „Sulfakar", „der mit gewirbeltem Rücken"; einen Maulesel, Namens Duldul; und vier egyptische Sklavinnen. Mohammed gab den Säbel und den Maulesel dem Ali; von den vier Sklavinnen schenkte er eine dem Dichter Hassan, eine dem Ebubekr, eine dem Sobeir;

nur die letzte behielt er für sich; sie hiess Mariam und wurde die Mutter Ibrahim's. Als Sunun solche Freigebigkeit sah, bekehrte er sich zum Islam. Dieser erste Arzt des Islams war also kein geborener Moslem. Auch in den nächsten Jahrhunderten nach Mohammed gab es im Islam fast nur christliche und jüdische Aerzte von Bedeutung. Der arabische Historiker Ghasali klagte deshalb: „Wie manches mohammedanische Dorf hat nur einen einzigen Arzt, und der ist ein Christ oder Jude; und dennoch soll nach juridischen Grundsätzen das Zeugnis von Christen und Juden selbst in ärztlichen Angelegenheiten nicht als rechtsgiltig betrachtet werden! Trotzdem sehen wir keinen Moslem sich mit der Arzneikunst befassen, sondern Alle stürzen sich gierig auf das Rechtsstudium. Geschieht das vielleicht aus dem Grunde, weil man mit der Arzneikunst keine Verwaltung von Pfründen und Nachlassenschaften erreicht? Weil man Waisengelder sich nicht aneignen, die Posten eines Kadi oder eines Statthalters nicht gewinnen kann? Weil man mit dieser Kunst sich nicht über Seinesgleichen erheben kann, weil man damit seine Feinde nicht niederwerfen kann? Wahrlich, die Wissenschaft ist hin, seit Aftergelehrte damit prunken!" Die Klage Ghasali's wirkte wohl insofern, als sich fortan auch die Moslems der Medizin zuwendeten.

Nichtsdestoweniger behaupteten namentlich die Juden ihre gewaltige Stellung im Reiche der Medizin des Islams durch die ganze Epoche des Mittelalters. Ich zitiere nur einige Beispiele: Um das Jahr 767 lebte am Hofe Manssur's der jüdische Arzt Frat ben Schachnasa. Hammer - Purgstall nennt ihn in der Literaturgeschichte der Araber: „einen trefflichen Arzt für seine Zeit" und einen Liebling des grossen Gelehrten und Lehrers Tabaduk. Frat ben Schachnasa diente dem Tyrannen El Hadschadsch ben Jussuf und war Gesellschafter des zum Thronerben Manssurs bestimmten Abbassiden Isa ben Musa, der ihn ob seines Verstandes bewunderte und ihn auch in allen politischen Angelegenheiten zu Rate zog. Wenige Jahre später war in Bassra der syrische Jude Maserdscheweih als Arzt berühmt, in einem auf der Wiener Hofbibliothek befindlichen Manuscripte des arabischen Arztes und Historikers Jbn Ossaibije werden von Maserdscheweih köstliche Anekdoten erzählt. Einer der bekanntesten Augenärzte

zu Anfang unseres X. Jahrhunderts war der Jude Isak Israili ben Suleiman Ebu Jakub, kurzweg Israili genannt. Er glänzte nicht blos als Arzt, sondern auch als einer der vorzüglichsten medizinischen Schriftsteller seiner Zeit. Er lebte anfangs in Egypten. Der Kalif Siadet Allah schickte ihm eines Tages 500 Goldstücke und liess ihn um das Jahr 904 nach Kairo kommen. Durch seine Schlagfertigkeit gewann Israili noch mehr als durch seine ärztlichen Kenntnisse des Kalifen Gunst. Im Jahre 909 trat er in die Dienste des Kalifen Abaid Allah, der die Fatimiden-Dynastie gründete; unter dem Schutze dieses Herrschers, eines begeisterten Freundes der Wissenschaften, entfaltete Israili eine epochemachende medizinische Thätigkeit. Er blieb unverheiratet und starb im Alter von 110 Jahren. Als man Israili einmal fragte, weshalb er sich nicht vermählt habe, entgegnete er: „Ich habe vier Bücher geschrieben, die mein Andenken besser erhalten werden als Kinder." Thatsächlich bezeichnete Professor Sprengel in seiner Geschichte der Arzneikunde den Isak Israili als den vorzüglichsten diätetischen Schriftsteller unter den Arabern und sagt von seiner Schrift „de diaetica": sie sei die ausführlichste und gründlichste, die über diesen Gegenstand bei den Arabern erschien, und sie könne noch für unsere Zeit einen bedeutenden Wert beanspruchen. In einer anderen Schrift „Über den Puls der Blutgefässe" unternahm Israili einen Versuch, Probleme zu lösen, die erst in der neueren Zeit befriedigend enthüllt wurden. Israili erzog zahlreiche Schüler; unter ihnen war der hervorragendste: Dunasch ben Tamim, der seinem Lehrer als Leibarzt des Kalifen folgte. Eine andere Berühmtheit war der Arzt und Schriftsteller Afranim, der eine Bibliothek von 30000 Manuscripten besass. Der Dichter Juda Charisi fand auf seiner Reise im Orient in Damaskus einen Arzt, den er folgendermassen enthusiastisch besang: „Der Vorzüglichste der Grossen, das Haupt der Edlen, die Krone der Gemeinden ist der grosse Arzt Mose ben Zadaka, die Säule der Frommen, eine feste Burg der Juden, der sich in den Riss stellte für sein Volk. Seinesgleichen ist nicht im Lande, und schweige ich von seinem Lobe, so würden seine Thaten ihn rühmen, seine Werke für ihn zeugen. Wie vielen Unglücklichen hat er Hilfe verliehen, wie viele Notleidende gesättigt, wie viele Kranke geheilt, die sonst dem Tode anheimgefallen wären!" Nach Ansicht

Steinschneiders ist Mose ben Zadaka identisch mit dem berühmten Imram ben Zadaka, dem Lehrer des arabischen Geschichtschreibers Ibn Ossaibije; wie Letzterer erzählt, bedienten sich viele Könige und Fürsten der Heilmittel Zadaka's. Das Wirken des grossen Maimonides oder Rambam ist genugsam bekannt; in Beruf und Amt eines Leibarztes des egyptischen Sultans folgte ihm sein Sohn Abraham. Von dem jüdischen Arzte Manssur Samuel, in dessen Hause der Dichter Juda Halewi auf seiner Reise nach dem heiligen Lande drei Monate verweilte, erzählt eine Anekdote: Einer der letzten fatimidischen Kalifen von Egypten wollte sich seines ungeratenen Sohnes Hassan entledigen; er berief seinen jüdischen Leibarzt Abu Manssur Samuel und befahl ihm, den Prinzen aus der Welt zu schaffen. Abu Manssur Samuel aber sagte. „Ich verstehe mich nur auf unschädliche Mittel, Kornwasser und ähnliche Dinge" und verweigerte den Dienst. Darauf rief der Kalif einen arabischen Arzt und der vollführte sofort den Befehl. Kaum war die That geschehen, so reute sie den Kalifen. Und der arabische Arzt, der so schnell zum Prinzenmorde bereit gewesen, wurde verjagt, der jüdische hingegen für seine Standhaftigkeit belohnt. — Als Arzt des Sultans Saalaeddin fungierte zu Ende des XII. Jahrhunderts der Jude Ibn Dschenin Nathaniel, mit seinem langen arabischen Namen genannt: Ebul Asschair Ibn Hebetallah ben Sein ben Hassan ben Efraim. Der letzte Name ist der seines Urgrossvaters, der gleichfalls als Arzt berühmt gewesen. Ibn Dschenin war ein grosser Gelehrter und Schriftsteller, der sich besonders der reinsten Sprache befleissigte. Seinen Ruhm begründete die Rettung eines Scheintoten, den er als solchen erkannte, als er auf der Bahre vorbeigetragen wurde; er erhielt den Beinamen „der Fürst". Ein anderer Nathaniel, mit dem vollen arabischen Namen. Ebulberekat Hebetallah ben Ali ben Melka el Beldi, und mit dem Beinamen „der Einzige seiner Zeit", lebte um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Er schrieb einen Kommentar zu dem Buche Kohelet, welcher noch jetzt als ein Meisterstück der hebräischen Sprache und Philosophie anerkannt ist. Er verfasste ferner ein Werk, betitelt: „Motebir", „das Geachtete", worin er Mathematisches, Logisches und Naturhistorisches zusammentrug; Hammer-Purgstall nennt dieses Werk eines der schönsten Bücher, das die ganze Philosophie umfasst. So oft ein Seldschuken-Sultan krank wurde, berief man zu ihm

den „Einzigen seiner Zeit“ aus Bagdad, und der heilte immer und kehrte reich beschenkt heim. Seine Kollegen neideten ihm sein Glück, und Ibn Efiah machte auf ihn eine Satire:

Unser jüdischer Doktor ist so dumm,
Besser wäre es, er wäre stumm,
Doch er bellet, wie der Hund am Miste,
Hätt er, ach, verlassen nie die Wüste!

Aus Aerger darüber und weil er die ihm zuteil gewordene Verachtung seinem Glauben zuschrieb, wurde Nathaniel Moslem. Seine Kinder aber folgten ihm nicht, blieben ihrer Religion treu und sagten sich vom Vater los. Vereinsamt, erblindet und taub, starb der berühmte Apostat im Alter von 80 Jahren. Als Erblindeter hatte er das früher erwähnte Werk „Motebir“, sein berühmtestes, diktiert. Auf seinem Grabe wurde ein Denkstein mit dieser Aufschrift aufgerichtet: „Dies ist das Grab des Einzigen seiner Zeit, Ebul Berekat's des Hebräers“. Wie er Arzt wurde, darüber existiert folgende Anekdote. Der berühmte medizinische Lehrer Ebul Hassan Said ben Hebetallah ben El Hosein hatte viele Schüler, wollte aber unter ihnen keinen Juden dulden. Um seine Vorlesungen trotzdem hören zu können, vermietete Ebul Berekat sich als Diener beim Thürhüter des Lehrers; er erhielt seinen Platz im Vorsaale des Lehrzimmers, so dass er wenigstens von fern die Kollegien zu hören vermochte. Eines Tages, als wissenschaftlicher Streit im Saale hochging, erbat der jüdische Diener die Erlaubnis, ihn zu schlichten. Lächelnd gewährte der Lehrer die Bitte, wurde aber von der Antwort so überrascht, dass er dem Juden fortan den Kollegien im Saale beizuwohnen gestattete. Die Liste der jüdischen Aerzte aus den früheren Jahrhunderten des Islams in Arabien, Persien, Egypten und Spanien liesse sich bedeutend verlängern, doch ist das nicht der Zweck dieser Zwischenskizze. Ich will hier nur als Uebergang die merkwürdige Lebensgeschichte des Saad-Abdaulla erwähnen, der zu den höchsten Staatswürden am Hofe des persisch-mongolischen Grosschans Argun aufstieg. vom Leibarzte wurde er schliesslich zum allmächtigen Finanzminister, zum „Saad-Abdaulla“, zur „Stütze des Reiches“, emporgehoben. Der Herrscher hatte zu ihm solches Vertrauen, dass er ihn nach Gutdünken schalten und walten liess. Es war eine wunderbare Fügung der Weltgeschichte, dass im Reiche Hamans, der das

jüdische Volk von der Erde hatte vertilgen wollen, jetzt ein Auserwählter dieses Volkes als unumschränkter Minister regierte. Allerdings dauerte diese Zeit nicht lange. Die Ordnungsliebe und Gerechtigkeit, die Saad-Abdaulla an Stelle der früheren Willkür gesetzt hatte, gefielen den Grossen nicht, und als der Grosschan erkrankte, bemächtigten sich die Unzufriedenen des jüdischen Ministers und köpften ihn; sein Ende war das Signal zu einem allgemeinen Judenmassacre, zu einem der fürchterlichsten Morde, von denen die bluttriefende Geschichte des Orients erzählt. Doch hat dies nicht verhindert, dass auch später alle Fürsten des Morgenlandes, und selbst die persischen, den jüdischen Aerzten besonderes Wohlwollen entgegenbrachten und ihren jüdischen Leibärzten nicht blos das Heil ihres Leibes, sondern mehr als einmal die Zügel der Regierung anvertrauten. Viele Aerzte sind auch noch im heutigen Persien Juden oder jüdischer Abkunft, namentlich befindet sich in Kurdistan und Turkistan die ärztliche Praxis fast ausschliesslich in den Händen der Juden; und es scheint dies von jeher der Fall gewesen zu sein, wenigstens besagt eine Votivtafel am Grabe Esthers in Hamadan, dass im XIII. Jahrhundert das Grabmal durch drei Brüder, welche sämtlich Aerzte waren, restauriert worden sei. Auch in Teheran gehörten vor wenigen Dezennien, zur Zeit, als Dr. J. E. Polak aus Wien dort lebte, vier Brüder aus einer jüdischen Familie zu den beschäftigtesten Aerzten der Stadt. Einer von ihnen, Namens Hak-Näsar, war Leibarzt des Königs Mehmed Schach, des Vorgängers Nassreddins. Als damals der Kronprinz erkrankte, berief die Mutter — wie Polak erzählt — zu seiner Behandlung den Hak-Näsar. Sie äusserte den Verdacht, der Knabe sei auf Anstiften des Grossweairs vergiftet worden, und in diesem Verdachte bestärkte sie der Arzt. Der Knabe starb. Nun wollte sich der Grossweair an dem Arzte rächen und dessen Familie vernichten. Doch die einflussreiche Mutter des verstorbenen Kindes schützte den Arzt und brachte es dahin, dass der Minister selbst gestürzt wurde. Nur durch Zufall konnte der Grossweair sein Leben retten. Der König fragte die Sultanin, was sie noch begehre? Sie antwortete: „Die Kinder, Brüder und Onkel des Grossweairs sind mir im Wege.“ Und alle wurden — zwar nicht wie die Söhne Haman's an den Galgen geschlagen — aber gefoltert, ihres Vermögens

beraubt und ins Exil geschickt. „Und Mordechai-Haknaesar war gross und angesehen unter seinem Volke,“ wie es im Buche Esther X 3 heisst. — Mehr noch als die persischen Herrscher haben die osmanischen Sultane, fast vom ersten bis zum letzten, ihr Wohlwollen für jüdische Aerzte bewiesen. Wahrscheinlich hat es schon am türkischen Hofe zu Brussa jüdische Hofärzte gegeben. Namen nennt die osmanische Geschichte jedoch erst von jenem Momente an, da der Halbmond über Byzanz aufging; als frühesten den zuvor erwähnten Jakob.

Nach diesem Intermezzo wende ich mich wieder den osmanischen Hofärzten zu: Unter den 60 grossen Gelehrten der von 1481 bis 1512 andauernden Regierungszeit des zweiten Bajesid wird nur ein einziger, Hekim Schach, als bedeutender Arzt erwähnt. Der genuesische Renegat Menasino, der als Page den Sultan Bajesid bediente, wollte wissen, dass der Letztere auf Befehl des Sohnes-Thronfolgers am 26. Mai 1512 von einem jüdischen Arzte vergiftet worden wäre. Allein es existiert kein einziger Beweis für diese Behauptung, und Hammer bemerkt, dass das Schweigen der gleichzeitigen venezianischen Gesandtschaftsberichte der Ansicht des Genuesen widerspreche.

Der bekannte Leibarzt Selims des Ersten war Achi Tschelebi, er begleitete den Sultan auf allen Reisen und war mit ihm im September 1516 auch in Damaskus. Ausser Achi Tschelebi gab es am Hofe Selims I. aber noch mindestens drei, dem Namen nach uns nicht bekannt gewordene Aerzte. Denn Diez erwähnt in seinen „Denkwürdigkeiten Asiens“, da er vom Sterben Selims berichtet, vier sultanische Hofärzte. Der Sultan starb, auf dem Wege von Konstantinopel nach Adrianopel, am 15. September 1520. Die Krankheit, welche ihn befallen hatte, war — wie Diez erzählt — den vier Leibärzten ein Rätsel. Der Patient fühlte einen brennenden Schmerz im Rücken, es bildeten sich Beulen und Geschwüre, die rapid wuchsen. Man legte auf die Wunden Pechpflaster auf, aber vergebens, unter schweren Qualen verstarb der Sultan. Wie schon früher einmal, beim Tode des ersten Mohammed, und wie später noch häufig, musste das Ableben des Herrschers vor dem Volke und dem Heere verheimlicht werden, um dem Erben den Regierungsantritt zu erleichtern. Die vier Aerzte verscharrten daher den Todten samt seinem Bette innerhalb des Zeltes und vermeldeten bloss eine vorüber-

gehende Erkrankung des Sultans. Die wenigen eingeweihten Grosswürdenträger wurden in das Zelt des Sultans täglich unter Beobachtung des üblichen Zeremoniels eingelassen, als kämen sie zur Audienz, und sie berichteten dann „nach Augenschein" von dem Fortschreiten der Besserung im Befinden des Monarchen, wofür die Hofärzte sogar öffentlich im Namen Sultan Selims, des Verstorbenen, mit Aemtern und Ehrenkleidern belohnt wurden.

Sultan Suleiman der Grosse, der Gesetzgeber, hatte während seiner Herrschaft, von 1520 bis 1566, sechs Hofärzte, unter ihnen zwei Juden: Joseph Hamon und dessen Sohn Moses Hamon; der letztere gewann einen so bedeutenden Einfluss, dass er ein für die Juden günstiges Gesetz erlangte. Suleimans letzter und bedeutendster Leibarzt war Mohammed, Sohn Kaisuni's, der auch als Dichter unter dem Namen Nedaji berühmt war. Mohammed-Nedaji leistete der osmanischen Dynastie ebenfalls nicht bloss als Arzt, sondern auch in der Politik Dienste, indem er den Tod des Monarchen, im Einverständnisse mit dem Grosswesir Mohammed Sokolli, verheimlichte.

Als Leibarzt Murads III., welcher von 1574 bis 1595 regierte, ist Ghajaseddin bekannt geworden. Neben dem Leibarzte stand bei Hofe in hohem Ansehen der Dscherrach Baschi oder Ober-Wundarzt Mohammed, der vom Barbier des Sultans bis zum Pascha und Wesir emporgestiegen war. Er fungierte im Juni 1583 als Beschneider des Prinzen Mohammed, nachmaligen dritten osmanischen Sultans dieses Namens. Der Dscherrach bekam als Honorar für die Beschneidung 8000 Dukaten, aber das Beschneidungsgeschenk, das er dem Prinzen machen musste, war 15000 Dukaten wert.

Von 1570 bis 1600, also durch volle drei Jahrzehnte, spielte in Konstantinopel nicht bloss auf medizinischem, sondern auch auf politischem Gebiete die wichtigste Rolle der Arzt des grossen Grosswesirs Mohammed Sokolli, der deutsche Jude Nathan Salamon Eschinasi. Ueber dessen wissenschaftliche Fähigkeit und Thätigkeit wissen wir wenig. Dagegen berichten die zeitgenössischen osmanischen und fränkischen Historiker und Chronisten Ausführliches über Eschinasi's Einfluss in politischen und diplomatischen Dingen. Da der Doge von Venedig sich der in seiner Stadt lebenden und studierenden Söhne des Arztes Eschinasi an-

genommen hatte, dankte dieser dafür, indem er nach Cyperns Eroberung durch die Türken den Venezianern Soranzo und Giovanni Correro die Friedensunterhandlungen mit dem Sultanshofe erleichterte. Eschinasi wurde auch nach Venedig geschickt und war dort einer der beiden osmanischen Bevollmächtigten bei der am 6. Juli 1574 stattgehabten Friedensunterzeichnung. Seither stand er in Stambul stets im Vordergrunde, wenn es politische Angelegenheiten mit dem Ausland zu ordnen gab. Noch 1595, anderthalb Jahrzehnte nach Ermordung seines Gönners, des Grosswesirs Mohammed Sokolli, war der Einfluss Eschinasi's am Sultanshofe so gross, dass er dem in Ungnade gefallenen Ferhad Pascha, ehemaligem Oberstallmeister und zweimaligem Grosswesir, eine handschriftliche Bürgschaft des Sultans für Freiheit und Leben verschaffte. Er bekam zum Danke hierfür von Ferhad einen mit Juwelen reich besetzten Dolch. Eschinasi war, bevor er nach der Türkei kam, der Chefarzt am Hofe des polnischen Königs Sigismund August in Krakau und genoss bei dem polnischen Adel ein so grosses Ansehen, dass er noch viele Jahre später bei der Königswahl in Polen, 1573, welche bekanntlich auf den französischen Prinzen Heinrich von Anjou fiel, starken Einfluss hatte und an den neuen Monarchen schreiben konnte: „Ich habe Ew. Majestät bei der Wahl zum Könige von Polen grosse Dienste geleistet." Eschinasi's medizinische Kunst schien sich nach seinem Tode auf seine Frau vererbt zu haben, die an des Sultans Mohammed III. Krankenlager berufen wurde und den Herrscher durch ihre mit eigener Hand zubereiteten Medikamente von den Blattern heilte. Reicher Lohn wurde ihr dafür zuteil. Um dieselbe Zeit wie Eschinasi lebte in der Türkei auch der jüdische Arzt Samuel Schulam, der aus Spanien eingewandert war und unter dem Schutze der im Serai und bei der Pforte einflussreichen Jüdin Esther Kiera mehrere Geschichtswerke veröffentlichte. Ein anderer jüdischer Arzt, Namens Benvenisti, erfreute sich damals der besonderen Gunst des Grosswesirs Siawusch Pascha und wurde auch zu diplomatischen Geschäften verwendet. Eine traurige Berühmtheit endlich erlangte der jüdische Hofarzt Daud durch seine Intriguen gegen den Juden Don Josef Nassi, den der Sultan zum Herzog von Naxos gemacht hatte und sogar zum Könige von Cypern erheben wollte; Daud, der anfangs in Diensten des Don Josef Nassi gestanden hatte, verriet später seinen Gönner;

er wurde zur Strafe dafür vom Sultan nach Rhodos verbannt und von allen türkischen Rabbinatskollegien in Acht gethan.

Am Hofe Sultan Mohammeds III., von 1595 bis 1603, war ein gewisser Balkasade als Hofarzt und gleichzeitig Hofastronom angestellt. Ausser seinem Namen und diesen beiden Titeln wissen wir nichts von ihm.

Aus der Zeit Osmans II., 1618 bis 1622, kennt man einen Leibarzt Musa, weil die Geschichte berichtet: „aus Mangel tüchtigerer Männer wurde durch den Einfluss des Chodscha Omer Efendi, des Lehrers des Sultans, dem ganz unwissenden Leibarzte Musa die Stelle des Oberlandrichters von Anatolien verliehen.“ Nicht viel hervorragender scheint der damalige Vorstand der Wundärzte, Scheich Ibrahim, gewesen zu sein; dieser war nämlich, ehe er sich auf die Heilkunde verlegte, Schlangenbeschwörer und Traumdeuter gewesen. Er war auch als Feind der tanzenden Derwische bekannt und trat gegen den bei ihnen üblichen Gebrauch von Trommel und Flöte während der religiösen Zeremonien in heftigster Weise in Schrift und Wort auf.

Zur Zeit Murads IV., zwischen 1623 bis 1640, war Omer Efendi der gesuchteste und berühmteste Arzt Konstantinopels. Sein spezieller Protektor war der Mufti Jahja Efendi, ein vielseitig gebildeter Mann, ein Dichter des heiteren Genres, Verfasser einer wertvollen juridischen Abhandlung über Erbteilung, ein formvollendeter Uebersetzer aus dem Persischen und Arabischen und vor Allem ein Verehrer der medizinischen Wissenschaft; Jahja verfasste selbst ein gereimtes medizinisches Werk unter dem Titel „Der Garten“. Als im Jahre 1633 der in Ungnade befindliche Elias Pascha schwer erkrankte, schickte der Mufti seinen Schützling Omer zum scheinbar rettungslos Verlorenen, und dem geschickten Arzte gelang wunderbarerweise die Heilung. Dafür wurde der Arzt reich belohnt, der Mufti Jahja aber, der ihn zum Elias Pascha geschickt hatte, vom Sultan verjagt. Jahja wurde indessen später noch zweimal Mufti; er starb im Jahre 1643 und ist in der von ihm gestifteten und seinen Namen führenden Medresse beigesetzt.

Im Jahre 1638 war Murads IV. Leibarzt Emir Tschelebi. Im Flügel'schen Verzeichnisse der orientalischen Handschriftensammlung der Wiener Hofbibliothek wird unter Nummer 1472 erwähnt: Eine Arzneimittellehre in Tabellen, von Sajid Mohammed,

bekannt unter dem Namen Hakim Emir Tschelebi, Primararzt in Konstantinopel, verfasst im Jahre 1639, 24 Blätter. Emir Tschelebi hatte schon 1034 = 1624 ein medizinisches Handbuch unter dem Titel „Probestück der Arzneimittellehre“ für den Wesir Redschib Pascha vollendet. Emir Tschelebi wurde vom Sultan eigenhändig in eigentümlicher Weise getötet· Der Sultan hatte streng den Genuss des Opiums untersagt. Ein Kollege des Leibarztes, der auf dessen Stelle lauerte, namens Seinul Aabidin, erfuhr von einem bestochenen Diener des Tschelebi, dass dieser, so oft er unter dem Vorwande, die gesetzlichen Waschungen zu verrichten, sich entfernte, dies in Wahrheit nur that, um heimlich Opium zu naschen. Seinul Aabidin meldete das sofort dem Sultan. Der liess seinen Leibarzt kommen, griff ihm in die Brusttasche und fand darin eine Dose. Er zog sie heraus und fragte den Leibarzt: „Was ist darin?“ Der Arzt entgegnete: „Ganz unschädliches Opium.“ Darauf der Sultan: „Nun, so iss davon!“ Der Arzt schluckte einige Pillen. „Nur weiter, weiter,“ zwang ihn der Sultan. Emir Tschelebi bat: „Gütiger gnädiger Herr, es ist genug. Wenn zuviel, wird selbst Bezoar Gift.“ Murad aber presste ihm Pille um Pille in den Mund, und als die Dose leer war, lud er den im Todeskrampf Zuckenden ein, mit ihm Schach zu spielen. Nach drei Zügen konnte Emir Tschelebi nicht weiter; er trank schnell, um seinen Kampf abzukürzen, kühlen Scherbet, der auf Opium tötlich wirkt, und gab den Geist auf . . . Und Seinul Aabidin wurde Leibarzt . . .

Während Murad IV die Opiumesser streng bestrafte, war er selbst dem Trunke ergeben. Als die Trunksucht seinen Leib so zerstört hatte, dass sein Leben verloren war, wollte er die Aerzte umbringen, die ihn nicht retten konnten, aber die Folgen seines Lasters waren schneller da als die Erfüllung seiner Blutgier.

Auch Ibrahim I., von 1640 bis 1648, ging — wie sein Bruder Murad IV. — mit seinen Aerzten wenig zart um. In einer, 1665 in Amsterdam erschienenen, von Vincent von Stochowe verfassten Lebensbeschreibung Sultan Ibrahims wird erzählt, dass dieser Herrscher infolge einer kolossalen Ausschweifung — er hatte kurz nach seinem Regierungsantritt in 24 Stunden 24 mal seine Favoritin gewechselt — nervenkrank wurde. Der Sultan berief seinen Leibarzt Hamalsade Mohammed Efendi und befahl ihm,

Rat und Hülfe zu schaffen. Als der Arzt aber nur: „Ruhe und Mässigung!“ empfahl, erzürnte der Sultan ob dieser Aeusserung und jagte den Arzt aus dem Sserai. Hamalsade Mohammed Efendi blieb den Rest seines Lebens als Verbannter auf den Prinzeninseln. Seine Stelle erhielt Isa Efendi.

Unter Mohammeds IV. fast vierzigjähriger Regierung, von 1648 bis 1687, wirkten — besonders Dank der grossen Begünstigung, welche die Grosswesire aus der berühmten Familie der Köprili den Künsten und Wissenschaften angedeihen liessen — zahlreiche ausgezeichnete Aerzte am Hofe zu Stambul. Lange Jahre fungirte als Hofarzt des Sultans Mohammed IV. ein wegen seiner Gelehrtheit weitberühmter Medicus, namens Ssalih Efendi. Erst der Tod entfernte ihn 1669 aus seinem Amte. Ssalihs Nachfolger wurde Hajatisade Efendi. Ein grosser Gelehrter war auch der Arzt Schuuri. Er verfasste ein medizinisches Werk, welches den Titel „Ausgleichung der Temperamente“ führte. Daneben war er ein bewunderungswürdiger Lexikograph; zwölf Jahre seines Lebens widmete er der Herstellung eines Wörterbuches. Er starb im Jahre 1688.

Einer der berühmtesten Aerzte jener Zeit war der Grieche Mawrokordato, der Begründer der bekannten Fanariotenfamilie, welcher der Moldau und Walachei viele Hospodare gegeben und an der Befreiung Griechenlands hervorragenden Anteil genommen hat. Doktor Alexander Mawrokordato wurde 1636 geboren. Im Jahre 1674 wurde er Pfortendolmetsch. Seither verwendete ihn die türkische Regierung mehrmals zu wichtigen Gesandtschaften. Er war als Arzt und Gelehrter ebenso angesehen wie als Diplomat. 73 Jahre alt, starb er unter der Regierung Achmeds III. im Jahre 1709. Die Familie Mawrokordato hat eine Schlange im Wappen; eine andere griechische Aerztefamilie, die ebenfalls das Zeichen der Schlange im Wappen führt, ist die Familie Manos, deren gegenwärtiger Sprosse als Gesandter Griechenlands in Wien lebt.

Unter dem Sultan Suleiman II., der nur 4 Jahre, von 1687 bis 1691 regierte, war ein Sohn des früher erwähnten Ssalih Efendi, namens Jahja Efendi, der hervorragendste Hofarzt. Er wird „ein Mann von geradem Sinn und feiner Art“ genannt. Von der Stelle eines sultanischen Leibarztes aus machte Jahja eine glänzende Karriere. Er wurde zum Reis oder Vorsteher

der Ulema erhoben und dreimal Wirklicher Oberstlandrichter von Rumelien. Er starb im Jahre 1705.

Der letzte Leibarzt Suleimans hiess Taukdschi Hassan; das bedeutet: der Vogelhändler Hassan. Sultan Suleiman II. war dem Trunke ergeben, Taukdschi Hassan brachte ihn davon ab. Als Suleiman nun 1691 an der Wassersucht starb, klagten des Hofarztes Feinde denselben beim neuen Sultan an, durch das Verbot des gebrannten Wassers den Tod des vorigen Herrschers verursacht zu haben. Es nehmen ja die Türken den vom Koran als Getränk verbotenen Schnaps als ärztliches Heilmittel, besonders gegen Wassersucht. Der Hofarzt Taukdschi Hassan wurde also vom neuen Sultan abgesetzt und eingekerkert. Der Mohr Seid Jussuf, welchen Achmed II., der wie sein Vorgänger ebenfalls nur 4 Jahre regierte, zu seinem Hofarzte ernannte, nahm sich an dem Schicksal seines Vorgängers ein Beispiel und gestattete dem Sultan nicht blos den Branntwein, sondern verschrieb bei jeder Gelegenheit reichliche Portionen des sonderbaren Medikaments, bis Sultan Achmed II. schon nach kurzer Regierung an - Wassersucht starb.

Während der achtjährigen Regierungszeit des zweiten Mustafa, von 1695 bis 1703, gab es mehrere tüchtige Aerzte: Als erster Hofarzt des zweiten Mustafa fungierte der schon lange vorher als Mediziner und Gelehrter hochangesehene Nuh Efendi. Nuh war eigentlich ein geborener Italiener. Zum Islam übergetreten, erwarb er sich kolossale Kenntnisse in den orientalischen Wissenschaften und eine meisterhafte Herrschaft über die Sprachen des Morgenlandes. Dieser Fremdling steht infolgedessen in der Litteraturgeschichte der Osmanen, besonders als klassischer Uebersetzer des Werkes des Schehristani über die Geschichte der Religion, unter den Gelehrten ersten Ranges da. Nuh Efendi starb am 29. September 1707, zur Zeit der Regierung Achmeds III., eines Freundes der Wissenschaften und der ärztlichen im besondern. Ein Sohn des berühmten Hofarztes Nuh, Ali, mit dem Beinamen Hekimsade, der Doktorsohn, wurde ein berühmter Grosswesir. — Am Hofe des Sultans Achmed III., welcher 27 Jahre, von 1703 bis 1730 regierte, fanden viele Gelehrte, die schon früher Ruhm erworben hatten, neuerliche Ermunterung, Gunst und Förderung. Unter den Aerzten werden besonders zwei genannt: Schifaji und Schaaban. Schifaji über-

setzte eine Reihe von Prophetenlegenden aus dem Arabischen und Persischen ins Türkische. Auch Schaaban war nicht nur ein tüchtiger Mediziner, sondern zeichnete sich ausserdem in hervorragender Weise als Schriftsteller und Gelehrter in verschiedenen Fächern aus. So verfasste er eine Abhandlung über die Feier des Geburtsfestes des Propheten und ein grosses medizinisches Werk, welches den Titel „Das Heilende“ führt. Ein anderer späterer Leibarzt Achmeds III., der Türke Mohammed Jenibagdsche, welcher — ein Günstling des Grosswesirs und auf dessen Schutz vertrauend — dem Sultan gegenüber unaufgefordert über politische Gegenstände zu sprechen sich erlaubte, wurde auf der Stelle seines Postens enthoben und durch Omer Efendi aus Smyrna ersetzt. — Ein griechischer Hofarzt war zum Tode verurteilt worden. Es gelang ihm aber, der Strafe zu entgehen und aus Konstantinopel nach Malvasia zu flüchten, wo er in venezianische Dienste trat. Nun hatte er den Mut, als venezianischer Gesandter nach Konstantinopel zurückzukehren. Trotz seiner diplomatischen Eigenschaft wurde er verhaftet, und als er sich auf sein Gesandtendiplom zu seinem Schutze berief, befahl der Sultan: „ihn mit diesem Schutzdiplom um den Hals aufzuhängen“. — Am Hofe Achmeds III. lebten auch zwei berühmte jüdische Aerzte. Der eine, ein portugiesischer Jude Namens Fonseca, ward im Jahre 1709 so einflussreich, dass er — wie Voltaire in seiner „Geschichte Karl's XII.“ erzählt — dem Abgesandten des Schwedenkönigs nicht nur das Ohr des Sultans, sondern auch die Gunst der allmächtigen Sultanin-Mutter verschaffte, so dass diese ihren Sohn fragte: „wann willst du meinem Löwen Karl helfen, den Zaren aufzufressen?“ . . . Der Einfluss Fonseca's war ein dauernder und wuchs von Jahr zu Jahr. Als Graf Wirmond im Jahre 1720 Botschafter in Konstantinopel war, stand Fonseca beim Sultan in so hohem Ansehen, dass alle Gesandten Europas um seine Gunst buhlten. Fonseca war zumeist der Kanal für die Franzosen, während Graf Wirmond sich des Doktors Connigliano, des anderen jüdischen Leibarztes, bediente, um seine Pläne beim Sultan und Grosswesir zu fördern Ueber Connigliano hat der Budapester Gelehrte David Kaufmann eine interessante Schrift veröffentlicht. Connigliano war es auch, welcher einen Briefwechsel mit den ungarischen Rebellen unterhielt und eine Aus-

söhnung zwischen ihnen und dem Grafen Wirmond herbeizuführen trachtete.

Die Hofärzte gehörten, soweit sie Mohammedaner waren, der Körperschaft der Ulema oder Gesetzgelehrten an. Als Ulemas konnten sie die höchsten Würden erreichen, wie ich bereits häufig gezeigt habe. Im Jahre 1746, unter Sultan Machmud I., wurde der sultanische Leibarzt Hajatisade Mohammed Emin sogar zum Mufti erhoben Er blieb indessen blos sieben Monate im Amte, da der geschäftige Arzt als Mufti seine hohe Stellung zu eifrig für seine persönlichen Interessen ausnützte und sich durch Verkauf der Würden schnell zu bereichern suchte. An die Stelle des zum Mufti ernannten früheren Leibarztes Hajatisade Mohammed Emin war Mohammed Said gekommen. Aber um dieselbe Zeit, da der eine Mohammed aus dem Amtshause des Mufti verjagt wurde, ward auch der andere Mohammed aus dem Sserai vertrieben. Achmed Efendi wurde jetzt Hofarzt. Er blieb dies nur kurze Zeit und machte dem wieder in Gnaden aufgenommenen Mohammed Said Platz.

Wie Machmud I. wechselte der dritte Osman während seiner kurzen Herrschaft von 1754 bis 1757 seine Hofärzte aus den nichtigsten Anlässen. So fiel der tüchtige Tschelebi Mustafa in tiefe Ungnade, weil seine Latwergen dem Sultan nicht behagten. Zum Nachfolger Mustafas wurde ein Renegat ernannt. Als die Ulemas Klage führten, dass wieder ein Renegat so hohe Stellung am Hofe einnähme, wurde der Missliebige sofort entlassen.

Mit der von 1757 bis 1773 währenden Herrschaft Mustafas III. begann eine der Medizin günstige Zeit. Dieser Sultan hatte eine hohe Achtung für die medizinische Wissenschaft und beschäftigte sich selbst mit medizinischen Werken und Studien. Der damalige kaiserliche Dolmetsch Herbert und der türkische Arzt Subhi übersetzten für den Sultan Mustafa die „Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis in usum doctrinae medicae“ des berühmten zeitgenössischen Leydener Arztes Hermann Boerhave ins Türkische. Wie der Sultan selbst, war auch einer seiner hervorragendsten Würdenträger, Said Mohammed, Sohn des Achtundzwanzigers, osmanischer Gesandter in Schweden und Frankreich, einmal auch 6½ Monate Grosswesir, ein eifriger Förderer der Aerzte. Er verfasste sogar selbst ein Werk über die Arzneikunde. Mustafa III. machte aber mit den einheimischen

Aerzten zahlreiche üble Erfahrungen. Kurz nach seinem Regierungsantritt entdeckte er, dass sein Leibarzt Aarif als Spion in Diensten des Hospodars der Moldau stand. Der Sultan selbst fing einen Boten auf, welcher einen Brief Aarifs an den Hospodar überbringen sollte. Darin bat der Hofarzt um ein Geschenk, weil seine Besoldung seitens des Kalifen „eine gar ärmliche sei“. Aarif erhielt nun vom Sultan ein Geschenk, doch sagt die Geschichte nicht, ob dies eine seidene Schnur oder eine Bastonade war. An Stelle des Verräters Aarif wurde Kjatibsade Mohammed Refii Efendi zum ersten Arzte des Sserai ernannt. Er blieb ein volles Jahrzehnt, von 1758 bis 1768, im Amte und wurde erst durch den Tod aus demselben entfernt. Der Nachfolger des Mohammed Refii war Mohammed Emin. Von ihm wird bemerkt, dass er als Vorzüglichster aus der Schule der Arzneikunde hervorgegangen war. Viele Vorzügliche scheint diese Schule nicht hervorgebracht zu haben. Ueber den Oberstfeldarzt Achmed Efendi fällte ein offizieller Bericht vom Jahre 1769 das niederschmetternde Urteil: „seine Unkenntnis hat den Lager-Richter in die andere Welt befördert“ . . . .

Um dieselbe Zeit starb auch der Kislaraga als Opfer der Unwissenheit seines Leibarztes. Der Sultan liess den letzteren über die gegebenen Arzneien zur Rede stellen und bezüglich seiner medizinischen Befähigung streng prüfen; und da fand sich, dass dieser Leibarzt „ein Doktor ohne Diplom“ war. Eine weitere Untersuchung ward vorgenommen und man erfuhr, dass zahlreiche Quacksalber unbefugt die Mediziner spielten. Die Schuldigen wurden verbannt oder noch härter bestraft; der Sultan erliess ein Gesetz, das alle „mit Todesstrafe“ bedachte, „welche in Zukunft ohne Doktordiplom den ärztlichen Beruf auszuüben wagen würden“. Unter den Pseudodoktoren befand sich auch der Pfortendolmetsch Manos, welcher sich weniger um sein eigentliches Amt kümmerte, dafür desto eifriger den Doktor spielte, obwohl er die Medizin nur vom Hörensagen kannte. Der Ruhm seines Schwiegervaters Karadscha, der gleichzeitig Pfortendolmetsch und angesehener Arzt war, liess ihm wohl keine Ruhe. Die Eitelkeit kostete ihn jetzt seine Freiheit . . . Bei dieser Gelegenheit will ich noch zwei andere berühmte Griechen erwähnen, welche wie Karadscha und wie einst Mawrokordato, gleichzeitig Aerzte und Pfortendolmetsche waren: Kallimachis

und Ypsilantis. Auch diese Beiden wurden wie Mawrokordatos und Manos, Stammherrn bedeutender Fanariotenfamilien. Joannes Kallimachis war zweimal Pfortendolmetsch, zuletzt um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, unter Machmud I. Seinen Lebensabend brachte er grösstenteils als Verbannter auf der Insel Tenedos zu. Er starb um den Beginn der Regierung Mustafas III. — Alexander Ypsilantis wurde im Jahre 1725 geboren. Während der Regierungszeit des Sultans Mustafa stand er in der Blüte seiner ärztlichen Thätigkeit. Ein Jahr nach dem Ende der Herrschaft Mustafas, 1774, ernannte ihn die Pforte zum Hospodar der Walachei. Er blieb dort zunächst bis 1782 und gab dem Lande ein Gesetzbuch. 1790 wurde er zum zweiten Male Hospodar der Walachei. Aber bald fiel er bei der Pforte in dauernde Ungnade. 80 Jahre alt, wurde er als Verräter hingerichtet. Seine Söhne und Enkel kämpften alle in den Kriegen zwischen Griechenland und den Osmanen. Als ich im Frühjahr 1897 als Korrespondent der „Neuen Freien Presse“ während des letzten kretensischen Revolutionskampfes auf Kreta weilte, traf ich im Lager des Obersten Vassos zu Alikianu unter den Freiwilligen einen der letzten Nachkommen der Ypsilantis.

Die schlimmen Erfahrungen, welche Mustafa III. mit den einheimischen Aerzten machte, veranlassten ihn, sein Vertrauen hauptsächlich fränkischen Aerzten zu schenken, die seither immer häufiger Zutritt in den Sultanspalast fanden. Unter den fränkischen Doktoren Mustafas kamen besonders der Neapolitaner Caro und der Deutsche Ghobis zu so hohem Ansehen, dass ihre Gunst von den Botschaftern häufig erbeten wurde. Der Doktor Ghobis, welcher sogar im Harem Zutritt hatte und die erste Favoritin des Sultans behandelte, konnte vermöge des Vertrauens, das er beim Sultan genoss, dem kaiserlichen Internuntius die erste Nachricht von dem bevorstehenden Krieg mit Russland geben. Wie Schlechta-Wsserd in seiner „Geschichte der türkischen Revolutionen von 1808 und 1809“ erzählt, huldigte Mustafa III. trotz seiner Vorliebe für Bildung, Wissenschaft und fränkische Neuerungen nicht minder dem Aberglauben und den Fingerzeigen der Astrologie. So hatte er aus den Sternen erfahren, dass ihm ein Sohn geschenkt werden würde; im richtigen Momente des günstigen Standes der Gestirne geboren, würde dieser Prinz das Reich Osmans mit neuem Glanze erfüllen. Die

im Zimmer der Wöchnerin wachenden Aerzte erhielten deshalb den Auftrag, die Niederkunft zu verzögern, bis die heilbringende Konstellation der Gestirne einträte. Ihre Kunst war schwächer als die Natur: der Prinz kam einige Stunden früher zur Welt, als man ihn empfangen wollte. Die Aerzte, welche des Sultans Zorn fürchteten, halfen sich, indem sie die Geburt verheimlichten, bis die Uhren den passenden Angenblick zeigten ... Mohammed Emin, der letzte Arzt Mustafas III., wurde — wie üblich — nach dem Tode seines Herrn abgesetzt, und ein anderer Mohammed zum Reis oder Vorsteher der kaiserlichen Aerzte unter dem Nachfolger Mustafas, unter Abdul Hamid I., ernannt. — Damit endet meine Liste der sultanischen Hofärzte von 1400 bis 1800.

3. Der Einzug der europäischen Wissenschaft.

Die ersten Universitäten. — Die Mohammedije in Konstantinopel. — Griechische Hochschulen. — Selims Gründung zu Ejub. — Der Brownianismus. — Die französische Schule. — Machmud II. und die Schule von Galata Sserai. — Die Zustände an derselben. — Der jüdische Zahnarzt Biwas am Hofe Machmuds II. — Die Reformen des Sultans Abdul Medschid. Sein Irade, welcher Sektionen gestattet; sein Leibarzt Bechdschet; dessen Nachfolger Achmed Nedschib. — Die erste europäische Hebamme, Frau Messani aus Wien. — Das Wirken des Wieners Bernard; die Reorganisation der Militärspitäler; die Reform der medizinischen Schule; Berichte über deren Fortschritte; die ersten türkischen Doctores und ihre Schicksale. — Das Wirken des Arztes Sigmund Spitzer aus Wien; die ersten Sektionen moslemischer Leichen; der Sultan Abdul Medschid und Spitzer; des Arztes Kampf gegen Intriguen; Spitzer als Diplomat. — Die Berufung der Wiener Aerzte Eder und Rigler. — Riglers Wirken in Konstantinopel: Reorganisation der Spitäler; Glanzzeit der Wiener medizinischen Schule am Goldenen Horn. — Die Wiener Beinwald und Wartbichler. — Berichte des russischen Arztes Rafaelowitsch aus jener Epoche. — Die Reaktion unter Abdul Asis. — Klagen des Doktors Pardo. — Marko Pascha, Leibarzt des Abdul Asis. — Capoleone, Leibarzt Murads V. — Die neuen Reformen Abdul Hamids II.

Schon zu Zeiten Mustafas III. gab es in der Türkei sogenannte Universitäten: in Konstantinopel eine türkische Medizinschule, welche an der Mohammedije-Moschee ihren Platz hatte. Sultan Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels, hatte sie bereits gegründet; er baute nämlich zu seiner Moschee alle Anstalten der Wohlthätigkeit und Bildung: acht Schulen, eine Armenküche, eine Trinkanstalt, ein Bad, ein Irrenhaus und ein Spital. Ausser dieser türkischen Medizinschule existierten griechische Hochschulen in Konstantinopel, Chios und Kydonia, wo Mathematik, Physik und Chemie gelehrt wurden. Selim III., der militärische Reformator, der die „Nisami Dschehid“ schuf,

gründete dann eine „Universität“ zu Ejub, in einer Vorstadt Konstantinopels, auf der Stambuler Seite des Goldenen Horns, wo besonders Mathematik vorgetragen wurde. Die Schüler waren meistens angehende Militärs. Es wurde nur in türkischer Sprache und nur für Türken gelesen. Die Rajahs — oder nichtmoslemischen Unterthanen des Sultans — mussten noch bis um die Mitte des XIX. Jahrhunderts, falls sie den ärztlichen Beruf ausüben wollten, zugleich mit der Erlangung des Doktorgrades einen speciellen Freibrief erkaufen, der ihnen Straflosigkeit zusicherte für den Fall, dass ein Patient unter ihrer Hand stürbe.

Im Anfange des XIX. Jahrhunderts wurde in Konstantinopel unter den aus Europa gekommenen Aerzten der Brownianismus praktiziert. Später bekehrten sich die Aerzte der türkischen Hauptstadt zum System des Broussais, als dessen Ruf in Europa mächtig wurde und sich selbst bis zum goldenen Horn verbreitete. Broussais war lange Zeit der Heilgott von Konstantinopel. Das Blut floss in Strömen, akute Fälle wurden mit acht bis neun Aderlässen und mit 700 bis 800 Blutegeln zu Ende geführt.

Die französische Schule wurde durch Griechen und Armenier, welche auf Kosten der Regierung Machmuds II. ihre medizinischen Studien in Paris gemacht hatten, nach der Türkei verpflanzt. Sultan Machmud gründete 1827 eine Schule zur Ausbildung von Militär- und Marine-Aerzten. Sie wurde in dem mächtigen, von Achmed III. ursprünglich für die kaiserlichen Pagen erbauten Hause in Pera untergebracht, welches unter dem Namen „Galata Sserai“ bekannt ist und heute noch eine Schule, die Amtswohnung des Gouverneurs von Pera, die Bureaux der Polizei von Pera und ein Präventivgefängnis enthält. Machmud freute sich seiner Schöpfung derart, dass er mit eigener Hand den Text der Inschrift niederschrieb, die seither in goldenen Lettern über dem Eingange des Bauwerkes prangt: „Alle, die dieses Haus betrachten, werden ausrufen. Aferim! Bravo!“ Anfänglich gab es da nur zwei Professoren und 30 Schüler. Bald aber mehrten sich die einen und die anderen. Die ersten Lehrer waren meist Griechen, die auf europäischen Universitäten studiert hatten. Sie beherrschten die türkische Sprache nur unvollkommen und lehrten trotzdem in derselben. Physik, Pathologie, Chemie. Wir

besitzen ein interessantes Zeugnis aus jener Zeit der Uranfänge der Konstantinopler Medizinschule in einem Berichte, welchen Fürst Demetrius Maurokordato, der diese Schule besucht hatte und später in Berlin mehrere Jahre lebte, 1832 in „Hufelands Journal" — IV. Stück, Seite 18 bis 53 — veröffentlichte. Das charakteristische, kurze Urteil Maurokordato's lautet: „Es ist sehr possierlich, ein solches Colleg anzuhören." An der „Universität" wurden damals ausser der französischen, arabischen und persischen Sprache noch folgende Collegien abgehalten: Physik. Man denke sich aber Physik ohne Experimente und in einer Sprache, welche die Professoren aus türkischen, arabischen, persischen, griechischen, französischen und italienischen Wörtern zusammengesetzt hatten Dieses Sprachconglomerat kehrte übrigens in allen Vorlesungen wieder. Für die Anatomie existierte damals in der Türkei ein neues Lehrbuch von Sanisade, einem angesehenen türkischen Medizinkundigen. Der Verfasser hatte sich bemüht, alle in der Anatomie vorkommenden Ausdrücke und Benennungen ins Türkische zu übertragen. Seinem Lehrbuche waren Kupfertafeln in Klein-Folio beigegeben, die allerdings viel zu wünschen übrig liessen, aber in Ermangelung besserer Hilfsmittel gewiss manches genützt hätten. Allein aus Gründen, die ich nirgends aufgehellt fand, wurde dieses Lehrbuch für die Universität verboten Man lehrte nur nach den Loder'schen Tafeln. Sectionen durften nicht vorgenommen werden, Präparate fehlten. Die Osteologie wurde an Knochen mangelhaft demonstriert. Für die Pathologie legte der Professor derselben ein Elementar-Lehrbuch vor, er las daraus die wichtigsten Stellen ab und commentierte sie; eine Krankheit nach der andern wurde so „durchgenommen" und beschrieben so gut es ging, und dann zählte der Professor die therapeutischen Mittel auf. Eine Klinik gab es nicht, die jungen Leute gingen aus dieser grauen Theorie sofort zur blutigen Praxis über.

In ähnlicher Weise wurde Chirurgie betrieben. Hier gab es allerdings Operationen, aber diese wurden nur in den Häusern der Patienten und auf ihren speziellen Wunsch, sowie gegen besondere Honorierung vorgenommen.

Die Schüler rekrutierten sich aus den vornehmsten Familien. 1830 studierten an dieser Universität 280 Mediziner, die im Verhältnisse zu den ihnen gebotenen Mitteln nach Versicherung

Maurokordato's noch immer ziemlich entsprechende Kenntnisse erwarben. Wenn sie die vorgeschriebenen Collegien gehört hatten, wurden sie als fertige Aerzte der Armee und Marine zugeteilt. Die Universität war den Moslems wie den Christen und Juden offen. — Bei Machmud II., dem Janitscharenvertilger und Schöpfer der modernen osmanischen Armee, war ein jüdischer Zahnarzt, Abraham Biwas, in besonderer Gunst. Elias Pascha, Leibarzt Abdul Hamid's II., erzählte mir von Biwas folgende Anekdote: Einst hatte der Sultan heftige Zahnschmerzen; er liess den Biwas kommen und klagte ihm die Leiden, die ihn quälten. Der Sultan befand sich im Garten neben einem Bache. Der Zahnarzt liess sich vom Sultan den kranken Zahn zeigen; da sich der tapfere Janitscharenvertilger aber vor der kleinen Zahnoperation fürchtete, hielt Biwas sein Instrument in der Handhöhle verborgen. Prüfen und Ausziehen erfolgten gleichzeitig. Hierauf aber sprang Biwas ins Wasser, mit lauter Stimme jammernd: „Rettet mich!" als ob er zufällig hineingefallen wäre. Der Sultan, von Mitleid für seinen Günstling erfüllt, vergass den Schrecken und die Schmerzen, die ihm durch das Ausreissen des Zahnes verursacht worden waren, eilte um Hilfe, liess den Biwas aus dem Wasser ziehen, neu bekleiden und für seine ärztliche Geschicklichkeit wie für seine Geistesgegenwart reich belohnen.

Machmuds Sohn und Nachfolger Abdul Meschid, einer der reformfreundlichsten Sultane, welche die Türkei je gehabt hat, war ein besonderer Verehrer der medizinischen Wissenschaft; er erweiterte die von seinem Vater begründete medizinische Fakultät. Allerdings waren jetzt die an ihr wirkenden Lehrer zumeist auf europäischen Universitäten ausgebildete europäische Aerzte, aber alte Leute, deren Studien um 30 oder 40 Jahre zurücklagen, und die von allen wichtigen Neuheiten und Umwälzungen auf dem Gebiete der Medizin keine Ahnung hatten. Die Stufe, auf welcher sich damals diese Universität noch befand, zeigt der blosse Umstand, dass dort noch immer keine — Anatomie getrieben werden konnte, weil man sich an das Wort des Korans hielt: „Niemals ist es gestattet, eine Leiche zu öffnen, selbst wenn der Verstorbene die köstlichste Perle verschluckt hätte, die das Eigentum eines Anderen." Erst am 8. März 1838 wurde ein Irade publizirt, welcher unter Aufrechterhaltung des

Verbotes, mohammedanische Leichen zu sezieren, die Erlaubnis erteilte, „für anatomische Zwecke die Leichen von Christen und Juden zu sezieren.“ Im Jahre 1831 war Bechdschet Leibarzt Abdul Medschids. Er verfasste einen Bericht über die Cholera-Epidemie zu Konstantinopel und Verhaltungsmassregeln gegen diese Krankheit; die Arbeit wurde von Demetrius Maurokordato in Hufelands Journal 1832 in deutscher Uebersetzung mitgeteilt und ist auszugsweise in diesem Buche im Abschnitte über die Epidemien wiedergegeben. Bechdschet war ein Ulema von grosser Bedeutung. Im Persischen und Arabischen besass er weitgehende Kenntnisse. Er beschäftigte sich viel mit Botanik und hatte auch einen grossen botanischen Garten, in welchem man zahlreiche seltene Pflanzen fand. Obgleich er den Charlatanismus der meisten Aerzte und Apotheker Konstantinopels verurteilte, fürchtete er doch, gegen ihn einzuschreiten, um nicht mit den Beschützern der Charlatans in Konflikt zu geraten. Da er die schlechten Aerzte nicht beseitigen konnte, bemühte er sich wenigstens, die guten bei jeder Gelegenheit belohnen zu lassen. Er war Begründer der reformierten medizinischen Universität, an der man Anatomie auf Tafeln, die operative Chirurgie, Physik, Pathologie und die französische Sprache lehrte.

Der Nachfolger Bechdschets als Leibarzt, erster Arzt des Reiches und Direktor der chirurgischen Anstalt hiess Achmed Nedschib Efendi. Im Sachs'schen Almanach für das Jahr 1838 wird dieser Arzt folgendermassen geschildert: „Ein Mann von kaum 40 Jahren, von angenehmer Gestalt und einer äusserst würdevollen Haltung. Er zeigt die grösste Reinlichkeit und strenge Aufmerksamkeit für seine religiösen Pflichten. Er spricht wenig, aber seine Fragen und Antworten sind klar und verständig. Er ist wissbegierig und säumt nicht, fränkische Aerzte zur Konsultation zu rufen. Ueberhaupt ist er ein Mann von Erziehung und übt die Arzneikunst, wie es den Anschein hat, mehr aus Menschlichkeit als des Nutzens wegen; denn die vielen Stunden, die er täglich in seinem Spezereiladen zubringt, und die Besuche, die er seinen Kranken macht, bringen ihm sehr wenig ein; dafür erhält er aber vom Sserai und von den Statthaltern ausserordentliche Geschenke.“ Unter Abdul Medschid erschien zum erstenmal eine europäische Hebamme im Sserai. Sie war, wie auch die meisten damals in Konstantinopel be-

findlichen Aerzte, aus Oesterreich, aus Wien gekommen und hiess Frau Messani.

Langsam brach sich der Fortschritt Bahn, als der Sultan den Wiener Arzt Dr. Bernard — nicht zu verwechseln mit dem bekannten französischen Physiologen Claude Bernard — im Jahre 1839 nach Konstantinopel berief und diesen tüchtigen Mann zum Direktor der Medizinschule von Galata-Sserai machte. An der letzteren und den neun Militärspitälern der Hauptstadt wurde fortan nach den Grundsätzen der Wiener Schule vorgegangen; die Broussais'schen Ansichten wurden preisgegeben. Dr. Bernard richtete die Medizinschule ganz nach dem Muster österreichischer Lehranstalten ein. Er teilte sie in zwei Abteilungen — in eine vorbereitende und eine höhere. Er erweiterte die Zahl der Zöglinge auf 400 bis 500, im Eintrittsalter von 10 bis 18 Jahren; die Schüler sollten in der Schule unentgeltlich Wohnung, Kleidung, Nahrung und Unterricht erhalten. Er verschaffte der Anstalt eine Bibliothek von 1300 Bänden medizinischen Inhalts, meist in französischer Sprache, die er zur Vortragssprache für alle Wissenschaften gemacht hatte; er begründete ein anatomisches Kabinet mit Präparaten von Joseph Hyrtl, ein reiches physikalisches Kabinet und eine nicht unbedeutende Mineralien-Sammlung. Die vorbereitende Abteilung zerfiel in drei Klassen, in denen Sprachen, Arithmetik, Geographie, Kalligraphie, Zeichnen, Zoologie, Algebra, Geometrie und türkische Geschichte gelehrt wurden. Die höhere Abteilung war der eigentlichen medizinischen Wissenschaft gewidmet, alle nötigen Gegenstände wurden hier vorgetragen. Fünf Krankensäle, in denen unentgeltlich ordinirt wurde und wo schon im Jahre 1841 nicht weniger als 16274 Ordinationen stattfanden, boten Gelegenheit zu gründlicherer Ausbildung. Endlich hielt man Vorlesungen für Hebammen und machte unentgeltliche Impfungen.

Im „Journal de Constantinople" veröffentlichte Bernard am 27. September 1843 einen interessanten Bericht über das Schuljahr 1842/43, das fünfte des von Abdul Medschid neu organisirten Instituts, das dritte der Bernard'schen Leitung, das erste, in welchem die Lehrkurse für Medizin und Chirurgie regelmässig vollendet wurden und den Schülern eine vollkommene medizinisch-chirurgische Bildung gegeben wurde. In diesem Schuljahre hatten der theoretische Unterricht für Hebammen unter der Leitung

der Wienerin Frau Messani, welche sich bereits des Vertrauens des kaiserlichen Harems erfreute, sowie der praktische Kurs für Apotheker zum erstenmal stattgefunden.

Schüler gab es im Ganzen 341, welche von zehn „Studienmeistern“ überwacht wurden. Von den 341 waren 303 Türken und 38 Christen. Nur 80 stiegen in höhere Klassen auf. Die neueingetretenen Schüler in der ersten Vorbereitungsklasse mussten häufig durch Aufmunterungen und Strafen zu regelmässiger Arbeit angehalten werden. 24 Schüler wurden mit Prämien belohnt, 16 Kandidaten, alle Mohammedaner, hatten die medizinisch-chirurgischen Studien beendet. Zur Erlangung der Doktorwürde mussten sie sich noch drei strengen Prüfungen in Anatomie, Physiologie, allgemeiner Pathologie, Heilmittellehre, Chemie, Botanik, Mineralogie, Zoologie, spezieller Pathologie der äusseren und inneren Krankheiten, Klinik, Gesundheitslehre und medizinischer Polizei unterziehen. Die neu kreierten Doktoren erhielten sogleich Rang und Gehalt eines Bim-Baschi oder Majors und wurden bei den grossen Militärspitälern Konstantinopels in Dienst gestellt, um sich durch ein Jahr praktische Kenntnisse zu erwerben und den Spitaldienst zu erlernen. Die Schüler des vierten Jahrganges, welche in ihren Studien keine Fortschritte machten, wurden als Chirurgen-Gehilfen in den Feldspitälern angestellt. An den Kliniken der Schule wurden im erwähnten Jahre 835 Kranke behandelt und über 130 chirurgische und Augenoperationen vollzogen. Jeder Kandidat der Chirurgie hatte wenigstens zwei, mancher sogar fünf Operationen verrichtet. Die Zahl der ambulanten Patienten in den fünf Krankensälen betrug 80000, die der unentgeltlich behandelten armen Kranken 16835, die der geimpften Kinder 2295.

Ein späterer Bericht des Professors Bernard im „Journal de Constantinople“, vom 16. Jänner 1844, erzählte über das Schicksal der im Jahre 1843 an der Medizinschule von Galata Sserai zum erstenmal nach europäischem Massstabe kreierten 16 türkischen Doktoren der Medizin und Chirurgie. Die jungen Herren wurden am 12. Jänner 1844 auf ehrenvolle Weise angestellt. Dr. Ssalih Ismael, der sich besonders dem Studium der Botanik gewidmet und diese Lehrkanzel an der Hochschule bereits seit zwei Jahren suppliert hatte, wurde zum wirklichen Professor ernannt. Die Doktoren Mehmed Ssalih, Osman, Emin,

Ibrahim und Schakir Hussein wurden zu Assistenten der verschiedenen Lehrkanzeln und der Klinik ernannt. Alle Fünf erhielten ausser dem Range und Gehalte eines Majors die Zulage von Assistenten der sultanischen Hofärzte, wozu sie gleichzeitig befördert worden waren. Die Doktoren Mustafa Ismael, Ssalih Himmet und Akif wurden zu Chef-Aerzten der Armeekorps von Rumelien, Anatolien und Syrien mit dem Range, dem Gehalte und den übrigen Emolumenten eines Obersten erhoben; bis zu ihrer Abreise auf ihre Posten blieben sie im grossen Spitale zu Maltepe zwecks praktischer Ausbildung in Dienst. Die andern sieben Doktoren wurden in die verschiedenen Spitäler der Garde-, Linien- und Marine-Truppen mit Rang und Gehalt eines Majors eingestellt, wo sie an der Seite europäischer Aerzte fünf Jahre praktisch ausgebildet werden sollten. — Bernard hat sich unvergängliche Verdienste erworben. Mit Sachkenntnis, soweit sie dem damaligen Stande der Wissenschaft entsprach, hat er trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, trotz der Gleichgiltigkeit der Behörden, trotz des Widerstandes der fanatischen Bevölkerung, seine Anstalten musterhaft eingerichtet; und die Brachlegung des Charlatanismus, der bisher Alleinherrscher gewesen, war das unbestreitbare Werk dieses tapferen, unermüdlichen österreichischen Arztes. Seine Arbeit blieb eine Quelle des Segens. Leider starb er frühzeitig, am 9. November 1844, zu Konstantinopel, auf der Stätte seiner ruhmreichen Thätigkeit.

Unter den Aerzten, die Abdul Medschid aus Europa, besonders aus Wien berufen hatte, befand sich auch Dr. Sigmund Spitzer. Er fungierte zuerst an der Medizinschule von Galata Sserai als Professor der Anatomie und Pathologie und wurde dann Direktor der Anstalt. Das Werk Bernards vollendete er. Auf sein Drängen beschlossen endlich der türkische Chefarzt Tahir Pascha und sein Adjoint Abdullah Efendi, auch in türkischen Spitälern die Sezierung der Leichen zu gestatten. Sie erlangten zunächst einen kaiserlichen Befehl, wonach die Leichen der in den Gefängnissen verstorbenen Verbrecher ohne Unterschied des Glaubens nach der anatomischen Schule in Galata Sserai gebracht und dort seziert werden sollten. Ja, noch mehr: um die Vorurteile rasch und desto energischer zu beseitigen, wurde zuerst der Leichnam eines Mohammedaners seziert! Im April 1846 wurden sogar Frauen-

leichen — die zweier moslemischer Negerinnen — dem Messer der Aerzte preisgegeben. — Dr. Sigmund Spitzer hat eine so bedeutende Rolle in der medizinischen Entwickelung des türkischen Reiches gespielt, dass er eine ausführliche Würdigung wohl verdient. Er wurde 1813 zu Nikolsburg in Mähren geboren, besuchte erst die Schulen seiner Vaterstadt und ging dann nach Wien. 1837, kaum zum Doktor promoviert, wurde er von Mawrogeni, dem Gesandten der Pforte in Wien, aufgefordert, als Professor an die Konstantinopeler Medizinschule zu übersiedeln. Er folgte dem Rufe und wurde 1839 vom damaligen Chef der ärztlichen Angelegenheiten, dem Mollah Abdullah Efendi, zum Professor der Anatomie ernannt. Er überwand das Vorurteil der Türken gegen Leichenöffnungen und gründete ein anatomisches Museum, welches teils durch seine eigenen Arbeiten, teils durch Einsendungen des berühmten Anatomen Hyrtl die nötigen Präparate für den praktischen Vortrag der Anatomie lieferte. 1844 übernahm er die medizinische Klinik. 1845 gelang es ihm, den Sultan Abdul Medschid von einer lebensgefährlichen Krankheit zu heilen. In Frankl's „Sonntagsblatt" vom Jahre 1845, Seite 454, fand ich folgende Notiz: „Der Sultan hat unserem Landsmann, dem ersten Professor an der medizinischen Schule zu Galata Sserai, Herrn Med. Dr. Spitzer, zum Beweise seiner Zufriedenheit für den Takt und den Eifer, welchen er in der Ausübung seiner Dienstverrichtungen fortwährend entwickelt, ein prachtvolles arabisches Pferd verehrt." Die „Wiener Zeitung" vom Jahre 1845, Seite 542, konnte bald von folgender „Auszeichnung eines Oesterreichers" Notiz nehmen: „Der erste Professor an der medizinischen Schule von Galata Sserai, Dr. Sigmund Spitzer, ist zum ordentlichen Arzt des Sultans ernannt worden." Um die Fortschritte der türkischen medizinischen Akademie zu erweisen, machte Spitzer 1847 dem Sultan den Vorschlag, vier der besten Zöglinge statt in Konstantinopel in Wien promovieren zu lassen. Zufolge eines Erlasses der österreichischen Regierung wurden diese Zöglinge zur Prüfung in Wien zugelassen und, nachdem sie die strengen Examina mit ausgezeichnetem Erfolge abgelegt hatten, zu Doktoren der Wiener Fakultät promoviert. Nach ihrer Rückkehr wurden sie als Feldärzte der Armee zugeteilt, und ihrer Tüchtigkeit verdankt die Türkei ganz besonders die musterhafte Einrichtung ihrer Militär-

spitäler. Als Anerkennung für solche Leistungen wurde Spitzer zum Direktor der Medizinschule ernannt. Das Zutrauen, das der Sultan ihm erwies, lenkte die Aufmerksamkeit aller Würdenträger auf ihn, und jeder bemühte sich um die Gunst dieses Mannes. Der Arzt hielt sich streng an seine Pflichten. Da suchte die Umgebung des Sultans ihn zu beseitigen. Der Sultan aber zog Spitzer, der nun seine Stellung bei der Medizinschule niederlegte, ganz an den Hof und machte ihn zu seinem Vertrauten. In dieser Position erhielt Dr Spitzer einmal von Feinden des Monarchen den Antrag, den Sultan gegen eine Belohnung von drei Millionen Piastern zu vergiften. Er wies dies entrüstet zurück, war aber nun seines Lebens nicht mehr sicher. Er erhielt Drohbriefe, und der Sultan selbst warnte ihn nachdrücklich vor Intriguen. Eines Tages, im November 1850, erhielt der Arzt Kenntnis davon, dass der Intendant der kaiserlichen Tafel von einer hochgestellten Persönlichkeit dafür gewonnen worden war, den unliebsamen Günstling des Sultans zu vergiften. Darauf bat Spitzer um die Entlassung aus dem Hofdienste, blieb aber im Staatsdienste.

Der Sultan teilte ihn als Botschaftsrat der Botschaft am Wiener Hofe zu. In dieser Stellung, die Spitzer bis 1856 inne hatte, nahm er an allen Verhandlungen teil, die vor und nach dem Krimkriege in Wien stattfanden. 1857 berief ihn der Sultan wieder nach Konstantinopel und wollte ihn abermals am Hofe behalten. Dr. Spitzer hatte aber keine Neigung hierzu und wurde nun zum ottomanischen Geschäftsträger in Neapel ernannt, wo er bis 1860 blieb. Nach dem Tode seines kaiserlichen Gönners zog er sich ins Privatleben zurück und lebte seither bald in Italien, bald in Paris. Aus seiner Ehe mit einer Wienerin hatte er eine Tochter, die sich am 30. Oktober 1877 in Paris mit dem Diplomaten Grafen Balmy d'Avricourt vermählte. Spitzer starb kurz vor Neujahr 1895 in Wien und hinterliess ein Tagebuch, aus dem Gomperz im Aprilhefte der „Deutschen Rundschau“ von 1899 einige Auszüge mitteilte; sie sind von ausserordentlichem Interesse für die Kenntnis der Zeit, in welcher die Türkei europäisch wurde.

Nach Spitzer war zu jener Zeit Professor Lorenz Rigler der bedeutendste Arzt und Lehrer in Konstantinopel. Er wurde am 20. September 1815 zu Graz geboren. Riglers Vater war mittellos gestorben, und so musste die Aufnahme in die Josephs-

Akademie zu Wien dem strebsamen jungen Manne als eine Förderung seiner Studien willkommen sein. Im Herbste kam er zusammen mit Hebra, Dumreicher, Reyer, Lenk und Scherer nach der Kaiserstadt. Er kämpfte vier Jahre lang mit mannigfachen Entbehrungen. Sein eiserner Fleiss brachte ihn doch ans Ziel. Neben Medizin studierte er noch die Sprachen und erlernte Französisch, Englisch und Italienisch vollkommen. Am 3. Februar 1838 wurde er zum Doktor der Medizin und Chirurgie und zum Magister der Augenheilkunde und Geburtshilfe promoviert. Die Augenheilkunde war sein Lieblingsfach, und am 1. Jänner 1839 wurde er zum Assistenten des Augenarztes Professor Jäger ernannt. Die Ernennung Skoda's zum Primarius und das Erscheinen des grossen Werkes von Rokitansky — 1840 und 1842 — bezeichneten den Beginn einer neuen, auf Physik und pathologische Anatomie begründeten Periode der Heilkunde, in welcher Rigler tüchtig lernte. Ihm schien das gewöhnliche Los bestimmt: nach Ablauf der Assistentenzeit Feldarzt zu werden. Da wendete sich sein Schicksal. 1842 wurde er, zugleich mit seinem Kollegen Eder, auf Ersuchen der türkischen Regierung zur Reorganisation der Militärspitäler nach Konstantinopel gesandt. Er zählte damals 27 Jahre, war voll Eifer und Thätigkeit, mutig, kaltblütig, beseelt von edlem Ehrgeiz. Am 23. September 1842 reiste er von Wien ab. Mit der Eisenbahn ging es nur bis Gloggnitz, dann zu Wagen bis Triest, zu Schiffe über Korfu und Piräus nach Konstantinopel. Ueberall auf der Reise besuchte er die Spitäler. Am 14. Oktober landete er in Konstantinopel. Krank war er angekommen und sein Zustand nicht ungefährlich. Professor Bernard besuchte ihn und nannte ihm das Spital von Maltepe — deutsch: „Hügel des Reichtums“ — als den Ort seiner Bestimmung. Während der Krankheit lernte er türkisch. Kaum genesen, machte er einen Besuch beim Hekim Baschi Abdullah Efendi, Chef aller Aerzte und Heilanstalten. Der sagte ihm: „Ihre Aufgabe wird sein, das Spital von Maltepe zu verbessern und zu ermitteln, warum gerade unter den Rekruten aus Anatolien eine so furchtbare Sterblichkeit herrscht.“ Ein paar Tage später stand Rigler dem allmächtigen Günstling Risa Pascha gegenüber. Am 25. Oktober war er zum erstenmal in Maltepe und übernahm die Spitalsleitung. Dieses Spital war 11 Jahre früher von Machmud II. gegründet worden. Das Haus war von

Holz, ein Quadrat, jede Seite 74 Klafter lang, ein Stock hoch. Ueber dem Thore prangte die arabische Inschrift: „Der Gesundheit des Volkes!" Das Innere bestand aus 30 Krankensälen zu je 20 Betten. Jeder Saal war 2½ Klafter hoch, 7 Klafter lang, 4½ Klafter breit. Der Schmutz der Wände und der Fussböden, die verpestete Luft, die elende Einrichtung, die zerbrochenen Fenster — das Alles machte auf den jungen Arzt einen traurigen Eindruck. Es ordinierten sieben Aerzte; jedem derselben war ein Apotheker beigeordnet. Unter den sieben Aerzten war nur einer, Popowitsch, ein diplomierter; die anderen waren schlechte Apotheker, die durch Protektion avanciert waren, oder aus ausländischen Schulen ausgestossene europäische Studenten, oder endlich einheimische Blutegelhändler! . . . Wenn das die Aerzte waren, ist es unnötig zu sagen, was für Taugenichtse die Apotheker waren. Als Krankenwärter endlich dienten Soldaten! Rigler schildert sie in seinem Tagebuche: „Schmutzig, träg, gefühllos." Da war es kein Wunder, wenn die Sterblichkeit hier eine riesige war; mindestens 25 Prozent! In den fünfzehn Jahren des Bestehens dieses Spitals waren in seinen Räumen 28600 Menschen gestorben; und die übrigen waren nicht genesen. Und doch genügten wenige Tage für die Reformen Riglers. Die Säle wurden geputzt, die Korridore gesäubert, frische Fenster eingesetzt, Ventilatoren angebracht. Und schon am 19. April 1843 konnte Rigler in sein Tagebuch schreiben: „Jetzt sieht das Spital menschlich aus." Zum erstenmal wurden ordentliche Untersuchungen der Kranken vorgenommen und die bösartige Diarrhöe, welche Tausende jährlich hinraffte, entpuppte sich als Darmtuberkulose. Riglers Thätigkeit erhellt daraus, dass sich die Sterblichkeit von 25 Prozent auf 3 verringerte. Ueber seine Erfahrungen in Konstantinopel hat Rigler selbst ein zweibändiges Werk geschrieben; auf seine Veranlassung wurden sechs neue grosse Spitäler gebaut. 1849 wurde er zum Lehrer an der Medizinschule von Galata Sserai ernannt, und später erhielt er die Stelle des Direktors. Am 22. Oktober 1855 operierte er den Sultan Abdul Medschid im neuen Palaste zu Dolmabagdsche; dafür erhielt er eine Pension von 3000 Piastern monatlich. Rigler dankte dem Sultan mit den Worten: „Eure Hoheit mögen nie wieder in die Lage versetzt werden, wieder der Aerzte zu bedürfen." Abdul Medschid entgegnete: „Ich bin

ein schwacher Mensch, jedoch mein Herz ist gut; du bist ein guter Mann, lebe recht lange und glücklich." Beider Wunsch ward nicht erfüllt. Abdul Medschid starb im Alter von 36 Jahren und Rigler war kaum als berühmter Mann nach seiner Heimat zurückgekehrt, als ihn der Tod hinwegraffte; er war nur 46 Jahre alt geworden. Seine ausführliche Biographie, der ich diese Daten entnommen habe, brachte die „Grazer Zeitung" 1862 in ihren Nummern 231 bis 245.

Zusammen mit Rigler war Dr. Eder aus Wien nach Konstantinopel gekommen; er starb dort schon am 20. Jänner 1840. Als Ersatz für Eder wurden die Doktoren Reinwald und Wartbichler aus Wien berufen. Beide wirkten durch zwei Jahre mit vieler Aufopferung und Selbstverleugnung an den ihnen unterstellten Heilanstalten. Reinwald musste aus Gesundheitsrücksichten bald wieder fort, Wartbichler blieb jedoch in Konstantinopel, erhielt Stellung an der medizinischen Schule und leitete auch das österreichische Spital.

Um 1846 erstattete ein russischer Arzt, Dr. Rafaelowitsch, in seinem russischen Reisewerke über die Türkei interessante Berichte über die Sanitätsverhältnisse im Osmanenreiche. Ueber die medizinischen Zustände Konstantinopels erzählte er: „Achmed Fethi Pascha, der Schwiegervater des Sultans, ist Vorstand der Quarantäne-Anstalten. Die Medizinschule steht unter der Oberleitung des Hekim Baschi Ismael Efendi; der kommt zweimal wöchentlich in die Schule, wo er Bittgesuche entgegen nimmt und die laufenden Angelegenheiten ordnet. Er hat den Rang eines Ferik oder Generalleutnants und bezieht ausser den seinem Range gebührenden Rationen monatlich 12000 Piaster. Früher beschäftigte er sich mit kleinen chirurgischen Operationen, namentlich mit Beschneidung. Er hat auch den Sultan beschnitten, zum Lohne dafür wurde er ein grosser Arzt. Man sandte ihn nach Paris, Deutschland, England und der Schweiz. Nach Konstantinopel zurückgekehrt, wurde er — Hekim Baschi Chefarzt! Der Sultan wohnt regelmässig den öffentlichen Prüfungen in der Medizinschule bei und nimmt häufig selbst aus der Urne die Fragen, auf welche die Doktoranden antworten müssen. Folgende ist die jetzige Einrichtung der Schule von Galata Sserai: Die Zahl der Schüler beträgt 450. Sie werden jung und noch ganz unwissend aufgenommen und müssen türkische Unterthanen sein; man macht

jedoch keinen Unterschied des Glaubens und des Standes. Ein Viertel sind Armenier und Griechen. Alle leben friedlich zusammen. Sie werden auf Staatskosten erhalten, tragen eine Uniform — dunkelblauen Oberrock mit grünen Sammtaufschlägen, die mit dem silbernen Stabe und der Schlange des Aeskulap geschmückt sind — werden in Klassen eingeteilt und nach militärischer Art durch die Trommel zum Essen gerufen. Der Lehrkurs dauert 10 Jahre — 4 in der vorbereitenden, 6 in der medizinischen Abteilung. Die Entbindungskunst wird den Studenten zugleich mit den Hebammen vorgetragen. Die Schule besitzt eine pharmazeutische Abteilung, um Apotheker für die Militärhospitäler heranzubilden. Die Zahl der Professoren beträgt 17; es sind Europäer oder an europäischen Universitäten ausgebildete Griechen und Türken."

Nach dem Tode Abdul Medschids — unter Abdul Asis — kam die grosse Reaktion auf allen Gebieten des türkischen Lebens. Auch die Medizin blieb nicht verschont. Der Konstantinopler Arzt Doktor Pardo schrieb im Jahre 1873 über den Zustand der Heilkunde in der Türkei: „Mehr als je herrscht hier trotz aller Anstrengungen gediegener Aerzte die noch immer unbeschränkte und unüberwachte Ausübung der Medizin und Pharmacie. Dieser ungeregelten Kurpfuscherei von Individuen, welche sich die Namen Aerzte, Apotheker und Hebammen widerrechtlich beilegen, kann man die ärgsten Missethaten zuschreiben." In einer Zeit, da die Presse in der Türkei eine kurze Weile freier zu atmen vermochte, erhoben auch die türkischen Zeitungen ihre Stimmen, um gegen dieses Uebel der Kurpfuscherei zu sprechen — ein Uebel, das zum grossen Teile von europäischen Abenteurern zu ihrem Vorteil ausgenützt wurde. Eine türkische Zeitschrift forderte die moslemische Jugend auf, „sich mehr dem Studium der Heilkunde zu widmen, um die Türkei von der Beutelust der Charlatans aus der Fremde zu befreien und um dem Islam und dem Osmanischen Reiche jene am Leben zu erhalten, welche sonst der Unwissenheit und der Habgier gewissenloser Fremdlinge zum Opfer fallen." Am schlimmsten war es damals um die Geburtshülfe bestellt. Pardo erzählte 1873, Marko Pascha, Direktor der Medizinschule, wollte den Beschwerden wohl gerecht werden, welche ihm über das Treiben der Hebammen zukamen; aber er richtete nichts aus. Man muss diese Megären

bei der Arbeit gesehen haben, wie sie die zartesten und schwierigsten Verrichtungen kühn unternehmen. Ich war Augenzeuge folgenden Falles· Es handelte sich um eine Schulterlage. Die Hebamme zog wütend stundenlang am Arme des Kindes und raste, als ich dann durch leichte medizinische Handgriffe die Gebärende sofort befreite! Es giebt eine „Société impériale de médecine," und eine „Gazette médicale d'Orient", aber dieses Thema existiert für beide nicht. In einer Stadt mit einer Einwohnerzahl von einer Million ist nur ein einziger Arzt als Geburtshelfer bekannt: Dr. Skinas. Die Medizinschule hat noch immer keine geburtshülfliche Klinik! Ebensowenig giebt es hier eine Gebäranstalt oder ein Findelhaus! Die Medizinschule war schliesslich tief gesunken: „Das Lehrerkollegium" – heisst es 1876 in „Türkische Charakterskizzen", Globus XXX. 28 — „ist eine unwissende Gesellschaft; lauter Türken. Die Institute werden fortwährend von einem Orte zum anderen verpflanzt."

Der Hofarzt des Sultans Abdul Asis war der von Pardo früher genannte Doktor Marko, ein unbedeutender Mann. Die Krankheit des unglücklichen Sultans Murad V. artete nur infolge der Unwissenheit seines Leibarztes Doktor Capoleone so aus, dass sie dem Herrscher Thron und Freiheit kostete. Ein unseliger Zufall wollte es, dass Murad seit seiner Kindheit unter der Aufsicht dieses Arztes lebte, der statt die schlechten schädlichen Gewohnheiten seines Schützlings zu bekämpfen, denselben diente und schmeichelte. So ergab sich Murad ungehindert dem alten Laster osmanischer Herrscher, dem Genusse geistiger Getränke, welcher schnell seine Gesundheit zerstörte. Als dann Sultan Murad schwer erkrankte, verriet und verliess ihn dieser Arzt als Erster und diente seinen Feinden, indem er Nachrichten über den Zustand seines Herrn verbreitete, welche jede Hoffnung auf Heilung als ausgeschlossen erscheinen liessen. Zur Untersuchung des Geisteszustandes Murads wurde auch Professor Leidesdorf aus Wien berufen. Nach der Absetzung Murads wagte Dr. Capoleone seine Visiten beim Ex-Sultan noch fortzusetzen. Die Walide aber, des Sultans Mutter, welche zu diesem Arzte jedes Vertrauen verloren hatte, berief — einen arabischen Fakir, der die Medikamente des Italieners durch Koransprüche und Zaubereien ersetzte. Murad jagte Beide davon und bewies dadurch, dass er noch Herr seines Verstandes war·

Sein Leibarzt Capoleone hatte ihm sein nahes Ende prophezeit; aber Murad lebt noch heute, nach 25 Jahren.

Eine bessere Zeit begann endlich für die Medizin mit der Regierung Abdul Hamids II., der auf diesem Gebiete seinem Vater Abdul Medschid nacheiferte. Das türkische „Salnameh" oder Staatshandbuch verzeichnete schon für das Jahr 1300 der türkischen Zeitrechnung, das nach der unseren im November 1882 begann, folgende Daten über die höheren Unterrichtsanstalten der Hauptstadt, welche jetzt den Angehörigen aller Religionsbekenntnisse offen stehen: Die Zivilschule hatte 25 Professoren und 300 Studenten; das kaiserliche Lyceum von Galata Sserai 48 Lehrer und 576 Schüler; die Zivilmedizinschule 33 Professoren und 502 Studenten. Ueber die weiteren Schicksale der Medizin und über die Aerzte am Hofe Abdul Hamids II. habe ich in meinem Buche „Abdul Hamid II., seine Familie, sein Hofstaat" ausführliche Mitteilungen gemacht, so dass ich hier bloss auf sie verweisen kann.

Als ein dauerndes Zeugnis des grossen Interesses, das Abdul Hamid II. der medizinischen Wissenschaft stets entgegengebracht hat, wird das mächtige Gebäude dienen, das jetzt bei einem Kostenaufwande von rund zehn Millionen Francs auf einem Terrain von 27000 Quadratmetern auf der asiatischen Seite der osmanischen Hauptstadt in Haidarpascha errichtet wird. Die Initiative zu diesem Bau ging von dem deutschen Gelehrten Professor Dr. von Dühring Pascha aus, der berufen erscheint, die Traditionen der Bernard, Spitzer und Rigler segenbringend fortzupflanzen.

---

4. Pharmazie und Kosmetik.

Geschichte der Apotheken in der Türkei. — Die ersten europäisch gebildeten Pharmazeuten. — Erinnerungen aus arabischer Zeit. — Verfälschung der Medikamente. — Rosenwasser und Oele. — Mohammed und die Wohlgerüche. — Parfum und Coitus. — Die Rolle des Parfums in der osmanischen Geschichte. — Das Kamasutram über Lippenlack. Mastix. — Hennah als Schönheitsmittel und Heilmittel. — Persische Schönheitsmittel. — Hargus oder Harkus. Kohol. — Augenschminke. Rastik. — Safran.

Der Arzt heisst bei den Türken· hekim; die Araber und Persen sagen: hakim, die Araber daneben auch: tabyb; die Inder: siana oder gar dakter, das verstümmelte Doktor. Medizin als Heilkunde heisst türkisch: tybabet; arabisch: hekmet el tyb, tobb; persisch: maledschek, indisch: hakimgeri. Medizin als Medikament heisst türkisch: adsch, esah dewa, yladsch oder scherbet. Das letztgenannte Wort bezeichnet dreierlei: Getränk im Allgemeinen; dann: Arznei; und erst zuletzt das bekannte Erfrischungs-Fruchtwasser. Die Araber sagen für Arznei: dowa und danah; die Perser: iladsch; die Inder: daru. Apotheken nennt man in der Türkei: edschachane; für Apotheker sagen die Türken: edschadschy, scherbetdschi, speziar; die Araber: attar (Spezereihändler) und beya dawa; die Perser: achtar und dowafrusch; die Inder: pezari. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts schon waren fünf Apotheken in Konstantinopel nach deutschem Muster eingerichtet, aber es gab damals nie frische Medikamente, alles kam aus dem Auslande. In den anderen Städten der Türkei gab es zu jener Zeit nur Drogisten, so dass die Aerzte, die dorthin von der Regierung gesendet wurden, genötigt waren, selbst zu dispensieren. Auch in den fünf „guten" Apotheken Konstantinopels bereitete man nur wenig pharmazeutische Präparate, da man die meisten fertig

aus Europa kommen liess; in der türkischen Hauptstadt konnte man kaum etwas herstellen, mangels der gewöhnlichen Hilfsmittel, wie beispielsweise: tubulierter Retorten oder gläserner Trichter. Eine bestimmte Pharmacopöe hatte man nicht. Die Wiener und die Preussische waren gebräuchlich, dabei kamen die Präparate meist aus England, Frankreich und Italien. Die neue Nomenclatur war den türkischen Apothekern unbekannt; der Arzt lief stets Gefahr, missverstanden zu werden. War der Apotheker gewissenhaft — das war er im seltenen Falle — so sagte er: „Ich habe das Mittel nicht.“ Gewöhnlich aber gab er das, was ihm einfiel. So kam es vor, dass man Zucker für Bismuthum nitricum, Quecksilbersalbe statt Bleisalbe erhielt. Der Arzt schrieb die Rezepte lateinisch oder italienisch. Man bediente sich schliesslich auch verschiedener Gewichte, meist der italienischen. Die Oberaufsicht über die Apotheken, wie die über die Aerzte, hatte der erste Hofarzt; er konnte aber nichts thun gegen allen möglichen Unfug. Im Jahre 1850 besass Konstantinopel 160 Apotheken, die ziemlich gut eingerichtet waren. Bis dahin war es beinahe jedem freigestellt gewesen, eine Pharmazie zu eröffnen und zu leiten; im Jahre 1850 begann die Ueberwachung des Verkaufs von Arzneimitteln, und ein Gesetz gestattete nur denjenigen eine Apotheke zu besitzen, welche durch ein Apothekerexamen ihre Befähigung erwiesen hatten. Gegenwärtig existieren in Konstantinopel einige gute Apotheken. In Bagdad gab es vor 30 Jahren, wie mir Dr. Beck erzählte, keinen einzigen diplomierten Apotheker. Dr. Beck erwirkte vom Generalgouverneur eine Verordnung, welche den Drogisten und anderen als Apotheker auftretenden Schwindlern das Handwerk legte. Aber zwei von dieser pseudopharmazeutischen Bande, denen es ihre Mittel erlaubten, begaben sich nach Konstantinopel und kehrten umgehend als Diplomierte zurück. Der erste wirkliche Apotheker in Bagdad war der Oesterreicher Grzesitzky. Er bezog die meisten Medikamente, selbst die Gefässe, Masse und Gewichte, aus Wien. In einigen Provinzen, wohin die Aufsicht des hauptstädtischen Zentralsanitätsamtes nicht reicht, zählt man noch heute zu den Apothekern die Drogisten oder Subadschi, die Kräutersammler oder Ispardschi, die Bandagisten, die Verfertiger chirurgischer Instrumente, die Rosenwasser-Erzeuger, Oelpresser, Parfumeure

und Latwergenfabrikanten. In allen Apotheken des Orients, auch in denen der Hauptstadt selbst, ist es Sitte, dass in den Verkaufslokalen die Aerzte öffentlich ordinieren. Jede Pharmazie hat ihre Stammdoktoren, welche nacheinander zu bestimmten Stunden Ordinationen erteilen. Zuweilen findet man in diesen Apotheken besondere Ordinationszimmer eingerichtet. Für diese Aerzte, wie für die Apotheker und das Publikum hat die Einrichtung besondere Vorteile. Der Arzt zahlt keine Miete, weil er dem Apotheker gleich Aufträge zukommen lässt. Der Apotheker verdient, weil der Patient nicht zu einem Konkurrenten geht. Der Patient endlich findet stets leicht einen Arzt, zahlt hier ein geringeres Honorar als im Hause des Arztes und kann auch die Medizin gleich besorgen.

Zur Zeit des Kalifen Motadir bekleidete der Perser Sabur Ibn Sahl, einer der Professoren des Spitals von Gondeschabur, die Stelle eines Pharmazeuten. Er ist der Verfasser des pharmazeutischen Werkes Akrabadyn, das für mehrere Jahrhunderte in den Apotheken der Spitäler von Bagdad im Gebrauch blieb und dort wie in anderen Gegenden des Inneren auch heute noch vielfach von den einheimischen Pharmazeuten zu Rate gezogen wird.

Eines der ältesten und verbreitetsten Geschäfte im Orient war der Handel mit Räucherwerk, wohlriechenden Salben und Oelen, auf welche man schon im Altertum den höchsten Wert legte. Nach Hammer-Purgstalls Litteraturgeschichte III 273 wird im Islam das erste Geschäft eines Gewürzkrämers oder Apothekers um das Jahr 190 der Hedschra erwähnt.

Der Kalif Mamun erteilte dem Arzte Sekeria Ben et Thaifuri, der um 225 (839) lebte und von Hammer-Purgstall in seiner Geschichte der Arabischen Litteratur unter 1199 erwähnt wird, den Befehl, die Spezereihändler zu prüfen. Sekeria Thaifuri riet dem Kalifen, zu den Spezereihändlern zu schicken und irgend etwas zu verlangen. Der Bote begehrte also Efschinet und Saktera, nämlich die Namen von zwei Dörfern Die Spezereihändler hielten dies für Namen von Medikamenten, und der eine gab irgend einen Stein, der andere ein beliebiges Gewürz, der dritte eine Pflanze. Nur einige erklärten einfach, solche Medikamente seien ihnen unbekannt. Mamun liess die Aufrichtigen bestehen, die Anderen davonjagen.

Annabrawi erzählte — in Behrnauer's „Mémoire sur les

institutions de la police chez les Arabes" — schon viel von den damaligen Fälschungen und Betrügereien der Pharmazeuten und Kosmetiker. Sie gaben — klagt Annabrawi — statt Opium Präparate aus Fasern der Rinde von glaucium phanicum, aus einem Extrakt der Blätter des wilden Lattichs, oder aus Gummi arabicum; statt „Rhawand" oder chinesischen Rhabarbers: die Wurzel von Rhawand eddawab, welches Rhabarber der Saumtiere genannt wird und nicht in China, sondern in Syrien wächst; statt des gezuckerten Liqueurs aus den Knollen und Wurzeln der indischen Zuckerstaude: Knochen, die am Montag gebrannt wurden; statt Tamarinde: Pflaumen; statt des Lyciumsaftes: Olivenschoten mit gekochter Ochsengalle; statt Wurzeln des Kusth, des costus arabicus: Alant-Wurzeln, Inula Helenium. Andere Fälscher mischten die Valeriana mit einem ägyptischen Gewächs und betrogen die Käufer selbst bei Gummi. Man fälschte grauen Ambra: mit Meerschaum, schwarzem Gummi, weissem Wachs, Muskatnuss und Sandarach; andere erreichten diese Fälschung des grauen Ambra durch eine Mischung von Meerschaum, Sandarach, Aloë, aromatischen Blättern und Mist der afrikanischen Eidechsen; dies Alles rieben sie kräftig durcheinander, „verwahrten es acht Tage lang im Hinterteil eines Pferdes und zogen es dann heraus". Kampher fälschte man „mit Marmorstaub, weissem arabischen Gummi, Ammoniaksalz, mit reinem aufgelösten Collyrium, mit nicht erhitztem Gyps" Wieder Andere befassten sich mit der Fälschung von Safran, Schnittlauch, Aloë, Glans unguentaria.

In dem erwähnten Buche von Behrnauer über die arabische Polizei finden wir auch ein Kapitel von Dschaubari über die Geheimnisse der arabischen Gewürzhändler bei Bereitung der Myrrhe, des Ingwers, des Azurs und des Rosenwassers. Von letzterem heisst es: „Sie nehmen einige Rosenknospen von Irak und lassen sie 24 Stunden in reinem Rosenwasser von Nisibe weichen. Sie füllen sie dann in einen Kürbis und legen Müsk dazu. Jedem Rötl der Rosenknospen fügen sie zehn Drachmen Gewürznelken und zwei Drachmen Cardamomen bei. Sie destillieren alles an einem milden Feuer, geben es dann in ein Glasfläschchen, dessen Oeffnung durch Watte verstopft wird. Das Fläschchen konservieren sie in einer Kapsel vor Staub und Luft. Dann nehmen sie reines und mildes Wasser, giessen es in einen Kessel und lassen es über einem sanften Feuer so lange kochen, bis

ein Drittel verdampft ist; den Rest heben sie auf, schützen ihn sorgfältig vor Staub, und wenn er kalt geworden ist, nehmen sie drei Drachmen davon, fügen ein Röti Bagdader Gewichts kochendes Wasser hinzu, schütten dies zu dem Rosenwasser und setzen alles der Sonne aus. Dies ist eine, aber die beste, von 40 Arten."

Gülabdschian heissen diejenigen, welche in erster Reihe Rosenwasser bereiten, wie es ihr Name besagt. Sie präparieren aber auch: Weihrauchwasser, Ambrawasser, Jasminwasser, Honigwasser, sowie die weltberühmten Essenzen, unter ihnen als bekannteste die Rosenessenz, persisch: Otr Schahi, türkisch: Gül Jaghi genannt.

Die Perser haben der Rosenessenz nach dem Patron den Namen gegeben. Die christlichen Kirchen wurden, ehe man sie in Moscheen verwandelte, mit Rosenwasser gewaschen; Sultan Saladin sandte auf 500 Kameelen Riesenmengen Rosenwasser, um die von den Kreuzfahrern in eine Kirche umgestaltete Omarmoschee zu Jerusalem zu reinigen; Mohammed der Eroberer liess die Sophienkirche in Stambul viele Male mit tausenden Okkas Rosenwasser waschen, ehe sie für die Verehrung des Propheten hergerichtet wurde. Die Bewohner Asiens besprengen Kleider und Gemächer, die Perser selbst Strassen und Wege, mit Rosenwasser, wenn hohe Gäste kommen. Die in eine Wohnung eintretenden Fremden werden zum Zeichen des Willkommens mit Rosenwasser bespritzt. Heute ist das sogenannte Adrianopler Rosenwasser das beste. Es dient vielfach als Medikament. Die im April blühende Rosa centifolia besitzt leicht abführende Eigenschaften. Deshalb werden Aprilrosen-Konserven im Orient gewöhnlich am frühen Morgen als angenehme Hausarznei genommen. Der Rosenzucker gilt als Heilmittel für Krankheiten der Lunge und des Mundes. Rosenessig ist ein stärkendes und reizendes Mittel bei Ohnmachten. Kataplasmen aus Rosen wendet man gegen Frauenkrankheiten an.

Maltzan erhielt in Tunis durch den besten dortigen Fabrikanten Hadschi Aly ulid el Chasnadschy folgende Aufschlüsse, über Oele: Zu einem Misqâl — etwa $^1/_3$ eines Loths, genauer 94 Gran — Rosenöl gehören nicht weniger als 30 Pfund Rosen. Zu einem Misqâl Jasminöl gar 40 Pfund Blumen. Die Preise sind deshalb hoch. Der Misqâl Jasminöl kostet 10 Thaler; der

Misqâl Nesryöl, Essenz der Rosa canina: 5 Thaler; der Misqâl Qomâryöl, aus dem Holz eines aus Indien stammenden Baumes, arabisch Qomâry genannt, kostet: 15 Thaler, also 45 Thaler das Loth; das eigentliche Rosenöl ist am billigsten, es kostet bloss 5 Thaler das Loth. Die Fabrikation ist einfach und mühelos. Aus den Blumen wird durch Destillation das wohlriechende Wasser gewonnen, welches an und für sich schon einen wertvollen Handelsartikel bildet. Auf dem Wasser bildet sich nach einem Stillstehen durch mehrere Wochen eine Oberfläche von Oel, welches sein Gewicht in Gold wert ist. Das auf der Oberfläche schwimmende Rosenöl wird dann mit grosser Sorgfalt entfernt, bedarf aber keiner weiteren Präparation. Ebenso wird bei der Bereitung der Essenzen aus anderen Blumen verfahren. Ausser den genannten destillierten Wassern und Oelen gibt es noch: Essenzen aus Geranium, Cassia, Nelken, dem spanischen Jasmin; sowie Pulver aus Moschus, Ambra grisea, Civet, Benzoë, Qomary.

Der Patron der Zunft der türkischen Parfumeure ist Otr eddin der Inder, weil er der Hoflieferant des Propheten war. Mohammed sagte einer Ueberlieferung zufolge: „Das, was ich in dieser Welt liebe, das sind diese drei Dinge Gebete, Weiber, Wohlgerüche. Ich erfrische meine Augen und meine Gedanken durch das Gebet. Die Wohlgerüche aber sind die Speisen des Geistes, und der Geist ist das eilende Dromedar der menschlichen Kräfte . . . Nichts ist besser und der Gesundheit zuträglicher als Parfüms nach dem Coitus . . .“ Damit wollte der Prophet — erklärt der türkische Liebesschriftsteller Omer Haleby — andeuten, dass die fleischliche Vermischung die Materie oder das Prinzip der erotischen Ausbrüche verschwinden macht. Die wollüstigen Agitationen annullieren die Reinheit des Geistes, trüben die Blicke des Klarstsehenden, verwirren die Gedanken und drängen das religiöse Gefühl unter die Herrschaft der Sexualität, welche die ausdauerndste und tyrannischeste aller Energien ist. Dann aber sind es das Gebet und die Wohlgerüche, welche die psychischen Kräfte und den moralischen Zustand des Coitierenden wieder herstellen. Daraus resultiere — meint Omer Haleby weiter — dass die Parfüms dem Menschen ebenso notwendig seien, wie das Gebet, die Hygiene, das Wasser, die Gymnastik. Allein, so wie es Moslems und Moslems, Schüler Christi und Christen gebe und wie die Einen nicht den Andern

gleichen, auch wenn sie sich dieselbe Bezeichnung beilegen, so gebe es auch Wohlgerüche und Wohlgerüche. Die einen seien schädlich, die anderen nützlich; die einen schläfern die Gedanken ein, verdummen die Sinne, rufen Hallucinationen hervor; die anderen wirken stimulierend auf das Gehirn und beleben das Herz … Ein Parfüm-Rezept, das Omer Haleby angiebt, teile ich im Abschnitte über die Reizmittel zur Behebung der Impotenz mit.

Die Worte des Propheten über Gebete, Wohlgerüche und Weiber kommentierte ein anderer moslemischer Schriftsteller dahin, dass, wie Wohlgerüche und Gebete zum Himmel steigen, so auch die Frauen, welche als duftige fromme Wesen zwischen Gebeten und Wohlgerüchen leben, den Mann himmlisch erheben. Der wegen seiner Wollust berüchtigteste Sultan Ibrahim I. brachte die Ueberlieferung mit einiger Abänderung in ganz verkehrter Anwendung zur Geltung Seine Freude und einzige Lust bestand in Weibern, Wohlgerüchen und Pelzwerk, und das Harem war für ihn nichts als „ein üppig durchduftetes, mit weichem reichen Futter ausgeschlagenes Lotterbett.“ Für Sklavinnen, Ambra und Pelzwerk waren ihm keine Summen zu hoch. Die Ambra, welche er als Rauchwerk einatmete oder als Stärkung der Nerven, in porzellanener Schale über der Glut geschmolzen und dann mit dem siedend heissen Kaffee vermischt, einschlürfte, stieg so unmässig im Preise, dass das Misqâl — anderthalb Drachmen — bis zu fünfzehn und zwanzig Piastern kostete. Eines Abends, als die Nacht schon tief vorgerückt war und der Ambraduft im Harem ausging, erwähnte einer der Hofdiener, dass ein englischer Kaufmann das grösste je gesehene Stück Ambra besitze in der Gestalt einer Pyramide; sogleich wurden Boten nach Galata gesandt, welche den Kaufmann zu dessen nicht geringem Schrecken aus dem Schlafe weckten und zwei Stunden vor Tagesanbruch vor die Thore des Sserai schleppten, wo er bis Sonnenaufgang warten musste, dann aber ohne Anstand für seine Ambra-Pyramide den vorteilhaften Kauf von dreizehntausend Piastern abschloss.

Den Wohlgerüchen folgen die Schönheitsmittel für die Pflege des Gesichtes, der Haut, der Zähne, der Lippen. Das Kamasutram der Inder sagt: „Die Lippe, die mit Lack gefärbt wird, den man siebenmal mit dem Hodenschweisse eines weissen

Hengstes vermischt hat, wird weiss. Arabischer Jasmin bringt sie in den früheren Zustand zurück." Alle Levantinerinnen kauen beständig, um schöne weisse Zähne zu bekommen, Mastix, türkisch· sakis, arabisch: mestekah, persisch: misteki rumi, indisch. rumi mastekie. Der Mastixbaum wächst in Afrika, Syrien, Griechenland und besonders auf der Insel Chios; auf der letzteren gedeiht er jedoch nur im Norden, alle Versuche, ihn auch im Süden anzubauen, missglückten Er ist klein und scheidet eine harzige Substanz aus, die in der Heilkunde unter dem Namen Mastix von Chios bekannt ist. Dieser Baum, dessen Höhe höchstens 3 Meter erreicht, hat stets grüne Blätter, die den Blättern der Tarabinthen-Pistazie ähneln. Die Erzeugung von Mastix bildet eine der wichtigsten Einnahmequellen von Chios Um das Harz zu gewinnen, macht man blos Einschnitte in den Baum; die Substanz fliesst von selbst ab. Der durchschnittliche jährliche Ertrag schwankt zwischen 20 bis 50000 Okkas. Zum Reinigen der Zähne gebraucht man ferner: Ssuak, den Bast der Wurzel des Wallnussbaumes, in etwa fingerdicken Streifen in kleinen Rollen gewickelt. Diesen Bast kauen die Frauen durch und bewahren ihn dann in kleinen Schalen auf. Er färbt die Lippen und das vordere Zahnfleisch rot. Gleichem Zwecke dient auch die Schale der grünen Wallnüsse.

Hennah, nach Royle das Kypros der Alten, Lawsonia inermis, wird von den Frauen des Orients zum Rotfärben der Nägel an Händen und Füssen, von den Männern zum Färben der Bärte benutzt. Diese Sitte der Lebenslust und des Lebensgenusses zu üben, verbietet jedoch das Gesetz allen Bekennern des Islams zur Zeit des Iddet, das heisst: in der Zeit nach dem Tode des Gatten, in der Zeit der Trennung der Ehe, sowie in der Zeit nach der Verstossung der Gattin

Pastor Klein erzählt in seinen Mitteilungen über Leben, Sitten und Gebräuche der Fellachen in Palästina — Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins IV, 62 — über Hennah: „Alte Fellachen-Weiber färben sich oft, wie dies auch bei den Städterinnen der Fall, ihr weisses Haar mit Hennah rot." Jackson berichtet in seinem Buche· An account of Marocco, London 1811, II ed. 145: „Gegen Fussschweiss bestreuen die Aegypter die Füsse mit dem Hennah-Pulver, wodurch die Haut gestärkt und übermässiger Schweiss behoben wird." Die

Tatarinnen in Taurien färben sich die Haare schwarz mittels einer Mischung, die nach Dr. Hille — Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft, V. 236—242 — folgendermassen zusammengesetzt ist: eine Galläpfelkochung in Oel, Weinstein, Indigo und Hennah werden zu gleichen Teilen mit der nötigen Menge Wasser zu einem Brei verrührt. Ueber Hennah-Gebrauch in Marokko berichtet Quedenfeldt: Geflohene Krieger, Feiglinge, werden bei ihrer Heimkehr von den Frauen mit Hennah-Mehl beworfen: dies ist eine grosse Schmach, weil die Männer dadurch symbolisch den Weibern gleichgestellt werden. Wenn zwei Scheiche einen Kriegszug gemeinsam unternehmen wollen, tauschen sie statt eines Ehrenwortes den Burnus aus. Bricht der eine das Wort, so hat der andere das Recht, den Burnus des Wortbrüchigen öffentlich mit Hennah zu bestreuen. Die Pflanze wird in Marokko in den Ebenen an der Westküste, speziell in der Provinz Dukalla bei Masagan und Asemur, gebaut. Die Blätter werden dreimal jährlich — im Frühling, im Sommer und gegen Ende September — gepflückt. Das Hennah-Mehl hat einen doppelten Zweck: Nur mit Wasser angefeuchtet, wodurch ein hässlicher grüner Brei entsteht, dient es den Frauen dazu, ihr Gesicht zur Erfrischung und Verschönerung des Teints zu beschmieren. Der bekanntere Gebrauch ist das Rotfärben der Nägel mit Hennah-Mehl. Letzteres wird in diesem Falle mit Zitronensaft oder ein wenig Alaun- oder Weinsteinauflösung vermengt, dann bleibt der Teig 24 Stunden liegen und erhält die rotgelbe Farbe, welche auf den Nägeln mindestens eine Woche andauert. Gewöhnlich werden auch die Hände bis zum Gelenk, die Füsse bis zu den Knöcheln gefärbt. Je länger man den Teig auf die Hand streichend wirken lässt, desto intensiver wird die Farbe. Deshalb werden bei Hochzeiten die Extremitäten der Braut schon mehrere Tage vorher allabendlich eingerieben. Als Kuriosum sei hier erwähnt, dass ältere Schriftsteller, wie Höst, glaubten: das Hennah sei mit frischem Kuhmist gemischt.

Hennah ist aber nicht blos ein Schönheitsmittel, sondern auch ein Heilmittel. Es wird ihm eine adstringierende Wirkung zugeschrieben, man streut es deshalb auf Wunden. Gekocht mit dem Safte der Asphodelus-Zwiebeln — arabisch: el onsela — wird es bei Krätze auf die infizierten Stellen gerieben und soll wirksam sein.

In Persien trachtet man — wie Polak erzählt — die Körperschönheit durch folgende Mittel zu erhöhen: das Gesicht wird rot und weiss geschminkt, Haare und Augenbrauen werden schwarz, die Handteller, Nägel und Fusssohlen orangegelb gefärbt. Ausserdem tätowieren sich manche Frauen an verschiedenen Stellen des Körpers, am Kinn, Kehlkopf, zwischen den Brüsten und am Bauche; früher war diese Operation — „chal kubiden" — allgemeine Sitte, jetzt hat sie sich noch hier und da in den Mittelklassen erhalten, in den höheren aber ganz aufgehört. Ueber den speziellen Gebrauch von Hennah in Persien berichtet Polak: Frauen und hier und da auch Männer lassen sich ausser den Haaren die Handteller und Fusssohlen, besonders aber die Nägel im Bade mit Hennah färben, wodurch diesen Teilen ein orangegelbes Aussehen gegeben wird, das im Orient sehr beliebt ist. Die Farbe dringt dabei nur in die dicken Epidermis- und Hornschichten dauernd ein, von den dünnen, an den Grenzen der Stirn, lässt sie sich mittels eines eingeseiften Wollbeutels leicht wieder abwaschen. Mittels Hennah werden in Teheran auch die Schweife der königlichen Pferde gefärbt und Schimmel in Goldfüchse umgewandelt, oder durch auf den Leib gelegte Schablonen mit Figuren von Quasten und Troddeln bemalt. Endlich wendet man in Persien Hennah bei erfrorenen Gliedern, Kontusionen, Abschürfungen und leichten Gelenkentzündungen als vermeintliches Hautstärkungsmittel an. In Persien gedeiht Lawsonia inermis in vorzüglicher Güte in der Nähe der Stadt Yezd; in Ispahan wird sie sortiert und gemahlen und von dort in den Handel gebracht. Die Paste muss wenigstens eine Stunde liegen bleiben; Frauen, die nicht von Geschäften gedrängt sind, lassen sie oft 4—5 Stunden einwirken. Danach wird sie mit lauem Wasser abgespült. Dunkle Haare nehmen davon eine cochenilleartige Nuance an, während helle sich brennend hochrot färben. Diejenigen Perser und Perserinnen, welche diese Hennahfarben lieben, stehen von jeder ferneren Operation ab. Die meisten jedoch wollen ein glänzendes Rabenschwarz erzielen und bedienen sich dazu — nach Polak — der Paste von Reng, des Pulvers einer Indigofera, welche in Arabistan in der Nähe von Schuschter und Disful kultiviert wird. Das gemahlene Pulver ist sehr hygroskopisch, bäckt leicht zusammen und verliert dann mit der erbsgrünen Farbe auch seine

Kraft. Gutes Reng muss, mit lauem Wasser angemacht, in kurzer Zeit tiefblau werden und an der Oberfläche pfauenschwanzfarbig anlaufen. Die Reng-Paste bleibt ebenfalls eine Stunde lang auf den Haaren liegen; mehrere Stunden nach der Abspülung entsteht Oxydation, welche die tiefste und so festhaftende Schwärze erzeugt, dass sie durch keine Säuren und Alkalien wieder entfernt werden kann. Nur wegen des Nachwuchses bedarf es von Zeit zu Zeit einer Wiederholung der Prozedur. Um den eigentümlichen Glanz, welchen Hennah hervorbringt, zu erhalten, wird von manchen nach der Anwendung des Reng das Haar wieder noch eine Viertelstunde mit Hennah behandelt. Ein anderes Schönheitsmittel ist Hargus oder Harkus; es ist in Syrien, Aegypten und Marokko in Gebrauch. Nach Quedenfeldt ist Hargus eine schwärzliche Flüssigkeit, in der Hauptsache aus dem Safte von Asfa oder Galläpfeln hergestellt. In Tanger bedient man sich des Saftes dieser Galläpfel, mit Zuthaten von Alaun und dem Safte der schwarzen Maulbeere, zum Färben der Haare und des Bartes der Männer. Die Frauen machen sich mit dem Hargus mittels eines Hölzchens kleine Tupfen um Stirn und Backen und oberhalb der Nasenwurzel. Man bewahrt den Hargus-Saft in kleinen Röhrchen, die mit einem Läppchen verschlossen werden. Nach einer anderen Ansicht gewinnt man Hargus aus den beerenartigen Auswüchsen der Zwergpalme und vermengt damit Indigo.

Das Augenschminken mit Spiessglanz ist uralter Gebrauch. Im alten Testamente wird es häufig erwähnt. Ich verweise auf die Stellen: 2. Buch der Könige IX 30; Jeremias IV 30; Hesekiel XXIII 40. Bei den arabischen Kalifen fungierten Aerzte, deren einzige Aufgabe es war, des Herrschers Augen auszuwaschen und mit Kohol einzusalben. Der Kalif Mamun zahlte seinem Arzte Dschibrail hierfür monatlich 1000 Dirhem. Bei den Orientalinnen der Gegenwart wird die Augenschminke — Keal oder Kohol genannt — meist in einem Teile des oberen Augenlids angebracht, um durch den schwarzen Streifen dieser Einfassung die Grösse des Auges leuchtend hervorzuheben. Eine tiefblaue Färbung der Augenbrauen wird in Persien dadurch erzeugt, dass man dieselben tagelang mit einer Masse aus grobgemahlenen Indigoblättern — „wasmeh" — belegt. In Bagdad lassen die Frauen ihre Augenbrauen wegrasiren und malen statt derselben

mit Keal schwarze Streifen auf. Den Kindern bestreicht man die Augenlider und Augenbrauen mit Keal schwarz, die Fingernägel mit Hennah braun, und ihre Lippen färbt man blau. Das Augenschminken der Orientalinnen ist Gegenstand zahlreicher Abhandlungen geworden. Hammer-Purgstall erwähnt, dass sich unter den Moslems einmal ein grosser Rechtsstreit über das Schminken der Augenbrauen und Wimpern entsponnen habe. Die Verfertiger der Augenschminke — die Tustiadschian — bildeten in der Türkei früher eine besondere Zunft, die man zu den ärztlichen Zünften zählte; sie fabrizierten allerlei Arten, die man Kuruk Tutia, Tschitschek und Tutia Peighamber-Surmeh, Propheten-Augenschminke, nannte. Nach Quedenfeldt ist Kohol: Antimon; dies wird zu feinstem Pulver gestossen und mit gleichfalls fein gepulverter Sepia-Schale vermischt. Das beste marokkanische Antimon ist in Tafilalt, auch bei Tedla, in Anwendung. Es verleiht den Augen erhöhten Glanz und ist ein Präservativ gegen Augenkrankheiten. Das Bestreichen geschieht mit kleinen, in Marokko El merruĕd genannten Holzstäbchen, die primitiv bemalt sind. Das pulverisierte Kohol wird in kleinen Täschchen von gelbem oder rotem Leder, die den Namen Meköhöla führen und verschiedene Formen haben, in den Handel gebracht. Südlich vom Atlasgebirge, im westlichen Saharagebiete, färben sich die Frauen die Höhlung unter den Augen rotgelb, mit einer Art von Roteisenstein, die Homaida oder Kohol Ssaharânia genannt wird. — Dr. Hille berichtet über Kohol: „Bekanntlich bedeutet Alkohol bei den Aerzten des Mittelalters, ebenso bei den Neueren, nicht nur ein höchst fein zerteiltes Pulver, wo nämlich die einzelnen Teile nur mit bewaffnetem Auge unterschieden werden können, sondern auch den sogenannten absoluten Alkohol, den vollkommen wasserfreien Weingeist. Beide Benennungen kommen darin überein, die höchste Feinheit der Konsistenz, wie sie auf mechanischem und chemischem Wege, in trockenem und flüssigem Zustande erreicht werden kann, in einem Begriffe zusammenzufassen.“ Der Gebrauch des Kohols als Färbemittel, sagt Dr. Hille, ist uralt. Rosellini fand in aegyptischen Gräbern Büchsen mit solcher Augenschminke in Salbenform. Bei den Medern wie bei den Hebräern war diese Sitte einheimisch, auch die Anwendung ist uralt. Noch heute, wie einst, streichen die Frauen im Orient das geschlämmte feine schwarze Pulver ent-

weder trocken oder zu einer Salbe verrieben aus einer Schale auf die Augenbrauen und Wimpern mittelst der feinen glatten Stifte von verschiedener Dicke, welche man beispielsweise in Herculanum gefunden hat. Nach Russell — „Naturgeschichte von Aleppo" — wird Kohol auch Ispahany genannt, und mit Bezug auf die Quantität, welche im Orient verbraucht wird, sang ein orientalischer Dichter: „Die Berge von Ispahan", in denen dieses Mineral gefunden wird, „sind von einer Nadel fortgetragen worden" — von dem Augensalbenstift nämlich.

In der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft — V, 236 bis 242 — hat Dr. Hille ausführlicher „Über den Gebrauch und die Zusammensetzung der orientalischen Augenschminke Al Kohol" geschrieben. Die Wurzel Kohol, sagt dort Hille, trifft man in allerlei Ableitungen und Verstümmelungen an. Als Uebersetzung oder Umbildung von Kohol findet man bei späteren Schriftstellern des Mittelalters Alcohol, Alchool, Acool, Alkol, Alcol, Alcofol und Cohol. Zunächst wird mit dem Worte das Spiessglanzerz, Antimonium, Stibium, bezeichnet, allerdings nicht immer das chemisch reine metallische. Dieses Mineral ist in der Natur auf der Insel Borneo, ferner in Pegu, Persien und Kabul reichlich vorhanden. Im 15. Jahrhundert wurde es zuerst von Basilius Valentinus chemisch rein dargestellt. Die Griechen und Römer, so auch später die Araber, verstanden — wie Hille aus ihren medizinischen Schriften folgerte — unter Kohol überhaupt ein Mittel, welches örtlich auf das gesunde und kranke Auge angewandt wurde. Royle leitet das Wort von einem alten orientalischen Worte Kol ab, von dem auch das arabische stammt. Die Griechen hiessen das jetzt Kohol genannte Mineral: Stibi, Stimmi, auch platyophtalmon, die Aegypter kennen den Ausdruck stim ebenfalls. Brugsch erwähnt, dass in der Sprache der Kopten das Wort Stim soviel als Stibium, Antimonium, Collyrium bezeichne und die unverständliche Form des älteren Stem sei, welches ursprünglich Salbe bedeutete. Im Indischen sagt man Soorma — also dasselbe Wort, das auch die Türken und Perser gebrauchen. Sürma oder Sürmeh.

Hille behandelt die naturwissenschaftliche Seite dieser Frage, ich verweise auf seine interessante Erörterung, deren Wiedergabe hier zu weit führen würde. — Im XX. Bande der Ver-

handlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie besprach Virchow — Seite 210 bis 214 — die Augenschwärze der alten Aegypter auf Grund von Erfahrungen, die er selbst auf einer Reise im Nillande gesammelt hatte. Er beweist, dass die Kenntnis des metallischen Antimons und seine Verarbeitung bis in die graue Vorzeit zurückreicht. Er sagt: Die berühmten Statuen des Kronprinzen Rahotep und seiner jungen Gemahlin Nefert in Bulag, welche der vierten oder fünften Dynastie angehören, zeigen ganz ähnliche schwarze Striche an den Augenlidern und in der Nachbarschaft der Augen, wie sie noch heutigen Tages von den Frauen der Eingeborenen getragen werden; auch die lebensgrosse Statue des Ra Nefer, eines Priesters aus der fünften Dynastie, ist ein gutes Beispiel. Kleine Alabastergefässe mit schwarzer Schminke, aus der Zeit der XI. Dynastie, wurden ebenfalls in Bulag gefunden. Virchow meint, man müsse sich vor Verwechselung solcher Bemalung mit Tätowierungen hüten, wie sie die Fellachinnen anwenden: mit jenen blauen Tätowierungen an der Stirn und am Kinn, in kurzen Strichen, kleinen Reihen oder Gruppen von Punkten, wie Blumenkronen. Virchow fand eine altaegyptische Schminkbüchse aus Alabaster mit einem Pistill zum Schwärzen; das Pistill hat eine keulenförmige Gestalt und ist schwarz und glatt. Plinius erwähnt neben Stimmi, Stibi und Labarsis den Namen Alabastrum für die Augenschminke. Nach Brugsch rührt die letzte Bezeichnung zweifellos von den aegyptischen, nach Italien vielfach eingeführten Alabastergefässen her, in welchen Stimmi aufbewahrt zu werden pflegte, wie übrigens Plinius selber bemerkte. Wegen der adstringierenden und kühlenden Eigenschaften liess Plinius Stimmi als Augensalbe bei den Frauen dienen und erwähnt dabei die entsprechende Bezeichnung Platyophtalmos. Eine Mischung von Stimmi in Staubform mit Weihrauch und Gummi soll nach Plinius gegen Ausflüsse und Geschwüre an den Augen helfen, Blutausflüsse aus dem Gehirn stillen, bei frischen Wunden äusserst wirksam sein; mit einem Zusatz von Fett, Silberglätte, Bleiweiss und Wachs auch alte Hundebisse heilen.

Alle diese Heilwirkungen werden auch in den altaegyptischen sogenannten medizinischen Papyrus erwähnt. Im sogenannten gnostischen Papyrus von Leiden bezeugt eine Stelle wiederum, dass die Aegypter mit dem Stimmi auch die Vorstellung der

Schwärze verbanden — Im XX. Bande der Verhandlungen der Gesellschaft für Ethnologie wird auf Seite 341 das Resultat der von Salkowski vorgenommenen chemischen Untersuchung von einer Probe Kohol veröffentlicht. Zahlreiche Mitteilungen derselben Zeitschrift befassten sich seither mit der wissenschaftlichen Erörterung dieser Frage; ich übergehe hier dieselben und verzeichne in meiner Litteratur-Übersicht die Quellenangaben, um jenen, welche sich für Näheres interessieren, das Nachschlagen zu erleichtern.

Eine besondere Art Augenschminke heisst Rastik. Man findet dieses Färbemittel besonders in Smyrna. Nach der chemischen Untersuchung von Professor Salkowski ist Rastik eine schwarze, harte, zum grossen Teil verbrennliche Masse, von einer sehr komplizierten Zusammensetzung. Der Hauptsache nach besteht Rastik aus einem Gemisch von chlorophyllhaltigen Pflanzenteilen, einer harzigen, braunen, in Aether oder Alkohol löslichen Substanz und Schwefelantimon. Ausserdem enthält es kleine Quantitäten von Kupfer, sowie Spuren von Blei und Eisen, letztere zwei Metalle könnten aber auch blos Verunreinigungen darstellen. Nach Angabe eines Armeniers in Smyrna, der Rastik erzeugte, besteht dasselbe aus: Galläpfeln, aromatischem Salz, Alaun, Hennah, Zucker, einem Zusatz von Kupfer und Antimon.

Die Indierinnen gelben sich mit Safran alle sichtbaren Teile des Körpers und färben sich mit einer Lösung Antimon den Rand ihrer Wimpern. Im Kamasutram, dem indischen Lehrbuche der Liebe, wird im Abschnitte „über das Gewinnen" gesagt: „Ein Kameelknochen, mit dem Safte von Eclipta prostrata parfümiert, giebt — verbrannt – ein Augenpulver." Aehnlich bereitete man „Augensalben aus den Knochen von Falken, Bhasa's und Pfauen." Und im Abschnitte „über die Bezauberung der Frauen" heisst es gleich im Beginne: „Eine Salbe aus Blättern von Tabernaemontana coronaria, Costus speciosus und Flacourtia cataphracta wirkt bezaubernd, aus eben diesen bereitet man, nachdem man sie gut zerrieben hat, in einem Menschenschädel eine Augensalbe, nachdem man den Lampendocht mit blauem Vitriolöl bestrichen hat."

5. Heilquellen und Bäder.

Seife als Kulturmesser. — Die Reinlichkeit im Orient. — Seltsame Reinigungsmittel. — Paradiesische Bäder und Quellen. — Die arabischen Aerzte über Bäder. — Polizeiliche Bädervorschriften der Araber. — Ausschweifungen in den türkischen Bädern. — Die Bäder Konstantinopels. — Frauenbäder. — Mineralquellen. — Sofia. — Küstendil. — Anatolische Mineralquellen. — Bäder von Brussa. — Jalowa. — Armenische Thermalquellen. — Syrische Bäder. — Palästina. — Biblische Zitate. — Mesopotamisches Flussbadeleben. — Der Wasserkrieg der Bagdader Jugend. — Erinnerungen meines Freundes Dr. Beck. — Mesopotamische Mineralbäder. — Bäder und Aberglaube.

Je mehr Seife ein Volk konsumiert, desto höher steht es auf den Stufen der Zivilisation, meinte Virchow. Im Orient stimmt das nicht. Die Orientalen verbrauchen bekanntlich immense Seifenmassen. Wieviel erfordern allein die Gebote des Islams! Täglich fünfmal muss der Moslem sein Gebet verrichten, vor jeder Andachtsübung wäscht er sich Kopf und Gesicht, Arme und Hände, Beine und Füsse, um vor Allah ar Rachim rein dazustehen. Nach jeder Mahlzeit, also auch mindestens dreimal täglich, reinigt er seinen Mund mit Seifenschaum; und dort, wo Essbestecke noch nicht beliebt sind, sondern alle die fetten Speisen, die Kebab, Külbasti und Pilaw mit der rechten Hand den Schüsseln und Tellern entnommen werden, müssen auch die Hände nach Tische stets durch Seife gereinigt werden. Schliesslich befiehlt der Koran dem Moslem, jedesmal ein kompletes Seifenbad zu nehmen, wenn er das Harem verlassen hat und dies ist sehr oft der Fall. Und trotz dieses enormen Seifenkonsums wird doch niemand behaupten, dass in den Reichen des Islams die Zivilisation auf der höchsten Stufe stehe. Die zahllosen Bäder in der Türkei sind eher ein Beweis für die ausserordentliche Verweichlichung des Osmanen, als für die Reinlichkeitsliebe

und Kultur. Sie sind mehr ein Zeitvertreib als eine Erfrischung. Die Reinlichkeit da unten ist ja ein ganz individueller Begriff.

Der Koran erwähnt mehrfach paradiesischer Quellen; namentlich in der 76. Sure, Vers 5 und 6: „Siehe, die Gerechten werden trinken aus einem Becher, gemischt mit Wasser aus der Quelle Kafur“ — der Kampherquelle —, „einer Quelle, aus der Allahs Diener trinken sollen.“ Vers 17 und 18: „Und sie sollen daran getränkt werden mit einem Becher, gemischt mit Ingwer. Eine Quelle ist darinnen, geheissen Salsabil.“

Die arabischen Aerzte meinten, jene Bäder seien die besten, deren Konstruktion alt, deren Luft frei, deren Wasser angenehm und deren Wärme stets nach dem Geschmacke der Badenden geregelt sei. Nach Annabrawi bestanden für die arabischen Bäder folgende polizeiliche Vorschriften: „Das erste Kabinet sei frisch und feucht, das zweite mässig erwärmt und feucht, das dritte heiss und trocken.“ Die Vorteile des Bades sind, nach Ansichten orientalischer Aerzte: Es erweitert die Oeffnungen des Körpers, die Nasenlöcher, den Mund, die Ohren; es treibt aus dem Körper die schädliche Feuchtigkeit heraus; es ist nützlich bei Diarrhöen, und aller Schmutz in den Gedärmen wird ausgeschieden; es vertreibt Krätze und Ausschläge; es erfrischt den Leib und erleichtert die Verdauung. Aber wenn man zu lange im Bade bleibt, so schwächt es, macht es matt, vermindert es die Kräfte des Körpers, verdirbt es den Appetit. Grosse Gefahr für die Gesundheit entsteht, wenn man die Glieder mit heissem Wasser wäscht . . . Nach den polizeilichen Regeln musste der Polizeiinspektor, der die öffentlichen Bäder beaufsichtigte, dafür Sorge tragen, dass sie häufig gewaschen wurden; dass ihr Wasser häufig erneuert wurde und stets rein war; dass das Badewasser nur zum Baden und nicht auch zu religiösen Abwaschungen genommen wurde; dass die Badediener das Steinpflaster des Bades tüchtig mit harten Gegenständen abrieben, um Eibischpappeln und Seife vom Boden zu entfernen und dadurch die Gefahr des Ausgleitens zu beseitigen. Der Intendant des Bades hatte zweimal täglich die Pflicht, Weihrauch zu verbrennen, um die Luft zu reinigen. Personen, die an Elephantiasis oder Lepra litten, durften ins Bad nicht eintreten. Die Anstalt war verpflichtet, Kleider und Tücher für die Badenden zu halten; sie mussten schon vor der Morgendämmerung offen sein, damit man sich

noch vor dem Frühgebet waschen konnte. Der Badende musste die Kleider, die er ablegte, einem Beamten übergeben; ging dann ein Stück verloren, so musste es die Anstalt bezahlen. Dem Frotteur war es anbefohlen, „seine Hand mit der Rinde des Granatapfels zu reiben, bis sie hart wurde.“ Der Polizeibeamte hatte schliesslich darauf zu achten, „dass man Bohnen und Linsen im Bade nicht gebrauche,“ und „diejenigen auf der Stelle zu züchtigen, welche ihre Schamgegend sehen liessen.“

Ueber den Missbrauch, welchen sowohl Türken wie Türkinnen heutzutage in den Bädern ausüben, schrieb Omer Haleby: „Schädlich ist das Bad euch, o Türken, die ihr dort frivole Gespräche führt und der Päderastie mit jungen Masseuren und Badedienern fröhnt. Dieser Missbrauch ist die Ursache, dass ihr, o Türken, ihr einstmaligen Eroberer der Welt, zu einer degenerierten Nation geworden seid! . . . Und welchen Missbrauch treiben erst euere Frauen mit den Bädern, indem sie dort lange Stunden verbringen, von Liebesdingen sich unterhalten, naschen, Thee und Kaffee in Unmenge trinken, ebenfalls gleich euch frivole Dinge besprechen. Ist es nicht in den Stunden des Badens, wo die Griechinnen, Priesterinnen Sapphos, euere Frauen in lesbischen Uebungen unterrichten?“ . . .

Von dem Missbrauch der Bäder zur Befriedigung der Leidenschaft, die Omer Haleby rügt, — nämlich der Päderastie — halten sich nach Polaks Versicherung die Perser frei. — Im Jahre 1768 erliess der Grosswesir Muchsinsade ein Polizeiverbot, „dass keine neuen Bäder mehr zu Konstantinopel gebaut werden sollen, da ohnedies über Holz- und Wassermangel geklagt werde.“

Konstantinopel hat indessen eine genügend grosse Anzahl neuer Bäder erhalten; unter ihnen ist das berühmteste: Tschinili Hamam', das Porzellan-Bad, in Stambul. Ueber die modernen türkischen Bäder ist von verschiedenen Reisenden ausführlich geschrieben worden. Ich will deshalb blos die Frauenbäder, über die man weniger weiss, in Betracht ziehen. Schon Lady Mary Wortley Montague schrieb 1717 in ihren Letters and Works über türkische Frauenbäder in Sofia: „Die erste Reihe der Diwans war mit Polstern und reichen Teppichen belegt, worauf die Damen sassen, hinter ihnen auf der zweiten Reihe sassen ihre Sklavinnen, ohne jedweden Rangunterschied in der

Kleidung, denn alle waren splitternackt, weder Schönheit noch Mangel war verborgen. Dennoch war nicht das leiseste zweideutige Lächeln oder sonst eine schamlose Bewegung wahrzunehmen. Sie bewegten sich mit derselben majestätischen Grazie, die Milton von unserer Stammmutter rühmt. Ich habe mich hier von der Richtigkeit einer Betrachtung überzeugt, die ich oft gemacht habe, nämlich: dass, wenn es Mode wäre, nackt zu gehen, das Gesicht kaum beachtet werden würde." Eine ausführlichere Schilderung der Frauenbäder verdanke ich meiner Frau; diese Beschreibung erschien in der „Neuen Freien Presse" vom 15 August 1897 und folgt hier im Auszuge: „Das Dampfbad ersetzt den türkischen Frauen alle Vergnügungen, die europäischen Damen vergönnt sind Theater, Ball, Reise. Es ist die einzige wesentliche Abwechselung im Verträumen ihres Daseins. Und es geht bunt und fröhlich genug her in diesen wunderschönen, marmorgepflasterten Hallen, wo jedes Wort dreifach widerhallt. Schon wenn man von der Thür aus in das erste Gemach tritt, gelangt man in eine ganz eigentümliche orientalische Umgebung. Das Eintrittszimmer ist zugleich Auskleidezimmer; da sitzen sie, die Türkinnen, schon entschleiert, in ihren bunten Kleidern, rauchend, naschend, lachend, auch ihre Kinder säugend oder sich schminkend. Man entkleidet sich ungeniert vor aller Welt. Auf einem Diwan thront, ihrer Wichtigkeit bewusst, die Kassiererin. Ihr übergibt jede Frau ihr Geld, ihren Schmuck. Sie herrscht souverän über das Badepersonal, sie mustert die Besucherinnen, hat stets eine liebenswürdige Frage im Munde, und die ins Bad gehenden Frauen grüsst sie mit dem schönen türkischen Grusse: „Güleh güleh gelirinis, lächelnd sollst du wiederkommen!" An den Wänden entlang stehen niedrige Diwans. In der Mitte des Zimmers befindet sich eine reich geschmückte türkische Uhr. Ein Mangal, ein offener Kohlenherd, in einem metallenen Gefässe, steht auf dem Boden und strömt Wärme aus; Oefen gibt's in den türkischen Häusern und auch in den türkischen Bädern nicht. Auf der Asche des Mangals stehen die kleinen kupfernen Töpfchen mit langen Stielen, in denen Mocca gekocht wird. In grosser Zahl sind improvisierte Wiegen angebracht, da die Frauen ihre ganze Familie ins Bad mitnehmen. Die Art der Herstellung einer solchen Wiege ist ebenso einfach wie bemerkenswert: Um zwei

der Holzsäulen des Gemaches werden zwei Stricke geschlungen und diese durch einen Polster auseinandergehalten; auf das so hergestellte Bett wird nun das Kindchen gelegt und dann rund um das Baby und die Wiege ein weiches Tuch geschlungen, damit das kleine Wesen nicht herausfalle. Und daneben hockt, selbst träumend, die erloschene Cigarette in der Linken, den eintönigen Refrain eines melancholischen Liedes gurgelnd, die alte Dienerin des Hauses und zieht einen vom Bettchen herabhängenden Strick hin und her, und die Wiege schaukelt. . . . . Ueberhaupt lernt man das grosse Dolce far niente des türkischen Frauenlebens nirgends besser als im Bade kennen. Die Bade-Ausrüstung wird schon früh morgens hergeschickt, und sie ist nicht gering: handelt es sich doch darum, für den Aufenthalt eines ganzen Tages oder wenigstens mehrerer Stunden vorzusorgen. Ein ganzer Haush lt wird mitgeschleppt. Man sieht da grosse Pakete mit achtlos behandelten Teppichen und Betten eintreffen, Bündel mit Hemden und Höschen für die kleine Welt — Windeln sind hier ungebräuchlich. Dann die Wäsche der Damen selbst! Zuletzt, aber nicht als letztes an Qualität und Quantität — das Essen für das Dejeuner und das Diner, eine Kollektion kalter Eier, Hammelbraten, die sogenannten Dolmades — ein orientalisches Leibgericht: gehacktes Fleisch mit Reis und Zwiebeln in Weinblätter eingerollt — endlich Schafkäse und Obst. . . . . Und nun das Bad selbst. Wenn ich eintrete, däucht's mir, als sei ich in ein Nixenbereich getreten. So feucht ist die Luft, so weiss der Marmor, so gedämpft das Wort; und gerade vor mir im lustigen Getändel zwei junge Wesen. Lang fliesst ihnen das schwarze Haar herunter und grosse Märchenaugen blitzen aus den blassen Gesichtern, und an den schönen nackten Leibern rieselt das Wasser nieder. Und da — die Vision wird immer vollständiger! Ein Meeresungeheuer scheint meine beiden Nymphen zu bewachen. Vor einer Wasserleitung liegt ein immenser Körper wie mit Moos bewachsen, ganz schlammig und grün, und macht träge Bewegungen. Schon denke ich an ein wohlkonserviertes prähistorisches Urwesen — beinahe habe ich Lust zu fliehen — da erhebt sich das scheinbare Ungeheuer und entpuppt sich als Türkin ältester, fettester Ausgabe. Sie ist garnicht gefährlich, diese alte Türkin. Ich frage sie nach der Art ihres merkwürdigen Aussehens, und sie zeigt mir unter

vielen Lobpreisungen eine fette Erde, die im Wasser schleimt und mit der sie sich beinahe ganz eingerieben hatte. Dadurch, erklärt sie mir, schütze man sich gegen das böse Auge, gegen arge Hautkrankheiten und gegen das böse Fieber. Wie man mir sagte, soll diese Erde, die man Hennah oder Chnah nennt, von wirklich guter Wirkung für die Haut sein. Neben den beiden leuchtenden weissen Frauenkörpern und der „bemoosten" Türkin erscheint als dritter Gegensatz die Badewärterin. Sie stelzt auf ihren Gallinsches, den Holzschemelchen, heran, in denen sie leicht wie in Schuhen geht und die hier notwendig sind, weil der Boden heiss und von der Seife schlüpfrig ist, und ladet mich mit einer majestätischen Handbewegung und einem Maschallah — das heisst· „Ach du Wunder Gottes!" — ein, zu ihr heranzukommen, um mich frottieren zu lassen. Sie ist von skelethafter Magerkeit und trägt um die Lenden einen kleinen Schurz — sonst nichts; das Haar hat sie wie ein Kapuziner kranzartig um den Kopf geschnitten und über der Stirn trägt sie Hyacinthen . ." — Das Bad heisst türkisch und arabisch: hamam; persisch: abzen; indisch: ghassel.

An Mineralquellen ist die Türkei ausserordentlich reich, sowohl die europäische als die asiatische. Das heutige Sofia, das alte Sardika, ist eine durch ihre warmen Quellen und ihre kalten Bäder ausgezeichnete Stadt. In Küstendil, ehemals Ulpiane, ist ein Dutzend von warmen Schwefelquellen mit Domen überwölbt; das Trinkwasser wird durch Kanäle herbeigeführt, die Gärten werden durch Bäche, die vom Gebirge fallen, bewässert. Ein Bad zeichnet sich vor allen anderen durch Schönheit aus, und eine Art hier wachsender Moschusäpfel ist berühmt durch bewegliche Kerne, welche, wenn man den Apfel schüttelt, darin hörbar sich bewegen. Gold und Silber, das sich hie und da in der Nachbarschaft findet, wurde ehemals in dem benachbarten Karatova ausgemünzt. Die Wichtigkeit des Ortes verschaffte ihm die Ehre, dass Sultan Murad II. selbst von Brussa nach Europa kam, um vom Bulgaren Constantin, welcher die Stadt inne hatte, ihren Besitz gegen Erlassung allen Tributs zu übernehmen.

Noch zahlreicher als in Rumelien sind die Mineralquellen in Anatolien. In Eskischehir ist ein berühmtes Mineralbad; ebenso fand ich bei Afiun-Karahissar, sowie von dort auf den Wegen

nach Konia wie nach Smyrna eine Menge vielbesuchter Mineralbäder. Schaban Karahissar, Alaunschwarzschloss, ist im Orient ebenso durch seine Alaunminen bekannt wie durch seine warmen Bäder. Kutahije, das alte Cotyaium, besitzt sieben grosse Bäder, deren berühmtestes das fischreiche heisst, weil in der Mitte desselben ein Becken mit kaltem Wasser und Fischen ist. Die Quellen von Ajasch bei Angora gehören unter die heilsamsten, sowohl zum Baden als zum Trinken Am berühmtesten unter allen türkischen Heilquellen sind die von Brussa. Diese Stadt war als Badeort schon im Altertum weitbekannt und blieb es auch unter den Türken, seit die siegreichen Waffen derselben sie den Seldschuken abgenommen hatten und seit sie unter Sultan Urchan zur Hauptstadt des Osmanenreiches geworden war. Einer der grössten osmanischen Sultane, Suleiman der Grosse, suchte hier Heilung von einem bösen Uebel, gegen das alle ärztliche Kunst vergebens war, das aber in diesem Heilorte schwand. Seither aber war Brussa als Badeort fast in Vergessenheit geraten, bis der österreichische Arzt Dr. Bernard, der so Unvergessliches für die Medizin in der Türkei geleistet hat, diese Eigenschaft der Stadt förmlich neu entdeckte. Bernard hat auch ein Buch über Brussas Bäder in französischer Sprache geschrieben, das aber fast völlig verloren gegangen ist.

Der Reisende, der Brussa und seine Umgebung besucht, ist überrascht von dem Ueberfluss der Gewässer, die sich von allen Seiten in das den Olymp vom Kataïrli-Berg teilende Thal ergiessen. Sieben Mineralquellen dampfen und senden ihre Fluten nach zwanzig öffentlichen und privaten Bädern. Kein Ort der Erde hat auf solch einem kleinen Rayon eine solche Zahl von Quellen und von dieser Verschiedenheit. Alle Quellen befinden sich am Fusse des Kalabak Daghy, des östlichen Olympgebietes, ungefähr 200 bis 430 Fuss hoch, auf einer Linie von $^1/_2$ Stunde Länge von Ost nach Südost. Die Quellen von Tschekirghe und Kara Mustafa gehören nach ihren medizinischen und physikalischen Eigenschaften zu der Reihe jener von Gastein, Teplitz, Ems und Vichy. Drei andere stehen auf dem Niveau der Bäder von Aix la Chapelle, Montfacon, Barèges, Baden und Mehadia. Die Kur- und Badehäuser sind von verschiedener Grösse und Ausstattung. Die allgemeine Einteilung ist folgende: Ein grosser Saal mit Ruhebetten in separierten Kammern dient als Aus- und

Ankleidehalle; man nennt dieses Zimmer Dschamekian, Vestiarium. In der Mitte murmelt eine Fontäne einschläfernde Melodieen. Vom Dschamekian tritt man in das Ssoukluk: das ist der Zwischenraum und wärmer werdende Uebergang in den dritten Raum, in das Hamam oder eigentliche heisse Bad. Hier sprudeln die heissen Wasser aus Fontänen, hier sind runde Bäder in der Mitte des Saales, viereckige Bassins in den Ecken. Die Kuppel lässt durch kleine runde, mit Glas bedeckte Löcher das Licht einströmen, ein unbestimmtes, schläfriges, mysteriöses Licht. In zwei Bädern von Brussa giebt es noch eine vierte Abteilung, genannt Boguluk, Sudatorium. Das Bad von Kainardscha ist immer den Frauen offen; die anderen Bäder haben nur bestimmte Stunden an bestimmten Tagen für den Besuch der Frauen festgesetzt. Die Armen zahlen blos 5 bis 10 Para, $2^1/_2$ bis 5 Centimes, die Wäsche ist im Preise mit inbegriffen. Die übrigen Einheimischen zahlen 1 Piaster, Fremde mehr. Das Bad Eski Kaplidscha, das alte warme Bad, ist das älteste, ganz verfallen, es wird nur von armen Leuten besucht. Das Bad Büjük Kukurtlu, das grosse Schwefelbad, ist das berühmteste Bad von Brussa, es wird von Tausenden besucht. Ganz in seiner Nähe liegt das Kütschük Kukurtlu, das kleine Schwefelbad, welches 1844 bei Entfernung eines Felsblockes plötzlich hervorsprang. Das wegen seiner Bauart bemerkenswerteste Bad ist das Jeni Kaplidscha, das Neue. Die Bäder der Quelle von Bademli Baghtsche geniessen wenig Ansehen. Ausser diesen sieben grossen Bädern giebt es noch zahlreiche kleine Thermen; die zwischen Kukurtlu und Jeni Kaplidscha liegende Gjösaiasma, die heilige Augenquelle, ist besonders bei den christlichen Bewohnern beliebt.

Nur einige Stunden von Konstantinopel entfernt, an der südlichsten Bucht des Meerbusens von Ismidt, liegt Jailakabad oder Jalowa, das alte Sugla oder Drepanon, das durch Kaiserin Helene, deren Vater hier ein Wirtshaus gehalten, bei ihrer Rückkunft von Jerusalem mit Palästen und Spitälern verschönt, und von Konstantin, dem Gründer des byzantinischen Reichs, seiner Mutter zu Ehren unter dem Namen Helenopolis zu einer Stadt erhoben wurde. Dies ist der Ort, wohin sich das von Peter dem Einsiedler und Walther dem Habenichts angeführte und bei Nicäa geschlagene Heer der ersten Kreuzfahrer zurückzog, und wo die Gebeine der Erschlagenen von Sarazenen in Türmen und

Pyramiden aufgeführt wurden. Jalowa war in der ältesten und ist in der neuesten Zeit durch seine warmen Heilquellen berühmt. Nahe bei denselben erhebt sich das Grab eines Abdal, eines bis zur Tollheit begeisterten Derwisches oder Gottesdieners, der die Scharen der Osmanen mit hölzernen Säbeln zur Eroberung dieses Ortes anführte.

Das Mineralbad von Jalowa war seit 1453 in Vergessenheit geraten und erlangte erst 1849 seinen guten Ruf wieder, als die Mutter des Sultans Abdul Medschid durch den Gebrauch jenes Bades von einem verjährten Rheumatismus geheilt wurde. Das Wasser entsprudelt dem Fusse eines Hügels. Bekannt sind drei Badeanstalten: Kuri Hamam, Jalowa Hamam, Dagh Hamam. Nicht fern davon liegen noch die Ruinen der ehemaligen römischen und griechischen Bauten; im Jalowabade hat die Mutter des Kaisers Konstantin des Grossen, Kaiserin Helene, ihre Gesundheit nach einer schweren chronischen Krankheit wiedergefunden; daher hiess Jalowa in alter Zeit auch Helenopolis. Als 1846 ein Armenier den Ort pachtete, um ihm wieder zu seiner alten Blüte zu verhelfen, da fand man die Wasserleitungen noch so gut erhalten, dass sie keiner Reparatur bedurften. Die Quellen von Jalowa gehören den warmen Schwefelwassern an. —

Reich an Thermalquellen ist auch Armenien.

Moritz Wagner berichtet im Ausland 1851, 205 in seinen Beiträgen zur Kenntnis der Naturverhältnisse im türkisch-armenischen Hochlande: „$2^1/_2$ Stunden nordwestlich von Erzerum sind die Thermalquellen von Elidscha. Die Hauptquellen entspringen aus zwei mit gemauerten Quadern eingefassten Bassins. Die Temperatur in den Bassins ist 38° Celsius, dicht über dem Mundloch der Quelle 39° C. Die Tiefe des Bassins beträgt 4,5 Fuss. Das Wasser hat einen leichten Salzgeschmack und setzt etwas Eisenocker an den Steinen ab, scheint aber wenige mineralische Bestandteile zu haben. Dr. Komnenos, ein türkischer Militärarzt, führte mich zu anderen Mineralquellen, eine starke $^1/_2$ Stunde weiter westlich, die vorher von keinem Reisenden erwähnt wurden; sie sprudeln dort schwach aus sumpfigem Grund und zeigen eine Temperatur von 26° C.“ Vor Wagner waren Dr. Koch, Jaubert und Tournefort in Elidscha. In der Nähe der Hauptquellen tritt nackter Fels zutage. Es ist ein deutlich geschichtetes, hartes Konglomerat, das teils

eckige Trümmersteine, teils rundliche Rollsteine der verschiedenen vulkanischen Felsadern, welche in der Bergkette vorkommen, enthält. Dr. Koch fand einige hundert Fuss von den Quellen entfernt ein Infusorienlager unter Trachyt; die Masse des Lagers hat grosse Aehnlichkeit mit Aluminit; nach Ehrenbergs Untersuchungen sind es nur Süsswasserinfusorien.

Eine halbe Stunde südlich von der Stadt Erzerum befindet sich ein kreisförmiger Trachytkessel, der Rest eines Kraters, der einen unbedeutenden Strom doleritartiger Lava als Produkt einer kurzen eruptiven Thätigkeit zurückgelassen hat. Er scheint eine Zeit lang von einem kleinen See ausgefüllt gewesen zu sein. Ein Durchbruch des Wassers in nördlicher Richtung grub einen Kanal, durch den jetzt ein magerer Bach, von Quell- und Schneewasser gespeist, nach Norden zieht.

Nördlich von Erzerum — erzählt Wagner weiter, Seite 206 — eine Stunde vom Dorfe Oesni entfernt, liegt ein Trümmerhaufen von Bausteinen, von einer alten Kirche herrührend. Hier in der Nähe sprudelt eine Quelle mit einer Temperatur von 6° Celsius. Das Volk erzählt: Hier floss einst Milch; seitdem aber eine Frau ihr Hinterteil darin gebadet hat, fliesst statt Milch das Wasser ... Unweit von dieser Stelle erhebt sich der Vulkan Sichtschik, auf dessen Gipfel ein grossartiger Krater, dreimal so gross wie der des Vesuv, ist. Die Kraterwände sind aus doloritischem Gestein, welches durch Metalloxyde verschiedenartig gefärbt ist. An den Rändern und Abhängen des Kraters sind Lavaströme zu erkennen, jedoch von auffallend geringer Masse und Ausdehnung. Auch auf dem trockenen Kegel des Sichtschik — 2846' über Erzerum und 8581' über dem Spiegel des Schwarzen Meeres soll — nach armenischer Erzählung — einst eine Quelle gewesen sein, die in gleicher Weise wie die früher erwähnte verunreinigt wurde.

Bei dem Dorfe Matschka, unweit von Trapezunt, südlich, sprudelt aus dem Porphyr eine Mineralquelle, die auf diesem krystallinischen Gesteine einen ausgedehnten Tuffkalkbau aufgeführt hat. Eine Stunde weiter, bei dem Dorfe Hapsiköi, sprudelt eine andere Quelle dicht am Wege. Sie enthält viel kohlensauren Kalk und etwas Eisen. Ihr kalkiger Niederschlag hat eine gelbrote Farbe von Eisenoxyd. Sie floss noch vor einigen Jahren nicht dicht am Wege, verstopfte aber durch ihren eigenen

Tuffhügelbau den Kanal, wie die berühmten verfluchten Quellen bei Medschez Ammar im Atlasgebirge, und brach dann an einer anderen Stelle wieder hervor. Sie dürfte seither wohl wieder gewandert sein. Auf dem Wege von Trapezunt nach Baiburt kommt man nach $2^1/_2$ stündigem Ritte von den berühmten Blei- und Silberminen von Gümüschhane zu der Ortschaft Deköi, bei welcher merkwürdige Mineralquellen entspringen. Aus flachen Gründen sprudelnd, bauen diese Quellen gewölbte domartige Felsen auf von beiläufig 20 Fuss Höhe und 10 Fuss im Durchmesser, aus halbzolldicken Schichten von kohlensaurem Kalk bestehend, die überaus regelmässig aufeinander lagern. Die Farbe dieses Quellenkalks ist schmutziggelb, ins Graue spielend, an manchen Stellen mit einem Anflug von Rostgelb oder Rot, welcher den Eisengehalt des Wassers andeutet. Die kalten Quellen sprudeln aus Granit und führen auf demselben diese wunderbaren, durchaus symmetrischen Kuppeln aus ihren Tuffniederschlägen auf.

Auffallend gross ist die Zahl der Mineralquellen auf den Gebirgswegen von Trapezunt nach Erzerum. In diesem Artikel — sagt Wagner Seite 281 — ist das kolchisch-armenische Gebirge wahrscheinlich reicher als irgend ein Gebirge Europas; ganz Tirol hat nicht soviel mineralische Wasser aufzuweisen, als hier innerhalb eines Raumes von höchstens zehn geographischen Meilen gefunden werden.

Zwischen Palmyra und Aleppo, in der Wüste, liegt „Es Sychne“: die „heisse Quelle“, welche „Dschabs“, nämlich: Soolbrunnen, enthält. Die umwohnenden Leute — wenige Familien — benützen das Wasser zum Trinken sowohl als zum Baden. Die heisse Quelle sprudelt aus einer kleinen Anhöhe hervor und bildet zwei Becken, die offen daliegen. Das eine grössere — erzählt Dr. Th. Bischoff im Globus XL, 363 — ist geräumig, stellenweise so tief, dass man darin herumschwimmen kann. Der Hitzegrad beträgt 28° R. Abgekühlt ist das Wasser, trotz seines starken Schwefelgehalts, gut trinkbar. Süsswasser hat Sychne nicht. Einst gab es hier Obst- und Olivengärten; aber Alles ist abgehauen und verbrannt. In der Nähe sind Salzgruben, die der Regierung gehören. Die Frauen von Sychne stehen in der Wüste im Rufe grosser Schönheit.

In Palästina giebt es zahlreiche Thermen. Im siebenten

Bande der Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft — 1858 — sagt Robinson in der Schilderung seiner Reise nach Palästina: „Im Wady el Malch gibt es blutwarme salzige Quellen."

Palästina war schon in alten Zeiten wegen seiner Heilbäder berühmt.

In Ev. Joh. V. 2—4 heisst es: „Es ist zu Jerusalem bei dem Schafthore ein Teich, der heisst Bethseda und hat fünf Hallen, in welchen viele Kranke, Lahme, Blinde, Dürre lagen, die warteten, wenn sich das Wasser bewegte, denn ein Engel fuhr herab zu seiner Zeit in den Teich und bewegte das Wasser. Welcher nun der Erste, nachdem das Wasser bewegt worden, hineinstieg, der ward gesund, mit welcherlei Seuche er behaftet war." Der Teich Bethseda, Bethsaida oder Piscina Probatica, unweit des Schafthores bei Jerusalem, wurde wegen seiner wundervollen Heilkraft auch Gnadenplatz genannt und diente den Israeliten ursprünglich zum Waschen der Schafe, die zum Schlachtopfer bestimmt waren, ehe man sie zum Tempel trieb. Dieser Teich ist noch jetzt in seiner alten Gestalt vorhanden, obgleich nun ausgetrocknet und ganz verschüttet. Vormals wurde das Wasser aus Salomos noch jetzt vorhandenen Quellen und Zisternen, jenseits Bethlehem und fast drei Stunden von der Stadt entfernt, hinein geleitet. Er ist — nach Trusen — ungefähr 100 Schritt lang, 60 breit und 40 tief und hat die Form eines Rectangulums. Die Wände sind zum Teil gemauert, zum Teil in Felsen gehauen. Unten am Boden wachsen jetzt mehrere Granatäpfelbäume und indische Feigenbüsche.

Wie Mead nach dem Eusebius berichtet und wie ich nach Trusen zitiere, hat der Teich aus zwei Sümpfen bestanden, die vom jährlichen Regen mit Wasser angefüllt wurden; der eine enthielt wunderbar rotes Wasser; er äusserte seine Heilkraft nur einmal im Jahre, zur Zeit dieser Regengüsse oder nach denselben, um die Zeit des Pfingstfestes der Israeliten, welches im Monat Mai oder Juni gefeiert wurde. Richter leitet die heilbringende Kraft des Teiches Bethseda von dem bei dem Opfern von Tieren in denselben hineingeflossenen Tierblute ab. Trusen meint: Man kann die Heilkraft dieses Wassers gegen die verschiedenen chronischen Krankheiten, aus dem rein physischen Gesichtspunkte betrachtet, wohl den mineralischen Bestandteilen desselben zuschreiben, denn der Grund dieser beiden Teiche

enthielt einen Schlamm, welcher wahrscheinlich mit mineralischen, Salzen, Schwefel, Alaun und Salpeter geschwängert sein mochte deren Wirksamkeit erhöht wurde, wenn diese Bestandteile etwa durch unterirdische oder atmosphärische Wärme, oder durch anhaltende Schlagregen, in Bewegung und Gährung gerieten; dadurch würde auch der Umstand erklärlich, dass das Wasser nur dann seine Heilkraft äusserte, wenn es sich bewegte, denn alsdann musste die Mischung der Bestandteile inniger sein, als zu anderen Zeiten, wo dies nicht stattfand und der Schlamm sich wieder zu Boden gesetzt hatte; so musste es also denen stets am hülfreichsten sein, welche zuerst hineinstiegen. Dass diese Bewegung und die davon abhängige Heilkraft des Wassers einem Engel zugeschrieben wurde, war bei den alten Hebräern gewöhnlich, da sie alles Ausserordentliche und Staunenerregende, davon sie die Ursache nicht einsehen konnten, so wie die Entstehung und Heilung der Krankheiten, einem Engel Gottes zuzuschreiben pflegten Da das Wasser seine Wirksamkeit verlor, wenn es wieder hell wurde, also seine grösste Kraft nur auf den Zeitpunkt eingeschränkt war, wo es sehr trübe war, so hatte das Bad in diesem Teiche, wie Friedreich sagt, die grösste Aehnlichkeit mit dem Schlammbade.

In Palästina waren auch sonst Gesundbrunnen und heilsame Bäder nicht selten und im Ev. Joh. IX 11 wird noch die Quelle von Siloah, im tiefen Thale Ben-Hinnon erwähnt, durch deren wunderbare Heilkraft — nach Ev. Joh. IX 1—7 — Christus eine angeborene Blindheit heilte. Man steigt am westlichen Ende des mehrere hundert Ellen tiefen Thales, wo — wie es in Jesaja VIII 6 heisst — „die Quellader hervorspringt und stille gehet“, durch ein geräumiges, wiedertönendes, antikes Gewölbe auf zwei terrassenförmigen Treppenabsätzen hinab. Wie Robinson, Smith und Berggreen berichten, hat das Wasser „einen eigentümlichen Geschmack, der süsslich und ein klein wenig gesalzen, aber durchaus nicht unangenehm ist“; nur später, wenn das Wasser niedrig steht, soll es salziger und unangenehm werden. Was die Heilkraft des Wassers betrifft, so soll es die Verdauung befördern und bei Augenkrankheiten gute Dienste geleistet haben; es wird noch jetzt nicht blos von Christen, sondern auch von Mohammedanern getrunken. Sowohl die Quelle, als auch das durch sie am südlichen Abhange des Thales gebildete Bassin, welches in

der heiligen Schrift unter dem Namen „Königsteich“ vorkommt, ist von antiken, kolossalen Gewölben umbaut, welche ohne Zweifel Ueberreste aus den Zeiten der Juda-Könige sind.

Auch das Wasser des Jordans stand wegen seines Schwefelgehaltes bei den alten Hebräern — nach dem II. Buche der Könige V 14 — in grossem Rufe, weil sich mehrere heisse Mineralquellen in den Fluss ergiessen, daher dessen Wasser auch als Trinkwasser nicht beliebt war. Wegen seines Schwefelgehaltes galt es jedoch in Hautkrankheiten als wunderwirkendes Badwasser.

Im ersten Buche Moses XXXVI 24 wird der warmen Quellen in der Wüste Erwähnung gethan, deren Entdeckung Friedreich dem Ana zuschreibt, als er die Esel seines Vaters hütete: es erscheint nicht unwahrscheinlich, dass die Tiere selbst zu dieser Entdeckung beigetragen haben können, vielleicht dadurch, dass sie von dem Wasser nicht saufen wollten; man kennt ja die Legende, wonach der Sprudel von Karlsbad durch einen Jagdhund Karls IV. entdeckt worden sein soll. Zwar wird den erwähnten Quellen in der Bibel kein besonderer Name beigelegt; doch waren sie, nach Trusens Meinung, höchst wahrscheinlich die Bäder von Kallirhoe, südöstlich vom Toten Meere gegen Petra hin gelegen, wo das bei den Römern berühmte Kallirhoe, Schönbrunn, sich befand; die Bäder von Kallirhoe werden auch bei Josephus und Plinius erwähnt. Letzterer führt an: auf der südlichen Seite des Asphaltsees sei eine warme Quelle heilbringender Kraft, Kallirhoe, deren Name den Ruhm des Wassers anzeige. Nach einem Reiseberichte von Legh „stürzt sich auf der einen Seite ein reichlicher Strom von einem Felsen herab; dessen Wände sind von einem glänzenden Gelb, von dem sich darauf ablagernden Schwefel, womit das Wasser geschwängert ist, gefärbt; ein heisser Bach, der von mehreren Seiten her Zuwachs von siedendem Wasser erhält, fliesst im Grunde und macht gleichfalls eine bedeutende Ablagerung von Schwefel; die Entfernung vom Toten Meere beträgt etwa zwei Stunden.“

Zu Tiberias in Syrien sind noch jetzt heisse Schwefelbäder im Gebrauche, welche zwar nicht in der Bibel, aber im Talmud erwähnt werden, und die nächst der Quelle Siloah bei Jerusalem den grössten Umfang unter den Bädern der alten Hebräer haben. Es giebt zu Tiberias zwei Bäder, das alte, ganz in

Ruinen gelegene, und das an der Westseite der Stadt. Das letztere befindet sich „in einem viereckig gewölbten Zimmer als kreisrundes Bassin von etwa 18 Fuss Durchmesser und 4 Fuss Tiefe; die Temperatur des Wassers beträgt 143 Grad Fahrenheit und ist fast zu heiss, um erträglich sein zu können; nur langsam kann der Körper sich daran gewöhnen. Es ist von salzig bitterem Geschmack und hat den Geruch des Schwefel-Wasserstoffgases.“ Ausser dieser Quelle giebt es dort noch einige andere Thermen in ihrem Naturzustande, welche da, wo sie dem See zufliessen, die Steine entfärben. In den Sommermonaten werden diese Bäder besonders von Personen, die an Rheumatismus leiden, häufig benutzt. Die Kurgäste strömen aus allen Gegenden hierher zusammen. Die Lage der Bäder zu Tiberias, am Meere von Galiläa, welches wie ein Spiegel im Busen seiner abgerundeten, schönen, aber baumlosen Berge ruht, beschreibt man folgendermassen: „Nicht ein Baum, nicht ein Strauch, nur grünes Getreide, Gras und Blumen in üppiger Fülle ringsum. Auf den benachbarten Höhen, weit oben auf einem Gebirgsgipfel, steht deutlich sichtbar die heilige Stadt Japhet, und etwas näher der Brunnen, in den Joseph von seinen Brüdern hinabgelassen wurde. Ueber den See hinaus und über die Berge heben sich die schneebedeckten Spitzen des Berges Hermon majestätisch in das blaue Himmelszelt empor.“ — —

Interessante Mitteilungen über das mesopotamische Badeleben verdanke ich meinem Freunde Doktor Beck. Die Badesaison fängt dort schon im März an und dauert bis November, denn in diesem Monate zeigt das Thermometer noch immer 30 Grad Celsius im Schatten. Also eine neun Monate andauernde Badesaison. Welch ein Paradies wird dieses Land einst für Hausbesitzer, Gastwirte und Brunnenärzte sein, wenn es einmal in die Hände europäischer Unternehmer fallen und von einer kurbedürftigen Menschheit bewohnt sein wird . . . Der Mesopotamier hätte genug Gelegenheit zum Baden. Allah hat dafür gesorgt. Die Gewässer des Tigris und Euphrat und die zahlreichen Nebenflüsse dieser Zwillingsströme sind wie dazu geschaffen, den von der Sonnenglut ermatteten, von der Faulheit verweichlichten Bewohnern des Landes Kühlung und Erholung zu bieten. Der Schat el Hay und die Mündungsstelle am persischen Golfe sind natürliche Seebäder in herrlicher Lage. Die

wundervollen Thermen von Ayn Kybrit am rechten Ufer des Euphrat und die Schwefelquellen von Hamam Ali bei Mossul, dem einstigen Ninive, am rechten Gestade des Tigris, sind wahre Wunderheilorte für rheumatische und gichtische Patienten und Leberleidende. Aber wie wenig weiss dieses faule Volk die reichen Geschenke der Natur zu schätzen und zu nützen! Würde nicht die glühende Sonnenhitze die Araber von Zeit zu Zeit zu einer Abkühlung nötigen, die Religion ihnen nicht den Gebrauch der Bäder vorschreiben — das Reinlichkeitsbedürfnis würde sie gewiss nicht mit dem Wasser in nähere Berührung bringen, sie nicht in die Tschardachs — die Strombadeanstalten — treiben, die schon vor tausend Jahren genau so primitiv hergerichtet waren, wie heute, und die nach tausend Jahren wohl ebenso sein werden; denn Erfindungen und Verbesserungstrieb gehören nicht zu den Eigenschaften der Bewohner dieses Landes Solch ein Tschardach ist eigentlich nichts anderes, als ein provisorisch errichtetes Kaffeehaus, das ein spekulativer Kawehdschi hart am Flussufer aufbaut, damit sich das Publikum auch während der Abkühlungs- und Reinigungsprozedur an dem unentbehrlichen Absude des Mokkas laben könne. Dieses Etablissement besteht aus einigen im Viereck in die Erde gerammten aufrechtstehenden Pflöcken, welche kaum über Manneshöhe mit Querbalken verbunden, mit Stangen, Latten und Palmzweigen gedeckt und an den drei vom Ufer aus sichtbaren Seiten mit Strohmatten umfriedet werden; die vierte, dem Wasser zugekehrte Seite bleibt offen und dient als Eingang und Ausgang. An den Wänden im Innern hängen aus Riedgras geflochtene Stricke. das ist die Garderobe. In einem Winkel steht eine mit Erde und glühenden Kohlen gefüllte Kiste als Sparherd und daneben befindet sich der Hüb, der Riesenwassertopf, in dem der Tumbeki für die Nargillehs befeuchtet und die Rauchflaschen ausgewaschen werden. In einer anderen Ecke liegen paarweise zusammengekoppelte Schafte von Dattelzweigen; diese Endstücke der Palmenäste vertreten hier wegen ihrer Korkleichtigkeit die Stelle der Schwimmblasen. Der Kawehdschi ist zugleich Schwimmmeister. Zur Belebung des idyllischen Kuretablissements, das zugleich Badehaus und Kaffeehaus, Schwimmschule und Rauchhalle ist, hält der Besitzer eine Menge Rassetauben, die

er frei züchtet und die bald so heimisch werden, dass sie sich den Badenden auf die Köpfe und Schultern setzen und sich weit in den Tigris hineintragen lassen. Es macht den mesopotamischen Gamins das grösste „Scheitanlik“, Vergnügen, wenn sie mit der auf ihrem Haupte sitzenden Taube lange ruhig umherziehen und dann plötzlich untertauchen, ehe die Taube Zeit gewinnt, zu entfliehen. Die in den Fluten ängstlich plätschernde Taube belustigt das ganze Publikum. Die Kurmusik besorgt eine in jeder Badelaubhütte vorhandene Bülbül. Ausserdem findet man da noch andere Haustiere; nur der arme Hund, dieser herrenlose Nomade aller Strassen und Städte des Orients, ist aus dem Tschardach ausgeschlossen — denn von der feuchten Schnauze eines Hundes berührt zu werden, das gilt bei den Mesopotamiern als eine Verunreinigung ärgster Art, als schlimmer noch denn die Berührung durch einen Gjaur oder Kiafir, einen Ungläubigen oder Ketzer. Ein Hauptamüsement der Badenden bildet der „Wasserkrieg“, an welchem sich aber nur die Freischwimmer beteiligen dürfen. Zu diesem „Harb el maj“ schlägt am Ufer ein Neger an seinem eintönigen Dumbuk sich die Hände wund. So monoton und langweilig klingt der Rhythmus dieses Trommelkruges, dass der Träger eines normal organisierten Ohres beim gleichmässigen Bum bumbum bum einschlafen müsste; hier aber begeistert er die Söhne Mesopotamiens bis zur zügellosen Ausgelassenheit. Mit entfesselter Wildheit stürzt sich plötzlich Alles, was im Wasser wimmelt, aufeinander. Die kahlrasierten Araberköpfe schnellen auf und tauchen nieder, wenn ein Schlag der „Feinde“ ihnen droht. Zuweilen wird auch unter dem Wasser noch fortgekämpft. Der „Krieg“ dauert so lange, bis der melancholische Dumbuktschi am Ufer verstummt. Hier und da wird der Dumbuktschi unfreiwillig zur Ruhe gezwungen: wenn beispielsweise ein Haifisch sich aus dem persischen Golf in den Tigris bis nach Bagdad verirrt und plötzlich unter die übermütige Schar schiesst . . . Die Fälle sind aber niemals Veranlassung zu Schutzmassregeln geworden. Lieber opfern die faulen Mesopotamier den Haifischen von Zeit zu Zeit Einen aus ihrer Mitte, ehe sie sich entschliessen, Verbesserungen an ihren primitiven Badeanstalten vorzunehmen. Lieber sterben, als arbeiten! . . .

Von den zahlreichen Mineralquellen, welche Mesopotamien besitzt, verdienen zwei besonders Erwähnung: Hamam Ali und Ayn Kibrit. Hamam Ali ist eine Schwefelquelle von der gleichen Temperatur wie das Leopoldsbad in Baden bei Wien; diese Quelle liegt in der Nähe des heutigen Hilleh und des alten Babylon. Ayn Kibrit befindet sich südöstlich vom heutigen Mossul und dem einstigen Ninive und ist der besuchteste und bekannteste Kurort Mesopotamiens. Ayn Kibrit ist, wie schon sein arabischer Name besagt, ebenfalls eine Schwefelquelle. Die Temperatur des Wassers variiert zwischen 35 bis 45 Graden, je nach der grösseren oder geringeren Entfernung vom Ursprung. Das Wasser wird nicht zum Trinken, sondern nur zum Baden gebraucht — hauptsächlich gegen Gicht, Rheumatismus, Lähmungen, Hautausschläge und veraltete Geschwüre, ferner gegen die Folgeübel von Schuss- und Stichwunden, endlich gegen skrophulöse Drüsenentartungen. Es giebt kaum eine Gegend auf der weiten Erde, wo so viele Leute rheumatisch sind, wie in Mesopotamien; je näher dem persischen Golfe, je häufiger trifft man dies Uebel. Die Ursache ist der bei der schrecklichen Hitze so häufig vorkommende Temperaturwechsel, der zwischen Abend und Nacht oft zehn und mehr Grade beträgt. Ueberdies bringt der Mesopotamier die Zeit von 9 Uhr Vormittags bis 6 Uhr Abends in unterirdischen, fortwährend durchnässten Räumen zu. Diese Serdabs oder Gewölbe werden einesteils von der Terrasse aus durch gemauerte Luftschläuche, ungefähr wie der Maschinenraum der Dampfschiffe, fortwährend mit durchziehender Luft versorgt, anderenteils durch einen vom Gewölbe herabhängenden Riesenfächer, der von der Dienerschaft durch Stricke wie eine Schaukel in steter Bewegung erhalten wird, abgekühlt. Daraus entsteht die Gelegenheit für rheumatische Affektionen. —

An Bäder und den Besuch derselben heftet sich allerlei Aberglaube; ich zitiere zunächst die von Eijub Abela mitgeteilten syrischen Ansichten, welche auch im übrigen Orient Geltung haben: Wer aus einem warmen Bade kommt, darf nicht gleich einen Kranken besuchen; das könnte zu dessen Verschlimmerung beitragen. Wenn in einem öffentlichen Bade ein neuer Wasserkessel aufgestellt wird, beeilen sich die Moslems mit dem Besuch des Bades; denn wer sich mit dem Wasser wäscht, das zuerst in diesem Kessel gekocht worden ist, der ist geschützt vor

Hautkrankheiten oder wird geheilt, wenn er bereits an einer Hautkrankheit leidet. Nach einem warmen Bade soll man sich im Spiegel beschauen; besonders den Frauen wird es empfohlen; es schützt sie gegen Kopfschmerzen. Wenn sich aber jemand Nachts im Finstern im Spiegel besieht, so droht ihm der Verlust des Verstandes. Wer ein warmes Bad nimmt, nachdem er Fische oder Dickmilch gegessen hat, der läuft Gefahr verrückt zu werden. Der jüdisch-syrische Aberglaube verbietet der Frau, die aus dem Bade kommt, den Rest des Tages allein zu bleiben; sie muss immer etwas Lebendes um sich haben. Wenn ihr Mann abwesend ist, so soll sie für diese Nacht einen dem Gatten gehörigen Gegenstand mit ins Bett nehmen; sonst könnten die Aschmodai, die Dämone, sie besuchen.

Bei den Mazedoniern erhalten Epileptiker ein besonders hergerichtetes Bad; in dasselbe giebt man: das Ei einer Henne, die zum ersten Male gelegt hat; eine gefundene oder gestohlene Münze; Haar von Wimpern, Augenbrauen und vom Kopfe; und Fingernägel.

Allgemein herrscht der Glaube, dass eine Frau geschwängert werden könne, wenn sie in einer Wanne badet, die knapp vor ihr ein Mann benützt hat.

---

6. Spitäler, Irrenhäuser u. Aussätzigen-Asyle.

Persische Bezeichnung für Spital. — Historisches. — Musik als Heilmittel bei geistigen Störungen im Spital Sultan Achmeds. — Spitäler Konstantinopels. — Das Marine-Hospital. — Türkische und nichttürkische Spitäler. — Krankenhäuser der Ausländer. — Das deutsche Hospital. — Spitäler in Saloniki, Smyrna und Damaskus. — Die Aussätzigen in Damaskus. — Euphemistische Bezeichnungen der Kranken. — Dr. Zambaco Pascha und die Aussätzigen von Skutari. — Spitäler Jerusalems. — Mein Besuch des Aussätzigenspitals der Brüdergemeinde. — Türkischer Fatalismus. — Geschichte des Asyls. — Die Kranken und die Liebe. — Geschichten von Kranken.

Dar et schaefa, Pforte der Gesundheit, ist der schöne persische Name für Spital; die Wirklichkeit entspricht im Orient selten dem schönen Namen. Am besten ist es noch in der Türkei. Die osmanischen Sultane haben in ihrem Reiche zahllose Spitäler gestiftet. Bajesid II. baute zu Adrianopel, Murad III. zu Magnesia ein Krankenhaus. Achmed I. errichtete in Konstantinopel neben der Achmedije-Moschee ein Narrenspital. Sultan Abdul Medschid las am 1. Februar 1845 auf der Hohen Pforte ein von seiner Hand geschriebenes Hattischerif, worin er sagte: „Ich habe die Intention, als fromme Stiftung ein Hospital zu gründen, bestimmt für alle Armen ohne Unterschied der Rasse und Religion und selbst für die Fremden.“ Rigler hat in seinem Werke „Die Türkei“ über die Spitäler Konstantinopels zu seiner Zeit ausführliche Mitteilungen gemacht, auf die ich besonders verweise. Auch die Berichte des russischen Arztes Rafaelowitsch über die Spitäler in allen grösseren Städten der Türkei sind lesenswert. Hammer hat im ersten Bande seines Buches „Constantinopolis und der Bosporus“ auf Seite 708

nach Ewlia die Verhältnisse um 1750 geschildert; damals soll es in Konstantinopel 183 Spitäler und 9 Narrenhäuser gegeben haben. Die gewöhnlichen Hospitäler fassten 150, die grössten 300 Kranke; einige nahmen Moslems und Christen ohne Unterschied auf, andere waren nur für Frauen bestimmt. Ewlia rühmt „die Geschicklichkeit der Aerzte, die aus der Schule an der Mohammedije hervorgehen, und die Köstlichkeit und Kostbarkeit der Medizinen"; denn, sagt er, „laut den Stiftungsbriefen sollen für die Kranken selbst Tauben, Spatzen und Nachtigallen gekocht werden." Das grosse Spital an der Mohammedije-Moschee, der Moschee des Eroberers, hatte 70 Zimmer, 80 Kuppeln, 200 Diener. Die berühmtesten Irrenspitäler nennt Ewlia jene an der Moschee Chasseki, Suleimanije, Mohammedije, Selimje und Sultan Achmed; das letzte als schönstes und grösstes von allen; merkwürdig war hier, dass ein Chor von Sängern und Musikanten angestellt war, „um die Wut der Rasenden zu mildern und melancholische Narren damit zu heilen". Schon bei den alten Hebräern meinte man, geistige Störungen durch Musik beheben zu können. So erzählt das I. Buch Samuel XVI. 23. „Wenn der Geist Gottes über Saul kam, so nahm David die Harfe und spielte mit seiner Hand; so erquickte sich Saul und es ward besser mit ihm, und der böse Geist wich von ihm." Der heilsame Einfluss der Musik gegen Krankheiten war hiernach schon den Israeliten in jenen Zeiten bekannt; sie pflegten die Krankheiten der Macht der bösen Engel zuzuschreiben, und suchten diese durch Musik zu versöhnen und zu besänftigen. Asclepiades hielt die Musik für ein wichtiges Heilmittel bei der Phrenesie und bei allen Geisteskrankheiten; Aretaeus empfahl sie wider eine Art von heiliger Melancholie, und Celsus rät Vokal- und Instrumental-Musik an, um traurige Gedanken zu vertreiben. Die Direktion der Hospitäler in Paris stellte im Irrenhause des Bicêtre einen eigenen Musiklehrer zur Heilung der Irren an, und man behauptet, dass der Einfluss des Gesanges wunderbare Wirkung auf sie ausübe. Dasselbe geschah im Irrenhause zu Rouen mit eben so heilsamem Erfolge.

Renegaten, die dem Islam untreu wurden und Anhänglichkeit an ihren alten Glauben verrieten, wurden in der Türkei manchmal, statt mit dem Strange bestraft zu werden, als Wahnsinnige erklärt und erhielten blos die Kette der Narren. Solche

Wahnsinnige wurden zumeist in dem zuletzt erwähnten Irrenhause Achmedije eingesperrt.

Das Spital an der Moschee Chasseki, von der Gemahlin Sultan Suleimans des Grossen erbaut, war nur für irrsinnige Frauen bestimmt. Zur Zeit Abdul Medschids führte der Hekim Baschi Abdullah Efendi viele Verbesserungen in den Irrenhäusern ein. Er veranlasste sorgfältige ärztliche Untersuchungen der Kranken; ein vernünftigeres System wurde bei der Behandlung der Unvernünftigen angewendet, der Gebrauch der Fesseln und Zwangsjacken eingeschränkt, das Schlagen der Kranken verboten. Das Suleimanije Irren-Spital datiert aus dem Jahre 1670. Es wurde 1830 nach Skutari in eine alte Kaserne verlegt und von Dr. Mongeri neu eingerichtet. Mongeri hob die körperlichen Strafen und die Ankettungen auf und führte den Modus zivilisierter Behandlungsweise ein. Es ist heute indessen noch immer keine Musteranstalt, sondern bloss ein Asyl, wo die Kranken bewacht und ungenügend genährt werden. Therapeutische Behandlung ist dort noch nicht zur Geltung gekommen. Das Spital enthält 300 Betten; manchmal sind zwei Kranke in einem Bette. Die Kleidung der Patienten ist armselig. Die Narren sind fast alle zahm; einige leiden an Grössenwahn, andere an Verfolgungswahn, bei den übrigen herrschen Lypomanie und Marasmus vor. Tagsüber sitzen die 400 Kranken im Hofe, einer an den anderen angebunden, wortlos, unbeweglich; höchstens 5 oder 6 werden zeitweise lebhaft. Im Timarhane oder Irrenhause zu Skutari gibt es auch eine Frauenabteilung, wo etwa 200 Kranke — davon die Hälfte Christinnen — untergebracht sind. Dieses Irrenspital ist jetzt das einzige türkische in der Hauptstadt. Die Ausgaben der Anstalt betragen 300000 Franken jährlich, wovon die Regierung ein Drittel deckt; für den Rest müssen die Provinzen, aus denen die Kranken stammen, aufkommen. Die Zahl der Aerzte beträgt 3. Der Chefarzt erhält 2800 Piaster monatlich, die anderen bekommen je 900 Piaster. Für den Kranken und den Tag betragen die Kosten täglich einen Frank. Die Sterblichkeit erreicht die Ziffer von 14 Prozent.

Eine Musteranstalt ist gegenwärtig in Konstantinopel das Marine-Hospital in der Vorstadt Kassim Pascha am Goldenen Horn. Die Vorstadt, benannt nach dem Eroberer der Insel

Rhodus, hat zwar weder in sozialer, noch in sanitärer Beziehung einen guten Ruf; sie war immer der Herd der Seuchen und der Schlupfwinkel der Verbrecher. Allein das Spital liegt auf einem günstigen, erhöhten, nach allen Seiten freien Platze. Der Zugang ist streng gesperrt durch eine Reihe schwimmender Posten, die ihre Wache sorgsam halten. Die nähere Umgebung des Spitals überrascht durch die im Orient sonst nicht übliche Sauberkeit. Der Boden ist hier mit Kies bestreut und sorgfältig geharkt. Das Lazareth ist ein zweistöckiges Gebäude mit 30 Fenstern auf jeder Fassade. 25 Säle enthalten 500 Betten. Zum Spital gehören: ein kleiner Pavillon, eine Badeanstalt, eine Moschee und Wirtschafträume. An diesem Spital ist Isaak Pascha, der Chefarzt der Marine, thätig. Neben ihm sind 5 Aerzte und 100 Wärter vom Korps der Marine angestellt. Der Krankensaal des Pavillons ist ein wahres Prachtzimmer, ein Geschenk des Sultans. Küche und Apotheke werden als vortrefflich gerühmt. Die Sterblichkeit beträgt blos 2 Prozent. Das Marineministerium bestreitet alle Kosten; und dieses Spital dürfte das Einzige sein, was von der heutigen türkischen Marine ehrlich gerühmt werden kann.

Ebenso verdient das Hospital des Seraskierats oder Kriegsministeriums eine besondere Erwähnung wegen seiner Sauberkeit und seiner vortrefflichen Erhaltung. Vorzüglich gehalten ist unter den türkischen Spitälern Konstantinopels jetzt auch das der Sultanin-Walide in Stambul, 1845 von der Sultanin-Mutter des Abdul Asis, einer Kurdin, erbaut. Die Walide kümmerte sich bei der Einrichtung um alle Details. Man zeigt hier den Fremden eine Wage, an welcher sie selbst die silberne Kette durch eine Schnur ersetzt haben soll mit den Worten: „Ich will das Notwendige, nicht den Luxus!“ Das Gebäude ist ein grosses Viereck mit einer Etage. Es enthält 300 eiserne Betten mit Strohmatratzen. Es nimmt nur Männer auf. Das Personal besteht aus dem Chefarzt — vor einigen Jahren fungierte als solcher Achmed Pascha, ein gebildeter, fremdenfreundlicher Herr — ferner aus 3 internen Aerzten, 4 Chirurgen, 1 Apotheker und 50 Dienern und Wärtern. Das Hospital bezieht aus der Vermietung von Häusern, welche die Sultanin-Walide zu diesem Zwecke gestiftet hat, jährlich 300000 Franks; die Kosten für die Erhaltung des Hauses und die Kranken, die gratis verpflegt

werden, belaufen sich auf kaum 200000 Franks. Durchschnittlich werden hier 5000 Kranke verpflegt in zusammen 66472 Tagen; davon etwa 2000 Brustkranke. Die Sterblichkeit beträgt 10 Prozent.

Endlich wird das Spital der Sultanin-Günstlingin — türkisch: Chasseki — gerühmt. Es enthält 120 Betten nur für Frauen. Davon werden bloss sechs Betten für Zahlende — zu 10 Piaster täglich — reserviert; alle anderen sind gratis. Dieses Spital liegt ebenfalls in Stambul, in einem Konak, der von einer Favoritin des Abdul Asis für diesen Zweck um den Preis von 1½ Millionen Franks gekauft wurde. Das Gebäude enthält einen Saal mit 10 Betten für Gebärende, einen Saal mit sechs Betten für Augenleidende, zwei Säle mit je sechs Betten für Kinder, und mehrere Säle mit etwa 100 Betten für die übrigen Patientinnen. Das Personal besteht aus drei Aerzten und 25 Wärterinnen. Es werden hier jährlich 600 Frauen und Kinder aufgenommen und zusammen durchschnittlich 30000 Tage behandelt. Die Kosten von 100000 Franks bestreitet die Hauptstadt. — Sultan Abdul Hamid II. hat anlässlich des Todes einer Lieblingstochter, die infolge von Diphtherie starb, in Schischli ein grossartiges Kinder-Spital gestiftet.

Neben den türkischen Spitälern giebt es in Konstantinopel noch jüdische, armenische und griechische Krankenhäuser, sowie Spitäler der fremden Nationen. Das griechische Hospital liegt in Balukli bei Stambul, ein Kilometer ausserhalb der alten Mauern, auf vorzüglichem Terrain, aber zu weit vom Zentrum der Stadt; der Transport der Kranken ist schwierig und oft gefährlicher für dieselben als das Leiden selbst. Unter den nichttürkischen Anstalten ist dieses Hospital räumlich das grösste, es besteht aus vier mächtigen Gebäuden: aus dem eigentlichen Krankenhause, einem Waisenhause, einem Asyl für Greise und einem Asyl für Geistesschwache. Alle vier Gebäude bedecken zusammen eine Fläche von 24000 Quadratmetern. Die Gründung des Spitals reicht in das Jahr 1837 zurück und es ist ein Denkstein der sprichwörtlichen griechischen Einmütigkeit. Die griechische Bevölkerung bestreitet alle die ungeheueren Kosten aus Eigenem. Das Krankenhaus kann in sieben gut ventilierten Abteilungen fast 400 Patienten auf einmal aufnehmen. Es besitzt auch eine Zahlabteilung, auf welcher je 20 Piaster täglich für

ein separiertes Zimmer entrichtet werden. Die Apotheke ist vortrefflich. Die Lebensmittel werden von griechischen Lieferanten um den Selbstkostenpreis beigesteuert. Das Personal der Anstalt von Balukli besteht: aus einem Chefarzt, der 600 Franks monatlich bezieht, einem internen Arzte und zwei externen Aerzten, 50 Wächtern und Dienern für das Krankenhaus, vier Aufsehern und Dienern für das Waisenhaus, sieben Aufsehern und Dienern für das Greisenasyl und 24 Wärtern für das Asyl der Geisteskranken. Die Sterblichkeit ist gross und übersteigt 15 Prozent, weil viele Schwerkranke im letzten Stadium auf den mühevollen Wegen hergebracht werden. Das Asyl der Geisteskranken soll arg vernachlässigt sein. Dagegen ist das Waisenhaus gut gehalten. Die Kinder werden auf den öffentlichen Strassen aufgelesen oder von armen Eltern selbst hingebracht. Sie erhalten Quartier, Kost und werden zu einem Gewerbe herangebildet. Man nimmt sie im Alter von acht bis zehn Jahren auf und entlässt sie mit 12 Jahren in irgend ein Geschäft, behält sie aber noch lange unter Aufsicht. Wenn sie ausgehen, tragen sie alle eine gemeinsame Uniform.

Die Engländer haben ein Marinehospital in Galata, die Italiener ein Krankenhaus im Quartier von Tophane; die Franzosen verwalten mehrere Spitäler, unter denen das von Taksim einen wohlverdienten Ruhm geniesst. Die grösste Fremdenkolonie am Goldenen Horn — die der Oesterreicher und Ungarn — hat es noch zu keinem Spital gebracht, das ihrer würdig wäre. Die Gründung des russischen Nikolai-Spitales in Pankaldi kam auf eine gar seltsame Art zustande. Ein russischer Armenier hatte während des Krimkrieges für die türkische Armee Lieferungen gehabt. Er wurde aber nicht bezahlt. Als General Ignatjew davon erfuhr, liess er den Mann kommen und sagte: „Ich werde Ihre Rechnung eintreiben; aber Sie geben davon 200000 Franks für die Gründung eines russischen Spitals. Bedenken Sie, dass Sie als Russe für die Feinde geliefert haben; nun können Sie Ihr Verbrechen billig gut machen.“ Und so geschah es; wenn auch viele Jahre später. 1874 wurde mit den 200000 Franks der Grund zum Hospital der Russen gelegt. Alexander II. spendete 100000 Rubel für die Kosten der Erhaltung, eine Grossfürstin schenkte 480 Dutzend Ausstattungen, Bettwäsche und 40 Betten.

Die Gründung des deutschen Hospitals fand 1844 statt. Bei

einem Begräbnis sagte der Pastor: „Die, welche wir eben der Erde anvertrauten, starben mangels einer richtigen Pflege.“ Er veranstaltete noch auf dem Friedhofe eine Kollekte und erhielt eine Summe, die genügte, um ein hölzernes kleines Spital zu errichten. Schon 1848 wurde ein Spital für 40 Betten errichtet. Nach der Einigung Deutschlands profitierten auch die Deutschen im Ausland von dem Ueberfluss der Heimat. 1875 gab die deutsche Regierung eine halbe Million Mark für ein deutsches Spital in Konstantinopel, und die deutsche Wohlthätigkeitsgesellschaft zu Pera verpflichtete sich, zur Erhaltung des Werkes jährlich mindestens 100 Pfund beizusteuern Das deutsche Spital gehört gegenwärtig zu den Musteranstalten und verdient die ausführliche Schilderung, welche mir von Dionys Rosenfeld, dem vor Kurzem in Athen verstorbenen Begründer der deutschen Konstantinopeler Zeitung „Osmanische Post“, zur Verfügung gestellt wurde: Eine kurze Strecke von dem geräuschvollen Taksim mit seinen zahlreichen Wagen, Reitern und Fussgängern, dem Geklingel der Pferdebahn und den Gruppen der Kaffeehausbesucher, Pferdevermieter, Stiefelputzer, Müssiggänger, schreiender Verkäufer und zögernder Käufer, liegt auf dem Rücken der gegen den Bosporus vorspringenden Höhe ein verhältnismässig kleiner Fleck Erde, wo im Gegensatze zum Hasten und Jagen, das wir eben gesehen haben, Frieden und Ruhe die Herrschaft führen. Durch ein stattliches Gitterthor gelangen wir von der Strasse in einen wohlgepflegten Garten; im Gegensatze zum Staub und Kot draussen finden wir hier glänzende Reinlichkeit und Ordnung; die sorgfältig gepflegten Beete zeigen, dass weibliche Hände hier walten; in der milden sonnendurchwärmten Luft ergehen sich Patienten: wir stehen vor dem deutschen Krankenhause, das mit Recht ein Stolz der deutschen Kolonie ist. Gegenüber dem Eintretenden erhebt sich das einfache, aber solide Hauptgebäude mit Erdgeschoss und drei Stockwerken, rechts ein Holzbau für ansteckende Krankheiten, links rückwärts ein stattlicher Neubau. Mit grösster Liebenswürdigkeit werden wir beim Eintritt in den Hauptbau von der Leiterin der Diakonissinnen, die hier ihrer schönen aber beschwerlichen Pflicht leben, willkommen geheissen und in das geräumige, behaglich eingerichtete Empfangszimmer geleitet. Bilder deutscher und preussischer Herrscher schmücken die Wände, aus den

Fenstern blickt man in den freundlichen Garten. Ebenerdig finden wir eine würdig ausgestattete Kapelle für die armen Kranken, deren Leiden den Gang zur Kirche unmöglich macht. Die prächtige Bibel mit reich geschnitztem Deckel ist eine Spende des Kaisers Wilhelm I. und mit dem eigenhändigen Namenszuge des Monarchen versehen. Das Erdgeschoss enthält nur ein Krankenzimmer, das Zimmer für die Aerzte, eine Apotheke und Räume für die Bedürfnisse des grossen Haushaltes. Die Küchenräume liegen im Souterrain und sind mit den oberen Geschossen durch Aufzüge verbunden. In der ersten Etage befindet sich das Operationszimmer, die ernste Wirkungsstätte für die Chirurgen der Anstalt, und rechts und links davon liegen die Krankenzimmer. Für Luft und Licht ist in reichem Masse gesorgt, die hygienische Einrichtung aller Baulichkeiten entspricht den neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Heilwissenschaft. Die günstige Lage des Krankenhauses auf einem der höchsten Punkte der Stadt korrespondiert mit der Spitze des Galataturmes, bringt den Insassen reine, frische, durch den Atem der grossen Stadt unverdorbene Luft. Ueberall wohin wir blicken, herrscht peinliche Ordnung und Sauberkeit, und manche von den Patienten, die hier Zuflucht suchen, dürften darüber wohl als über etwas Ungewohntes erstaunt sein. Auch hier macht sich das freundliche Wirken der Frauenhände geltend: zur Freude und zum Trost der armen Leidenden prangen farbenfrohe und süssduftende Blumensträusschen auf den Tischen. Das Krankenhaus enthält Alles in Allem 125 Betten, deren Anzahl im Notfalle auf 150 bis 160 erhöht werden kann. Der Krankenstand beträgt im Durchschnitte täglich 100. Jedes Stockwerk enthält drei gemeinsame Säle — zu vier, sechs bis zehn Betten — und neun Privatzimmer. Letztere sind, ihrem Zwecke entsprechend, nicht ohne Eleganz eingerichtet und bieten den Patienten alle Behaglichkeit, die sie sich nur wünschen können. Ebenso enthält jedes Stockwerk geräumige Badezimmer; eine Wasserleitung versorgt jedes einzelne Zimmer mit dem krystallreinen Nass der Taksimleitung. Den Blicken der Leidenden bietet sich von den Fenstern eine Aussicht, deren wunderbare Schönheit, deren unvergleichlicher Reiz die grössten Dichter begeistert hat: der entzückende Blick auf die Kalifenstadt, auf die zauberische Propontis, mit den lieblichen Eilanden, auf die

pittoresken Abhänge des schiffewimmelnden Bosporus mit seinen glänzenden Palästen, seinen lauschigen Ruheplätzen, so nahe und doch so fern von dem geschäftigen Gewühle der Grossstadt! Wer es weiss, wie empfänglich das Gemüt des Leidenden für äussere Eindrücke ist, der wird den Segen zu würdigen wissen, den ein solcher Ausblick auf ihr geistiges und körperliches Befinden ausübt.

Der Bau für ansteckende Krankheiten enthält 26 Betten und ist mit gleicher Zweckmässigkeit und Akkuratesse eingerichtet wie der Hauptbau. Der Neubau, der seine Existenz einer Schenkung des Baron Hirsch verdankt, macht in seiner inneren wie äusseren Einrichtung einen wahrhaft glänzenden Eindruck. An dem besten Material und den modernsten Einrichtungsgegenständen ist nicht gespart worden; das Haus gleicht in der That einem Schmuckkästchen, es enthält zwei grosse Säle und drei Privatzimmer, zusammen 21 Betten und ein geräumiges Badezimmer, das mit allen Einrichtungen der Neuzeit reichlich versehen ist. — Ueber die Vorgeschichte des deutschen Krankenhauses berichtete Rosenfeld, meine einleitenden Zeilen ergänzend: Bis zum Jahre 1844 gab es kein deutsches Krankenhaus in Konstantinopel. Da ereignete es sich, dass zwei Deutsche, die krank und hülflos hier angelangt waren, unter offenem Himmel vor Hunger und Mangel an Pflege umkamen. Der Vorfall erregte Aufsehen und der damalige preussische Botschaftsprediger, Pastor Carl Forsyth Major, hielt am Grabe der elend Verkommenen eine Leichenpredigt, wie sie zuvor wohl nie in Pera gehört worden ist. Er wies auf die Opfer der schreckenerregenden Gleichgültigkeit der damaligen deutschen Kolonie hin und beschwor ihre Mitglieder, sich zusammenzuthun und eine Vereinigung zu schaffen, welche die Wiederkehr eines solchen Vorfalles unmöglich machen sollte. — So entstand der „Deutsche Wohltätigkeits-Verein“, dessen segensreiche Wirksamkeit noch jetzt andauert und den Grund zu dem Krankenheim gegeben hat, das der leidenden Menschheit Zuflucht bietet.

Zuerst wurde ein kleines Krankenhaus in einem gemieteten Hause in Galata eingerichtet, dessen Leitung Dr. Stoll übernahm. Im Jahre 1847 veranlasste, nachdem König Ludwig I. von Bayern einen jährlichen Beitrag gespendet hatte, der König Wilhelm IV. von Preussen eine Kollekte in allen preussischen

Kirchen zum Besten des „Deutschen Wohlthätigkeitsvereins“, die eine Summe von 4 bis 5000 Thalern ergab. Diesen und weiteren Beiträgen fügte der König die Bedingung hinzu, dass der Titel des Vereins in „Evangelischer Wohlthätigkeitsverein“ umgeändert werde und die preussische Gesandtschaft bei wichtigen Beschlüssen Vertretung und Vetorecht in den Versammlungen habe. Das Jahr 1848 führte zu einer Trennung der katholischen und evangelischen Mitglieder und zur Errichtung eines deutschen katholischen Krankenhauses, jetzt in Ainali-Tschesme, anfänglich aber nahe bei der englischen Botschaft, wo es mit zahlreichen Kranken und zwei Vorstandsmitgliedern bei der grossen Feuersbrunst von 1870 den Flammen zum Opfer fiel.

Das evangelische deutsche Krankenhaus befand sich damals in einem elenden stallartigen Gebäude an der Strasse Sakis-Agatsch. Später wurde es in die Telegraphenstrasse, in die Nähe des Jesuitenkollegs verlegt, wo ihm der damalige Kronprinz von Preussen, der spätere Kaiser Friedrich, 1876 einen Besuch abstattete. Dort befanden sich durchschnittlich 20 Betten; vier bis fünfhundert Kranke wurden das Jahr über verpflegt. Von Kaiser Friedrich ging der erste Anstoss zum jetzigen Neubau aus. Es war dies eine Notwendigkeit, die sich aus dem vermehrten Andrang deutscher Arbeiter und Einwanderer ergab. Der Neubau wurde bereits 1876 bezogen und war auf 100 Betten berechnet. Eine Vermehrung der Betten wurde auf Anregung der Prinzessin Reuss und der Grossherzogin von Sachsen-Weimar ermöglicht; im Jahre 1878 wurde auch die Baracke für ansteckende Krankheiten errichtet. Im letztgenannten Jahre erfolgte, fast ausschliesslich ermöglicht durch die Spende des Baron Hirsch, der 3000 Pfund anwies, der Bau des neuen Pavillons.

Chefarzt des evangelischen deutschen Krankenhauses ist Dr. von Mühlig. Seit 1866 ist als Arzt für innere Krankheiten Dr. Mordtmann thätig, seit 1883 als Chirurg Dr. Camburogli; ferner sind ständige Aerzte am Spital: Dr. Sauslein und Dr. Adossides. Die Krankenpflege ruht seit 35 Jahren in den Händen der Diakonissenanstalt zu Kaiserswörth. Neben den Schwestern sind fünf männliche Krankenwärter angestellt.

Finanziell wird das deutsche Krankenhaus zunächst durch die Beiträge der Mitglieder des evangelischen deutschen Wohl-

thätigkeitsvereins erhalten, ferner durch die zahlenden Kranken, deren Verpflegung mit 30 Piaster für die erste, 15 Piaster für die zweite Klasse in Rechnung gebracht wird. — Kranke aus allen Lebensstellungen haben im deutschen Spital Zuflucht gesucht — von armen Reisenden und Unbemittelten aller Art bis zu den höchsten Würdenträgern. Den Deutschen dient das Krankenhaus gewiss in erster Linie, doch sind in der Krankenliste alle Nationen vertreten: Mitglieder der Botschaften, vornehme Fremde aus den grossen Hôtels, sogar ein Souverän, der letzte Herrscher der Camora-Inseln, sind dort behandelt worden. — —

In Saloniki wird das schönste und vollkommenste Spital erst errichtet werden. Es ist eine Stiftung der Baronin Klara Hirsch. Das hierfür bestimmte Terrain liegt in einer günstigen Gegend, im Quartier Kalamaria, an der herrlichen Allee Modiano, 25 Meter über dem Meere, in freier gesunder Luft.

Smyrna, von dem die Reisenden in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts klagten, dass es beinahe gar keine Humanitätsanstalten besässe, ist heute in der ganzen Türkei nächst Konstantinopel die an Spitälern reichste Stadt des Landes. Die Bevölkerung ist zivilisiert und gebildet worden, hat zahlreiche Erziehungsanstalten geschaffen und viel für die Sanierung der herrlichen Hafenstadt, für die Armen und Kranken geleistet. Das griechische Spital zum heiligen Haralambo ist das älteste, weil bereits 1748 gegründet, und nimmt auch den ersten Rang ein hinsichtlich des Umfanges, der Einrichtung und der guten Erhaltung In Zeiten der Pest hat es die Erkrankten in einer besonderen Abteilung aufgenommen. Um 1780 war hier ein Mitglied der berühmten Rajah-Familie Mascagna, Dr. Michael Mascagna, leitender Arzt. Er leistete seine Dienste unentgeltlich. Ihm folgten sein Sohn und sein Enkel in der ehrenvollen Stellung Ein ganzes Jahrhundert wohlthätigen und segensreichen Wirkens ist mit diesen drei Namen verknüpft. Das Spital zum heiligen Haralambo wird durch freiwillige Beiträge der Griechen von Smyrna erhalten. Es besteht in Abteilungen für Medizin und Chirurgie, sowie für Geburtshilfe, hat besondere Asyle für Sieche, Greise und Irrsinnige, und eine Poliklinik, wo täglich über hundert Kranke jeder Nationalität und Religion unentgeltlich Rat und Medikamente erhalten. Die Anzahl der Betten im Spital beträgt 300. Es ordinieren 4 Aerzte. Die Zahl der jährlich be-

handelten Kranken beläuft sich auf 3000, die Kosten sind durchschnittlich 100000 Franks. Ausserdem haben die Griechen noch ein Findel- und Waisenhaus. Andere bedeutende Spitäler in Smyrna sind: Das katholische — auch österreichische genannt — zum heiligen Antoine; das St. Rochus-Spital; das israelitische Spital, 1831 von Baron Salomon Rothschild gegründet; ein türkisches, ein holländisches, ein englisches, ein französisches und ein armenisches Spital. Neuere Nachrichten hierüber enthält Scherzer's Buch über Smyrna, Seite 54 bis 59. —

Als Gründer des ersten Spitals in Irak bezeichnet Hammer-Purgstall in seiner Geschichte der Arabischen Litteratur V 358 unter Nummer 4178 den Sahid el Olem. Die Veranlassung dazu war folgende: Der Fürst der Kurden aus dem Hause Merwan zu Diarbekr und Mossul bot eine grosse Summe demjenigen, der seine schwerkranke Tochter heilen würde. Sahid el Olema heilte die Prinzessin; als der Fürst ihm das Geld anbot, erbat Sahid die Erlaubnis, die Summe für den Bau und die Einrichtung eines Spitals verwenden zu dürfen. Dieser wohlthätige und edle Arzt lebte um das Jahr 970 unserer Zeitrechnung. — Ueber die Spitäler in Bagdad zur Zeit, als Midhat Pascha dort als Wali fungierte, habe ich nach Mitteilungen meines Freundes Dr. Bernhard Beck, der lange Zeit Midhat's Leibarzt war, in meinem Buche: „Jungtürken und Verschwörer" bereits berichtet. — Im achten Bande der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft — Leipzig 1854, Seite 365 — erzählte Professor Fleischer nach Michael Messchaka in einer Kultur-Statistik von Damaskus über die dortigen medizinischen Verhältnisse: „Die medizinischen Schulen oder Madaris at tibb sind folgende: Die im Jahre der Hidschret 621 von Muhaddab ad din Abdal Mumin ad dahar gegründete; die um dieselbe Zeit von Imad ad din Muhammed bin Abbas ar Rabe gegründete; die um 664 von Nadschm ad din Jahja Ibn al Lubudi, dem Sohne des Filzdeckenhändlers, gegründete." — Spitäler gab es 1848 nur 3: das Maristan oder Irrenhaus, welches bloss einige arme Wahnsinnige enthielt — in engen Zimmern lagen sie am Boden, mit Ketten und Halseisen angeschlossen, im Sommer der Hitze, im Winter der Kälte hülflos preisgegeben, nur vom Zufall ernährt — ferner: zwei Gemeindehäuser für die Magdumin oder Aussätzigen; das eine gehörte den Christen aller Nationen, hiess Hadira, Gehöft,

und lag innerhalb der Stadt; das moslemische befand sich ausserhalb der Stadt. Die christlichen Aussätzigen ernährten sich von Almosen und als Schinder; die moslemischen genossen mehrere fromme Stiftungen. — Im 23. Bande der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft — Seite 309 bis 313 — berichtet Dr. Wetzstein folgendes aus Damaskus. „Das Hospital besteht aus zwei Teilen, von denen das eine Hos, Gehöft, das andere Dschami, Moschee, genannt wird. Beide sind 50 Schritte von einander entfernt. Sie liegen in einem Garten von Aprikosen, Walnussbäumen und Weisspappeln; die letzteren bilden das Damascener Bauholz. Die Dschami hatte früher eine Herberge für durchreisende Aussätzige. Aber seit lange liegt alles in Trümmern. Das Hospital liegt ausserhalb der Stadt vor dem Ostthore.“ Von dem christlichen Aussätzigenspital erzählte Wetzstein: „Ich sah von den zwei bei Seetzen, Seite 271 erwähnten, den Christen gehörigen Leprosenspitälern blos eines; das andere existiert nicht mehr. Das, welches ich sah, liegt in der äusseren Giesshausstrasse, der Hâret el-mesbek el-berrânije. Ich sah es vor dem Jahre 1860, in welchem es bei der Katastrophe der Christenstadt zugleich mit einem Teile seiner Insassen verbrannte.“ Die Moslems nennen die Aussätzigen „die Herren“, die Christen sagen: „die Brüder“. Solche Euphemismen verdanken ihre Entstehung einer abergläubischen Besorgnis, durch Nennung des Schlimmen beim rechten Namen der Macht desselben zu verfallen. Die eigentlichen Bezeichnungen sind türkisch: bers, behak, miskin, dschüsamlyk; arabisch: bers oder barass, behak, mukalat, dau el aset; persisch: dach, sefeid, dach sia, dschusam; indisch: tschangnen, kaladag, vedda dok.

Ueber den biblischen Aussatz haben Trusen und Ebstein ausführlich geschrieben; ich beschäftige mich deshalb bloss mit der Gegenwart. Der Aussatz ist im Orient noch immer stark verbreitet. In Konstantinopel giebt es auf der asiatischen Seite des Bosporus, in Skutari, ein Leprosen-Spital, ein trauriges Haus. Im Hofe liegt das Grab eines an der Lepra-Krankheit Verstorbenen, der als Heiliger gilt. Seine Ruhestätte ist zu einem Wallfahrtsort geworden und bedeckt mit Bändern, von solchen Personen zurückgelassen, die durch die Fürbitte des Heiligen von verschiedenen Uebeln Erlösung hoffen. Hinter einem zweiten Gitter ist ein anderes Heiligtum, eine Fontäne. Wenn man den

Schöpfarm zugleich mit einem Leprakranken erfasst und dreht und dabei ein Geldstück fallen lässt, und dann zurückspringt, ehe das Wasser zu fliessen begonnen hat, so gehen einem die Wünsche in Erfüllung, die man in diesem Augenblick ausgesprochen. Das Spital wurde von Sultan Selim III. gegründet. Es enthält zwanzig Stuben, für welche geringe Mittel verwendet werden. Ein frommer Scheich hat sich inmitten der Kranken niedergelassen, pflegt und tröstet die Unheilbaren. Dr. Zambaco Pascha, der auf dem Gebiete der Medizin in Konstantinopel sich viele Verdienste erworben hat, bemühte sich auch, das Los der Aussätzigen von Skutari zu verbessern, hat aber infolge der Gleichgültigkeit der Behörden nicht viel durchzusetzen vermocht.

Während eines Aufenthaltes in Jerusalem hatte ich Gelegenheit, das dortige Aussätzigenspital zu besuchen. Ich habe in meinem Buche „Aus dem modernen Russland“ das Leiden der Aussätzigen in Jakutsk geschildert. Nun sah ich dem Elend in sein jammervollstes Antlitz. Jerusalem ist ausserordentlich reich an Wohlthätigkeitsanstalten. Da giebt es jüdische Stiftungen; das Bicur Cholim Hospital, gegründet 1847; das Mayer Rothschild Spital, gegründet 1854; zwei englische Spitäler, wovon eines für Augenkranke, das andere als Missionshaus 1842 gestiftet wurde, um unter kranken Juden Proselyten zu machen; mehrere deutsche Spitäler, wie das Marienstift-Kinderhospital und das Spital der Kaiserswörther Diakonissinnen; griechische, armenische, türkische, russische, französische Spitäler und zahlreiche Konsultationshäuser. Frau Elise Herz, die Tochter des Bankiers Lämel in Prag hatte am 18. August 1855 mit 50000 Gulden eine auf den Namen ihres Vaters lautende Stiftung für eine Kinderbewahranstalt und ein Kinderspital in Jerusalem gewidmet; $^4/_5$ der Plätze wurden für israelitische, $^1/_5$ für christliche und moslemische Kinder bestimmt. Um diese Stiftung zu realisieren, reiste der bekannte Dichter Ludwig August Frankl, der auch Arzt war, nach Jerusalem.

Das merkwürdigste Spital in Jerusalem aber ist das der Aussätzigen. Vor 50 Jahren sagte der russische Arzt Rafaelowitsch darüber: „Die Aussätzigen leben in 17 kleinen Häuschen, die in einer Reihe an der inneren Seite der Stadtmauer bei dem sogenannten Zionsthor — Bab el Nabi daud — stehen. Ich fand hier 24 Kranke, darunter 6 Weiber, Christen und Moslems

friedlich nebeneinander. Sie leben alle unter einem Scheich, der ebenfalls den Aussatz hat; seine Frau ist auch eine Aussätzige; dagegen ist Beider Kind, ein Knabe, der von der Mutter genährt wurde, noch vollkommen gesund. Früher erhielten die Aussätzigen zu ihrem Unterhalte die Einkünfte der Moschee von Hebron; jetzt erhalten sie ihr Dasein nur durch Bettelei."

1895 machte ich in Jaffa im Gasthause Fasts die Bekanntschaft des Herrn Schubert, damaligen Hausvaters des deutschen Aussätzigenspitals. Ich verdanke diesem Zufall die nachfolgenden Mitteilungen. Schneider, Prediger der Brüdergemeine, hat 1887 die geschichtlichen Rückblicke über die Entwicklung des Spitals, in Bertholsdorf bei Herrnhut, herausgegeben. Ausserdem liegen mir alle Jahresberichte vor. — Der Aussatz ist eine Krankheit von einer Entsetzlichkeit, die nur Jener begreift, der sie einmal gesehen hat. Die Hebräer nannten sie: Gottes-Geissel; die Griechen: den erstgeborenen Sohn des Todes. Es ist eine Verfaulung bei lebendigem Leibe, ein Verlust der Sinne und Gefühle und Glieder, eins nach dem anderen, ein langsames martervolles Absterben. Die Kehle versagt den Dienst, die Stimme wird rauh und heiser. Dann fault die Lunge. Der Magen wird ein Sammelsurium ekliger Bestandteile. Zehn, zwanzig Jahre lang dauern die Qualen.

Keine Hoffnung auf Rettung, Besserung, Stillehalten des Verwesungsprozesses bei lebendigem Leibe. Aus dem Kreise der Gemeinde ist man verstossen, und verbannt aus dem Hause der Familie. In den ersten christlichen Zeiten schon hatte der Bischof Basilius, eingedenk des Wortes: „Reiniget die Aussätzigen!" in Cäsarea ein Hospital gegründet, von dem sein Zeitgenosse Gregor von Nazianz sagt: „Hier wird die Krankheit mit Freude ertragen, hier scheint selbst das Elend glücklich zu sein, hier wird die christliche Liebe auf die Probe gestellt und als wahrhaft erkannt. Man hat nicht mehr das traurige erbarmenswerte Schauspiel der Aussätzigen, deren Gegenwart mehr erschreckte, als zu Mitleid bewegte." Im Mittelalter bestand zu Jerusalem der weibliche Orden zum heiligen Lazarus, der sich speziell der Aussätzigen annahm. Aus dem Morgenlande brachten damals viele Kreuzritter den Aussatz nach dem Abendlande mit, der dann in Frankreich, Deutschland und Italien sich verbreitete; vor sechs Jahrhunderten musste ein französischer

König in seinem Testamente nicht weniger als 2000 Pflegehäuser für Aussätzige mit Gaben bedenken; die Zeitgenossen berechneten sämtliche Asyle in Europa mit 19000; unter den deutschen Städten war auch Köln von der Plage heimgesucht, in einem einzigen Asyl waren dort 100 Kranke. Die Kirche nahm sich der Kranken an, nannte sie „Gottes liebe Arme" und stiftete zahllose Pflegehäuser für die Unglücklichen, denen unentgeltliche Unterkunft gewährt wurde unter der einen Bedingung: für die Wohlthäter zu beten. Durch systematische Behandlung wurde der Aussatz in Europa beinahe ganz ausgerottet.

Anders ist es in der Türkei, namentlich in Palästina. „Min Allah, es kommt von Gott," heisst es da, und dagegen darf man nichts machen. Das Einzige, was die türkische Regierung thut, ist: Ausschluss der Kranken aus der Gemeinschaft der Gesunden. Früher gab es beim Zionsthor in Jerusalem, innerhalb der Stadtmauern, 16 aus rohen Steinen aufgeführte, jämmerlich verfallene kleine Gebäude, „die Hütten der Elenden" genannt. Am Tage waren sie wie ausgestorben.

Trat man ein, so sah man kein Bett, kein Fenster, fast nichts von Hausgerät; die Wände von Rauch geschwärzt; die Luft unerträglich, der Boden mit Schmutz bedeckt, die Decke so niedrig, dass man nicht aufrecht stehen konnte. In der einen oder anderen Höhle fand man einen Aussätzigen, auf Stroh liegend, einen Klumpen eiternder Geschwüre; eine wunde Masse statt des Kopfes, in der man kaum die triefenden Augen, die eingefallene Nase erkennen konnte; die Hände und Füsse krampfhaft verbogen. Der Klumpen stöhnte vor innerem Schmerz. Das war ein Bild des letzten Krankheitsstadiums. Denn wenn dieses Häuflein Elend sich noch fortzubewegen vermocht hätte, wäre es nicht tagsüber zu Hause gelegen. Jeder, der sich rühren konnte, musste sich hinauswälzen, vor das Jaffathor, auf die belebteste Fremdenstrasse, wo das Betteln karge Früchte trug, wo die Vorübergehenden mehr aus Entsetzen, als aus Mitleid Münzen in den Sammeleimer warfen. . . . Noch heute sieht man hier von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang diese Jammergestalten, mit heiserer Stimme um Gaben krächzend, die faulenden Glieder herzeigend. . . . Im Frühjahr zogen die Kräftigeren auf das Land, bettelten bei Beduinen und Fellachen um Lämmer

und Ziegen oder Brot, und verkauften ersteres, letzteres aber brachten sie denen, die in den Höhlen geblieben. Aber wenn der Winter kam, da wurde es unbeschreiblich hart. Dann bannte der Regen oder die Kälte alle in die Höhlen. Sie nährten sich von Reis, den sie in den Höhlen kochten, und zum Dunst und Pestgeruch gesellte sich der erstickende Rauch. — Sie bildeten eine besondere Kaste. Wer eintreten wollte, zahlte 400 bis 500 Piaster Wer nicht zahlen konnte, kam nicht einmal in diese elenden Hütten, sondern musste sich Wohnung suchen, wo er sie zu finden vermochte, in alten Gemäuern, zerfallenen Ruinen, im Strassengraben. Nur diesen Betrag forderte die Klasse der Aussätzigen von ihren Mitgliedern; aber Stand, Religion, Nationalität, Geschlecht, Alter — das alles war gleichgültig. Das Elend einte sie alle. Aus ihrer Mitte wählten sie dann einen Scheich, dem sich jeder beugen musste. Die Tochter des evangelischen Bischofs von Jerusalem, Fräulein Gobat, spätere Frau Rappard in Basel, war die einzige Gesunde, die sich in die Hütten der Elenden wagte, um ihnen Trost zuzusprechen und Hilfe zu bringen.

Im Jahre 1874 ersuchte der Mutessarif von Jerusalem, Kiamil Pascha, die Vorsteher sämtlicher Konfessionen um Beiträge zum Baue eines neuen Hauses für die Aussätzigen. Die Ursache zu diesem menschenfreundlichen Entschlusse war aber nicht das Mitleid, sondern eine Summe, die der armenische Patriarch dem Gouverneur geschenkt hatte, damit das am Zionsthor gelegene armenische Kloster von der Nachbarschaft der Unglücklichen befreit würde . . . Man spendete viele Beiträge, der Bau begann. Dann stockte Alles. Kiamil Pascha wurde abberufen, der Winterregen zerstörte die Fundamente, und wie die Steine verschwanden, verschwand auch das schöne gesammelte Geld. Jahre und Tage vergingen. Dann hatte ein neuer Gouverneur die alten guten Gründe, den Plan wieder aufzunehmen. Diesmal kam der Bau wirklich zustande, das armenische Kloster war des traurigen Anblickes ledig, die Aussätzigen wurden gezwungen, in ihr neues Heim zu übersiedeln, das gegen früher allerdings einen Fortschritt bedeutet. Es liegt beim Dorfe Siloam, eine halbe Stunde vor der Stadt. Es ist einstöckig, hat fünf Gemächer mit je einem Fenster. Jedes Zimmer ist für 8 Personen bestimmt. Aber keine Möbel, keine Bettstellen. Die

Kranken liegen auf alten faulen Strohmatten am Boden, im Sommer der Hitze, im Winter der Nässe ausgesetzt. Frauen und Männer leben in buntem Gemisch durcheinander; eine Folge davon ist eine entsetzliche Unsittlichkeit. An bestimmten Tagen sendet die Regierung ein gewisses Quantum Brot. Reicht es nicht, so gehen die Kräftigeren betteln. Und so sieht man vor dem Jaffathor wieder das alte Bild . . . Nur als Wilhelm II. in Jerusalem war, fand ich die Aussätzigen, die ich am Jaffathor bei einem früheren Aufenthalt besucht hatte, dort nicht ein einziges Mal. Da hatte man sie in das Asyl eingesperrt und streng bewacht. Dann aber wurden sie freigegeben. Sie müssten Hungers sterben, wenn sie nicht betteln könnten. Der russische Konsul lässt ihnen monatlich 40 Franks zukommen. Aber das ist so ziemlich ihr ganzes Einkommen. Fast niemand kümmert sich um sie, um ihr Leben und Sterben, um ihre wilden Ehen, um das Geborenwerden neuen Elends. Keine Pflegerin kommt her, kein Priester, kein Arzt, kein Totengräber . . . Barmherzige Schwestern haben seit 1886 einzudringen versucht, sind aber nicht gern gesehen.

Die an Zahl ihrer Gläubigen in Jerusalem schwächste Kirche, die evangelische, hat nun vor Jahren ein Liebeswerk geschaffen, das in der Geschichte wohlthätiger Handlungen das rühmendste Blatt verdient. Freifrau von Keffenbrinck-Ascheraden auf Nehringen in Pommern besuchte 1865 Jerusalem und sah die Aussätzigen. Das Bild des Elends blieb ihr unvergesslich. Nach Europa zurückgekehrt, sammelte sie in Freundeskreisen 9000 Mark; dann lancierte sie ihr Projekt, den Aussätzigen in Jerusalem ein menschenwürdiges Haus zu stiften, durch die Presse in Deutschland, England und der Schweiz. Bald konnte man ein Grundstück erwerben und darauf ein provisorisches zweistöckiges Holzhaus erbauen. Der englische Arzt Dr. Chaplin stellte folgendes Programm auf: Sorge um möglichste Reinlichkeit der Kranken, der Kleidung, der Betten; gesunde Thätigkeit der Haut durch mindestens 3 Bäder wöchentlich und durch tägliche Waschungen mit Wasser und Seife; gesunde, ausreichende Kost, frische reine Luft in den Schlafräumen; Förderung von Heiterkeit und Zufriedenheit durch teilnehmende Aufmerksamkeit, dadurch Bekämpfung der apathischen Gleichgültigkeit; Beachtung des Auftretens besonderer Symptome und Anwendung

zweckentsprechender Mittel. Nun galt es passende Hauseltern zu finden, die das Unternehmen praktisch verwirklichen sollten. Man wandte sich an die Herrnhuter Brüdergemeine, die auch in der Kapkolonie seit 1818 die Aussätzigen gepflegt hat. Sie sandte den Missionär Tappe und seine Frau, die bis dahin in Labrador gewirkt hatten. Am 21. Mai 1867 trafen sie in Jerusalem ein, am 30. fand die Einweihung des neuen Asyls statt. Bei derselben fehlten blos — die Aussätzigen, denen man eingeredet hatte, das Asyl wäre ein Gefängnis! Mit Müh und Not bewog man vier Kranke, dem Feste beizuwohnen. Erst am 6. September 1867 erfolgte die wirkliche Aufnahme des ersten Kranken. Uebrigens hatte damals das Asyl nur Platz für 12. Seit dem 24. April 1887 besteht das neue grosse Asyl, dessen Bestimmung es ist, allen Aussätzigen nicht blos von Jerusalem, sondern von ganz Palästina Unterkunft zu bieten. Der Unterhalt wird von Gaben bestritten. Diese fliessen aus Schweden, Holland, England, Deutschland, aus Amerika, selbst aus Australien und von den eingeborenen Christen in Pendschab nach Jerusalem. Die Hausmutter Tappe starb an Erschöpfung infolge des schweren Dienstes am 26. März 1880. Eine in einem syrischen Waisenhause angestellte Schwester nahm ihre Stelle ein. Aber auch Tappe selbst war durch die mühsame Arbeit ein gebrochener Mann. Erschöpft durch Leiden und Krankheiten kehrte er am 14. Mai 1884 nach 17jähriger Thätigkeit nach Deutschland zurück. Diese Thätigkeit verdient geschildert zu werden. Tappe begann sein Liebeswerk mutig. Er musste zunächst die arabische Sprache von den Aussätzigen erlernen. Die Pflege der Kranken, die Einrichtung des Hauses, die Urbarmachung des Gartens, Mauern errichten — das alles besorgten er und seine Frau. Die Nahrungssorgen waren oft drückend. Tappe schildert einen Kranken, den er in seiner ersten Praxisperiode behandelt hatte: „Kurz vor Weihnachten starb mir der schlimmste unserer Kranken. Es war eine furchtbare Aufgabe gewesen, ihn zu bedienen. Der arme Mensch war zum Skelett abgemagert, vermochte sich selbst nicht mehr zu helfen . . . Dabei war er so eigensinnig und begehrlich, dass es oft kaum zu ertragen war. Und doch musste man, wenn man seine Wunden ansah, mit ihm Mitleid haben. Bei aller anderen Not rochen seine Wunden so fürchterlich, dass selbst die Aussätzigen, wenn sie ihm einmal eine Handreichung

thaten, sich Nase und Mund mit Tüchern verbanden . . . Das ist es überhaupt, was unsere Stellung so erschwert, dass zumeist die Kranken so eigensinnig und widerspenstig sind und uns nur als ihre Diener ansehen, die ihnen alles zu thun schuldig sind." Ein anderes Mal schreibt er: „Es will uns manchmal doch zuviel werden — und der Wunsch regt sich, wenn es doch bald zur ewigen Ruhe käme." Diese wenigen Worte sagen genug. An Stelle Tappe's wurde Friedrich Müller zum Hausvater ernannt; er fand im Asyle selber eine Gattin, die Schwester Wilhelmine Bartels, die dort seit 1880 wirkte. Ihre Stelle als Gehilfin erhielt die Diakonissin Karoline Föhrenbacher.

Viele Handwerksburschen liessen sich als Gehülfen anstellen, blieben aber nicht lange. Es gab auch begeisterte Männer, die von fern herkamen, um den Kranken zu dienen; so Ferdinand Rüdiger aus Sachsen und der Oesterreicher Karl Heider. Der arabische Evangelist Joseph Dschamel erschien seit der Gründung des Asyls zweimal wöchentlich, um seine Landsleute aufzuklären', sie zu unterrichten und mit Büchern zu versehen. 1890 gingen die Hauseltern Müller fort; seither wirkten dort Karl Schubert und Frau. Von 1867 bis 1887 wurden 95 Kranke aufgenommen — 67 Männer und 28 Frauen; davon 40 Mohammedaner und 20 Mohammedanerinnen; die übrigen: Christen und Christinnen. 25 starben im Asyl, mehrere gingen fort, zwei wurden ausgewiesen. Nach den mir vorliegenden Berichten war 1889 ein schlimmes Jahr Bei allen Kranken war der Zustand so arg, dass sie nicht mehr wie früher zu leichteren Arbeiten verwendet werden konnten. Den Meisten waren die Füsse ganz abgefault. Jammernd und wehklagend lagen sie da. Den Uebrigen faulten die Hände ab. Bei Einigen waren die Luftröhren zugeschwollen. Alle stöhnten, flehten um Hülfe; und wem sollten die paar edelmütigen Menschen, die sich diesem ungeheuerlichen Dienst geopfert hatten, zuerst Trost spenden, Linderung schaffen? 1891 machte Dr. Einszler den Vorschlag, die Anstalt der wissenschaftlichen Forschung zunutze zu machen. Ein von einer Aussätzigen geborenes Kind behielt man im Spital, es wurde gepflegt und blieb gesund. Seltsam ist, dass die Verstümmelten trotz ihrer körperlichen und seelischen Hoffnungslosigkeit und Verkommenheit den irdischen Begierden heftig nachhängen. Sie sind unglaublich geizig. Manche stehlen sich

fort aus dem Asyl, um ein paar Münzen zu erbetteln. Sie häufen Kupfer auf Kupfer, bis sie es in Silber umwechseln können, und legen Silber zu Silber, bis sie Gold dafür bekommen. Den Schatz hüten sie eifersüchtig, kaufen nichts dafür, weder Nahrung noch Kleidung; das blinkende Gold freut sie allein. Und dann die Liebe! Ein junges Weib war aufgenommen worden, die ein Verhältnis mit einem älteren Pflegling des Asyls anknüpfte. Als man dem Paare Vorwürfe machte und es trennen wollte, wurden sie aufsässig. Man schickte die Frau fort; sie ging ins türkische Asyl bei Siloam, wo das Zusammenleben gestattet ist; in derselben Nacht noch flüchtete ihr Liebhaber und folgte ihr nach Siloam. Solche Fälle kamen häufig vor. Man sollte denken, dass diesen Wesen nichts ferner liegen würde als Heiratslust. Aber dem ist nicht so. Der sexuelle Trieb ist bei ihnen womöglich noch mächtiger als der Geiz. Die Anstalt gestattete diese Extravaganzen nicht, weil man die Möglichkeit der Vererbung annimmt. Wenn nun der Hausvater bei solchen Vorkommnissen seine Pflicht thut, erwacht zuweilen ein unheimlicher Geist der Empörung, und mehr als einmal waren die Wohlthäter in Gefahr, die Opfer ihres Edelmuts zu werden, ihre Hingebung und Menschenliebe mit dem Leben zu büssen... Dann gibt es Zeiten, wo eine wahre Flucht-Epidemie herrscht. Die Berichte sind reich an dramatischen Episoden. 1879 trat ein 14jähriger Araber, namens Hannah, ins Asyl ein. Er war Protestant. Nach drei Jahren wurde er des Lebens in der Anstalt überdrüssig, flüchtete und hetzte auch mehrere andere Insassen auf, mit ihm zu flüchten. Nicht weniger als 11 liefen davon nach dem freien Siloam, und dabei nahmen sie mit, was sie fortschleppen konnten. Das war im Sommer gewesen. Aber als der Winter ins Land kam, da erfasste Hannah Sehnsucht nach den Fleischtöpfen der „Jesushilfe". Er kam zurück, und die Barmherzigkeit verzieh ihm und gab ihm wieder Einlass. Er war in der kurzen Zeit schwerkrank geworden und erblindete, und seine beiden Beine waren bis zu den Knöcheln nichts als Wunden. Dann ergriff ihn noch eine andere Krankheit, und er war bald nichts mehr als ein Gerippe, mit einer dünnen eiternden Haut bedeckt. Man hielt den Sarg für ihn bereit; da geschah ein Wunder — er begann zu genesen, und nun ward aus dem früheren Empörer ein Vorbild für Alle, ein Muster der Bescheiden-

heit, Zufriedenheit und Folgsamkeit. Er lebte noch lange Jahre, blieb aber blind und fast stumm. . . Die Hausordnung ist den Kranken zuwider, die Ordnung diesen Nomaden fremd und lästig. Sie ziehen Schmutz und Elend vor, wenn sie dort die Freiheit finden, die sie meinen: die Ungebundenheit, die Erlaubnis zum Betteln, die Unsittlichkeit. In einem der Jahresberichte des Asyls heisst es: Während sonst die Not die Menschen miteinander verbindet, scheint der Aussatz die von ihm Geplagten zu vereinzeln, ja sie misstrauisch und missgünstig gegen Jedermann zu machen. Jedes Päckchen Tabak, jede Orange, jede Münze wird ängstlich behütet. Erhalten sie das Essen, so betrachtet Jeder argwöhnisch die Portion des Anderen, ob sie nicht grösser sei. Bald sind ihnen die Trauben nicht recht, bald die Feigen nicht dick genug. Während im Lande Hungersnot herrschte, wollten sie nur die Krumen vom Brod essen. Sie sind unaufrichtig und diebisch; und je mehr ihre körperliche Schwäche zunimmt, je grösser ihr Bedürfnis nach Pflege wird, desto geringer wird ihre Erkenntlichkeit. Wenn die Jüngeren, noch Kräftigen zu leichten Arbeiten angehalten werden, murren sie: „Warum dürfen die Anderen ruhig sitzen? wir aber sollen arbeiten!“ Doch gibt es auch freundliche und rührende Bilder. Es kamen im Frühjahr 1874 drei Mädchen ins Asyl, Chassne, Fatme und Latife. Sie schlossen sich eng aneinander. Die erste war 10 Jahre, die zweite 14, die letzte 20 Jahre alt. Alle drei waren beim Eintritt schon schwerkrank. Chassne und Fatme konnten arabisch und bald auch deutsch lesen und lehrten Latife, was sie wussten. Da gab es dann vergnügte Lesestunden. Auch halfen sie der Hausmutter in der Wirtschaft, flickten und nähten, wuschen und scheuerten, waren lustig und guter Dinge. Ihre Stimmen waren noch frisch, und sie sangen deutsche Lieder. Dann kam langsam das Elend. Die Jüngste, Chassne, wurde das erste Opfer. Sie litt viel und siechte schnell hin. Latife und Fatme aber quälten sich zehn Jahre lang, ehe der Tod sie erlöste. Ihre Schmerzen waren gross, aber grösser noch ihre Geduld und Demut. Zuletzt konnten sie kaum atmen, nur Thränenströme erzählten von ihren namenlosen Leiden. . . Die unermüdliche Liebe, Geduld und Güte der Hauseltern wurden belohnt. Die Pfleglinge des Asyls sind jetzt willig und folgsam. Zank und Streit sind selten geworden. Es ist ein Haus der

Trauer und des Elends, aber auch eine Stätte der Resignation und des Friedens geworden. Da ist Musa, ein Mensch von dunkler Vergangenheit. Er hatte in seiner Jugend nie Gutes gethan, geraubt, vielleicht auch gemordet. Einmal hatte er aus Rache eine Menge Oelbäume vernichtet — die schlimmste That, die in dem baumarmen Palästina verübt werden kann, um so schlimmer, da der Oelbaum viele Jahre braucht, um ertragfähig zu werden. Da wurde Musa kurz darauf aussätzig. „Die Strafe des Himmels für sein Benehmen,“ sagten die Leute. Er trat ins Asyl und wurde ein Anderer: still und in sich gekehrt, ruhig, willig, dienstbereit. Der Glaube ans Asyl verbreitet sich nach und nach im ganzen Lande. Eines Tages wurde Einer, dessen Unterkörper schon ganz abgestorben war, auf einem Esel ins Asyl gebracht.... „Das Asyl wird mich retten,“ sagte er. Er hoffte sicher auf seine Heilung. Als Arznei wünschte er nur Branntwein. Als er es nicht erhielt, wurde er mürrisch. Er starb schon nach vier Tagen ... Das Asyl beherbergt das Elend aller Religionen, aller Stände, aller Nationalitäten und Geschlechter, des Alters und der zartesten Jugend.

Im September 1889 kamen hierher zwei Greise, bei denen der Aussatz erst im spätesten Alter zum Ausbruch kam; der Eine war ein Mönch und hatte lange Zeit als Einsiedler auf Kreta gelebt. Kurz zuvor waren zwei Knaben von 10 und 12 Jahren aus Jaffa und Ramle nach einer nächtlichen Fusswanderung im Asyl angekommen. Welch rührendes Drama, diese Kinder, am Eingang in das Leben schon mit der Verfaulung bedroht! Der Eine erzählt: „Lange, lang ist mein Vater gestorben. Und die Mutter hat mein vergessen. Die Geschwister verstiessen mich und jagten mich krank aus dem Hause. Mich hungert und dürstet. Ich habe kein Heim, kein Obdach. Von allen Schwellen hetzt man mich erbarmungslos fort.“ Und der andere klagt: „Schon zwei Jahre irre ich umher. Meine Eltern selbst haben mich aus ihrem Hause gejagt.“ In der Schrift heisst es: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, dass sie sich nicht erbarmte über den Sohn ihres Leibes?“ Das Unglaubliche, hier ist es düstere Wahrheit geworden. Der Aussatz trennt Eltern und Kinder sogar, und die Herzen von Vätern und Müttern verschliessen sich vor den Schmerzen ihrer Söhne und Töchter.

Das Asyl der Herrnhuter liegt im Südwesten der Stadt. Es ist ein schönes stattliches Gebäude; am Abhange eines steinigen Höhenzuges gelegen, schaut es hinab in die fruchtbare Ebene Rephaim. Am hohen Gartenthore sitzen einige Kranke, sich in der Sonne wärmend. Im Garten sieht man einige Frauen. Das Haus hat 3 Etagen. Im ersten Stocke liegen: die Räume für Aufbewahrung und Bereitung der Medikamente, für Ausbesserung der Krankenwäsche, die Wohnzimmer der Krankenschwestern, die Räume für die kranken Frauen, die helle grosse Küche, das Speisezimmer für die Hauseltern, die Schwestern und die Hausdiener. Im zweiten Stocke befinden sich das Zimmer des Arztes, die Zimmer der Hauseltern, das Wäschelager, die Zimmer der männlichen Kranken, Werkstätten für Tischler und Stellmacherarbeit. Das Ganze ist äusserst reinlich gehalten. Da hängen reine Kleider, da stehen saubere Betten. Das Licht ist hell, die Luft frei. Und dann diese Küche. Wie da alles blitzt und blinkt. Aussätzige Frauen helfen fleissig mit. Wieviel Mühe mag es gekostet haben, die verkommenen Geschöpfe zu solcher Arbeit zu erziehen! In einem Zimmer sitzt die Hausmutter mit drei nähenden, stopfenden, plättenden aussätzigen Frauen! Die Waschküche: welche Ueberwindung gehört dazu, um einen Blick nur hineinzuthun! Und da müssen die Hauseltern und die Schwestern doch ihre meiste Zeit zubringen.

Einige Aussätzige, die nicht mehr arbeiten können, ruhen im Freien, sonnen sich auf der Terrasse; sie grüssen freundlich, und wenn man sie um ihr Befinden fragt, danken sie und sagen: Masbut, zufrieden. Masbut — dieses Wort schwebt von allen Lippen, über allen Räumen. In diesem einen Worte liegt die Unaussprechlichkeit, die unendliche Fülle des Segens, den dies Liebeswerk der Herrnhuter, dieses einzigartige und unerreichte, über eine verlorene, verzweifelte, verstossene Menschenklasse ausgeschüttet hat . . .

Zweiter Teil.

---

7. Europäische Pseudo-Aerzte in der heutigen Türkei. — 8. Allerlei orientalische Kurpfuscher. — 9. Orientalische Spezialisten für Augenleiden, Wahnsinn und Epilepsie. — 10. Chirurgen, Barbiere und Zahnärzte. — 11. Krankheiten und Heilmittel. — 12. Fieber und Wasserkuren. — 13. Epidemieen: Pocken und Cholera. — 14. Die türkische Pest. — 15. Langlebigkeit und Tod.

---

7. Europäische Pseudo-Aerzte in der heutigen Türkei.

Der Erlass Mustafas III. gegen die Kurpfuscher. — Das Schicksal solcher Verordnungen. — Seltsame Wirkung des Unguentum aureum orientale. — Einteilung der Aerzte: Die drei Klassen der Diplomierten; die zwei Klassen der Nicht-Diplomierten. — Europäische Abenteurer als Aerzte. — Erzählungen meines Gewährsmannes Dr. Bernhard Beck: Die Geschichte des Jussuf Efendi; der Giftmischer Latinek; ungarische Emigranten; arabische Nationalspeisen; die Bedeutung des Pulsfühlens; der mystische Doktor Weinberger; vom Koch zum Regimentsarzt; wie man Apotheker wird. — Dr. Polaks Bericht über zwei Teheraner Aerzte: der Schwede Fagergren; der Tausendkünstler Tatolbam.

Unter Sultan Mustafa III. — vor mehr als hundert Jahren — erschien jener kaiserliche Irade, welcher nichtdiplomierten Aerzten und Apothekern die Ausübung der Praxis bei Todesstrafe untersagte. Auch heute regnet es häufig aus der Pforte auf die Gouverneure und Militärkommandanten strenge Emirs oder Verordnungen: nur diplomierten Aerzten, Chirurgen und Apothekern das Recht der Praxis einzuräumen. Die Erlässe werden ehrerbietig entgegengenommen, publiziert und gelesen und wandern dann unter die Doscheks, die Divanpolster; bei uns heisst solches: ad acta legen. . . Aber überflüssig sind diese Erlässe keineswegs. Kaum erhalten die betroffenen falschen Doktoren, Chirurgen oder Pharmazeuten Kunde von einem solchen Emir, so thun sie ein Häuflein goldener Liras in das Beutelchen, machen die Runde bei dem Wali, dem Militärpascha, dem Defterdar, Mektubdschi, Sertabib und anderen wichtigen Persönlichkeiten, demonstrieren ad oculos in glänzender Weise die Notwendigkeit ihres ungestörten Fortbestandes, und der Emir hat seinen Zweck — für die Taschen der getreuen Staatsdiener voll-

auf erfüllt. Er wird erst wieder in seiner Ruhe unter dem Doschek gestört, sobald die Taschen der edlen Beamten nach neuer Füllung lechzen. Wenn zufällig einem der falschen Doktoren das Handwerk doch gelegt wird, dann muss seine Ignoranz schon so arg gewesen sein, dass er nicht einmal Verordnung und Verabreichung des Unguentum aureum orientale verstanden hatte. . . Da also in der Türkei mehr als in jedem anderen Lande der Erde die Gesetze nur gegeben werden, um nicht befolgt zu werden, wimmelt es gerade dort von obskuren Individuen, welche die natürliche Anlage der Orientalen zur Leichtgläubigkeit ausbeuten, sich für Aerzte ausgeben und sine ira et studio ihr Unwesen treiben. Die Doktoren des Orients müssen daher in zwei Hauptklassen eingeteilt werden, in diplomierte und nichtdiplomierte. Bei den diplomierten muss man drei Unterabteilungen unterscheiden; erstens: Aerzte, die wirklich an ordentlichen Hochschulen promoviert haben; zweitens: solche, die sich selbst durch Lektüre einige medizinische Kenntnisse angeeignet zu haben glauben und denen es dann gelungen ist, sich in der medizinischen Schule in Konstantinopel ein Tesskere oder Zertifikat zu verschaffen; drittens: solche, die ihr Diplom entweder kaufen oder sich in anderer unredlicher Weise in den Besitz eines ärztlichen Diploms setzten, ohne auch nur vorher eine Ahnung von der Heilkunde zu besitzen. Alle diese drei Unterabteilungen der ersten Klasse haben das Gemeinsame, dass ihre Angehörigen Diplome besitzen und Rezepte verschreiben. Die zweite Klasse, die der nichtdiplomierten Heilkünstler, zerfällt in zwei Gruppen: in solche Aerzte, welche gleichzeitig die Apotheker spielen, indem sie allerlei Medikamente in ihren Taschen mitführen oder in den Buden, wo sie ordinieren, auch gleich die Arzneien selbst verabfolgen; zweitens: in Wunderdoktoren, welche von Medikamenten nichts wissen wollen und ihre Patienten auf andere absonderliche Art ins Jenseits befördern. Unter den diplomierten Aerzten gibt es viele, die nicht besser sind als die nichtdiplomierten. Namentlich die noch aus den älteren Jahrgängen der Konstantinopler medizinischen Schule stammenden einheimischen Doktoren stehen auf einer ziemlich tiefen Stufe der Wissenschaft. Daher sind auch die wichtigen Posten in den grossen Städten und Häfen mit Europäern besetzt. Leider bilden Europäer auch den Hauptteil in jenen beiden

Gruppen, in welche ich die falschen Doktoren eingereiht habe. Da finden wir Italiener, Griechen und besonders zahlreiche Oesterreicher und Ungarn, die zur Ausübung der ärztlichen Praxis im Orient nichts mitgebracht haben als einen europäischen Hut, einen Spazierstock und — wenn es hochkommt — Augengläser. . . . Zur Zeit des Sultans Abdul Asis wurde der aus Ungarn stammende Arzt Doktor Bernhard Beck als Chefarzt bei einem asiatischen Armeekorps angestellt. Er blieb mehr als sieben Jahre in den Ländern zwischen Mittelmeer und Persischem Golf. Ihm, der gegenwärtig als praktischer Arzt in Wien lebt, verdanke ich unter vielen interessanten Mitteilungen für dieses Buch auch einige der nachfolgenden Angaben über europäische Pseudo-Aerzte in der Türkei.

In Damaskus lernte Dr. Beck einen ältlichen gutmütigen Kollegen, „Doktor“ Jussuf Efendi, kennen. Dieser Doktor Jussuf hatte folgende Laufbahn zurückgelegt: Während der Revolution des Jahres 1848 flüchtete er, wie so viele andere, aus seiner ungarischen Heimat nach der Türkei, trat zum Islam über und nahm Dienst als Lapadschi bei einem Regimentsarzt. Ein Lapadschi ist eine Art Feldscheer-Substitut, der Cataplasmen aus Leinsamen zu bereiten versteht, Charpie zupfen kann, dem Arzte beim Händewaschen die Schüssel hält und — wenn er schon ganz geschickt ist — Wunden ausspritzen darf. Da der biedere Ungar, der jetzt mit seinem türkischen Namen Jussuf hiess, die Kunst des Lesens und Schreibens verstand, avancierte er bald zum Timardschi oder Bataillons-Chirurgen. Als er in der Handhabung des bei den Hebammen so beliebten Instruments eine gewisse Uebung erlangt hatte, wurde er Dscherrach Baschi, Ober-Chirurg eines Regiments. Er verstand bereits folgende Künste: Blutegel setzen, Aderlassen, Schröpfen und Abszesse öffnen. Aus Mangel an anderen Räumlichkeiten in der Kaserne für seine Ordinationen hielt er die letzteren in der Apotheke ab. Hier lernte er zufällig die Namen der gebräuchlichsten Medikamente kennen, übte sich selbst in der Bereitung von Arzneien, half Pulver reiben und Pillen globulieren. Infuse und Decocte zu bereiten verstand er ohnehin ex officio, weil jeder türkische Soldat vorzüglich Kaffee und Thee zu bereiten wissen muss. Was Wunder also, dass Jussuf Efendi eines Tages Regiments-Apotheker wurde? . . . Vom Apotheker zum Arzte ist im

Reiche Osmans ein kleiner Schritt. Der Regimentsarzt ging auf Urlaub nach Konstantinopel. Wer konnte besser mit seiner Vertretung betraut werden, als der Regiments-Apotheker? Jussuf Efendi experimentierte also an einem Haufen kranker Soldaten als Doktor-Stellvertreter. Da geschah es, dass der Regimentsarzt in Stambul starb; das Regiment war ohne Arzt. Jussuf liess sich nun von sämtlichen Offizieren des Regiments — gegen wenig gute Worte und mehr Geld — ein Masbata oder Zeugnis ausstellen über seine bisherige ärztliche Thätigkeit. Der Oberst sandte das Istada, das Gesuch, welches die Belassung des Jussuf Efendi in seiner provisorischen Stellung erbat, nach Stambul, und da es den faulen Mitgliedern der Section sanitaire des Dari Schura in der ohnehin stets grossen Doktornot unbequem war, einen neuen Regimentsarzt zu suchen, wurde Jussuf Efendi nicht blos als provisorischer, sondern als definitiver Hekimbaschi oder Regimentsarzt bestätigt! . . .

So eigentümlich die Laufbahn des Jussuf Efendi auch für unsere Begriffe erscheinen mag, so muss man doch diesem „Doktor“ zugute halten, dass er erst Arzt wurde, nachdem er wenigstens Jahre lang medizinische Handlangerdienste geleistet hatte. Aber nicht einmal dies war der Fall bei dem Doktor, dessen Bekanntschaft wir jetzt machen. In Bagdad traf Dr. Beck mit einem Oesterreicher zusammen, der sich Dr. Latinek nannte und einmal in launiger Stimmung selbst erzählte, wie er Arzt wurde: Vor Jahrzehnten führte ihn des Schicksals Tücke nach dem Orient. Zarte Diskretion hat die Erforschung der Ursache verhindert. Genug, der liebe Latinek tauchte erst in der europäischen, dann in der asiatischen Türkei auf. Das Metier, das er in der Heimat erlernt hatte — wahrscheinlich Strassenpflastern — hatte im Orient keinen Wert. Was hätte der arme Emigrant — denn die meisten älteren Oesterreicher und Ungarn in der Türkei nennen sich Emigranten — eigentlich in dem Lande, wo er nicht einmal die Sprache verstand, anfangen sollen? Das bischen, vermutlich aus einer zufälligen Verwechslung von Mein und Dein herstammende Hab und Gut, das er noch zurückbehalten hatte, ging zur Neige. Mit dem letzten Restlein schlich er eines Morgens in den Bazar zu Bagdad, um zur Stillung seines Hungers saure Milch und Flammflecken zu kaufen. In ganz Irak-Arabien und Mesopotamien gibt

es kein eigentliches Brot, sondern nur dünne, auf offener Flamme geröstete, den jüdischen Mazzen ähnliche Flecken. Diese und saure Milch bilden die Nationalspeisen der Araber. Solches wollte also Latinek heute, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, verkosten. Er sollte seinen Entschluss, sich den Landessitten anzupassen, nicht bereuen. Als er so durch den Bazar schritt, erregte er Aufsehen; mit seinem europäischen Anzug, seinem europäischen Hute und dem Stocke war er in der beturbanten Menge allerdings auffallend. Aber erst langsam begriff Latinek, weshalb sich die Leute an ihn herandrängten und ihm die Hände entgegenstreckten: er sollte ihnen den Puls fühlen!

Das Pulsfühlen ist im Orient die ärztliche Hauptsache. In Persien giebt es, wie Dr. Polak erzählt, eigene Abhandlungen über den Puls und die Art, ihn zu fühlen. man soll ihn an beiden Händen befühlen, dabei niederknieen; die persisch-arabische Medizin besitzt eine sehr detaillierte Terminologie für die verschiedenen Gangarten des Pulses, deren sie nicht weniger als 64 unterscheidet. Laien wie Aerzte halten viel darauf, den Puls sorgfältig zu beobachten — „naebs diden" — den Puls sehen, nennt man dies in Persien. Zu diesem Zwecke müssen die Taschenuhren des Persers mit Sekundenzeiger versehen sein. Aus dem Pulse will man die Natur jeder Krankheit, die Schwangerschaft der Frauen, sogar das Geschlecht der zu erwartenden Leibesfrucht erkennen. Wo sich ein Arzt blicken lässt, selbst im Vorbeireiten, streckt man ihm von allen Seiten die Hände entgegen, um sich den Puls fühlen zu lassen. Der persische Arzt ist natürlich klug genug, wenn es sich um einen Schwangerschaftsfall handelt, erst über die Menses und über die Potenz des Mannes Erkundigungen einzuziehen, bevor er einen Ausspruch thut. Bestätigt sich dann zufällig seine Voraussetzung des Geschlechts, so wird er als Bugrat, als Hippokrates verehrt; trifft sie nicht ein, so entschuldigt er sich mit der „anomalen Beschaffenheit des Pulses, der so unergründlich sei wie das Meer."

Dieselbe Erfahrung wie unser Latinek haben ziemlich alle Europäer in den inneren Provinzen Türkisch-Asiens gemacht; denn die Eingeborenen halten jeden europäisch gekleideten Fremden für einen Arzt, weil ehemals fast alle jene, die in den

Orient aus unaufgeklärten Ursachen „emigrierten", sich für Aerzte ausgaben und zumeist auf Rechnung der Leichtgläubigkeit der Einheimischen auch wirklich als solche ihr Auskommen fanden. Latinek nützte die Situation sofort aus — er hatte die Wissenschaft entdeckt, die ihm die ewig milchgebende Kuh werden könnte, er wurde auf der Stelle — Doktor . . . Dem Einen verordnete er Kamillenthee, dem Anderen Senna-Abguss, dem Dritten ein Fussbad in Asche und Salz. Er erschien fortan Tag für Tag im Bazar und ordinierte bald in der Strasse der Schuster, bald in der Strasse der Gemüsehändler oder auf dem Obstmarkte. Dass seine Ordinationen von günstiger Wirkung gewesen sein mussten, bewiesen ihm die Honorare — wie üblich zumeist in natura: Hühner, Eier, Datteln — die ihm in Mengen zuströmten. Die Zahl seiner Patienten wuchs zusehends. Und nun begann Latinek sich selbst einzubilden, dass er eine aeskulapische Ader besitze. Er nannte sich fortan nur „Doktor" Latinek, verschaffte sich ein pharmazeutisches Taschenbuch, ein therapeutisches Manuale und eine Rezeptenkunde. Er kurierte jetzt streng „wissenschaftlich". Sogar der Gouverneur wurde auf ihn aufmerksam und bestellte bei ihm — Schönheitsmittel für das Harem! Dann berief er ihn auch in sein Haus und liess sich von ihm alle Freitag ein lästiges schmerzhaftes Hühnerauge schneiden; als Doktor Latinek aus Baumwolle verfertigte Bäuschchen zum Schutze gegen Druck auf die wehe Stelle legte — ihm gebührt danach die Priorität der Erfindung von Hühneraugenringen — da kannte die Bewunderung des Paschas keine Grenzen.

Um seine Dankbarkeit dem geschickten Arzte zu beweisen, „verschrieb" nun zur Abwechselung der Gouverneur seinem Doktor Latinek etwas: er verschrieb ihm aus Stambul einen Posten als Bataillons-Chefarzt! . . . In dieser offiziellen Stellung erlaubte Latinek sich die kühnsten Rezepte, die je eine Apotheke gesehen hat. Besonders für starke Gifte hatte er eine Vorliebe. Der Pharmazeut Grzesitzky, auch ein Oesterreicher, damals der einzige diplomierte Magister in Bagdad, erschrak, wenn er die Ordinationen dieses wirklichen Giftmischers erhielt. Das Veratrin, Colchicin, Amygdalin, Morphin, Atropin, Strychnin und ähnliche Alcaloide bildeten die ständigen Vorschriften des Doktors Latinek. Wenn er manchmal allzu stark von seiner

Einbildung, eine medizinische Grösse zu sein, beherrscht war, verschrieb er nicht bloss eine gefährliche Menge eines einzigen Giftes, sondern alle erwähnten Gifte durcheinander. So wäre gewiss kein einziger seiner Patienten am Leben geblieben, wenn der Apotheker seine Verordnungen jemals ausgeführt hätte Magister Grzesitzky aber lächelte bloss und verabreichte die unschuldigsten Mittel. . . Und eines Morgens wurde Latinek tot, vergiftet, in seinem Bette gefunden. An einen Mord war nicht zu denken, auch für einen Selbstmord fehlten Gründe, da Latinek in den glücklichsten Familienverhältnissen lebte und reich geworden war. Was war also geschehen? Am Abend zuvor war er, von Magenkrämpfen geplagt, in die Apotheke gekommen, um sich selbst ein Mittel zu verschreiben. Da der Apotheker die Hände voll zu thun hatte, bereitete Latinek sich allein die Medizin, trank sie auf der Stelle aus und ging nachhause. Einige Stunden darauf war er eine Leiche. Doktor Latinek starb so an dem einzigen seiner Rezepte, das ausgeführt worden war. . .

Zur selben Zeit wie Latinek weilte und wirkte in Bagdad ein kleines, schwächliches, ängstliches Männchen, Namens Weinberger. Dieser Weinberger liess sich ebenfalls Doktor nennen und übte den ärztlichen Beruf aus, obwohl er niemals nachweisen konnte, mit welchem Rechte er den Doktortitel führte und die Praxis pflegte. Alle diesbezüglichen Nachfragen scheuchte er mit der Erklärung zurück, während der polnischen Revolution im Jahre 1866 aus Galizien vor politischen Verfolgungen geflohen zu sein. Bekanntlich ist das Jahr der polnischen Revolution ein anderes als 1866. Aber das machte nichts, Weinberger war und blieb ein polnischer „Emigrant" und konnte in Folge dessen im Orient auch nichts anderes sein als Arzt. . .

Als Dr. Beck in St. Jean d'Acre in Syrien als Chefarzt des dritten Kavallerie-Regiments beim fünften Armeekorps garnisonierte, wurde ihm ein italienischer Kollege aus Jerusalem vorgestellt. Dr. Beck erzählte mir darüber: „An den goldenen Galonen am Aermel seiner Uniform erkannte ich, dass er Bimbaschi oder Major war. Ich empfing ihn natürlich als Kriegskameraden und ärztlichen Kollegen in zuvorkommender Weise und lud ihn ein, mit mir zu speisen. Als Gesprächsthema bei Tische wählte ich die damals noch neue epochemachende anti-

septische Wundbehandlung von Lister. Die ausweichenden Antworten meines Gastes verrieten mir bald, dass er von Lister gar keine Ahnung hatte. Obwohl mir dies erstaunlich schien, versuchte ich ihn doch zu entschuldigen, indem ich mir sagte: der gute Mann lebt fern von aller Zivilisation und kann vielleicht nicht einmal Zeitungen bekommen. Ich empfahl daher den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und lenkte das Gespräch auf andere Gebiete unserer Wissenschaft. Aber mein guter Gast wurde immer verlegener, und es begann mir geradezu unheimlich vor seinen Antworten und Ausflüchten zu werden. Ich erhob mich und erklärte, einige Besuche bei hervorragenden Persönlichkeiten der Stadt machen zu müssen. Mein Gast bat mich, ihn mitzunehmen, da ihm einige neue noble Bekanntschaften willkommen sein würden. Ich konnte nicht nein sagen, und so machten wir uns gemeinsam auf den Weg. Ich nannte beiläufig die Namen der Personen, zu denen ich ging: Stefan Agratti, spanischer Konsul; George Datodi, italienischer Konsul. Mein Begleiter nickte erfreut zustimmend. Dann nannte ich Josef Mazzingi, den belgischen, und Konstantin Averino, den russischen Konsul. Kaum hatte ich diese beiden Namen ausgesprochen, da wechselte mein Italiener die Gesichtsfarbe, sah zerstreut nach seiner Taschenuhr, stotterte, er hätte vergessen, dass er noch heute fortreisen müsste, bedauerte lebhaft, mich nicht wiedersehen zu können — und eilte davon. Ich sah ihm verwundert nach. Aber wenige Minuten später hatte ich die Lösung des Rätsels. Als ich den Herrn Mazzingi und Averino erzählte, welche Wirkung die Nennung ihrer Namen auf meinen Kollegen ausgeübt hatte, da stellte es sich heraus, dass dieser Kollege-Stabsarzt einmal bei Mazzingi Diener, später aber bei Averino Koch gewesen war." . . .

Auch in der Hauptstadt selbst, an dem Sitze der Verwaltung ereigneten sich — und ereignen sich noch heute — die unglaublichsten Dinge. Ich erzähle hier nur eine Geschichte: wie man Militärapotheker wird. Sie datiert blos um einige Jahre zurück, und da ihre Helden gegenwärtig in angesehener Stellung in türkischen Hafenstädten leben, will ich diesmal keine Namen nennen.

Zu einem Ingenieur, der in Konstantinopel eine wichtige einflussreiche Position innehatte, kam eines Tages ein gut empfohlener, aber gänzlich mittelloser Landsmann aus der Polakei.

Nach einigem Nachdenken sagte der Ingenieur zu dem Bittsteller: „Ich weiss nichts Leichteres und Besseres für Sie als einen Apothekerposten in der Armee. Wollen Sie?“ Dem Anderen kam dies komisch vor, da er bisher von der Pharmazie nur soviel wusste, als ihm die Pillen, Pulver und Tropfen beigebracht hatten, welche ihm das eine oder andere Mal von den Aerzten verordnet worden waren. Aber unbekümmert um sein erstauntes Gesicht stellte ihm der Ingenieur eine neue Frage: „Verstehen Sie französisch?“ „Jawohl,“ lautete die Antwort. „Das ist schlimm,“ murmelte der Ingenieur, „es wird Ihnen aber hoffentlich nicht schaden, wenn Sie vorsichtig sein und Ihre Kenntnis der französischen Sprache vorläufig nicht verraten werden . . . Und nun, verstehen Sie auch türkisch?“ „Keine Silbe.“ „Ah, das ist gut!“ Der junge Mann wurde immer verwunderter. Er konnte nicht begreifen, weshalb es nicht gut sei, wenn ein Apotheker-Kandidat französisch verstehe, und weshalb es gut sei, dass er, der auf einen Dienst in der türkischen Armee reflektierte, nicht türkisch spreche. Der Ingenieur liess ihm nicht Zeit zu langer Ueberlegung, sondern sagte ihm: „Kommen Sie mit mir in die Sektion des Sanitätswesens der Armee. Merken Sie sich, dass Sie keine andere Sprache als polnisch verstehen und überlassen Sie alles mir!“ Sie begaben sich also nach dem Seraskierat oder Kriegsministerium und suchten dort die Section sanitaire des Dari Schura auf. Dem Präsidenten des Sanitätsrates stellte der Ingenieur seinen Schützling mit folgenden Worten vor: „Dieser junge Apotheker musste aus Russisch-Polen flüchten und hatte keine Zeit, seine Dokumente mitzunehmen. Sie können ihn jedoch sofort einer Prüfung unterziehen. Da er nur polnisch spricht, bin ich bereit, selbst den Uebersetzer abzugeben.“ Und das Examen begann. Der Präsident des Sanitätsrates stellte Fragen, der „Kandidat“ antwortete in polnischer Sprache, was ihm einfiel, während der Ingenieur dann in türkischer Sprache die eigentliche Antwort erteilte. In einigen Minuten war die Prüfung beendet. Man kann sich von ihrem Ernste einen Begriff machen, wenn man bedenkt, dass die Kenntnisse eines Ingenieurs aus der Chemie und der Naturgeschichte der drei Reiche für ein Apotheker-Rigorosum genügten. Der Magister—inski erhielt sein Tesskere oder Zertifikat und wurde als Pharmazeut einem Bataillon der

Provinz zugeteilt. Als Gehalt wurden ihm kontraktlich 500 Piaster monatlich, nebst 4 Mannschaftsrationen und einer Pferderation, bestimmt. Die Tage vor seiner Abreise auf seinen Posten benutzte er, um schnell etwas aus dem Bouchardot aufzuschnappen und in einer Apotheke der Hauptstadt die wichtigsten Manipulationen zu erlernen.

Dr. I. E. Polak, der lange Jahre am Hofe des Schah Nassreddin von Persien als dessen Leibarzt gelebt hat, lernte in Schiras zwei fränkische Pseudo-Doktoren kennen, welche hier erwähnt werden müssen, weil sie vorher auch in Konstantinopel ihr Glück versucht hatten. Dr. Polak hat über die seltsamen Carrieren und Kenntnisse Beider folgendes berichtet: Der eine war ein Schwede und nannte sich Doktor Fagergren. Die Grundlage seines Studiums der Medizin bildeten einige wenige Gymnasialklassen und einige wenige medizinische und chirurgische Kunstgriffe, die er sich in der schwedischen Armee als Sanitätsgehilfe erworben hatte. Mit diesem medizinischen Schatze zog er abenteuernd durch Deutschland zuerst nach Russland, dann nach Konstantinopel. Aber das Glück scheint ihm hier nicht hold gewesen zu sein. Er verschwand eines Tages aus Istambol, um nach langen Irrfahrten durch ganz Türkisch-Asien endlich in Schiras Station zu machen. Hier blieb er bis an sein Lebensende. Er hatte sich mit einer Dame von französischer Herkunft vermählt und lebte ganz nach persischer Art und Sitte. An Europa erinnerte und knüpfte ihn blos seine — medizinische Thätigkeit . . . Ein ganz seltsamer Kauz war der andere, der sich dem Doktor Polak als Hekim Dawud Tat el Bam vorstellen liess. Dieser persische Titel und Name würde auf deutsch wörtlich lauten: Doktor David Maulbeer am Plafond. Als aber Doktor Dawud wärmer wurde, gab er sich zu erkennen; der persisch klingende Name war auch sein ursprünglicher Name: Tattelbaum! Doktor David Tattelbaum, der damals 45 Jahre alt war, sprach noch den unverfälschten polnisch-jüdischen Jargon. Er stammte aus Galizien und war über die Moldau nach Konstantinopel gekommen, wo er sich das medizinische Doktorat erwarb; er kaufte das Diplom eines verstorbenen Arztes, er wurde Moslem, heiratete eine Türkin und nahm eine Stelle als Militärarzt an. Auch ihm blühte in der Türkei das Glück nicht, auch er setzte sich erst in Schiras zur Ruhe. Da er neben Fagergren nicht aufkommen

konnte, widmete er sich ausser der Ausübung des ärztlichen Berufes noch einigen anderen Künsten: er war Bauchredner, Prestidigitateur und Musiker. Er ahmte die Laute und den Gesang der Tiere nach, ass inzwischen Messer und spie Feuer, eskamotierte Uhren und begleitete mehrere Gesänge; die entzückten Zuhörer aber riefen: „Hesar Aferim, hekim Tatelbam! Tausendmal bravo, Doktor Tatelbam!“ In Mussestunden beschäftigte sich Doktor Dawud mit der Alchymie, er fabrizierte aus unedlen Metallen mit Hilfe der Schwarzkünste — goldene Tomans, persische Dukaten. Da jedoch diese Kunst auch im Orient misslicherweise bestraft wird — und zwar mit Abhauen der rechten Hand — zeigte sich unser Freund mit ihr nicht öffentlich. Dafür trat er desto kühner mit seinen Erzeugnissen einer andern Kunst hervor. mit antiken Münzen . . . .

In Konstantinopel lernte ich den Chefarzt des kaiserlichen Harems, Omer Pascha, kennen. Er kam 1848 aus Ungarn, leistete dem Abdul Asis während einer Seekrankheit Dienste als Krankenwärter und wurde zur Belohnung dafür sultanischer Leibarzt . . . .

---

8. Allerlei orientalische Kurpfuscher.

Allah und die Medizin. — Alte osmanische Einteilung der medizinischen Zünftler. — Vorschriften des Korans bezüglich des Benehmens der Aerzte. — Kurpfuscher zu Anfang des XIX. Jahrhunderts in Konstantinopel. — Syrische Zustände. — Gegenwärtiges aus Konstantinopel. — Bei den Balkanbauern. — Bei den Albanesen. — Bei den Beduinen und Marokkanern. — Die Blutsegnung in Tripolis. — Das Horoskop in der Medizin. — Mein Freund Hadschi Mustafa. — Das Doktordiplom wird auch im Traume erworben. — Der berühmte Wunderarzt Mohammed Aga Kremli in Stambul. — Vererbung medizinischer Kenntnisse. — Eine Szene in Damaskus. — Die Priester der Moslems, Juden und Christen als Aerzte. — Die Frauen als Doctores. — Die Hebamme als Arzt. — Die berühmte armenische Aerztin Maria Dudu am Hofe Machmuds und Abdul Medschids. — Weibliche Doctores am Hofe Abdul Hamids II. — Marie Siebold. — Seltsame ärztliche Honorare. — Honorare bei den alten Arabern. — Koreanische Parallelen. — Ein chinesisches Mittel gegen Diphteritis.

„O Du, der Mittel wider Krankheit sucht,
Der Arzt ist der, der Dich hat heimgesucht,
Er ist's, der die Gesundheit Dir erfrischt,
Nicht der, der Teriak und Wasser mischt."

Verse des Dichters Hissbiss, gestorben im Jahre 574 der Hidschret.
Vergl. Hammer-Purgstall's „Geschichte der Arabischen Litteratur" II, 193.

Der Ausspruch des Dichters Hissbiss ist das Motto der gesamten türkischen Heilkunde; er ist giltig heute wie vor sieben Jahrhunderten.

In früheren Zeiten waren im Osmanenreiche alle Würdenträger des Hofes und Staates, alle Beamten, Militärs, Zivilisten, alle Angehörigen der Künste und Wissenschaften, des Handels und des Handwerks in Gilden eingeteilt. Die letzte grosse Musterung dieser Gilden wurde im Jahre 1769 vor dem Sultan Mustafa III. abgehalten. Hammer-Purgstall hat einen früheren Aufzug der 46 Gilden mit ihren 554 Unterabteilungen nach einer Schilderung des türkischen Reisenden Ewlia beschrieben.

Dieser Aufzug fand 1634 statt, zur Zeit Murads IV. Als vierte Rotte erschienen damals die Aerzte und die Vertreter aller Innungen, welche mit der Medizin in Verbindung stehen. Die vierte Rotte umfasste zehn Unterabteilungen, von der 59sten bis zur 68sten der gesamten 554. Zuerst zogen die Doctores medicinae universalis vorbei, umgeben von Kranken und den vollständigen Apparaten ihrer Kunst. In zweiter Reihe kamen die Spezialisten für Augenkrankheiten! Ihnen folgten die Tustiadschian, die Verfertiger der Augenschminken. Die Meadschinschian oder Latwergenmacher, welche in der vierten Abteilung sich befanden, stiessen im Gehen Gewürze in Mörsern und bereiteten vor aller Augen in silbernen Schalen köstliche Latwergen, wovon sie im Vorübergehen den neugierigen Frauen in den Mund zu streichen sich erlaubten. Die Dscherrachan oder Wundärzte, als fünfte Gruppe, erschreckten die Zuschauer durch den Apparat ihrer Instrumente, ihrer Messer, Lanzetten, Sägen, Spritzen, Zangen, Schwämme und Binden. Als sechste Gruppe erschienen die Scherbetdschian oder Medikamentenverfertiger. Hierauf kamen, als siebente und achte Gruppe, die Verkäufer von Rosenwasser oder Gülabdschian, und die Oelpresser oder Jaghdschian. An diese reihten sich die Timarhanedschian oder Narrenwärter; sie führten an silbernen oder goldenen Ketten die traurigen und lustigen Narren vor — lachende und weinende, halbnackte oder seltsam ausstaffierte. Die zehnte Abteilung bildeten die Wärter und Diener der Spitäler, die Bimarhanedschian. Am Schlusse schritt der oberste Vorsteher der Aerzte, der Hekimbaschi, begleitet rechts vom Kohalbaschi oder Oberst-Augenarzte, links vom Dscherrachbaschi oder Oberst-Wundarzte, und gefolgt von acht Musikanten.

Der Koran schreibt dem Arzte „ein würdevolles, gesetztes, ernstes Wesen, eine grosse Reinlichkeit, eine elegante Kleidung, einen langsamen schwebenden Schritt“ vor, sagt aber fast nichts über Krankheiten und über das dabei zu beobachtende Verhalten. Die arabischen Aerzte lernten von den persischen, indischen und griechischen; die türkischen wieder hielten sich an die arabischen Theorien, an deren dunkle Diagnostik; ihre Prognostik war: der Wille Gottes; ihre Behandlungsart hauptsächlich: Purganzen, erschlaffende Mittel, Latwergen. Das blieb so durch Jahrhunderte, bis in das erste Drittel des XIX. Sä-

culums. Zu Anfang der dreissiger Jahre des XIX. Jahrhunderts erstattete ein schon im zweiten Kapitel meines Buches erwähnter griechischer Arzt aus Konstantinopel, Fürst Demeter Maurokordato, in einer Berliner Zeitschrift folgenden Bericht über die Sanitätspflege in der türkischen Hauptstadt: „Früher gab es Aerzte der verschiedenen Schulen: Brownianer, Contrastimulisten. Das neue System von Broussais verdrängte dann alle früheren, teils wegen seiner Neuheit, teils wegen der leichten Ausführbarkeit dieser Heilmethode. Auch ein Homöopath versuchte sein Glück; er rühmte sich, Wunder gethan zu haben, aber in Wahrheit misslangen seine meisten Kuren.“ Man unterschied damals sechs Klassen von Aerzten in Konstantinopel. Unter den tausend Heilkünstlern der Hauptstadt und ihrer Umgebung gab es, nach Maurokordato, aber nur drei, die der ersten Klasse — jener der wirklichen gebildeten Aerzte — angehörten. Alle übrigen waren mehr oder weniger Charlatans. Die Klasse der Asklepiaden umfasste solche, welche die Medizin von ihren Vätern und Grossvätern ererbt hatten. Die Apotheker besassen die Mittel, um die Krankheiten zu heilen; weshalb sollten sie dieselben nicht auch anwenden? Die Empiriker nannte man jene, welche anderen Charlatans die Griffe und Kniffe abgeguckt hatten. Seit der Anwendung des Broussais'schen Systems hielten sich die Barbiere mehr als früher noch berechtigt, die Aerzte zu spielen; die Aerzte, welche sich an die Methode Broussais' hielten, wandten ja auch nur Aderlässe, Blutegel und Schröpfmittel an; das konnten die Barbiere ebenso gut oder noch besser. Endlich gab es Doktoren, welche an einer italienischen Universität ein Doktordiplom gekauft hatten; sie waren schon gebildet, wenn sie „Purgare, Clystirisare, Emeticare, Hirudinare“ wussten. Die wahrhaft gebildeten drei Aerzte konnten gegen diese Pfuscher gar nicht aufkommen.

Wenn es auch heute noch in der Hauptstadt eigentlich nur wenig besser ist, falls man von den geringen ehrenhaften Ausnahmen ab sieht, wie muss es da in den Provinzen ausschauen! In Syrien beispielsweise ist der Zustand der ärztlichen Praxis einfach verzweifelt zu nennen. Die vom Egypter Mohamed Ali während seiner kurzen Herrschaft in Syrien dort versuchte Einführung der europäischen Heilkunde hat keine besondere Nachwirkung gehabt. Pfuscher und Quacksalber blieben immer noch

mehr angesehen, als gelehrte Aerzte. Und auch letztere, solche besonders, die im Lande selbst studiert haben, sind nicht besser als die Wunderdoktoren. Die Zahl wirklich ernster Doktoren ist gering und umfasst die wenigen, von der Regierung angestellten Europäer. Die medizinische Litteratur ist bloss dem Namen nach bekannt, und man weiss nur die längst überholten Lehrer zu nennen, wie Ibn Sina, Abul Kasim, Rhasi. Aber auch dies Geringe ist blos Tradition; Schriften sind wenige im Umlaufe, hauptsächlich: eine Materia medica und Therapeutik von Dawud al Bassir al Antaki; eine andere von Masih Ibn Jahja von Damaskus; Uebersetzungen einzelner Schriften von Aristoteles, Hippokrates, Galenus. Schon der Besitz einer einzigen dieser Schriften gibt einem das Recht, sich Doktor zu nennen.

Eine Schilderung der Sanitätszustände zu Damaskus, wie sie vor nicht langer Zeit bestanden und fast unverändert heute noch fortbestehen, fand ich in einem Briefe des christlichen Syrers Michael Messchaka an einen Europäer:

„Die hiesigen Aerzte erlernen ihre Kunst durch Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht, „halafan an salafin." Es sind ihrer ungefähr 60 Moslems, Christen und Juden, die in drei Klassen zerfallen. Die erste, bloss aus etwa vier Personen bestehend, verfährt nach den neueren Grundsätzen; ihre Mitglieder sind Zöglinge der egyptischen medizinischen Schule. Die zweite Klasse, sechs Mann zählend, hält sich an die alten Prinzipien und empfiehlt die entsprechende Heilkunde als die allein richtige. Die dritte Klasse begreift in sich die Pfuscher, welche „Al mutataffilin ala s sina a" genannt werden. Viele von diesen können nicht einmal lesen. Ihr Gewerbe blüht, ihre Fehler füllen die Erde. Die Wundarzneikunst wird von unwissenden Barbieren betrieben. Ungefähr 40 sind ihrer vorhanden; von ihnen kann der Aelteste nicht einmal lesen, geschweige denn, dass er wissenschaftliche Bildung besitzt; aber man muss gestehen, dass er durch empirische Ueberlieferung von seinen Vorgängern sich doch ganz gut auf die Praxis versteht. Die Augenärzte, etwa 20 an der Zahl, sind meistens Drusen. Vier von ihnen kurierten wenigstens nach den alten Kunstprinzipien. Die übrigen sind aber vollständige Ignoranten; wer sich von ihnen behandeln lässt, wird blind. Dann gibt

es noch einige europäische Aerzte und einige türkische, die zum Teil wirklich etwas wissen, zum Teil aber noch unwissender sind, als die Araber selbst. Einige sind Militärärzte, andere behördlich angestellte Armenärzte. Wenn ein Militärarzt zur Behandlung eines Stadtbewohners herbeigeholt wird, so verlangt er ein für die Armut der Leute unerschwingliches Honorar; und dann verschreibt er meistens noch die Medizin vom Apotheker, der sich unmässige Preise bezahlen lässt. Die Armenärzte kurieren allerdings unentgeltlich, aber nur an bestimmten Tagen und zu bestimmten Stunden und nur bei sich zu Hause. Muss ein armer Kranker das Bett hüten, so ist er gezwungen, den Arzt zu bezahlen. Wir sehen es vor Augen," — so schliesst Michael Messchaka seine Betrachtung — „dass durch ungeschickte und fehlerhafte ärztliche Behandlung mehr Menschen umkommen als durch blutige Schlachten. Deshalb sollte die Regierung auf diesen wichtigen Gegenstand aufmerksam gemacht werden, weil Sorge für die Gesundheit der Unterthanen die Hauptbedingung der Blüte eines Landes ist, insofern dadurch seine Bevölkerungszahlen vermehrt und die Eltern für die Erziehung der Kinder erhalten werden. Denn das Verwaistsein ist eine der vorzüglichsten Ursachen des Hinsterbens der Kinder. Darum bitten wir Gott um gnädige Gewährung der Mittel zur Erlangung wahren Glückes."

Trotz aller Fortschritte, welche die Regierung des gegenwärtigen Sultans Abdul Hamid II. auf dem Gebiete der gelehrten Medizin erzielt hat, sucht das Volk sowohl in der Hauptstadt als auch in den Provinzen noch immer am liebsten bei Wunderdoktoren, Wahrsagern, Derwischen, Priestern und alten Weibern seine Zuflucht. Der Barbier mit seinen Rasiermessern und seinen Blutegeln wird dem studierten Chirurgen stets vorgezogen.

Sind doch auch die christlichen Balkanstaaten, die Europa um so viel näher liegen als das osmanische Reich und die ganz europäische Einrichtungen haben, noch durchwegs Dorados der Kurpfuscherei. Die christlichen Balkanbauern bereiten sich bei kleinen Uebeln selbst ihre Hausmittelchen und erproben sie unter Hersagen altüberlieferter Zaubersprüchlein. In ernsten Fällen nehmen sie die Hülfe des Bajatsch oder der Bajaliza in Anspruch oder berufen den Wratschar oder die Wratschariza.

Bajaz ist ein Besprecher; Wratschar ein Mann, der halb Zauberer, halb Kurpfuscher ist.

Die Albanesen sind ein gesundes Volk. Unempfindlich für rauhe Witterung, gewöhnt an Strapazen, wissen sie gewöhnlich nichts von Krankheiten, bis der Tod sie bezwingt. Befällt sie eine Krankheit, so wenden sie sich an den Zauberer; studierte Aerzte werden von ihnen fast nie zu Rate gezogen. Im Jahre 1850 gab es nach einem Berichte von Robert in ganz Albanien kaum zehn griechische Aerzte, die in Pisa, Wien und Paris studiert hatten. Heute ist die Zahl der gebildeten Aerzte im Lande der Gegen und Tosken kaum viel grösser; diese Wenigen leben als Angestellte der Regierung in den grossen Städten; auf dem Lande müssten sie verhungern. — Entsetzliche Furcht vor Zauberei beherrscht die sonst nicht mutlosen Beduinen. In Allem wittern sie Hexerei, Krankheitszauber. Kranke wenden sich an weise Männer und Frauen, um sich entzaubern zu lassen. In den Tiefen nächtlicher Unkultur lebend, halten sie nun jeden nur irgendwie geistig Höherstehenden für einen weisen Mann, ein übernatürliches Wesen. In einigen Gegenden Arabiens, besonders unter den Schiiten im Südosten der Halbinsel, ist es Gebrauch, den Nachkommen Hassans, den sogenannten Ssaids, die Hände zu küssen und zu beriechen; dies geschieht nicht aus Ehrfurcht und Frömmigkeit, sondern deshalb, weil der Geruch des Ssaids vor Zauber Schutz verleiht und Segen und Gesundheit bringt. — In Marokko vertraut man sich besonders gern den Wunderkuren der Schürfa oder Schurafa, Nachkommen des Propheten und heiliger Männer, an; ihr Speichel ist heilkräftig. Unter diesen frommen Aerzten gibt es sogenannte Feuerdoktoren, die ihre Patienten nur mit glühendem Eisen behandeln. — In Tripolis ist man überzeugt, dass die einheimischen Zauberdoktoren jede Krankheit heilen können. Diese Doktoren sagen, dass sie das Geheimnis der „Blutsegnung“ besitzen: Der Patient kniet nieder, der Arzt nimmt Feuerstein und Stahl heraus, ruft: „Bismillah, im Namen Gottes!“ schlägt Funken und sagt eine Sure des Korans her. Und die Prozedur ist fertig, das Blut des Kranken gesegnet, und die Heilung kann nicht ausbleiben. Bemerkenswert ist, dass Allah nur demjenigen „die Kraft der Blutsegnung gewährt, der viele Köpfe von Ungläubigen abgeschlagen hat.“

Die Volksärzte in der Türkei stellen häufig gleich den griechischen Astrologen das Horoskop. Sie fragen den Kranken: „Wie heisst du? Wie heisst dein Vater? Wie deine Familie und dein Stamm?“ Diese Namen schreiben sie dann auf und rechnen den Ziffernwert der Buchstaben zusammen, ziehen ab, vervielfältigen, teilen und machen allerlei Hokuspokus, bis sie die günstigen Gestirne des Patienten und die ungünstigen, die den Ausbruch seiner Krankheit verursacht, herausgefunden haben. Sie bestimmen hierauf nach dem Horoskop die Art der Behandlung und die günstigste Zeit des Arzneinehmens.

Gestern noch sass Hadschi Mustafa im Bazar und verkaufte Grünzeug und Melonen. Wie ist die Welt überrascht, am heutigen Morgen statt des Gemüses und Obstes lange Reihen von Medizinflaschen in den verschiedensten Grössen zu finden, Kräutersäcke und Pulverbüchsen!

Hadschi Mustafa sitzt vorne am Eingang seiner Bude, hat vor sich ein dickes altes Buch und leiert unermüdlich Seite um Seite herunter. Kommen die Kunden und fragen: „Salem aleikum! Hadschi Mustafa, was ist geschehen?“ Dann hebt Hadschi Mustafa das ernste Antlitz und entgegnet: „Allah ist gross! und sein Prophet Mohammed erschien mir nachts im Traume und verkündete mir: Ich sei von Allah bestimmt worden, fortan die Leiden der Menschen zu lindern!“

Und alles verneigt sich vor Mustafa und murmelt: „Allah ist gross, sein Wille geschehe! . . . Inschallah!“ Solch ein Traum genügt den strengsten Forderungen des ärztlichen Befähigungsnachweises; Gross und Klein eilt zum Doktor von Gottes Gnaden.

Da die wirklichen Aerzte den Puls fühlen, so fasst auch Hadschi Mustafa Efendi seine Patienten irgendwo am Arme und schaut dabei mit affektierter Verzückung bald zum Himmel, bald zur Erde. Schliesslich sagt er dem Kranken mit ernster Stimme: „Hole ein Stückchen Scherbe!“ Dieses Wort, gleichlautend mit dem deutschen Worte Scherbe, bedeutet ein Trinkgefäss aus Thon, das porös ist und infolgedessen das Wasser frisch und kühl erhält. Scherbestücke findet man auf allen Gassen. Der Kranke holt also schnell das Verlangte und reicht es dem Hadschi. Nun muss der Patient einen Finger in das dicke Buch — gewöhnlich ist es der Koran — stecken, der Arzt schlägt

die berührte Seite auf und liest andächtig die Stelle oder den Vers ab, worauf des Patienten Finger ruht, dann taucht er seine Schreibfeder in das Tintenfass und schreibt auf den inneren Rand der Scherbe den Vers nieder; darauf greift er nach einer beliebigen Medizinflasche — die göttliche Inspiration lässt ihn die richtige erraten — und giesst auf das Geschriebene soviel hinauf, bis sich Schrift und Medizin verwischen. Und das Heilmittel ist fertig! Folgende Gebrauchsanweisung wird zum Schlusse dem Kranken zuteil! „Gehe jetzt nach Hause; dort nimm die Scherbe in die rechte Hand und schreite dreimal um die Beluah — die Senkgrube — deines Hauses von rechts nach links und sage mit zum Himmel gerichtetem Blicke den Vers, den ich früher dir vorgelesen. Dann nimm die Scherbe in die linke Hand und gehe um die Beluah von links nach rechts und sprich abermals den Vers. Und dann trinke die Medizin aus der Scherbe und du wirst gesund werden, Inschallah, so Gott will!" Inschallah, wenn Gott will! Geht es dem Patienten trotz des verordneten Heilmittels schlechter oder stirbt er gar — nun, des Hadschi Mustafa Schuld ist das nicht; Gott wollte es so, und gegen Allahs Willen kann man nichts ausrichten. —

Schwerkranke bestellen sich die Wunderdoktoren aus dem Bazar nach Hause. Wenn solch ein Arzt zu einem Kranken gerufen wird, dann reitet er niemals auf geradem Wege hin, sondern zieht kreuz und quer und steigt mehrmals absichtlich vor unrichtigen Häusern ab, um den bösen Geist irre zu führen, der sich an ihn herandrängt und die von Allah inspirierten Heilungswunder zu stören sucht. — Wie bei Tischlern und Schlossern sich das Handwerk von einem Geschlecht auf das andere vererbt, so vererbt sich in manchen Familien des Orients das Handwerk des Arztes. In den Provinzen, wo es keine Drogengeschäfte und keine Apotheken gibt, verschaffen sich diese Aerzte ihre Medikamente bei Verkäufen der Vorräte, die abgereiste oder verstorbene europäische Aerzte hinterlassen haben. Die in Massen wahllos aufgekauften Arzneien, von deren Nützlichkeit oder Schädlichkeit sie nicht die geringste Ahnung haben, verwenden sie nach einem einfachen System: eine Arznei nach der anderen wird aufgebraucht! Verwechselung innerer und äusserer Mittel und tötliche Vergiftungen sind die natürlichen Folgen der häufig Jahrzehnte lang dauernden Wirtschaft dieser Giftmischer.

Vor mehreren Jahren geschah es, dass sich in Stambul ein gewisser Mohammed Aga Kremli eines Abends als ganz gewöhnlicher Kapudschi oder Thorwächter niederlegte, aber nach einer traumreichen Nacht am anderen Morgen als ein dreifach begnadeter Weiser der Wissenschaften erwachte: als Münedschim, Sihirbas und Hekim, als Astrologe, Wahrsager und Arzt. Aga bedeutet einen, der nicht lesen und nicht schreiben kann; Mohammed Aga konnte also nicht lesen und nicht schreiben; um so wunderbarer wirkte seine thatsächlich aus den Fingern gesogene Gelehrsamkeit. Denn er heilte durch eine blosse Berührung seiner Finger mit der kranken Stelle Er nahm als Honorar niemals mehr als einen Piaster für die Ordination, begnügte sich aber auch mit Naturalien. Trotzdem wurde er schnell ein reicher Mann, denn von Morgens früh bis zum Untergang der Sonne drängte sich ganz Stambul vor dem Eingang seiner Bretterbude.

Aehnliches hat schon der bekannte gelehrte Orientalist Dr. J. G. Wetzstein im XI. Bande der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, bei Beschreibung des Marktes von Damaskus, über die syrischen Kurpfuscher berichtet: Auf diesem Markte sieht man die Bude des Herrn Sanitätsrates, schlechthin Hekim genannt. Aber ein türkischer Soldat, der — fest eingewickelt in seinen Kukulija-Mantel, das Haupt bedeckt mit der Kabut oder Kapuze — mit Zähneklappern herantritt und erklärt, dass er die Dôra, Anfälle von kaltem Fieber, heute bereits zum sechsten Male habe und Chinaholz wünsche, nennt, als ein schon mit der Zivilisation durch die Armee in Berührung gekommener Mensch, den Doktor doch höflich „Hekim Baschi Efendi, Herr Oberarzt.“ Dieser erwidert dem Soldaten, dass er ihm Chinin geben wolle, was besser sei als das Holz, denn es komme aus Marsilia, Marseille Die fränkische Herkunft des Medikaments aber macht den Soldaten misstrauisch

„Was?“ sagt er, „sind denn die Franken gute Aerzte? Ich habe mein Fieber verheimlicht, um nicht in ihre Hände zu fallen. Denn in unserem Hastehane, dem Militärspital, sind fast lauter fränkische Aerzte.“ „Mein Sohn,“ entgegnet der Herr Sanitätsrat, „haben sie uns denn nicht alle guten Bücher weggetragen und daraus die Geheimnisse unserer Väter gelernt? Sie haben daher gute Aerzte, aber diese kommen nicht hier-

her . . ." Hinter dem Hekim Baschi Efendi sieht man seine Apotheke, zwei kleine Reihen Büchsen und Fläschchen mit Pillen und Mixturen, die er selbst fabriziert. Er verdient kaum eine Medschidje täglich. Aber er wäre damit doch zufrieden, wenn er nicht immer sehen müsste, dass die beiden Charlatans, deren Buden gegenüber der seinen sich befinden, mehr verdienen. Der eine ist ein Kahhal, ein Augenarzt. Für alle Leiden der Augen hat er nur eine Salbe und nur ein Instrument, den Mil, ein stumpfes rostiges Messer. Manchmal, wenn er einen schweren Patienten so gleichmütig behandelt, ruft ihm der Hekim Baschi Efendi in gerechter Entrüstung zu: „Ah Kahhiluh bir-rumh, jâ ahî, wallâhi ahsan min milak! Ach, mein Bruder Augenarzt, salbe ihn gleich mit der Lanze, sie ist besser als dein Mil." Einen mit der Lanze salben, das ist ein arabischer Euphemismus für: blenden. Aber der Kahhal lässt sich nicht rühren; oder er antwortet schlau: „Wir Alle sind in der Hand des allgewaltigen Gottes." Ein Zweifel daran, eine neue blosse Entgegnung wäre Gotteslästerung. Der Hekim Baschi ist geschlagen und schweigt . . .

Der andere unangenehme Nachbar ist der Barbier, El Hallâk. Seine Bude ist laternenartig durchsichtig, damit schon von der Strasse aus sich Jedermann überzeuge, mit welcher Geschicklichkeit er den vollsten Schopf in eine totale Glatze verwandelt oder einem zwischen seine Kniee geklemmten Kinnbacken den bösen Zahn ausbricht. An der Wand sieht man bei ihm ein altes messingenes Asterlab, soll heissen: Astrolabium, welches andeutet, dass der Mann auch die Kunst, in den Sternen zu lesen, verstehe. Sein gesamter chirurgischer Apparat liegt offen da. Vor der Thür der Bude ist ein stattlicher weisser Bagdader Esel angebunden, wie ihn nur äusserst vornehme Leute reiten, mit rotsammtnem ägyptischem Sattel und vergoldetem Stirnband; das soll die Kunden aneifern, schnell einzutreten, da der gesuchte berühmte Hallâk im Begriffe stehe, zu einer vornehmen Kundschaft zu eilen, um Schröpfköpfe oder Blutegel zu setzen oder zur Ader zu lassen, oder auch um Hieb- und Stichwunden zu verbinden. Dieser Barbier hat nicht einmal das Idschaset el Dscherrach, das Fähigkeitszeugnis des Wundarztes, kann nicht einmal schreiben oder lesen, also auch die kufischen Charaktere seines alten andalusischen Toledo-Asterlabs garnicht verstehen.

„Ich aber," denkt sich der betrachtende Herr Sanitätsrat, „ich bin ein wahrer Doktor, der in Massr" — wie man in Damaskus für Missr, Aegypten, sagt — „an der grossen Medresset el Azharîje die innere und äussere Medizin studierte und mein Diplom besitze und fortwährend noch im Galinus und Bukrat lese, deren Werke in vier grossen Folianten neben mir liegen. Allah jirham Ibrahim Pascha! Ah dolet el mesaruwe!" seufzt der Doktor „Gott erbarme sich Ibrahim Pascha's, ach, dass die ägyptische Herrschaft unterging! Sie war streng, wir hatten viel zu zahlen. Aber es gab Gerechtigkeit, der Barbier musste beim Barte bleiben!"

Eine besondere Abart bilden die Priester aller Religionen als Heilkünstler. Man befragt sie besonders für Geisteskrankheiten, Krämpfe, Epilepsie, Wechselfieber, Lähmungen, Unfruchtbarkeit, Kopfschmerzen, Augenleiden, Zahnschmerzen, Schlaflosigkeit. In solchen Krankheiten schreiben Moslems, Juden und Christen den Priestern, den Dienern Gottes, am ehesten die göttliche Macht zu, das Uebel zu heilen, weil man die Ursachen dieser Krankheiten in dem Einflusse böser Geister vermutet. Bei den Hebräern war ebenfalls Jehova der oberste Arzt, die Priester vermittelten seine Hülfe. Die türkischen Hodschas, Hadschis und Imams sitzen in ganz Stambul auf den Gassen und erteilen da öffentliche Ordinationen; es ist eigentümlich anzuschauen, wie eine verschleierte Mohammedanerin sich vor einem solchen Strassendoktor niedersetzt und sich an allen Körperteilen betasten lässt, während sie sonst beim blossen Begegnen mit einem Manne scheu ausweicht. Eine andere Merkwürdigkeit ist es, dass die Türken oft zu den christlichen Priestern, die Christen oft zu den Türken gehen, um Rat zu erbitten. Bei Zahnweh, Kopfweh und kleinen Nervenleiden lassen sich die Moslems von den Priestern Zettelchen mit Koransprüchen geben, die sie dann bei sich tragen oder in eine Mauerritze ihres Wohnhauses stecken. Auch stehen fast überall wunderthätige Bäume, an die der Kranke einen vom Priester gesegneten Lappen hängt, in grossem Ansehen. Bei heftigeren Leiden geht man in die Moschee, lässt sich hier aus dem Koran vorlesen und vom Priester anschreien, anhauchen und massieren. Der Christ lässt sich in ein Kloster tragen und durch heilige Mittel dort die Krankheit, die Folge einer Hexerei, austreiben. Die palästinensischen Juden rufen,

sobald sie erkranken, den Beschwörer oder die Beschwörerin. Von den Sephardim sind viele der Zauberheilung kundig. Sie bestreichen den Erkrankten mit einem Kamme oder Messer, während sie die Namen der Patriarchen Abraham, Isaak, Jakob oder auch den Namen Moses geheimnisvoll aussprechen. Ich erinnere mich ferner besonders lebhaft jener merkwürdigen Konsultation, die ich einst auf einer kleinasiatischen Reise gesehen: in dem berühmten Tempel des Aeskulap bei Pergamon in Kleinasien hat sich ein Derwisch niedergelassen, der Geschwüre mit Amuleten heilt — sic tempora mutantur!

Die ältesten Volksärzte der Serben waren die Frauen. Dies rührte, wie Dr. Wladan Gjorgjewitsch, der berühmteste Arzt Serbiens und ehemalige Ministerpräsident, sagt, wahrscheinlich noch aus der vorchristlichen Zeit her, in welcher die Frauen die Priesterinnen und Prophetinnen der heidnischen Götter waren, weil jede Krankheit als eine Strafe Gottes aufgefasst wurde, und deswegen jede Hilfe einzig und allein bei den Priestern und Priesterinnen gesucht werden konnte. Diese Auffassung der Krankheiten hatte wieder zur Folge, dass die Priester am ehesten Kranke zu sehen bekamen, dass sie die mannigfachsten Beobachtungen über verschiedene Krankheiten zu machen Gelegenheit hatten; und durch die Ueberlieferung dieser Erfahrungen vieler Priestergenerationen entstand die empirische Heilkunst, welche sich alsbald von der Religion als selbständiges Metier abzweigte, sobald das Beobachtungsmaterial zu gross wurde, um von einem Menschen zugleich mit der Religion beherrscht werden zu können. Mit der Verbreitung des Christentums bekamen die Priester und Priesterinnen der alten Religion immer mehr Musse, sich ausschliesslich der Volksmedizin zu widmen.

Der Kampf zwischen dem Christentume und der alten Volksreligion bei den Serben war — wie Gjorgjewitsch fortfährt — besonders langwierig und heftig. Die heidnischen Priesterinnen und Prophetinnen wurden von ihren glücklicheren christlichen Kollegen so unbarmherzig verfolgt, dass sie bald gezwungen waren, in die damals noch jungfräulichen Urwälder zu flüchten; dort fristeten sie verborgen ihr Leben, sammelten die heilenden Kräuter und behandelten die Kranken, von denen sie aufgesucht wurden. Die dankbare Volkspoesie hat um diese Ver-

folgten einen reizenden mythologischen Schleier gewoben, sie hat aus diesen Frauen eine besondere Abart ihrer Feen — der Vila's — geschaffen, die sogenannten „Vile vidarice," die wundheilenden Feen . . Von ihrem irdischen Ursprung zeugen bloss ihre Liebesverhältnisse mit manchem Helden der Volkspoesie und ihre Kinder; sonst aber werden sie als überirdische Wesen besungen, welche auf mächtigen Schwingen durch die Lüfte fahren, um überall, wo sie zur Hilfe angerufen werden, sogleich zu erscheinen; als Wesen, welche ewig jung und ewig schön bleiben. Mit dem Aussterben dieser zu Feen idealisierten Priesterinnen der alten Volksreligion ging auch die Heilkunst allmählich in profane Hände über.

In Albanien wird noch heute fast die gesamte Volksmedizin von Weibern ausgeübt. Diese beschränken sich auf Besprechungen und auf magisches Heilverfahren. Ihre Künste sind in der Familie erblich. — Stark verbreitet ist das Wirken weiblicher Aerzte in Konstantinopel. Diese Frauen haben geschriebene Heilungsbücher und üben trotz aller Verbote eine lebhafte Praxis gegen Bezahlung. — Die Kabli oder Hebamme ist in Bagdad bei einer Geburt die Hauptperson. Ihr wird geschmeichelt, gehuldigt. Während sich die Wenigsten um die Wöchnerin selbst kümmern, erweist man der Hebamme die zartesten Aufmerksamkeiten. Als Honorar erhält die Hebamme in Bagdad selbst bei wenig wohlhabenden Familien meistens fünf, oft aber auch zehn Pfund. Monatelang, ja jahrelang kommt sie dann von Zeit zu Zeit ins Haus und beansprucht ihren Tribut beim Zahnen, bei den ersten Geh- und Sprechversuchen des Kindes. Diese Sitte besteht übrigens mehr oder weniger auch in den übrigen Ländern des türkischen Reiches. Bei Krankheiten des Kindes wird vor allem seine Hebamme befragt. Im Harem behandelt die Kabli alles. Ihr ist nichts zu schwer und nichts unergründlich; an die schwierigsten Fälle wagt sie sich heran. Stark unterstützt wird dieser Missstand dadurch, dass das weibliche Geschlecht im Orient sich nur schwer entschliessen kann, sich an einen männlichen oder gar an einen fränkischen Arzt zu wenden.

In Konstantinopel war eine Armenierin, Maria Dudu, vor einem halben Jahrhundert zu ungeheurem Ansehen als Aerztin gelangt. Sie spielte auch in den Sserais der Sultane jener Zeit

eine grosse Rolle. Ihre Spezialität war die Behandlung eines Leidens, das man Gelentschik nennt und welches angeblich die damaligen gelehrten Aerzte weder erkannten, noch zu behandeln verstanden. Professor Rigler erklärte das Gelentschik als das Oedem, entstanden durch allmählich eingetretene mechanische Hindernisse des Kreislaufs im Herzen und in den grossen Gefässen; durch gehinderte Ausscheidung der wässerigen Bestandteile des Blutes, wie bei chronischen Nierenkrankheiten; durch die Unmöglichkeit, die verbrauchten festen Elemente des Blutes zu ersetzen, wie nach Krankheiten der Leber, Milz oder Lunge; oder durch chronischen Wasserkopf. Der Glaube an die Heilkunst der Armenierin war so gross, dass beim Erscheinen eines Oedems die Aerzte sofort entlassen wurden, um der Armenierin Platz zu machen, oder dass man die Armenierin heimlich neben den Aerzten zu Rate zog. Der bedeutende Ruf der Maria Dudu stammte schon aus der Zeit des Sultans Machmud. Damals war der Prinz Abdul Medschid, späterer Sultan, nach Scharlach oder Masern an Anasarca erkrankt; die Aerzte erklärten den Zustand des Patienten als bedenklich, aber Maria Dudu stellte den Prinzen leicht her. Sie wurde zum Lohne dafür dem ärztlichen Personal des Palastes eingereiht und seither bei allen Krankheitsfällen im kaiserlichen Sserai zu Rate gezogen. Sie bildete in ihrer Familie weibliche Aeskulape heran, welche sich an den verschiedenen Punkten der Hauptstadt ansiedelten und als Gelentschiktschi unglaublichen Zulauf erhielten; noch heute sollen Enkelinnen dieser merkwürdigen Frau existieren und praktizieren. Die Arzneien, welche sie gaben, bestanden nach Riglers Untersuchung aus: Orangenwasser, Regenwürmern, Bezoarstein, Ambra grisea, Nitrum, Graecum album, Coccinella; sie wurden „rotes Wasser“ genannt. Die Frauen dehnten ihr Wirken auf die gesamte Medizin aus, so dass bei jedem hartnäckigen, gefahrdrohenden Leiden schliesslich als zur letzten Hoffnung zur Hülfe eines Mitgliedes der Familie Maria Dudu gegriffen wurde.

Die Persönlichkeit der Maria Dudu ist so interessant, dass ich gern alles mitteilen möchte, was von ihr bekannt geworden ist. In den Berichten des Kronstädter Arztes Dr. Honigberger, der auf seiner Reise nach Indien um jene Zeit, da Maria Dudu

wirkte, in Konstantinopel weilte, finde ich Einiges zur Ergänzung dessen, was Professor Rigler erzählt hat.

„Zu eben derselben Zeit, als ich in Konstantinopel mich aufhielt" — so schreibt Honigberger — „war der Kronprinz Abdul Medschid, der Sohn Sultan Machmuds, gefährlich erkrankt. Man sagte mir, dass der Sultan die Aerzte, die seinen Sohn ganz verkehrt behandelt hatten — Engländer, Franzosen, Griechen und Türken — fortgeschickt hätte und dass mein Glück für immer gemacht wäre, wenn ich ihn wiederherstellen könnte. Ich erwiderte, dass ich die ärztliche Regel. Noli accedere, nisi vocatus, wohl kenne und stets beobachtet hätte, weshalb ich mich erst müsse bitten lassen, und wenn es von Seiten des Sultans selbst wäre, den Prinzen in Behandlung zu übernehmen. Inzwischen war der Sultan so glücklich gewesen, für seinen Sohn einen Arzt zu finden, wie er sich ihn nur immer wünschen konnte; denn schon in einigen Tagen war der Prinz wieder im vollkommenen Besitze seiner früheren Gesundheit. Nun liess der Sultan die Aerzte, welche den Prinzen von Anfang an behandelt hatten, wieder in das Sserai bescheiden, und stellte ihnen den Wiedergenesenen mit der Frage vor, ob sie ihn auch wirklich als solchen anerkenneten. Die Aerzte konnten nicht umhin, ihre Verwunderung über die unerwartet schnelle Heilung auszudrücken und damit den Wunsch zu verbinden, den Arzt zu sehen, der so Unglaubliches in so kurzer Zeit geleistet hatte. Da öffnete der Sultan die Thüre eines Seitengemaches, aus welchem — eine türkisch gekleidete Armenierin hervortrat, welche der Sultan lächelnd den verblüfften Aerzten als den Wunderdoktor vorstellte, welchem sein Sohn die Rettung verdanke. Hiermit nicht zufrieden, liess der Beherrscher der Moslim, um die Frau zu ehren, in allen Christenkirchen Konstantinopels öffentlich bekannt machen, dass die Mariam khatun — die Dame Maria — den Kronprinzen vollkommen geheilt habe, und dass sie die einzige sei, welche die Krankheit, Gelinjik genannt, zu heilen verstehe. Gelinjik ist nämlich ein türkisches Wort, abgeleitet von „Gelin — Braut" und heisst soviel als bräutliche Krankheit; im griechischen nennt man sie Nymphizze — von „Nymphe, die Braut" . . . Es ist eine Art Kachexie oder Hydrops alba. Sie war beim Kronprinzen infolge der Masern entstanden und liess einen üblen Ausgang befürchten, indem der jüngere Bruder des Kronprinzen kurz vor-

her ebenfalls an den schlecht behandelten Masern, wobei man ihm zur Ader gelassen hatte, gestorben war. Was die Kur selbst anbetrifft, welche die Armenierin anwandte, so hat man sich darüber folgendes erzählt, was ich so wiedergebe, wie ich es an Ort und Stelle gehört habe. Sie soll den Kronprinzen in einen geheizten Tandur — Backofen — gesteckt und zum heftigsten Schweisse gebracht haben; darauf habe sie ihn mit dem Dunste von gebratenem Wieselfleisch — welches gleichfalls Nymphizze heisst — eingeräuchert und am ganzen Körper mit Oel eingerieben. Nebst dieser äusseren Behandlung hat sie ihm — sagt man — auch innere Mittel eingegeben, wovon folgende drei Spezies die Hauptingredienzien gewesen sein sollen, nämlich: Ambra grisea, Coccinella und Lumbrici terrestres, daneben wurde eine strenge Diät gehalten, kein Fleisch, nicht einmal eine Brühe, sondern nur leicht verdauliche Fischspeisen — vom Fische gelinjik balugi, der den Namen der Krankheit hat — durften vom Kronprinzen genossen werden. Da diese Krankheit in der türkischen Hauptstadt häufig vorkommt und das Wieselfleisch ein gesuchter Artikel ist, so verkaufen es die dortigen Drogisten in getrocknetem Zustande. Ueberdies giebt es in Konstantinopel mehrere Christenweiber, sowohl Griechinnen als Armenierinnen, die sich mit dem Kurieren dieser Krankheit abgeben, deren Hauptmittel grösstenteils das Album graecum sein soll. Als charakteristische Zeichen der in Rede stehenden Krankheit giebt man folgende an· Meistenteils entsteht sie nur allmählich, entweder auf schlecht behandelte hitzige Ausschläge, vorzüglich auf Masern, oder nach einem plötzlichen Schrecken, nach starken Ermüdungen. Man erkennt sie an dem sichtbaren Pulsieren hinter den Ohren und an anderen Teilen. Am Handgelenke ist der Puls höher als gewöhnlich zu fühlen. Die Augen und Füsse sind ödematisch angelaufen. Die Lippen sind weiss und blass. Im Gehen zeigt sich Kurzathmigkeit und Schwächegefühl in den Knieen. Endlich gesellt sich ein schleichendes Fieber hinzu, das gewöhnlich die Abzehrung und den Tod herbeiführt.“ —

Im Harem Abdul Hamids II. spielen natürlich ebenfalls viele weibliche Aerzte grosse Rollen. Denn in diesem von der Welt abgeschlossenen Raume bleiben Aberglaube und traditionelle Sitten fast unveränderlich. Vor allen Dingen sind es die Hebammen,

die bedeutenden Einfluss gewinnen. Paul de Regla hat dem Wirken der „blutigen Hebammen“, die sich nicht mit der Geburtshülfe allein, sondern auch mit der Engelmacherei befassen, ein ganzes Buch — „Les Mystères de Constantinople“ — gewidmet. Lange Jahre wirkte die Französin Madame Branzeau als Hebamme im Jildis Kjöschk; diese Dame wurde einmal in Jalowa von Räubern entführt, aber von des Sultans Privatmitteln ausgelöst, ihre Abenteuer habe ich in meinem Buche „Der kranke Mann“ erzählt. Aber auch ein weiblicher wirklicher Doctor medicinae ist gegenwärtig bei dem Sultan und den kaiserlichen Haremsdamen persona gratissima: die Deutsch-Russin Fräulein Marie Siebold. Der Ruf dieser Dame ist so gross, dass auch die Königin Draga von Serbien sie nach Belgrad bringen liess.

Das Honorar, das die Wunderärzte erhalten, ist geringfügig. Ich war einmal Zeuge, wie ein berühmter Heilkünstler als Honorar von einem Patienten eine Melone, ein Stückchen Käse und zehn Para in barem Gelde erhielt. Ein Zehn-Parastück ist die kleinste Blechmünze des Landes.

Ueber die ärztlichen Honorare galten zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, nach Maurokordato, folgende Regeln: Die Einheimischen wandten sich am liebsten an Aerzte, die gleich die Arzneien lieferten, denn sie fanden es drückend, die Visite bezahlen zu müssen und dafür nur ein Stückchen Papier zu erhalten, für das sie beim Apotheker wieder zahlen mussten. Früher bezahlte man für jede Visite einen oder zwei Dukaten, später nur einen bis zwei Thaler Die angesehenen Aerzte liessen sich immer von Bedienten begleiten, die von den Kranken extra bezahlt werden mussten. Häufig wurde — was übrigens auch jetzt der Fall ist — ein Basarlik, ein Handel, zwischen dem Kranken und dem Arzte abgeschlossen. Es wird um die ganze Behandlung gehandelt. Ist man einig, so erlegt der Patient die Hälfte sofort, der Rest ist nach der Herstellung des Kranken fällig. Der Kranke glaubt dann, der Arzt habe dadurch ein Interesse, die Heilung zu beschleunigen. Ist der Patient geheilt, so verheimlicht er dies oft, um die Bezahlung des Restes hinauszuziehen. Andererseits veranlasst der Arzt den Patienten, wenn er diesen verloren sieht, aufs Land zu reisen, damit man ihm nicht unmittelbare Schuld beimessen könne.

Ein fränkischer Arzt erzählte folgende Geschichte: „Ein Araber, der im Gewürz-Bazar eine Bude hatte, erkrankte. Anstatt mich rufen zu lassen, wartete er, bis ich bei ihm vorüberkam. Er rief mich an, erzählte mir sein Leiden und sagte· Schliessen wir einen Handel ab! Ich erkannte ein intensives biliöses Fieber. Nach langem Reden wurden wir endlich einig; ich sollte ihn für hundert Piaster heilen und ihm dafür auch die Medikamente liefern. Er zahlte 50 Piaster sofort. Ich schickte ihm 5 Tage lang täglich eine grosse Flasche Arznei; am fünften Tage war er fast geheilt. Er wollte aber den Rest des Honorars nicht bezahlen und sagte deshalb, er sei noch lange nicht gesund. Ich sandte ihm infolgedessen noch 5 Tage dieselbe Medizin, doch war sie durch Zuthat eines anderen Syrups anders gefärbt. Am zehnten Tage wollte er noch immer nicht zahlen. Ich gab ihm ein starkes Abführmittel. Am anderen Morgen bei Sonnenaufgang liess er mich schleunigst holen. Er klagte bitterlich, dass es ihm wieder äussert schlecht ergehe. Was willst du? fragte ich, Allah ist gerecht, seine Arzeneien haben eine verkehrte Wirkung, wenn der Kranke den Arzt betrügen will. — Amin, Amin! stöhnte er, befreie mich von dieser Folter, ich zahle alles, was du verlangst! — Und er blechte die restlichen 50 Piaster, und am anderen Tage schon stand er wieder in seiner Bude. Wir wurden die besten Freunde.“ — Gegenwärtig zahlt man in der Residenz und in den grossen Städten einem diplomierten Arzte 20 Piaster für die Visite; renommierte Spezialisten erhalten $^1/_2$ bis 2 Pfund.

Der Kuriosität wegen will ich hier Einiges über die Honorare einschalten, welche die Aerzte einst von den arabischen Kalifen bekamen. Ishak ben Imram, berühmt als Sem Saa und auch unter dem Namen Ibn Dscholdschol aus Bagdad, erhielt — als er von Sijadetallah ben Aghleb berufen wurde — drei Dinge zugestanden. der Sultan sandte ihm die eigene Sänfte; gab ihm ein eigenhändiges Versicherungsschreiben, wonach er nach Hause zurückkehren konnte, wann er wollte; und sagte ihm endlich 1000 Dukaten monatlich zu. Ishak ben Imram verdiente jährlich 800000 Dirhem, das sind ebensoviele Silberstücke im Werte von je 60 Pfennigen, ausser zahlreichen Nebeneinkünften. In 13 Jahren häufte er ein Vermögen von 8800000 Goldstücken und 600000 Dirhem an. Am Hofe Harun al Raschids hatte

der Arzt Gabriel grosses Ansehen. Im Jahre 210=825 erkrankte der Kalif Mamun; kein Arzt konnte ihm helfen. Da rief man Gabriel, und der heilte den Herrscher in drei Tagen. Mamun belohnte den Arzt mit einer Million Dirhem. Ein anderer Leibarzt Harun al Raschids, Ibn Bachtjeschuu, hatte monatlich 10000 Dirhem Gehalt, 5000 Dirhem für Verpflegung, ausserdem jährlich 50000 Dirhem für Kleider und andere Zulagen, insgesamt jährlich fix 280000 Dirhem. Einer seiner Nachkommen, Bachtjeschuu III., der um 250=864 lebte, genoss am Hofe des Kalifen Motawwekil das grösste Ansehen. Er gab sogar dem Kalifen glänzende Feste. Motawwekil schenkte ihm einmal 300000 Dirhem und Kleider im Werte von 30000, weil es ihm gelungen war, „Senf durch Beimischung von Kürbissen unschädlich zu machen.“ Bachtjeschuu revanchierte sich, indem er dem Kalifen am Neujahrstage einen mit Juwelen besetzten Löffel verehrte, den er von seinem Vater ererbt hatte und der 90000 Dirhem wert war.

Der Augenarzt Mohesibb Eddin Abderrachman ben Ali, berühmt unter dem Namen Dochwar, Stifter einer medizinischen Schule zu Damaskus, die nach ihm den Namen Dochwarije erhielt, heilte den Melikol aadil von einer gefährlichen Krankheit und bekam dafür von den Verwandten des Sultans 7000 Dukaten. Das war im Jahre 616=1219. —

Aehnlich wie in der Türkei ist es nicht blos in Persien, Afghanistan oder Indien, sondern selbst in China oder Korea um die Medizin bestellt. Das russische Finanzministerium hat im Jahre 1900 in russischer Sprache eine Beschreibung Koreas herausgegeben, in welcher ein Abschnitt die Medizin behandelt. Man liest da häufig genau dasselbe, was ich über die orientalische Kurpfuscherei mitgeteilt habe. Dieses Vergleiches halber ziehe ich die interessantesten Stellen nach einer Uebersetzung der „St. Petersburger Zeitung“ hier heran:

Die ersten Kenntnisse in der Medizin erhielten die Koreaner von ihren Nachbarn, den Chinesen; mit der Zeit jedoch erzielten sie auf diesem Gebiete so grosse Erfolge, dass sie ihre Lehrer weit hinter sich zurückliessen, und zwar teils dank einigen hervorragenden Persönlichkeiten, die sich mit der Medizin aus Liebe zur Wissenschaft oder bloss zum Zeitvertreib beschäftigten; teils dank einigen professionellen Aerzten, die

sich durch ihren Eifer, ihre ernste Stellung zur Sache und eine langjährige Praxis recht umfassende medizinische Kenntnisse erwarben.

Gelehrte koreanische Aerzte giebt es nur in der Hauptstadt, wo sie alle bis vor Kurzem zum Hofstaate des Königs gehörten. Zur Ausbildung derselben existierte in Söul eine vor nicht langer Zeit geschlossene Schule, in welcher die Studenten sich einige Jahre hindurch unter der Leitung erfahrener Aerzte dem Studium der Medizin hingaben. Dabei ist noch zu bemerken, dass der ärztliche Beruf sich meistenteils von den Vätern auf die Söhne vererbte, und die letzteren somit von ihren eigenen Vätern in der Heilkunde unterwiesen wurden. Daneben mussten sich die jungen Leute eine gründliche Kenntniss der einschlägigen Fachliteratur aneignen. An erster Stelle steht in derselben ein berühmtes, aus dem XVIII. Jahrhundert stammendes Werk eines Chinesen, das 19 Bände umfasst und die Grundlage der medizinischen Wissenschaft bei den Koreanern bildet; neben einer ganzen Reihe anderer chinesischer Werke giebt es sodann manche, welche Koreaner zu Verfassern haben; so erfreut sich einer grossen Verbreitung unter den Aerzten das im Jahre 1866 erschienene Buch eines Koreaners über die Therapie.

In der Provinz begegnet man nur äusserst selten gelehrten Aerzten; die meisten sind Charlatans ohne wirkliche Kenntnisse. Sie verschreiben für alle möglichen Krankheiten meistenteils eine und dieselbe Arznei und nehmen sich häufig nicht einmal die Mühe, ihre Patienten, die sich hauptsächlich aus den niederen Ständen rekrutieren, einer Untersuchung zu unterziehen. Ein jeder Arzt in der Provinz ist zugleich Apotheker, und über seinem Hause hängt ein Schild mit der entsprechenden Aufschrift in chinesischer Sprache.

Nach der Beschreibung eines russischen Arztes erhielt man in einer solchen Apotheke in einer Provinzialstadt ausschliesslich Kräuter und Wurzeln, welche von dem Arzte oder seinem Gehilfen zerkleinert und den Patienten eingehändigt werden, und Letztere bereiten sich dann selbst nach der Vorschrift des Arztes den nötigen Trank. Die Instrumente in dieser Apotheke waren die denkbar einfachsten; ein grosses eisernes Hackmesser mit eiserner Unterlage in der Art unserer Zuckerhackmaschinen

und eine gewöhnliche Wage mit einem eingestellten Kolben und einer kupfernen Schale am Ende desselben waren die einzigen Utensilien des dortigen Apothekers.

Was nun die Bezahlung der koreanischen Aerzte anbetrifft, so erhalten sie ihr Honorar nur im Falle der Genesung oder des Todes ihrer Patienten; während der Behandlung darf der Doktor kein Honorar beanspruchen, selbst wenn die Krankheit einige Jahre dauert. Zur besseren Berechnung des Honorars einschliesslich des Geldes für die Arzneien wird einem jeden Kranken ein besonderer Zettel ausgestellt, auf welchem der Name des Kranken, der Tag seiner Erkrankung und die Benennungen aller ihm verabfolgten Medikamente vermerkt werden.

In der Hauptstadt Koreas giebt es auch eine nicht geringe Anzahl weiblicher Aerzte; dieselben sind in Korea um so notwendiger, als ein männlicher Arzt im Falle der Erkrankung einer vornehmen Frau niemals zur Untersuchung der Patientin zugelassen wird. Er darf höchstens an die Zimmerthür der Kranken herantreten und durch den kaum zurückgeschobenen Vorhang den Puls der Kranken fühlen.

Unter den koreanischen Aerzten giebt es nur wenige Spezialisten und diese nur für Kinderkrankheiten und für eine besondere Operation, die Akupunktur; im Uebrigen behandeln sie alle Kranken, die zu ihnen kommen. Die Hauptsache ist bei ihnen das Fühlen des Pulses; hat der Arzt denselben bestimmt — er zählt die Zahl seiner Schläge während dreier Atemzüge des Kranken — und den Patienten noch über sein allgemeines Befinden befragt, so verschreibt er ihm auf Grund dieser Untersuchung das entsprechende Medikament. Dabei verordnet er meistenteils eine Arznei zum inneren Gebrauch, da der Koreaner im allgemeinen kein Zutrauen zu äusseren Mitteln hat, und in den Apotheken darum nur wenige Pflaster und Salben zubereitet werden.

Alle medizinischen Mittel teilt der Koreaner in totbringende und belebende. So gehört Ohrenschmalz zu den giftigen, Speichel dagegen zu den belebenden Stoffen, weswegen man den letzteren auch nicht unnütz ausspeien soll. Sodann geben die Koreaner solchen Arzeneien den Vorzug, welche aus verschiedenen heimischen Kräutern zubereitet werden; und nur wenn der Vorrat nicht reicht, greift man zu den aus Peking impor-

tierten. Da in früherer Zeit die Vergiftung eine nicht seltene Erscheinung war, hatte die Regierung strenge Regeln ausgearbeitet, welche auch jetzt noch bei dem Verkaufe der starkwirkenden Arzneien beobachtet werden müssen; so kann eine giftige Medizin nur in dem Falle verabfolgt werden, wenn der Käufer einen Zeugen stellt, der bekräftigt, dass der Käufer die Arznei thatsächlich nötig hat.

Zugleich wird die Bereitung von Giften durch Privatleute, die keine Erlaubnis dazu haben, auf das Strengste verfolgt. Die häufigste Art der Arzneien sind die Mixturen, die gewöhnlich auf die Weise zubereitet werden, dass man 20 bis 30 verschiedene Kräutersorten zusammen abkocht und noch einige andere Zuthaten hinzufügt. Obenan stehen in der koreanischen Medizin die stärkenden Mittel; zu ihnen gehören vor allen anderen ein Trank aus der Ginsengwurzel und ein aus dem Geweihe eines jungen Hirsches bereitetes Pulver.

Die Ginsengwurzel — Panax ginseng — heilt nach den Erzählungen der Koreaner jegliche Krankheit, restauriert die Kräfte des Menschen und ist das beste stärkende Mittel in der Welt; überhaupt wird diese Pflanze, die in der Mandschurei heimisch ist, von den Völkern des fernsten Ostens hoch geschätzt. Man behauptet dort sogar, dass sie die Kraft hat, das hinschwindende Leben eines Sterbenden für einige Tage aufzuhalten. Dabei haben nach der Versicherung der Koreaner die einzelnen Teile dieser Wurzel verschiedene Heilkraft und werden darum bei verschiedenen Krankheiten gebraucht. So soll der obere Teil der Wurzel Augenkrankheiten heilen, das zweite Glied allgemeine Schwäche und endlich das dritte und vierte Glied — die sogenannten Arme und Beine der Wurzel — Magenkrankheiten, Erkältung und Frauenleiden. Zur Herstellung der Arznei nimmt man eine Wurzel, zerkleinert sie und lässt sie mindestens einen Monat lang in Branntwein liegen; die auf diese Weise erhaltene Essenz wird den Kranken in kleinen Quantitäten eingegeben, nachdem vorher noch einige andere Mittel hinzugethan worden sind. Auch Europäer haben eine solche Arznei zu gebrauchen versucht, aber sich dadurch nur ernste Entzündungen zugezogen.

Ein noch wirksameres Mittel ist, wie die Koreaner versichern, das Geweih eines jungen Hirsches, welches die Kräfte

des Menschen auf eine längere Zeit wiederherstellt als die Ginsengwurzel. Zugleich behaupten die Koreaner, dass die Heilkraft des Geweihs nicht überall dieselbe, sondern von dem Orte abhängig ist, von wo der Hirsch stammt. Endlich muss der Hirsch unbedingt getötet werden, noch ehe das Geweih sich endgiltig erhärtet, weil es sonst seine Heilkraft verliert. Wenn der Hirsch erschlagen ist, wird ihm sofort der Kopf abgehauen, welchen man dann umkehrt und in solcher Lage etwa 12 Stunden stehen lässt, damit alles Blut ins Geweih übergeht. Hierauf wird das Geweih mit allen möglichen Vorsichtsmassregeln langsam auf einem kleinen Feuer getrocknet. Um nun aus ihm eine Arznei zu bereiten, schabt man ein wenig von ihm ab und vermischt das auf diese Weise erhaltene Pulver mit dem Safte verschiedener Pflanzen. Auch dieses Heilmittel wird den Kranken nur in sehr geringen Dosen verabfolgt, die jedoch eine wunderbare Heilkraft besitzen sollen: so hat der französische Missionär Daveluy dieses Mittel Jahre lang gebraucht und an sich seine wohlthuende Wirkung erfahren.

Neben diesen beiden Heilmitteln giebt es in der koreanischen Medizin noch eine ganze Reihe anderer, die teils aus Pflanzen, teils aus Organen von Tieren zubereitet werden. So spielt das warme Blut des Hirsches, das innerlich eingenommen wird und einen geschwächten Organismus wiederherstellt, eine grosse Rolle; desgleichen auch die Leber und Galle des Hirsches und die Leber des Bären. Es existiert ferner ein Aberglaube, dass die Leber eines Knaben einige Krankheiten heilen kann, und der Mord eines Knaben zum Zwecke der Erhaltung dieses Medikaments ist sogar im koreanischen Gesetz vorgesehen und wird mit dem Tode bestraft. Auch die Knochen des Tigers werden einigen Arzneien beigemischt, nachdem man sie vorher abgekocht und zerrieben hat. Alle diese Heilmittel sind sehr teuer und werden äusserst hoch geschätzt.

Ein reiches Material für die Zubereitung von Arzeneien liefern unter anderen die wirbellosen Tiere: Ein Pulver aus Bandwürmern wird bei Augenentzündung gebraucht, ein Pulver aus Regenwürmern gegen starkes Fieber, Gelbsucht, bei Halsentzündungen und Schlangenbissen. Aus Regenwürmern wird noch eine besondere Mixtur bereitet. Eine Arznei aus Blutegeln reinigt den verstopften Darmkanal; spanische Fliegen werden

bei Blutvergiftungen, Blasensteinen und Cholera eingenommen, geröstete oder gekochte Mistkäfer bei Erkältungen, bei Krämpfen der Kinder und bei Wahnsinn angewandt. Zu ähnlichen Zwecken dienen ferner die Spinnen, Heuschrecken, Heimchen, Seidenraupen, Austern, Schnecken, Krabben, Skorpionen.

Neben allen diesen Mitteln aus dem Tierreich haben jedoch auch die verschiedenen Kräuter und Pflanzen eine grosse Bedeutung in der koreanischen Pharmakologie. So kennen die Koreaner von Alters her die Wirkung des Mohnsaftes als eines beruhigenden Mittels bei verschiedenen Krankheiten, und dieser Saft gehört zu den Hauptbestandteilen der koreanischen Apotheke. Bei dem Bisse einer giftigen Schlange bestreicht man die wunde Stelle mit einer Lösung von Weizenmehl, welche man zur Linderung des Schmerzes ausserdem innerlich einnimmt.

Wenn uns auch die meisten der angeführten Mittel höchst merkwürdig vorkommen — und es gibt noch sonderbarere — so kennen die Koreaner andererseits doch manche thatsächlich heilkräftige Mittel. Zu solchen Arzeneien gehört ein besonderer Trank, der die Eigenschaft besitzt, Blasensteine aufzulösen, und somit diese Krankheit ohne jegliche chirurgische Eingriffe heilt. Der Missionär Ferreol wurde nach langen unerträglichen Qualen dank diesem Mittel im Laufe einiger Stunden von seinem Steine befreit. Leider ist die Zusammensetzung dieser wohlthätigen Arznei ein Geheimnis, welches von denen, die es kennen, sorgfältig gehütet wird.

Infolge der Unwissenheit der koreanischen Aerzte im allgemeinen ist natürlich ein erfolgreicher Kampf gegen solche Krankheiten, wie die Cholera und die Pocken, undenkbar. Die Cholera ist in Korea mehreremale aufgetreten und hat jedesmal einige Tausende von Opfern gefordert.

Die Pocken sind eine ständige Plage der Koreaner Es gibt kaum einen unter ihnen, der diese Krankheit nicht durchgemacht hat, und dabei wütet sie mit einer solchen Kraft, dass die Sterblichkeit eine ungeheuerliche wird. Es kommt in Korea häufig vor, dass in einem Bezirke alle Kinder zur selben Zeit an den Pocken erkranken, wobei ihre Körper sich noch mit allerhand Geschwüren und einer ekligen Rinde bedecken; dadurch wird die Luft natürlich so stark verpestet, dass man sich ohne

Gefahr nicht lange in den Häusern aufhalten kann, wo solche Kranke liegen. Ueberhaupt sterben an den Pocken gewöhnlich mehr als die Hälfte der Kinder; es giebt sogar Jahre, wo in einigen Gegenden alle Kinder ohne Ausnahme dieser tückischen Krankheit zum Opfer fallen, und in Söul werden jährlich Tausende von Menschen von ihr dahingerafft. Von der Kuhpockenimpfung hatten die Koreaner bis vor kurzem keinen Begriff; sie kannten nur eine äusserst primitive Art des Impfens, die jedoch blos bei einfachen Leuten angewandt wurde, während die wohlhabenderen Koreaner zum Schutze gegen diese Krankheit einen besonderen Trank einnehmen, dessen Zusammensetzung den Europäern unbekannt ist.

Die Chirurgie kennen die koreanischen Aerzte so gut wie gar nicht; nur eine einzige Operation wird von ihnen bei einigen Krankheiten vorgenommen: die sogenannte Akupunktur, die darin besteht, dass der Arzt mit Hilfe einer ganz besonders feinen Lanzette an den kranken Stellen des Körpers Einschnitte von 4 bis 5 Centimeter Tiefe macht, um dadurch die Blutzirkulation wiederherzustellen. Einige Aerzte machen diese Stiche so geschickt, dass dabei kein Tropfen Blut fliesst. Es gibt übrigens ganze Bücher, die über die Art und Weise handeln, wie diese Stiche ausgeführt werden müssen, sowie über die Auswahl der geeignetesten Stelle am Körper für dieselben.

In der letzten Zeit hat endlich das Chinin in Korea eine ziemlich weite Verbreitung gefunden, dank den christlichen Missionären, welche ihre Gemeinden unentgeltlich mit dem kostbaren Medikament versahen. Dieses Mittel, dem die Koreaner verschiedene magische Kräfte zuschreiben, hat bereits zum grossen Teil den Gebrauch der Ginsengwurzel bei den Eingeborenen verdrängt.

Eine andere Wohlthat, die den Koreanern von den fremden Missionären auf dem Gebiete der Medizin erwiesen worden ist, besteht in der Gründung von Krankenhäusern. An vielen Orten haben die protestantischen Missionsgesellschaften ihre Hospitäler errichtet, und die an letzteren bestehenden ambulatorischen Empfänge werden gut besucht.

Ueberhaupt hält die europäische Medizin allmählich ihren Einzug in dem Lande der Morgenruhe. So wurde im August 1899 in Söul ein staatliches medizinisches Institut nach europäi-

schem Muster eingerichtet, dessen Leitung einem japanischen Arzte übertragen wurde.

Zum Schlusse will ich hier nach dem „Ostasiatischen Lloyd" ein chinesisches Mittel gegen Diphteritis erwähnen. In der genannten Zeitung war vor Kurzem Folgendes zu lesen: In Ningpo ist an den Strassenecken ein Anschlag angebracht, der ein Mittel gegen die Diphteritis angibt und folgendermassen lautet: Diese Krankheit beginnt mit Halsweh und Hitze im Kopfe. Man soll sich so rasch wie möglich einen Regenwurm und eine schwarze entkernte Pflaume verschaffen. Der Wurm wird lebend zwischen die Pflaume gesteckt und das Ganze in den Mund genommen. Der giftige Auswurf kann dann ausgespuckt werden. Bei schwerer Erkrankung ist obige Methode zu wiederholen, bis der Auswurf ausgespieen ist. Verachtet diese Vorschrift nicht, verbreitet sie überall! Ein Regenwurm kann unter dem Wasserfang gefunden werden, und eine schwarze Pflaume kann man in jeder Apotheke kaufen. Der Auswurf soll nicht auf den Flur, sondern in einen mit Wasser gefüllten Spucknapf geworfen werden, um Ansteckung zu vermeiden. Dieses Wasser soll nur da ausgeleert werden, wo keine Menschen wohnen. Rohe Rüben, Oliven und Seegras sind gute Mittel, um dieser Krankheit vorzubeugen.

---

9. Orientalische Spezialisten für Augenleiden, Wahnsinn und Epilepsie.

Die Augenärzte. — Ispahans berühmte Augenarzneikunst. — Persisch-indische Operateure. — Gewagte Operationen. — Die 40 Tage in der Augenheilkunde. — Augenkrankheiten und Volksmittel dagegen. — Aberglaube in der Augenheilkunde. — Ein hebräisches Mittel aus dem frühen Mittelalter. — Das Augenleiden des Moses und des Tobias. — Der Koran verkündet Erblindung als Todesstrafe. — Irrenärzte. — Grausame Behandlung der Kranken. — Tötung der Wutkranken. — Rumänische Barbarei. — Ehrfurcht der Türken vor Wahnsinnigen. — Eine Szene beim Grosswesir. — Aus der osmanischen Geschichte. — Der Wahnsinn im Hause Osmans. — Gegenwärtige Zustände. — Aberglaube. — Wahnsinn ist Gottesstrafe, ist Teufelswerk. — Priester und Mönche als Nervenärzte. — Drastische religiöse und magnetische Kuren. — Der moslemische Dämon des Wahnsinns. — Seine Bekämpfung. — Teufelsaustreibungen. — Parallelen aus dem modernen Deutschland und Russland. — Epilepsie ebenfalls ein Teufelsspuk. — Ihre Kurierung. — Der Koran und die Epilepsie. — Aberglaube und Heilmittel der Albanesen. — Der montenegrinische Epilepsie-Dämon. — Südslawische Ansichten. — Ein bosnischer Bauer und Wunderarzt.

Die im Orient meistverbreitete ärztliche Species sind die Augenärzte. Der Augenarzt heisst im Türkischen, Persischen und Arabischen Kehal oder Kohol. Die Augenarznei wird gleichfalls Kohol genannt; man unterscheidet sie im genaueren Sinne von der arabischen Augenschminke Kohol, welche im Persischen und Türkischen mit den Spezialworten „tutia“ und „sürmeh“ bezeichnet wird. — Einer der ersten Augenärzte des Islams, der gleichzeitig mit dem Propheten lebte, liegt zu Ispahan begraben, das stets als eine Stätte hoher Arzneikunst weitberühmt war; noch heute kommen aus jener Gegend die meisten Augenärzte, welche den Orient unsicher machen. Vor einigen Jahren praktizierte ein solcher wandernder per-

sischer Oculist — wie Polak erzählt — am Hofe zu Peking. Die Himmlische Majestät war von seiner Kunst so entzückt, dass sie ihm nebst anderen Geschenken das persische Gouvernement Kaschan verlieh. Selbstverständlich versuchte der kluge Perser bei seiner Rückkehr nicht, das ihm gnädigst verliehene Recht geltend zu machen, wohl wissend, dass es nicht blos um seine Augen, sondern um den ganzen Kopf geschehen sein würde.

Während die eigentlichen türkischen Augenärzte sich selten an Operationen wagen und, nach den Erfahrungen des Professors Rigler nur die Depression der Cataracte mit der Nadel nach Celsus — auch bei Lymphstaaren — kennen, werden von persischen und indischen Wanderwunderärzten mit grosser Vorliebe die schwierigsten Augenoperationen unternommen. Ich sah selbst häufig folgende Schauerszene: Der Patient wird auf offener Strasse auf die Erde gelegt. Der Operateur stemmt zur Fixierung des Kopfes seines Patienten das Knie auf die Stirn des Kranken, zieht aus der Tasche ein rostiges Messer, eine rostige Scheere, Nadel und Zwirn, schneidet das, was er für krankhaft hält, einfach aus und näht die Augenlider wie einen alten Hosenstoff, unbekümmert um das Gejammer des Leidenden, zusammen. Dann drückt er Eiweiss und Watte auf das operierte Auge und verbindet es unter Zitaten aus dem Koran. Er erklärt zum Schluss, für den Erfolg nur zu bürgen, wenn der Verband erst am vierzigsten Tage nach der Operation abgenommen würde, steckt das Honorar — einige Piaster oder auch Naturalien — in die Tasche, und wendet sich einem anderen und einem dritten und vierten Kranken zu; und wenn er nichts mehr zu thun hat, packt er seinen Mantelsack, besteigt sein Ross und zieht fort, auf Nimmerwiedersehen! .... Ein Teil der Patienten stirbt vor dem vierzigsten Tage — dann war es Gottes Wille. Ein anderer Teil aber kann die Schmerzen der Wunde nicht ertragen, reisst den Verband ab und das operierte Auge ist — ausgeronnen ... Die Schuld trifft natürlich nicht den Arzt-Charlatan, sondern den ungeduldigen Kranken, der den Verband vor dem vierzigsten Tage abgenommen hat. Das Ansehen der Operateure leidet in keinem Falle, der Glaube an ihre Kunst wird nicht erschüttert — und es finden sich immer neue Opfer des Aberglaubens und Leichtglaubens ... Diese indischen und

persischen Pfuscher schrecken sogar vor der Operation des Entropiums nicht zurück. Und diese schwierige Sache machen sie einfach so: sie quetschen das leidende Augenlid zwischen ein gespaltenes Holz, binden es fest zusammen und lassen es in der Klemme, bis die Falte abgestorben ist.

Ganz merkwürdig sind die Volksmittel, die bei Augenkrankheiten angewandt werden. Bei Schwachsichtigkeit ruft man den Priester. Der sagt Gebete her und schlägt Funken vor dem kurzsichtigen Auge. Dasselbe Experiment versucht man zur Heilung völliger Blindheit; in letzterem Falle schreibt man aber auch dem Auflegen einer Hammelsleber auf das erblindete Auge besondere Heilkräfte zu. Wenn jemand weisse Flecken im Auge hat und sie verschwinden lassen will, so gelingt ihm das nach einem syrischen Rezepte am ehesten, wenn er ein wenig Salz in die Zisterne wirft. In Konstantinopel findet man häufig, dass die Augenlider an Ausflüssen leiden. Bei dem Volke kennt man dagegen folgende Mittel: auf den umgestülpten Augendeckel legt man die rauhe Oberfläche eines Glaskrautblattes; die Stacheln erzeugen reichlichen Blutfluss, der die Entzündung vermindert. Dann wäscht man das Auge mit frischer Weibermilch und bedeckt es mit Baumwolle, die mit Weihrauch durchräuchert wird. Gegen die sogenannte egyptische Augenentzündung gebrauchen die Egypter Chichinsamen, Semenza di Cisme. Dasselbe Mittel wird in der Türkei angewendet; man nennt es hier: Gjösduhumu, Augensame. Auch eine Mischung von Sepia und Realgar streut man sich in die Augen. Häufig hält man eine Abkochung von Knoblauch für heilsam. Endlich versuchen die Augenärzte die Entzündungen mit Blutegeln, blasenziehenden oder zusammenziehenden Mitteln zu behandeln. Eine prophylaktische Massregel erwähnte der Syrer Eijub Abela: Sobald eine junge Henne den Zeitpunkt erreicht hat, da sie anfängt zu legen, gibt die syrische Bäuerin Acht, wann die Henne zum ersten Male legt; die ersten warmen Eier halte man einige Minuten auf die Augenlider — und das schützt vor allen möglichen Augenleiden. In Marokko wird das Huhn ebenfalls in Beziehung zur Hygiene der Augen gebracht, jedoch in negativem Sinne; Quedenfeldt zitiert das marokkanische Wort: „Wer das Hirn der Hühner isst, der wird am Abend in der Dämmerung schlecht sehen.“ In Bosnien

sagen — wie im Urquell von 1897, Seite 24 erzählt wird — die Bauern: „Hast du ein Augenleiden, so iss 40 Tage lang nacheinander Knoblauch, und es werden dir die Augen so erstarken, dass du die Sterne am Himmel wirst abzählen können.“ In Palästina denkt man noch einfacher: ein Wasser schon, in das man einen Talisman getaucht hat, ist wirksam. Hilft das nicht, so legt man „Zadabijeh“ auf den Kopf oberhalb des leidenden Auges; Zadabijeh ist — nach der Mitteilung der Frau Lydia Einszler in Jerusalem — eine Pflanze, die bei verschiedenen abergläubischen Kuren in Gebrauch ist. Auch bei den Juden im frühen Mittelalter kannte man ähnliche Heilmittel für Augenkrankheiten; denn in einer frommen Warnung vor abergläubischen Sitten hiess es vor fünfzehn Jahrhunderten: „Wenn jemand spricht: iss diese dattelförmige Knospe des Lattichs nicht, wegen der Staarblindheit, so ist das ein heidnischer Gebrauch.“

Moses wurde, einer Tradition zufolge, durch den Speichel eines alten Weibes von einem Augenleiden befreit. Das Mittel muss wohl gewirkt haben; denn die Bibel berichtet aus der letzten Lebenszeit des Propheten, dass er die Beschwerden des Alters nicht erdulden musste, dass ihm die „Mängel des Gesichts“ nicht anhafteten, dass seine Augen selbst knapp vor seinem Tode nicht erloschen waren.

Tobias II 9 und 10 erzählt: „Und während meine Augen geöffnet waren, schmeissten die Schwalben heiss in meine Augen. Da entstanden weisse Flecken in meinen Augen und ich ging zu Aerzten, aber sie konnten mir nicht helfen . . .“ Im selben Buche XIV 2: . . . „Nach acht Jahren wurde ich wieder sehend.“ Und das geschah, wie in XI 7 berichtet wird, folgendermassen: Ein Engel machte Tobias auf die Heilkraft von Herz und Leber des Fisches aufmerksam und erwähnte dabei, dass man mit der Galle des Fisches einen Menschen, der weisse Flecken im Auge habe, die Augen bestreichen müsse, dann werde der Mensch gesund. Auf den Rat des Engels Raphael strich dem Tobias sein Sohn mit der Fischgalle über die Augen. Und als dies den Tobias biss, rieb er sich seine Augen, und die weissen Flecken schälten sich, und er erblickte seinen Sohn . . .

Im Koran wird Erblindung mehrfach als Gottesstrafe geschildert; so in der Sure II 6: „Versiegelt hat Allah ihre Herzen und

Ohren, und über ihren Augen ist eine Hülle," und in Sure II 19: „Der Blitz benimmt ihnen fast das Augenlicht, und so Allah wollte, raubte er ihnen Gehör und Gesicht."

Im ganzen Orient und bei den Byzantinern war das Blenden ein Mittel, um unbequeme Nebenbuhler, namentlich Thronanmasser, unschädlich zu machen, ohne sie töten zu müssen.

Eine andere interessante Gruppe ärztlicher Spezialisten sind im Orient die Irrenärzte. Für Wahnsinnige und Tobsüchtige gab es bis vor kurzer Zeit selbst in Konstantinopel keine Hilfe. Im alten Testament, Jeremias XXIX 26, hiess es über die Behandlung der Wahnsinnigen. „ . . . damit du auf jeden Verrückten wohl Acht habest und solchen in den Block und das Halseisen legest." Dieses Prinzip blieb im Orient durch die Jahrtausende massgebend. Man stiftete wohl Narrenspitäler, versuchte aber garnicht, die Kranken zu retten. Man behandelte sie unmenschlich, wollte sie blos unschädlich machen, traktierte sie mit Schlägen, fesselte sie wie wilde Tiere; Griechen und Armenier sperrten sie für vier Wochen in die Kirche ein, half dies aber nicht, so isolierte man sie in besonderen Orten, wo man sie durch Misshandlungen in Furcht erhielt und bald zugrunde richtete. In den Balkanländern kommt es, nach Angabe vertrauenswerter Gewährsmänner, noch heute vor, dass man Wahnsinnige einfach umbringt; von den christlichen Bosniaken wird behauptet, dass es bei ihnen beinahe Regel sei, unheilbare Wutkranke mit Zaunpfählen zu erschlagen oder durch über den Kopf geworfene Decken zu ersticken.

So berichtete das „Bukarester Tagblatt" vom 28. Juni 1902 nach der rumänischen Zeitung „Adeverul" von folgendem Falle: Der Bewohner Tudor Anghel der Gemeinde Mastacani im Distrikte Covurlui wurde plötzlich irrsinnig und aus dem bis dahin friedlichen Manne wurde ein Rasender, der alles zerstörte, was ihm in die Hände kam. Die Ortsbehörde ergriff keinerlei Sicherheitsvorkehrungen und unternahm auch keinerlei Schritte, um ihn in einem Irrenhause unterzubringen; so that denn der arme Verrückte, was ihm gerade einfiel und richtete mancherlei Schaden an. Daraufhin schloss ihn die Ortsbehörde allein und ohne Aufsicht in ein Zimmer der Primarie ein. Anghel, sich selbst überlassen, zog einen Eisenstab aus einem der Fenstergitter und schlug mehrere Fensterscheiben ein. Der Chef der Lokalgarnison

Jon Angronic kam, „um ihn zu beruhigen," von rückwärts an ihn heran und streckte ihn durch einen Knüttelhieb über den Kopf zu Boden. Einige Stunden später kam auch der Primar Niculai Vieru, welcher zunächst begann, den Wahnsinnigen zu beschimpfen, indem er schrie, dass er sich blos verrückt stelle. Immer wütender werdend, sprang der Primar schliesslich auf den Kranken los und begann auf ihn mit einem Knüttel loszuschlagen, um ihn, wie er sagte, zu kurieren. Mehr als 40 Bewohner des Dorfes waren zugegen, als der Primar den unglücklichen Irrsinnigen, der doch für seine Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden kann, in so barbarischer Weise misshandelte. Der Körper des armen Irren war von den Schlägen von oben bis unten mit Beulen und Wunden bedeckt.

Bei den Türken war das Verfahren allerdings verhältnismässig milder, da die Religion die Irrsinnigen schützt. Mohammed wurde von einigen Zeitgenossen als Verrückter, Besessener verschrieen. Gott tröstete ihn darob in der Sure 68, Vers 2—7: „Du bist nicht, bei der Gnade deines Herrn, besessen! . . . Und siehe, du bist wahrlich von edler Natur, und du sollst schauen, und sie sollen schauen, wer von euch der Verrückte ist. Siehe, dein Herr, er kennt am besten, wer von seinem Wege abgeirrt ist, und er kennt am besten die Geleiteten." — „Glücklich sind die Geisteskranken", sagen die Moslems, „denn sie kommen direkt ins Paradies." Als ich mich einmal beim Grossweir Dschewad Pascha befand, trat ins Zimmer ein Mensch, blossfüssig, blossköpfig, in langem Mantel, staubbedeckt. Alles erhob sich von den Plätzen, selbst der Grossweir stand auf und schob dem Gaste den bequemsten Sessel hin. Der Ankömmling nahm Platz, trank seinen Kaffee, rauchte seine Zigarette, liess sich dann eine Nargilleh bringen und sprach, ohne unterbrochen zu werden, eine halbe Stunde das wirrste Zeug. Man hörte ihm aufmerksam zu. Die wichtigsten Dinge, die der Grossweir zu erledigen hatte, mussten warten bis nach der Entfernung dieses Gastes. Der Mann, dem soviel Achtung bezeigt wurde, war ein Verrückter . . .

Als ein Derwisch einmal einen Stein nach Sultan Achmed warf, entschuldigte man solches Beginnen zwar mit Verrücktheit, aber dies hielt den Sultan nicht ab, dem für einen Wahnsinnigen Erklärten den Kopf abhauen zu lassen. Milder wurde

zu Zeiten des Tyrannen Ibrahim ein Schwärmer bestraft, der in der alten Moschee zu Adrianopel predigte, dass er der Mufti, der Vorläufer des jüngsten Tages sei. Vom Grosswesir-Stellvertreter vorgefordert, entschuldigte er sich selbst mit Narrheit und Armut, und deshalb entging er nicht blos der Strafe, sondern wurde noch reich beschenkt, sodass das letztere unter seinen zwei Leiden gänzlich behoben wurde; als aber das erstere ihn trieb, abermals in der Moschee als Mahdi aufzutreten, traf ihn doch nur die milde Strafe der Verbannung nach Lemnos.

Im Hause Osmans gab es mehrere Fälle von Irrsinn. Seit einem Vierteljahrhundert ist der wegen Irrsinns abgesetzte Sultan Murad V. ein Gefangener seines regierenden Bruders. Aber schon vor zwei Jahrhunderten wurde dasselbe Schicksal einem Beherrscher der Osmanen, dem Sultan Mustafa II. zuteil. Ueber den Blödsinn dieses Monarchen berichtet Hammer in seiner Osmanischen Geschichte nach türkischen Quellen:

Er lief im Sserai herum, klopfte an alle Thüren und rief seinen hingerichteten Neffen Osman, dass er kommen möge, ihm die Last der Regierung abzunehmen, deren er längst müde sei. Eines Tages wollte er zu Pferde in den Nachen hineinreiten, und als er nach Hause zurückkehrte, wollte er den Kahn sich nachtragen lassen. Bei dem Bairamsfeste wollte er sich nicht auf den Thron setzen, sondern empfing stehend den Handkuss der Hof- und Staatsbeamten, was Viele seinem Blödsinne, Viele seiner Bescheidenheit zuschrieben, dass er der alten Kalifen Sitte nachahmen wollte. Wiewohl sich in seinem Gange sowohl als in den starren glotzenden Augen gänzliche Abwesenheit von Geist aussprach, so sahen doch Viele, besonders aber die Scheiche, nur die Wahrzeichen von Heiligkeit und überirdischer Verzückung. Eines Tages befahl der Sultan im Garten des Palastes von Skutari dem Bostandschibaschi, an einen ihm bezeichneten Ort zu gehen, wo er in einem Grabe ein lebendig begrabenes Schaf finden werde, das er ihm bringen solle. Der Bostandschibaschi ging hin und fand an bezeichneter Stätte das lebendig eingegrabene Schaf mit zusammengebundenen Füssen, zusammengenähtem Maule und Augen, das er dem Sultan brachte. Dieser entfesselte es, trennte die Fäden des Maules und der Augen auf und übergab das Schaf dem Bostandschibaschi, mit dem Befehle, es gross zu ziehen. Es scheint, dass

Mustafa das Schaf mit gebundenen Füssen, zugenähtem Maule und zugenähten Augen als Sinnbild seiner selbst betrachtet habe.

Solche Aeusserungen seines Blödsinnes, der Niemandem Leid zugefügt, mochten ihm zwar den Ruf der Heiligkeit, aber nicht die für den Herrscher nötige Achtung verschaffen; wenn die Scheiche ihn einerseits als heilig ausriefen, so verachteten ihn andererseits die Soldaten, und es wuchs nur mehr und mehr die Sehnsucht nach dem erschlagenen Osman, dem Vorgänger Mustafas. Zu Ende des Fastenmonats Ramasan predigte der Scheich Dscherrach Ibrahim Efendi: „Seit drei Tagen hat sich der heilige Padischah in ein Zimmer eingesperrt, wo er beständig betet und weint, ohne jemanden zu sprechen. Er hat in seinen Betrachtungen seinen Vorfahr Osman in der anderen Welt auf hoher Stufe geschaut. Gott wolle sich seiner erbarmen. Ihr aber sollt beten.“ Solche Predigt rührte die Zuhörer zu Thränen. Der Blödsinn des Sultans Mustafa war die Ursache zum ersten von allem Gesetze abweichenden Beispiel, dass ein Weib an osmanischer Fahnen Spitze treten musste. Als ein Aufruhr ausbrach, sprach nämlich die Walide, die Sultanin-Mutter, selbst hinter dem Schleier mit den Aufrührern in ihres blöden Sohnes Namen und verfertigte mit ihrer Hand das sultanische Handschreiben, welches einen den Aufrührern genehmen Grosswesir ernannte. Als Mustafa wegen seines Blödsinns abgesetzt worden war, verlangte sein Nachfolger seine Hinrichtung. Aber der Mufti verweigerte das von ihm zur Hinrichtung des eingesperrten Sultans Mustafa begehrte Fetwa, „weil es unerlaubt, einen Blödsinnigen hinzurichten“, und zog sich dadurch des Sultans Ungnade zu.

Ist es heute im Orient inbezug auf die Behandlungsweise der Kranken besser geworden, als es in den früheren Zeiten war, so ist auch das Bessere noch weit entfernt vom Genügenden. Man beschränkt sich zumeist auf das Vorlesen jener Stellen aus der Bibel oder dem Koran, welche sich auf Geisteskranke beziehen, auf Anhauchen und Anblasen, auf Bestreichen und Betasten des Kranken mit der nackten oder einer künstlich magnetisierten Faust, endlich auf Verabreichung eines gesegneten Wassers.

Dr. Bernhard Beck erzählte mir aus seiner Bagdader Praxis, dass eines Tages bei ihm ein Araber mit einem Idiotenkinde

erschien, und sagte: „O, Hekim Efendi, ich bin traurig und vom Schicksal geschlagen. Siehe dieses Kind, das dahinlebt ohne Verstand. Ich war unlängst beim grossen Scheich Omer, der am Tigris-Ufer als Einsiedler in frommer Beschaulichkeit und in Gottesverehrung lebt. Er hat meinen Sohn behandelt, er hat ihm siebenmal sieben Kieselsteine an den Kopf geworfen, bis das Kind blutüberströmt zusammenbrach. Aber obgleich die Wunden im Kopf gross genug waren, ist der böse Geist noch nicht heraus. Da selbst dieses mächtige Mittel des frommen Doktors Omer nicht genützt hat, bin ich zu dir gekommen, um einmal die Kunst der europäischen Aerzte zu erproben. Kannst du mir helfen, Efendim?“ Als Dr. Beck das Kind untersucht hatte und die Frage verneinen musste, sagte der Araber verwundert: „Weshalb denn? Sonderbar, sonderbar! und ich glaubte, weil es soviel Meschnun-Frengi — verrückte Franken — gibt, müsstet ihr auch sichere Mittel gegen diese in Europa epidemische Krankheit besitzen.“ Sprach's und ging gravitätisch davon.

Im Alten Testament galten die Geisteskrankheiten als Strafe Gottes. Im fünften Buche Moses XXVIII, 28, heisst es: „Jehovah wird dich schlagen mit Blindheit und Wahnsinn und Geistesverwirrung.“

Nebukadnezars Krankheit entstand durch Gottes Fügung. Auch böse Geister werden manchmal als Urheber geistiger Störungen erwähnt. Ich zitiere nur die Stelle aus dem ersten Buche Samuel XVI, 14: „Der böse Geist wurde zu Saul gesandt, damit er ihn quäle.“ Dem Tobias VIII 7 und 8 empfiehlt der Engel, Herz und Leber des Fisches vor einem, der von einem Dämon oder bösen Geiste geplagt ist, zu räuchern; „dann wird er nicht mehr geplagt.“ An anderen Stellen werden auch sympathetische Mittel, Amulete, Beschwörungen, Zauberbänder und Handauflegen als heilbringend in Geisteskrankheiten erwähnt. Aehnliche Ansichten wie bei den alten Hebräern bestehen auch heute im Orient. In einem Briefe des Doktor Forest von der syrischen Mission wird erzählt, dass man in Syrien zwei Formen des Wahnsinns unterscheide: Krankheit und Besessenheit. Wenn jemand geisteskrank wird, so beruft man zur Prüfung seines Zustandes sowohl den Arzt als den Priester, damit entschieden

werde, ob der Patient Arznei zu bekommen habe oder exorzisiert werden solle.

Zuerst wird eine Art medizinischer Behandlung, besonders Luftveränderung, versucht. Nützt es nicht, so wird der Kranke in eine Moschee oder ein Kloster gebracht. Der merkwürdigste dieser syrischen Zufluchtsorte für Kranke ist der Berg nahe bei Tripoli, wo sich ein reiches, dem heiligen Antonius gewidmetes Maronitenkloster befindet. Der Raum für die Irren ist eine natürliche Höhle, wo das durch's Dach tröpfelnde Wasser Stalaktiten in verschiedenen Formen hervorbringt. Diese fortwährende Neubildung von Gestein ist für die Eingeborenen ein Zeichen, dass der Ort wunderwirkende Kraft besitze. Der Kranke wird hier mit einer Kette und einem hölzernen Halsring angeschlossen. Er erhält Brot und Wasser als Nahrung. Die Behandlung besteht bloss in Gebeten, Prügeln und Exorzismen. Gelingt die Kur, so bekommt der Heilige ein Dankgebet zu hören und das Kloster erhält ein Geschenk. Gelingt die Kur nicht, so ist das ein Zeichen, dass der Wahnsinn eine natürliche Krankheit, nicht Besessenheit sei, und der Kranke wird weggeschickt und seinem grausamen Schicksal überlassen, da die Höhle blos die Kraft hat, den Teufel auszutreiben. Die Höhle ist die berühmteste in ganz Syrien, und Kranke aller Religionen werden dorthin gebracht. Manchmal lässt man auch einen Mönch in das Haus des Kranken kommen, um dort die Teufelsaustreibung vorzunehmen. Dann kommt es zu furchtbaren Scenen.

Eine Frau in mittleren Jahren — erzählt Dr. Forest — erlitt während des Wochenbettes einen Wahnsinnsanfall. Der herbeigerufene Mönch erklärte sie für besessen. Nachdem er gebetet, die Patientin mit Weihwasser besprengt und dem Geiste befohlen hatte, zu verschwinden, erklärte er die Heilung für beendet. Am folgenden Tage kehrte aber der 'Anfall wieder. Der Mönch, neuerlich berufen, ward zornig wegen der Hartnäckigkeit des Geistes. „Wie heisst Du, verfluchter Geist?" schrie er die Kranke an. Die gab den Namen ihrer nächsten Nachbarin an. „Wo lebst Du?" — „Im Grabe," stöhnte die Kranke. — „Woher kamst Du, ehe Du in dieses Weib hineinfuhrst?" — „Aus dem Ofen." — „In welcher Form?" — „Als Katze." — „Wo gingst Du hin, als Du sie gestern verlassen hattest?" — „Aufs Dach, um sie zu versuchen." —

Nach diesem Zwiegespräch erklärte der Mönch, diese Art könnte blos durch Gebete ausgetrieben werden. Er versprach, drei Tage zu fasten. Während dieser Zeit wurde die Wöchnerin in der Dorfkirche eingesperrt. Dann kam der Mönch wieder, fragte den Geist wieder aus, verfluchte ihn laut, und da die Kranke jetzt ruhig war, erklärte er die Kur für endgültig gelungen. Als er aber — wie er sagte:, um den Stolz des Teufels zu ärgern — von der Patientin verlangte, sie sollte ihm die Schuhe küssen, weigerte sie sich und wurde abermals wild; da gab er sie auf, da war sie rettungslos dem Teufel verfallen; er schlug sie mit seinen Schuhen auf den Mund und verliess sie . . .

In Bosnien ist allgemein die Meinung verbreitet, dass alle Krankheiten durch böse Einwirkungen des Teufels auf den Menschen hervorgerufen werden. Bei den christlichen Bosniaken ist das Austreiben des Teufels die hauptsächlichste Einnahmequelle der Dorfpopen. In der Nähe von Jaice befindet sich ein Kirchlein, dessen Dach ein Loch hat. Am Johannistage wallfahrten alljährlich zahlreiche Kranke dorthin, weil die Popen von Jaice ganz besonders geschickt in der Teufelaustreibung sind. Das Loch im Kirchdache ist nicht von Menschenhand, sondern von Gotteshand gebrochen worden und hat den Zweck, dem durch die Zauberformeln des Popen grässlich gepeinigten Teufel, wenn er aus dem Leibe des Kranken in die Höhe fährt, den Weg ins Freie zu schaffen.

Der moslemische Priester behauptet, jede Nation habe ihre eigenen Krankheitsdämone; sie seien verschiedener Art und gehorchten einem Oberhaupt; es gäbe unter ihnen eine Rangordnung, die einen seien mehr, die andern weniger mächtig, daher auch die Behandlungen verschieden sein müssen. Bei Geisteskrankheiten, Lähmungen, Epilepsie sagt man: „Der Teufel hat den Kranken gequetscht.“ Die Bekämpfung einer solchen Krankheit geschieht nach verrichtetem Gebet und nach mehrmaligem Anrufen des Krankheitsdämons, sich freiwillig zu entfernen: teils durch Aufzeichnen eines dämonischen Bildnisses auf einem Stück Papier und durch Einklammerung dieses Bildnisses, also durch symbolische Einkerkerung, worauf noch der Sicherheit halber das Papier in eine Flasche gegeben wird, die man fest versiegelt und ins Wasser wirft; teils in dieser Weise, dass man dem erwähnten Bildnis unter Hersagen heiliger Sprüche den

Kopf abschneidet. Gelingt die Kur: gut. Gelingt sie nicht: dann tobt in dem Kranken ausser dem Dämon noch ein anderes Leiden, das nur Gott kennt! . . . Auch bei den Albanesen werden Wahnsinnige von Priestern, besonders von Mönchen, behandelt. Man legt sie in Fesseln und geisselt sie so lange, bis sie die Namen aller Teufel und Zauberer, welche in sie gefahren sind, ausgesagt haben. Diese Namen werden auf Papierschnitzel geschrieben und unter Bannflüchen dem Feuer überantwortet. Beliebt sind magnetische Kuren; solche sind in Konstantinopel häufig beobachtet worden: Der „Arzt" bewegt zuerst die Hände um Stirn, Brust und Bauch des Kranken, um die bösen Dünste zu vertreiben und spricht dann das Glaubensbekenntnis, das Teschehid: „Es ist kein anderer Gott ausser Gott, und Mohammed ist sein Prophet!" . . . Dann spuckt er rechts und links aus, um den bösen Geist wegzuekeln, und murmelt die letzte, die 114. Sure des Korans, welche lautet: „Ich nehme meine Zuflucht zu dem Herrn der Menschen, zum Könige der Menschen, dass er mich befreie von dem Uebel Satan, der entflieht, wenn der Mensch sich Gottes erinnert, dass er mich befreie von dem Einflüsterer, der einflüstert böse Neigung in das Herz der Menschen, und mich befreie von bösen Geistern und Menschen." Infolge dieser dem Kranken in die Ohren gesprochenen Sure ist es schon jetzt möglich, dass der Teufel des Wahnsinns entflieht. Aber vielleicht sitzt er noch auf den Schultern, der Arzt bläst daher kräftig über die rechte und linke Schulter hinweg. Zeigt der Kranke noch immer keine Besserung, verharrt er in seiner Apathie, dann zieht der Arzt plötzlich ein Messer aus dem Gürtel und rückt dem Satan energisch auf den Leib. Er fährt mit der scharfen Spitze über die Augenbrauen und die Brust des Kranken, um den Dämon zu durchbohren, er fuchtelt über Stirn, Wangen, Rücken und Füsse herum, um den Geist zu treffen, wo immer er sich aufhalten mag. Wenn der Kranke vor Schrecken ob der drohenden Messerspitze zu jammern anfängt, ist das ein Jammern des bedrohten Geistes, und die Anstrengungen des Arztes werden immer grösser, um des Geistes Herr zu werden. Und endlich bricht der Kranke zusammen, zerschmettert von Angst und Aufregung. Ein schmerzliches Stöhnen entringt sich seiner Brust und seine fiebernden Lippen flüstern. „Maschallah, Maschallah, o Wunder

Gottes, oh, oh! . . .“ — „Maschallah, Scheker Allah, Gott sei Dank, der Geist ist fort, der Kranke ist geheilt,“ ruft jetzt auch der Wunderdoktor, aber er vergisst nicht hinzuzusetzen: „Satan ist aus dem Munde des Gläubigen, Allah sei Dank, entflohen, um in den Mund eines Ungläubigen zu schlüpfen.“ So ist also der Geisteskranke in einigen Minuten gesund geworden — Inschallah, wenn Gott will. Wenn Gott nicht will, dann muss eben der Kranke krank bleiben . . . Leichtkranke können infolge dieser Kur wohl genesen, schon aus Furcht vor einer Wiederholung . . .

Der englische Oberst Charles White erzählt in seinem Buche „Three Years at Constantinople, or domestic manners of the Turcs“ den Verlauf einer solchen Kur beim Wunderdoktor und Waffenhändler Ibrahim Emir Zadeh Efendi in Stambul.

Man darf über diese Dinge nicht zu sehr erstaunt sein: kann man doch solche Teufelsaustreibungen auch im zivilisiertesten Europa noch heute beobachten. Kürzlich publizierte der „kirchliche Anzeiger“ aus einem mit Billigung des Erzbischofs von Freiburg erschienenen Buche eines Pfarrers Hagen das Rezept einer Teufelsaustreibung. Danach ist die Anwendung eines übelriechenden Gegenstandes als probates Mittel zur „Demütigung des dämonischen Stolzes“ geeignet. Die Teufel, heisst es da, gehören bekanntlich in die Hölle, fürchten sich aber vor derselben und erhalten manchmal die Vergünstigung eines freien Herumschweifens in der Luft; dies benutzen sie, um in menschliche Leiber zu fahren. Man muss den Teufel als Ungeziefer betrachten und ihn austreiben, wie man Ungeziefer austreibt.

Und spielt nicht in Russland, in der Zarenresidenz St. Petersburg, der Priester Johann von Kronstadt eine klassische Rolle als Teufelsaustreiber, über dessen Wunderkuren die „Wjedomosti Gradonatschalstwa,“ das Organ der St. Petersburger Stadthauptmannschaft, offizielle Berichte bringt! So war dort im April 1902 folgendes zu lesen (Uebersetzung in der deutschen St. Petersburger Zeitung vom 3./16. Mai und vom 7./20 Mai 1902):

Die Bäuerin Jewdokia Iwanowna Kulikowa litt sechzehn Jahre lang an einer Art Epilepsie, welche die Bauern als Besessenheit (russisch: Portscha) bezeichnen. Charakteristisch für diese Krankheit ist, dass die davon Befallenen beim Anhören

des Kirchengesanges, des Gottesdienstes oder von Kirchenglocken von den Anfällen ergriffen werden, die sich in krampfhaften Zuckungen, unartikulierten Schreien und Aehnlichem äussern. Die Kulikowa wurde von ihren Angehörigen zu wunderthätigen Heiligenbildern geführt, auch wurde die Hilfe von Dorfzauberinnen in Anspruch genommen. Aber es half Alles nichts. Einige Male wandten sich die Verwandten der Kranken an Aerzte, deren Mittel nichts fruchteten. Am 18. April begab sich das Ehepaar Kulikow, welches inzwischen einen Kramladen in Petersburg eröffnet hatte, in die Leuschinski-Klosterfiliale an der Basseinaja, wo der Protohierei Joann aus Kronstadt erwartet wurde. Als man die Kranke zum Empfang des hl. Abendmahls führen wollte, erreichten die Anfälle, von denen die Kulikowa in der Kirche ergriffen wurde, ihren Höhepunkt. Der Priester Joann konnte ihr das Abendmahl nicht erteilen. Aus der Klosterfiliale fuhr der Priester zur Familie Bogomolow in das Haus Nr. 63 an der Galernaja, wohin sich auch die Kulikows begaben. Hier wurde die Besessene dem Priester vorgeführt, der sie, nach einem Gebet um Heilung der Kranken, fest ansah und ihr befahl, sich zu bekreuzigen. Die Besessene sah mit irrem Blick vor sich hin. Als der Protohierei Joann sie zum zweiten Mal aufforderte, that es die Frau, die sich sechzehn Jahre nicht bekreuzigt hatte, zur Verwunderung aller Anwesenden. Der Priester erteilte ihr darauf den Segen, worauf die Kranke fühlte, dass sie vollständig geheilt sei. Am 22. April konnte die Kulikowa, ohne von Anfällen heimgesucht zu werden, dem Gottesdienst beiwohnen. — Die Geheilte wohnt im Hause Nr. 110 am Quai der Moika. — — Ein zweiter Fall:

Am 14. März d. J. ereignete sich während der Zelebrierung der Liturgie durch den Priester Joann von Kronstadt in der Leuschinski-Klosterfiliale (an der Basseinaja) ein Fall, den in unserer Zeit des Verfalls des Glaubens mitzuteilen nicht unnütz ist. — Unlängst traf in Petersburg eine kranke Frau ein — die Bäuerin aus dem Gouv. Twer, Kreis Stariza, Dorf Shelesowa, Feodossia Ssergejew, 24 Jahre alt. Ihre Krankheit äussert sich darin, dass sie z. B. beim Hören der Kirchenglocken, wo sie auch sein möge, sofort hinfällt, mit schrecklicher, wilder Stimme zu schreien beginnt und in Schweiss ge-

badet von fürchterlichen Konvulsionen bis zur Erschöpfung geschüttelt wird. Dasselbe überfällt sie bei jeder Kirchenprozession. Die Kirche besuchte die Frau selten, indem sie sich auf ein fingiertes Unwohlsein berief; so oft sie aber in der Kirche war, wiederholten sich bei ihr die geschilderten Anfälle, nach deren Aufhören sie sich nicht mehr darauf besann, was ihr zugestossen war. Nach allen diesen Anzeichen muss man ihre Krankheit als jene Besessenheit bezeichnen, von der oft im Evangelium die Rede ist. Drei Jahre litt die Frau an der Krankheit, ihre Kräfte verfielen, so dass die Verwandten beschlossen, das letzte Mittel anzuwenden: die Gebete des Priesters Joann von Kronstadt für die Leidende zu erbitten. Zu diesem Zweck wurde sie nach Petersburg geführt, wo am 14. März der Priester Joann die Liturgie in der Kirche der Leuschinski-Klosterfiliale zelebrierte. Während der Darreichung des Abendmahls an die Gemeinde wurde sie auch zum Abendmahl geführt. Sofort überkam sie wieder ein Anfall, sie schrie und verzerrte das Gesicht: drei starke Männer mussten die Frau halten. Der Protohierei Joann legte der Kranken seine Hand auf, heftete auf sie einen festen Blick und sagte mit fester und lauter Stimme· „Im Namen unseres Herrn Jesu Christ befehle ich dir, Satan, auszufahren." Diese Worte wiederholte der Priester mehrere Male. In der von Andächtigen überfüllten Kirche trat tiefe Stille ein. Man hörte nur noch die mächtigen Worte des verehrten Priesters: „Fahre aus, fahre rasch aus!" — dazu die unartikulierten Schreie der Besessenen und die Worte „ich fahre gleich aus!" Das dauerte etwa drei Minuten. Dann hörten die Schreie auf, und die Kranke fiel mit geschlossenen Augen, schwer atmend, den Begleitern in die Arme. Der Priester Joann wandte sich an sie und sagte drei Mal. „Oeffne die Augen!" Die Kranke erfüllte langsam mit grosser Anstrengung den Befehl. Ferner hiess sie der Protohierei mehrere Male sich bekreuzigen; das erste Mal that sie es mit Anstrengung, darauf freier Nach einigen Fragen an die Frau hiess der Priester sie loslassen und sagte: „Lasst sie, sie ist jetzt vollkommen genesen!" und reichte ihr das hl. Abendmahl, das sie fromm annahm. Später liess er sie noch ein Mal vorführen und sagte ihr, sie möge Gott danken und gesund bleiben. Die wunderbare Heilung machte den tiefsten Eindruck auf die Anwesenden.

Ein dritter Fall „von der Macht des Gebetes des Protohierei Joann Ssergjew“ wurde von den „Wjedomosti Petersb. Gradonatschalstwa“ noch im Oktober 1902 publizirt. Dieses Referat lautet nach einer Mitteilung in der deutschen Lodzer Zeitung vom 6./19. Oktober 1902: Eine Bäuerin aus Tula hatte vor 5 Jahren die Sehkraft und die Fähigkeit, ihre Hände zu gebrauchen, verloren. Man wandte sich schriftlich mit der Bitte an den Protohierei Joann Ssergjew, eine Fürbitte für ihre Genesung zu thun. Am 29. Juni erhielt sie vom Protohierei ein Schreiben mit einem Heiligenbildchen. Als sie dieses an ihre Augen und Hände legte, genas sie. — —

Aehnlich wie die Behandlung der Wahnsinnigen ist im Orient diejenige der Epileptiker. Beim Volke in Konstantinopel übt man zuweilen folgenden Gebrauch: man umwickelt den Kopf des Kranken mit einem Tuche, legt auf seinen Scheitel eine Handvoll Gerste und lässt davon fünf Hühner und zwei Enten der Reihe nach fressen. Die Türken empfinden vor Epileptikern die gleiche ehrfurchtsvolle Scheu wie vor Irren, da sie den epileptischen Anfall als Folge einer Unterredung mit überirdischen Geistern ansehen. Die bösen Geister werden den Epileptikern nämlich nach türkischer Meinung sichtbar. Der Patient steht in geheimer Verbindung mit einem Mädchen, und zwar einer Negerin; ein Dämon, in Liebe für dasselbe Wesen entbrannt, überrascht den Nebenbuhler, erfasst ihn beim Halse und sucht ihn zu erwürgen; daher die konvulsivische Bewegung. Fixiert sich das Kranksein in einem Mädchen, so steht sie mit einem Neger in einem strafbaren Bündnisse und wird in flagranti von dem Dämon überrascht, der sie liebt und nun aus Rache sie erdrosseln will. Bei einem epileptischen Anfalle treten daher die Hodschas-Zauberärzte mit grosser Zuversicht an die Seite des Kranken, dessen Leiden sie genau zu kennen glauben, hauchen und rufen ihn an, zitieren den bedrängten Dämon, befehlen ihm den Rückzug, arretieren und enthaupten ihn. — Professor Rigler, der viele solcher Fälle in Konstantinopel selbst beobachtet hat, sah die Macht der Einbildungskraft auf die von Vorurteil und Aberglauben befangenen Gemüter als so stark, dass ein Hodscha-Arzt jeden Epileptiker beliebig zum Anfall bringen konnte. Die Hodschas zeigen ihre Kunststücke gern, um einheimischen und fremden Zweiflern die Bedeutung ihres Einflusses

vor Augen zu führen und von ihrer Macht über die im Körper des Kranken hausenden Geister einen Beweis zu geben. Bei einem solchen Vorgang sitzt der Patient mit gekreuzten Füssen vor dem Geisterbeschwörer in einem Zimmer, dessen Fenster und Thüren fest verschlossen werden. In der Mitte des Zimmers steht eine Schüssel, gefüllt mit glühenden Kohlen und bestreut mit Aloeholz, so dass die Luft bald drückend und beängstigend wird. Nach dieser Vorbereitung ruft der Hodscha die Geister an, sich zu regen, zu bewegen und ihr Unwesen zu treiben. In 10 bis 15 Minuten erblasst der Kranke und beginnt zu zittern, zu wanken, sich zähneknirschend über das Erscheinen des Dämons zu beklagen, welcher ihn halte und würge, und endlich verfällt er im Kampfe gegen die ihn umgebende Gefahr in konvulsivische Bewegungen. Wenn bei einer epileptischen Person die Anfälle sich häufig wiederholen, so sagen die Hodschas, der Patient sei „janmisch": gebrannt, unheilbar. — Mit Epilepsie bedroht der Koran in der III. Sure „die, welche vom Wucher leben". Sie werden „dereinst auferstehen als Besessene, vom Satan berührt" — nämlich in Verzuckungen und Konvulsionen, welche die Orientalen den Wirkungen des Satans zuschreiben. Von Murad III. behaupten die Geschichtschreiber, dass sich bei ihm Unmässigkeit im Genusse des Harems durch die fallende Sucht rächte. Das türkische Wort für Epilepsie ist: sara oder tutarik; im Arabischen sagt man: nokta oder meskut; im Persischen sera; im Indischen mirgie. — Nach den Ansichten der Bewohner von Elbassan in Albanien wird die fallende Sucht den Menschen durch den weiblichen Dämon Fljamea angezaubert. Bei den Tosken in Süd-Albanien bedeutet das Wort Fljamea Seuche im Allgemeinen. Von einem Epileptiker sagen die Albanesen: „Er liegt in der bewussten Abrechnung mit dem Dämon" oder: „Das Ding hat ihn überfallen." Man wagt den wahren Namen der Krankheit nicht zu nennen, um den Krankheitsdämon nicht zu reizen. Bei den Montenegrinern glaubt man: es überfällt eine Hexe den Schläfer, versetzt ihm mit einer Zaubergerte einen Streich über die linke Brust, worauf sich der Brustkorb von selbst öffnet. Die Hexe reisst das Herz heraus, und die Wunde wächst gleich wieder zu, so dass kein Zeichen äusserlich zurückbleibt. Manche so Ueberfallene können sich noch weiter schleppen, die meisten aber sterben gleich. Mit byzantinischen

Münzen, welche das Bildnis der heiligen Helena tragen, und mit alten ungarischen Münzen, die das Bild der Madonna zeigen und St.-Anna-Münzen genannt werden, glauben die Montenegriner vielfach die Epilepsie kurieren zu können. Die Südslaven heilen die Krankheit in folgender Weise: Befällt die „Padaviza“ oder „Straschna bolest“ — die hinfallende oder die fürchterliche Krankheit — einen Menschen zum ersten Male, so zieht man ihm vor allen Dingen gleich die Kleider, die er trägt, vom Leibe ab. Ist es ein Mann, so fängt man einen schwarzen, ganz fleckenlosen Hahn, ist es eine Frau, so holt man eine schwarze, ganz fleckenlose Henne. Hahn oder Henne wickelt man in die Kleider und wirft das Bündel übers Dach, von Sonnenaufgang gegen Abend. Wo das Bündel niederfällt, gräbt man eine Grube und steckt die Kleider samt dem Tier hinein; doch darf man das Loch nicht zuscharren, sondern blos mit einem Stein zudecken. Oder: trifft es sich, dass einer dazu kommt, der noch im Leben einen solchen Kranken nicht gesehen hat, so soll er dem Kranken mit den Zähnen in die grosse Zehe des rechten Fusses beissen; dann wird die schreckliche Krankheit den Leidenden nie wieder heimsuchen.

Der noch im vorigen Jahrzehnte im bosnischen Savelande berühmt gewesene Bauer und Wunderarzt Bositsch empfahl — wie Krauss in seinem „Urquell“ berichtet — gegen die „Hinfallende“ den Bauern folgende Mittel:

Der Kranke gelobe vor allem, während 80 Tage alle Montage und Samstage zu fasten und jeden Freitag zu heiligen. Dann suche man einen selbstgewachsenen Weissdornpfahl, „bijeli gloschtschitsch samonik“, schäle davon Rinde in der Breite eines Leibriemens ab, zerstosse darauf Knoblauch und hefte ihn an den Bast an, umwickle das Ganze mit Leinwandfetzen und schnüre diese Binde dem Leidenden um den Leib. Dann zerstosse man wieder Knoblauch und stecke den Brei ins Innenfutter der Mütze. Binde und Mütze behalte man ununterbrochen 80 Tage, doch muss man den Knoblauchbrei im Futter der letzteren jeden Abend mit eiskaltem Wasser befeuchten. — Oder: Man schüttet in ein Gefäss Wasser von neun Quellen, wirft darein einige Stückchen nicht gemessener roter Seide, gibt dazu Blätter von wilden Granatäpfeln, Ljutac prvi udarac genannt, und noch acht verschiedene Kräuter, sowie ein eingetrocknetes Kirschen-

pfropfreislein; hierauf schneidet man einem makellos schwarzen Hahn den Kamm ab, fängt das Blut auf, mengt es mit Wasser und wäscht damit die Muskeln des Kranken; wenn dies geschehen ist, führt man den Kranken oder die Kranke, unter Mitnahme einer besonderen reinen Kleidung, an einen Kreuzweg, schneidet einen Stab von einem einsam stehenden Brombeerstrauch — od ostruge samice — ab und reisst einem Hahn — oder bei der Heilung einer kranken Frau, einer Henne — eine Feder aus. Diese Zeremonie übe man am späten Nachmittag oder besser noch um Mitternacht. Dann bade man den Kranken mit dem anfangs erwähnten Wasser von neun Quellen und vergrabe die Kleider, die er am Leibe hat, und die dem Hahn — oder der Henne — zuletzt ausgerissene Feder. Dann ziehe man dem Kranken die besonders mitgebrachte reine Kleidung an. Damit der, welcher am Patienten diese Heilung vornimmt, nicht die eingegrabene Krankheit erwische, spalte er den Stab vom Brombeerstrauche, schneide ein Stück von seinem Gewande ab, klemme es in den Spalt und werfe den Stab weit weg. Dann eile er mit dem Kranken, ohne sich umzuschauen, zurück. Nach 80 Tagen muss der Patient gesunden, so Gott will...

Wenn in Serbien der Epileptiker einen Anfall bekommen hat, so nimmt — wie Dr. Wladan Gjorgjewitsch erzählt — die Besprecherin, die Bajaliza, eine Sichel, einen Besen und einen Vogelflügel, und indem sie den Kranken damit berührt, spricht sie: Der Peter — oder wie der Kranke sonst heisst — ist mir krank geworden. Es begegneten ihm die Verdammten, welche einen Heukopf, Siebaugen und Sichelzähne haben. Mit dem Kopfe erschreckten sie ihn, mit den Augen sogen sie sich ein und mit den Zähnen zerfleischten sie ihn. Peters Wehklagen drangen bis in den Himmel, es hörte ihn die unbestechliche Mutter Gottes, welche also frug: „Warum klagst du, Peter, dass deine Klage von der Erde bis zum Himmel reicht?“ — „Ich klage,“ antwortete Peter, „weil mir die Verdammten alle meine Kräfte verzehrten, meine Knochen zerbrochen, mein Blut ausgesogen haben.“ — „Klage nicht weiter“ — sagte die Muttergottes darauf — „sondern geh' zur Dona Bajaliza, sie wird dir alles Böse ,wegblasen mit ihrem Atem, wegnehmen mit den Händen, wegzaubern mit ihren Worten, vergiften mit ihren Kräutern, und dir wird es leicht werden, dass du ruhig ein-

schlafen wirst wie ein Lämmchen im grünen Grase.“ Peter kam zur Dona Bajaliza, und sie fing allzugleich an zu beten: „Ihr Unbestechlichen, die ihr nie an einer Brust gesäugt wurdet, Ihr ungetrauten Hexen und Winde der grossen Krankheit, Euch bitte ich, die Dona Bajaliza, kommt heraus aus Peters Kopfe, aus seinem Gehirne, aus seinem Verstande, aus den Kopfhaaren, der Stirn, den Augenbrauen, der Nase, den Zähnen, den Lippen, aus dem Rachen, aus den Ohren, aus dem Kehlkopf, dem Halse, den Schultern, aus den Vorder- und Oberarmen, aus den Handgelenken und Händen, deren Fingern und Nägeln, aus dem Rücken und Kreuze, aus der Brust und den Rippen, aus den Bauchweichen, aus dem Herzen, aus den Lungen, der Leber, dem Nabel, dem Magen, den Gedärmen, den Nieren, aus der Harnblase, aus den Hüften und Oberschenkeln, aus den Knieen, den Schienbeinen, den Füssen, deren Fersen, Zehen und Nägeln. Ich bitte Euch, Ihr Verdammten, tretet ab, geht auseinander wie der Staub auf den Landstrassen, wie das Sonnenlicht über den Feldern, wie der Wind im Gebirge, wie das Volk, wenn die Kirchweih' zu Ende, wie die Leute vom Markte. Tretet ab, Ihr Verdammten, tretet ab!“

10. Chirurgen, Barbiere und Zahnärzte.

Einteilung der türkischen Chirurgen. — Staatliche Erlaubnis für Operationen. — Der Patron der moslemischen Wundärzte. — Der erste Chirurg des Islams. — Berühmte albanesische Feldscherer. — Die serbischen Volksärzte. — Berichte von Wladan Gjorgjewitsch. — Arabische Volkschirurgie. — Persische Chirurgen. — Knochenbrüche und Verrenkungen. — Eingeweidebrüche. — Berühmte Steinschneider. — Die Suluktschi. — Schröpfen. — Aderlassen. — Blutegel. — Massenhafte Blutentziehungen. — Chirurg, Barbier und Kawehdschi. — Persische Chirurgie. — Tätowierungen. — Blasenziehende Mittel. — Moxen. — Fontanellen. — Zahnärzte. — Ein Zahnheilmittel des Propheten Mohammed.

Die türkischen Chirurgen zerfallen zunächst in zwei grosse Gruppen: die eine bilden die Wundärzte, die man in der Einzahl Dscherrach nennt; die andere umfasst die Suluktschi oder Blutegelsetzer, meist armenische und jüdische Barbiere, die auch das Handwerk von Zahnärzten ausüben. Jede dieser Abteilungen besteht wieder aus zahlreichen Unterabteilungen, und namentlich hat jede Art Wundarzneikunst ihre Spezialisten. Zwar gibt es jetzt schon einige gebildete Chirurgen unter den Türken, wie beispielsweise den Dschemil Pascha, Schwiegersohn des Scheichs ul Islam; Dschemil lässt sich von seinen Landsleuten sogar gern als türkischen Billroth feiern. Aber im grossen und ganzen sind die einheimischen Chirurgen noch heute solche Ignoranten, wie vor Jahrhunderten.

Für jede Operation muss der Chirurg um die Erlaubnis des Richters nachsuchen, da er sonst bei einem unglücklichen Ausgang dem Gesetze als gemeiner Mörder verfällt. Das ist ein gewisser Vorteil für ein Land, in dem dieses medizinische Fach noch in den Händen gewissenloser Pfuscher sich befindet. Schade nur, dass nicht die gesamte Heilkunde solcher strengen Kontrolle unterliegt; es ist dem Charlatan blos verwehrt, seine

Nebenmenschen mit dem Messer zu töten, aber vergiften darf er sie ungestraft.

Die türkischen Wundärzte verehren den Jeremias als ihren Patron. Als der erste Wundarzt des Islams gilt der Fleischer Ebu Obeid, ein Zeitgenosse des Propheten. Doch wird dem Ebu Obeid diese Ehre streitig gemacht, denn in der arabischen Geschichte wird auch ein anderer, Namens Ibn Ebu Remset, aus dem Stamme der Beni Temim, als der erste Wundarzt der moslemischen Welt bezeichnet; von Ibn Ebu Remset sagte Mohammed: „Er ist von zarter Hand und ein Arzt Gottes"; was die Ausleger so verstehen, dass seine medizinischen Kenntnisse nicht weit her gewesen und er kein Arzt aus eigener Erfahrung und Bildung, sondern nur durch die Gnade Gottes war. Das könnte noch heute von fast allen türkischen Chirurgen gelten. Sie besitzen nichts Eigenes in ihrem Fache, weder Bildung noch Kenntnisse. Selbst ihre Instrumente beziehen sie aus der Fremde. Nicht eine einzige Lanzette wird in der Türkei gemacht.

Zu den berühmtesten Chirurgen im Türkenreiche gehören die albanesischen Kaloiatri oder Feldscherer; ihre Pflanzschule war von jeher — wie Hahn mitteilt — der Bezirk von Sagori im Pindusgebirge. Dort haben sich unzählige Arten von traditionellen Heilverfahren erhalten, und die Kunst vererbt sich von den Vätern auf die Söhne. Die Kaloiatri von Sagori heilen die schwierigsten Hieb- und Stichwunden durch das Auflegen bestimmter Kräuter, wobei sie als innerliches Medikament nichts als mächtige Portionen Branntwein verordnen: „dieses Medikament erhält das Fleisch lebendig," sagen sie, „und verhütet den Brand".

Berühmt sind ferner die serbischen Volkschirurgen; Wladan Gjorgjewitsch, erzählt in seinem Buche über die serbischen Sanitätszustände interessante Dinge über diese „Etschin": Sie nehmen die schwierigsten Operationen vor. Die Anatomie studieren sie an Tier bern.

Wie bei jedem Volke, bei dem der Ackerbau und die Viehzucht die Hauptbeschäftigungen bilden, so sind auch bei den Serben die einzelnen Organe des tierischen Organismus wohlbekannt. In jedem Hause wird Vieh geschlachtet, somit bekommt ein Jeder oft Gelegenheit, das Innere des tierischen

Körpers zu sehen, den Zusammenhang der einzelnen Organe zu begreifen, die verschiedenen Schichten und deren Aufeinanderfolge kennen zu lernen; man fängt an, die Muskeln und deren Sehnen von den Knochen und deren Gelenken zu unterscheiden, man bekommt allmählich eine Idee von Blutgefässen, von Nerven. Auf diese Weise wurden jene Kenntnisse gesammelt, die man, mit einer gewissen Idealisierung, die Anatomie der Volksmedizin nennen könnte. Mag diese anatomische Grundlage und ihre Anwendung auf den menschlichen Körper noch so mangelhaft sein, die Volksärzte haben doch auf ihr ein stolzes Gebäude der Volkschirurgie aufgeführt, welche heutzutage noch in Serbien nicht blos den messerscheuen Aerzten, sondern sogar den Operateuren vom Fach starke Konkurrenz macht. — Vor 50 Jahren lebte in Belgrad eine alte Frau, Stanija genannt, welche durch ihre Dexterität beim Einrichten selbst inveterierter Luxationen und bei der Behandlung der kompliziertesten Knochenverletzungen einen grossen Ruf erlangt hatte; die Regierung wurde von der öffentlichen Meinung gezwungen, dafür Sorge zu tragen, dass die wertvollen Kenntnisse dieser Frau nicht verloren gehen sollten. Die Regierung gab der alten Volks-Chirurgin infolgedessen nicht blos eine anständige Pension, sondern schickte zu ihr einige Schüler, die sie in ihrer Heilkunst unterrichten sollte. Also eine wahrhaftige Schule für Volkschirurgie, von Amtswegen errichtet! . . . Ein Jünger dieser Schule, der Gendarm Alexa, praktizierte im Jahre 1883 noch im Geheimen in Belgrad, trotz aller Polizeiverbote.

Vor 15 oder 20 Jahren geschah es, erzählt Gjorgjewitsch, dass der Militärarzt der Garnison von Pozarewatz sich eine Fractur der Tibia zuzog. In einem ziemlich schlechten Verbande heilte die Fractur mit starker Dislocation der Fragmente. Ein Volkschirurg des Ortes, der den schlecht verheilten Unterschenkel gesehen, ersuchte seinen diplomierten Kollegen um die Erlaubnis, den Fehler auszubessern, und als er diese Erlaubnis erhalten, fracturierte er die Tibia mit eigenen Händen, legte sie in einen festen Verband aus gestossenen Ziegeln, Werg, Seife, und in sechs Wochen war das Schienbein gerade geheilt. Die Kühnheit der Volkschirurgen begnügt sich nicht einmal mit der groben Arbeit bei Fracturen und Luxationen, sie wagen sich selbst ans Auge.

Gjorgjewitsch zählt folgende in letzter Zeit noch berühmt gewesene serbische Volksärzte und Volkschirurgen auf: Marko Giljacsa und Andrija Zivaljevitsch aus Lezevci, Kristo Medigovitsch aus Paschtrovitsch, Lazo Gorokutja aus Budua, Petar Mitrov Merdzanovitsch aus Rissanj in Montenegro; Marko Ilicskovitsch aus der Crmnitza und die Frau Manda Perovitschka aus Trebinje.

Der Volksaugenarzt Dimitrije aus Paratschin, hat durch 40 Jahre in ganz Serbien schwierige Staroperationen ausgeführt; und er pochte nicht blos auf seine Erfolge, sondern auf eine Unmasse von Zeugnissen, welche ihm diplomierte Aerzte ausgestellt, in deren Beisein oder gar mit deren Assistenz er operiert hatte. Ja, die Volkschirurgie der Serben hat auch Spezialisten aufzuweisen. Jefto Ducsitj, der aus Nadlug in der Herzegowina stammte und in der Boche di Cattaro praktizierte, hatte sich in Herniotomien einen grossen Ruf erworben. Nicht blos incarcerierte Hernien operierte er mit Erfolg, nachdem er immer früher die Taxis versucht hatte, sondern er machte auch radikale Operationen der freien Hernien. Jefto war so stolz auf seine Erfolge, dass er mit sehr wenig Respekt von den diplomierten Aerzten und dem „lateinischen Firlefanz" sprach, von dem er behauptete, dass er blos „die Welt betrüge und vergifte."

Das Wissen und die Manipulationen der Volksärzte und Volkschirurgen bilden ein Familieneigentum und Geheimnis, welches von einer Generation auf die andere vererbt wird, so zwar, dass es ganze volksärztliche Dynastien gibt, welche man an den Zunamen gleich erkennen kann. So bedeutet der Zuname Medigovitsch die Söhne des Medigo, oder Hetjimovitj die Söhne des Hetjim.

Uebrigens gibt es Beispiele aus Serbien, wo einzelne Patienten nicht einmal die Hilfe des Volkschirurgen in Anspruch nehmen, sondern an sich selbst den Chirurgen machen. Gjorgjewitsch erzählt. Ein Schmied, der am Fussrücken ein Neugebilde hatte, exstirpierte sich's eigenhändig mit seinem Brodmesser, und als das Uebel recidivierte, wiederholte er die Exstirpation. Erst als das Neugebilde zum zweiten Male recidivierte, kam er zu Gjorgjewitsch mit der Bitte, ihn „von dieser Unreinlichkeit radical zu befreien." — Eine Bäuerin, welche auf einer Fuss-

reise im strengsten Winter auf der Landstrasse erschöpft eingeschlafen war und deren beide Füsse bis zu den Tarso-metatarsalgelenken erfroren, wurde von barmherzigen Passanten bis in das nächste Landhaus an der Strasse getragen und dort zur Pflege übergeben. Die Magd des Hauses nahm, sobald sie die Eiterung zwischen den schwarzen abgestorbenen und den lebenden Teilen des Fusses gesehen, das Küchenmesser und machte eine förmliche Lisfrancsche Amputation, wobei ihr die natürliche Demarcationslinie das Messer geführt hat. Die Montenegriner und Dalmatiner in der Boche di Cattaro bedienen sich des Etschin oder Medigo, des Berufsarztes, eigentlich nur bei Verwundungen. Bei allen inneren Krankheiten ruft man die alten Weiber oder kuriert sich selbst. Eine sprichwörtliche Redensart in der Boche di Cattaro heisst: „Wer 30 Jahre alt ist und sich nicht selbst zu helfen weiss in Krankheiten, ist nicht wert, dass er lebt."

Unter den Serben ist nach Mitteilung von Gjorgjewitsch besonders die Kriegschirurgie gut ausgebildet. Die Not war hier die Meisterin. Die Stich- und Risswunden werden sogleich mit Salzwasser, an der dalmatinischen Seeküste mit Meerwasser, ausgespült. Bei Lappenwunden wird der Lappen reponiert und so befestigt, dass eine Verschiebung unmöglich ist. Bei allen Schnittwunden wird die Heilung per primam intentionem angestrebt; gelingt sie aber nicht, dann werden Wundsalben aufgelegt, deren Zusammensetzung ein Familiengeheimnis bildet. Der Verband wird zweimal täglich gewechselt. Wenn trotz der wunderthätigen Salbe Eitersenkungen oder Phlegmonen eintreten, sucht der Volkschirurg die tiefstgelegenen fluctuierenden Stellen auf, sticht sie mit dem Taschenmesser auf, lässt den Eiter ausfliessen und führt in jede solche Gegenöffnung ein mit seiner Wundersalbe angestrichenes Bourdonnet ein, welches bei jedem Verbandwechsel erneuert wird. Bei perforierenden Brustwunden wird die geöffnete Pleurahöhle von der Wunde aus mit etwa zwei Liter weissen Weines angefüllt; dann wird der Verwundete in horizontaler Lage auf die Hände genommen und so geschüttelt, wie ein Fass, das ausgewaschen werden soll; hierauf wird er umgewendet, damit der ganze Wein durch die Wunde herausgelassen wird. Dieses Auswaschen des geöffneten Pleurasackes wird so lange wiederholt, bis der herausfliessende Wein

wenig oder gar kein Blut mehr enthält; dann erst wird der Verband angelegt. Als der Volkschirurg Ilicskovitj nach einem blutigen Jatagandnell, welches im Beisein des Fürsten Danilo von Montenegro stattgefunden und mit einer perforierenden Brustwunde des einen Duellanten geendet hatte, diese Prozedur mit dem Verwundeten ausführte, fragte ihn ein Schriftsteller aus der Suite des Fürsten, Vrcsevitj, warum er diese Ausspülung mit Wein vornehme; der Volkschirurg gab folgendes zur Antwort: „Ja Herr, wir sind um die Taille durch eine fleischige Scheidewand geteilt, zwischen der Brust- und Bauchhöhle haben wir einen Boden. Nun, wenn ich die Brusthöhle nicht mit Wein ausspülen würde, so möchte sich der Eiter auf dem Boden sammeln, dort verderben, zur Jauche werden, und der Verwundete würde mir an dieser Eiterverderbnis zu Grunde gehen. So aber, wenn ich ihn davor bewahrt habe, ist es mir ein Leichtes, die Wunde zu behandeln, welche ich sehen kann."

Bei den Wunden der vorderen Bauchwände werden die Wundränder möglichst genau aneinandergelegt und so gehalten, bis eine originelle Art von Nähten angelegt ist, nämlich eine nach der Länge der Schnittwunde grössere oder kleinere Zahl von starken Käfern, denen, sobald sie sich an die Wundränder fest angeklammert haben, die Hinterteile abgeschnitten werden . . .

Wenn nicht blos die vordere Bauchwand, sondern auch die Gedärme verletzt sind, dann bekommt der Verwundete täglich 20 bis 30 nussgrosse, aus Mehl und Hasenhaaren geknetete und gebackene Teigknödel zu essen, „damit die Hasenhaare auf diese Weise bis zur Darmwunde gebracht werden, dort haften bleiben und sie verstopfen mögen."

Wenn einzelne Weichteilstücke ganz abgeschnitten sind, versucht der Volkschirurg allsogleich ihre Wiedereinheilung. So ist es erwiesen, dass dem Ivo Martinovic, dem in der Schlacht die Nase weggeschnitten war, dieselbe auf folgende Weise wieder angelegt und befestigt wurde: Zwei Metallröhrchen wurden ihm in die Nasenlöcher gesteckt, „damit die Nase nicht inwendig verwachse." In sechs Wochen war die Nase so schön auf ihrem Platze eingeheilt, dass man blos durch die Narbe an die von ihr überstandene Verlustgefahr erinnert wurde.

Bei Bisswunden, besonders wenn der Mensch von einem

tollen Hunde gebissen wurde, wird der betreffende Körperteil oberhalb der Bisswunde fest eingeschnürt, „damit das Gift nicht in die Adern gelangen kann," und dann wird die Bisswunde mit starkem Essig oder Branntwein ausgewaschen. Hierauf kommen Fisolenbohnen in die Wunde, um in ihr als fremde Körper eine profusere Eiterung hervorzurufen.

Wenn der Volkschirurg zu einem Patienten gerufen wird, der sich einen Knochenbruch zugezogen, fängt er mit seinen Händen, welche er mit gewärmtem Oel angestrichen, zunächst das verletzte Glied behutsam zu massieren an, „bis er die Fragmente eingelegt hat". Dann nimmt er Linnen, breitet ihn in der Mitte ein bischen aus, giesst darauf das Eierklare zweier Hühnereier und etwas gestossenen Alaun, legt das so Zubereitete auf die Bruchstelle des Knochens und verbindet sie mit einem schmalen Handtuch. Dann nimmt er zwei Holzschienen, jede so lang wie der frakturierte Knochen, und 3 bis 4 Finger breit. Dieser Schienenverband wird mit einem Gurt fest zusammengeschnürt und 8 Tage liegen gelassen. Nach der ersten und nach der dritten Woche wird der Verband erneuert; blos wird bei dem zweiten Verbandswechsel keine Schiene mehr zu Hilfe genommen. Nach der Meinung der Volkschirurgen heilt ein junger Knochen in drei Wochen, während beim Knochenbruch eines Erwachsenen doppelt so viel Zeit notwendig ist, „weil sich der alte Knochen viel schwieriger anschmiegt".

Höchst interessant ist das Verfahren der serbischen Volkschirurgen bei Verletzungen der Schädelknochen. Sobald der Verunglückte über heftigen Kopfschmerz zu klagen beginnt, sobald er aus einer Ohnmacht in die andere fällt, sagt der Volkschirurg allsogleich: „das Blut fängt an, sich auf das Gehirn zu setzen," und macht eine Operation, welche der Trepanation lege artis auf ein Haar ähnlich ist. Zuerst wird mit einem Rasiermesser auf der betreffenden Stelle des Schädels ein Kreuzschnitt gemacht, die Lappen werden zurückgeschlagen, und dann wird das Rasiermesser als Raspatorium benützt, um eine Stelle des Knochens, etwa so gross wie ein Markstück, blosszulegen. Und jetzt wird thatsächlich trepaniert mit einem Instrumente, welches sogar in der serbischen Volkssprache „trapan" heisst. Nach der Entfernung des heraustrepanierten Knochenstückes wird ein Stück Schwamm auf eine lange stumpfe Nadel gebunden

und damit das ganze etwa in der Schädelhöhle extravasierte Blut aufgesogen. Zuletzt wird das Loch im Schädel mit einem gleich grossen, schön abgerundeten Stücke eines Kürbisses zugestopft, welches dann bis zur Anwachsung des neuen Knochens „aufgesogen" wird. . . .

Was die Luxationen anbelangt, so behauptet der serbische Ethnograph Vuk Vresevitj, dass es kein Dorf in den Ländern der serbischen Zunge gebe, wo nicht wenigstens ein Volkschirurg wäre, welcher sich speziell mit der Einrichtung der ausgerenkten Glieder befassen würde; die Methode dieser Spezialisten besteht immer in der Traktion. Es wird genau unterschieden, ob der Gelenkkopf nach unten, nach vorne oder nach hinten luxiert ist; und wo es notwendig ist, wird immer vor der Traktion ein grosses Knäul Garn unter den Gelenkkopf gelegt, um ein Hypomochlion zu haben.

Von den Geschwülsten kennt die serbische Volkschirurgie blos die Lymphomata und Atheromata. Die letzteren werden immer mit einem Holzdorn angestochen; der Dorn wird 24 Stunden stecken gelassen, dann herausgezogen und hierauf legt man eine Salbe auf, „welche in 9 Tagen unfehlbar den ganzen Inhalt der Balggeschwulst herausziehen muss". Die Volkschirurgen sind so sicher mit dieser Methode, dass einer einmal vor Staunen kaum zu sich kommen konnte, als nach einer solchen Operation der Patient Erysipel bekam und daran starb.

Bei den nichttraumatischen Entzündungen der Weichteile bei Panaritien — welche „nepomenik": der „Gott sei bei uns" genannt werden — ferner bei Phlegmonen und Abscessen wird immer zuerst mit verschiedenen Cataplasmen eine „Reifung" — die Eiterung — angestrebt und, sobald sie durch Fluctuation nachzuweisen ist, dreist eingeschnitten. Die einzige Ausnahme macht merkwürdigerweise der Karbunkel, welcher auf eine sonderbare Weise behandelt wird: Es werden nämlich die posteriora einer lebenden Henne auf die karbunculösen Stellen gelegt, weil die Volkschirurgen behaupten, „dass dadurch das ganze Gift aus dem Karbunkel in die Henne fahren muss"; die Hennen sollen auch in Folge dieser Vergiftung gleich krepieren; das Verfahren wird solange wiederholt, bis eine Henne am Leben bleibt. Dann ist der Karbunkel unschädlich gemacht.

Etwas barbarisch, aber zweckmässig ist die Lage der Pa-

tienten, welche ihnen die serbischen Volkschirurgen geben, um die Reposition der freien Hernien auszuführen. Es werden den Kranken nämlich die Füsse an zwei unweit von einander stehende Pfosten angebunden, so zwar, dass Kopf und Oberkörper auf der Erde liegen. Der Volkschirurg stellt sich oder setzt sich auf die aufgehängten unteren Extremitäten des Patienten und beginnt die Streichung des Bruchsackes mit gewärmtem Oele, welche Prozedur eine volle Stunde fortgesetzt wird. Wenn der Bruchsack unter dieser Manipulation zusehends kleiner wird, so wird die Operation fortgesetzt bis zum Verschwinden der Hernie. Geht es aber mit der Streichung nicht, dann wird der Patient in dieser wenig beneidenswerten Lage bis zum nächsten, sogar bis zum übernächsten Tage gelassen und bekommt während dieser Zeit einzig und allein etwas Brod zu essen, „damit die Gedärme durch verschiedene Speisen nicht strotzen." Ist der Bruch trotzdem nicht verschwunden, dann werden das Scrotum und der Bruchsack aufgeschnitten, die Bruchpforte wird mit einem „einer Feile ähnlichen" Instrumente erweitert und die Darmschlinge in die Bauchhöhle zurückgeschoben. Gleich darauf wird auf die Wunde eineP flanze gelegt, „welche im Stande ist, dieselbe in 24 Stunden verheilen zu lassen." Die Volkschirurgen sind so überzeugt von der Wunderkraft dieser Pflanze, dass sie es nie unterlassen, auch in Fällen, wo die freie Taxis gelungen, doch die Pflanze auf die gesunde Haut, in der Gegend der äusseren Oeffnung des Inguinalkanals, aufzulegen. Gjorgjowitsch bemerkt über diese Pflanze, dass er das geheimnisvolle Kraut allen seinen Bemühungen zum Trotze weder zu sehen bekommen, noch seinen Namen erfahren konnte.

Honigberger erzählt, wie die Araber in der Wüste ihre Wunden heilen oder zubacken: „Sie machen nämlich ein Loch in die Erde, wie ein Grab, das sie ausheizen; dann legen sie den Verwundeten hinein und bedecken ihn; er bleibt solange darin, bis er entweder geheilt oder gestorben ist; stirbt er, so haben sie nur die Erde über ihn zu schütten; kommt er auf, so kann er wieder auf das Kameel aufsitzen und dem Feinde entgegenreiten."

Das Einrichten gebrochener und verrenkter Glieder wird in Persien, nach Polak, von Leuten aus dem Volke geübt, von den Bruchbindern — schickeste-baend — die sich grossen Zu-

spruchs erfreuen. Bei der leichtesten Kontusion wird ein Schikestebänd gerufen. Er diagnostiziert immer Bruch, zum mindesten eine Verrenkung, reckt und zieht das Glied nach allen Dimensionen — denn nach der Heftigkeit des Schmerzes richtet sich die Höhe seines Entgelts — schmiert es dann reichlich mit Eidotter ein und umgibt es endlich mit Binden oder mit Schienen aus Holz oder Rohr. Vermögendere lassen sich die Glieder statt mit Eidotter mit dem kostbaren Mumiai, einem Erdpech einreiben, dessen Heilkraft nach der Behauptung der Perser eine so wirksame sein soll, dass man damit das gebrochene Bein eines Huhns in einem Tage vollständig heilen kann. Von Honigberger wird diese Behauptung als Thatsache angeführt.

In der Türkei werden Knochenbrüche und Verrenkungen von den Kiriktschi und Tschikiktschi geheilt. Diese Specialisten erklären jede Erschütterung, Quetschung oder leichte Verrenkung als einen schweren Knochenbruch, um den Ruhm zu geniessen, dass sie das angeblich schwer verletzte Glied schon nach wenigen Tagen brauchbar gemacht. Sie umwickeln die Extremität mit Binden, legen Holzschienen darüber und empfehlen Ruhe und Diät; durch zu starken Druck des Verbandes verursachen sie gewöhnlich Brand; dennoch stehen sie in hohem Ansehen, das durch noch so offenkundige Fehler nicht erschüttert werden kann.

Als Lorenz Rigler vor fünfzig Jahren die Reorganisation der Spitäler Konstantinopels durchführte, waren die Tschikiktschi und Kiriktschi in allen öffentlichen Heilanstalten angestellt und den Aerzten im Range gleich. Rigler verdrängte sie schleunigst, aber sie sind wiedergekehrt und müssen geduldet werden; lernte ich doch selbst im kaiserlichen Palaste von Jildis Kjöschk den Kiriktschi Schachnasar Efendi als eine Persönlichkeit kennen, gegen welche die höchsten Hofärzte nicht aufkommen können.

Andere türkische „Chirurgen“ beschäftigen sich mit dem Eröffnen von Abscessen; sie haben in ihrem ganzen Leben nur diese Operation ausgeführt, aber nicht einmal die Uebung macht sie zu Meistern. Sie kennen bei allen Geschwülsten blos zwei Methoden: sie eröffnen die Abszesse oder verordnen Kataplasmen und partielle laue Bäder. Bei dem Eröffnen der Abszesse gehen sie rücksichtslos vor, das Leben der Patienten empfehlen

sie der Gnade Gottes. Gottes Ungnade ist es, wenn sie dem armen Kranken bei einer Kniegeschwulst eine Incision von zwei Zoll Länge machen und dabei das ganze Kapselband durchschneiden.

Mit der Kurierung der Eingeweidebrüche wiederum betraut man die Kasiktschi. Ihre Kunst ist die Reduktion beweglicher Hernien und die Anlegung eines Bruchbandes

Bei eingeklemmten Brüchen versuchen sie, die Reposition der Eingeweide nach einem Aderlass im Bade und durch Aufhängen des Kranken an den Füssen zu erleichtern. Erreichen sie ihren Zweck nicht — und das ist das Häufigere — dann empfehlen sie ebenfalls ihren Patienten und seine Heilung dem allmächtigen Allah. Als tüchtige Kasiktschi gelten übrigens die albanesischen.

Häufig findet man in der Türkei die Taschtschi oder Steinschneider. Einen berühmten islamitischen Steinoperateur erwähnt Hammer-Purgstall in seiner Geschichte der Arabischen Litteratur unter Nummer 8112. Dort heisst es: „Hebetallah Ben el Mesihi Ebu Nassr lebte um 600=1203 und war Leibarzt des Kalifen Nassir li Dinillah, den er im Jahre 598 von einem gefährlichen Steinübel rettete, wofür er so reich von allen Mitgliedern der Kalifenfamilie beschenkt wurde, dass ihm die Kur 20000 Goldstücke eintrug."

Rigler erzählt einen merkwürdigen Fall aus neuerer Zeit: Als er sich bei einem Taschtschi befand, kam zu demselben zum ersten Mal ein Patient. Der Taschtschi untersuchte ihn und diagnostizierte auf einen Blasenstein. Ohne weitere Vorbereitungen zu treffen, liess er den Kranken entkleiden, an den Rand einer Ottomane legen und von zwei Dienern festhalten. Mit dem linken Zeigefinger drückte er den Stein an, und mit der rechten Hand führte er einen raschen Schnitt, um dann mit einer Kornzange ein taubeneigrosses Ding herauszureissen. Nachdem er die Wunde zugenäht hatte, schickte er den Kranken mit einem Wagen in seine eine halbe Stunde entfernte Wohnung, empfahl ihm Ruhe, nichts zu essen, aber viel Wasser zu trinken. Die Wunde war am 31. Tage geheilt, ohne eine Fistel zu hinterlassen. — Als besonders gute Steinoperateure galten von altersher die Griechen aus Metzowo in Rumelien.

In Serbien scheinen die Blasensteinschneider, wie Gjorgjewitsch glaubt, keine ständigen Vertreter gehabt zu haben; aber

bevor die diplomierten Aerzte angefangen haben, selber die Lithotomien zu machen, verging kein Jahr, ohne dass der eine oder der andere Steinschneider aus Mazedonien, Epirus oder Albanien nach Serbien kam, um eine Reise im Lande zu machen und viele Lithotomien auszuführen.

Zu einer Steinoperation muss sich in der Türkei der Taschtschi nicht blos mit einer richterlichen Erlaubnis, sondern auch mit einem Freibriefe für den Fall des Misslingens versehen. — Ein allgemein verbreitetes orientalisches Volksmittel gegen Stein ist ein Thee von trockenen Blättern des Mandelbaumes.

Alle bisher erwähnten chirurgischen Spezialisten gehören in die Gruppe der Dscherrachs; nun will ich mich den Suluktschi zuwenden, die mit der Blutentziehung hantieren, mit Schröpfen, Aderlässen und Blutegeln. Dr. Bernhard Beck sagte mir: „Eine Araberin kann nicht einen Monat, ja nicht eine Woche existieren, ohne sich Schröpfköpfe setzen zu lassen.“ Das beim Schröpfen im Orient im Allgemeinen übliche Verfahren ist folgendes: Mit einem Rasiermesser oder einer Lanzette werden an den zur Blutentziehung bestimmten Körperteilen Einschnitte gemacht; auf diesen wird ein unten geglättetes, an der oberen Spitze abgesägtes und dadurch eine kleine Oeffnung besitzendes Horn mit der Basis aufgesetzt; der Operateur drückt den Mund an die kleine Oeffnung der Spitze, saugt die Luft aus und verschliesst das Loch mit einem Stückchen Wachs.

Ein ähnliches Verfahren ist in ganz Afrika bekannt. Loyer berichtete dies schon 1714 von den Völkern Inner-Afrikas und Mungo-Park das Gleiche 1799. Professor Vambéry erzählte mir einmal, dass der Dscherrach-Baschi oder Ober-Wundarzt im Sserai Abdul Medschids mittels einer alten Flinte schröpfte.

Im Innern des Reiches, wo wissenschaftlich gebildete Aerzte häufig vollständig fehlen, ist die Blutentziehung ein wahrer Unfug, eine männermordende Seuche. Wenn ich in den Provinzstädten und Dörfern die Gassen der Bazare durchwanderte, sah ich in den Schauläden der Barbierstuben Glas an Glas stehen; Glas an Glas mit Blut, mit Menschenblut. Die Bude des Raseurs ist hier gleichzeitig chirurgische Klinik und Kaffeehaus. In einer Ecke hocken die Leute, die ihren kleinen Schwarzen schlürfen oder ihre Nargilleh gurgeln; in einem anderen Winkel lassen sich einige einseifen oder rasieren. In der Mitte des Lokals

aber steht der Meister des Hauses, in der Hand sein schärfstes Rasiermesser haltend, und hackt in den nackten Körper eines Opfers Schnitt um Schnitt. Dann nimmt er ein Schröpfglas, wirft ein Stückchen Watte hinein, brennt sie an und stülpt das Glas auf den Rücken des Patienten. Wenn die Watte verbrannt und das Glas luftleer geworden ist, zieht der Operateur das Blut ab und stellt Glas um Glas eines neben das andere, bis der Gemarterte ohnmächtig wird. Manchmal haut der Raseur sein Messer statt auf den Rücken auf die Schläfe oder die äussere Handfläche seiner Kundschaft, und er macht sich garnichts daraus, wenn er statt einer Vene eine Arterie trifft, sodass der Patient, der sich aus einem vielleicht geringfügigen Anlasse Blut entziehen lassen wollte, rettungslos zu Grunde geht.

In den Dörfern Palästinas wird das „Taschtib“ — vom Verbum schattab, ritzen — selbst bei kleinen Kindern angewendet; wenn sie von heissem Fieber befallen sind, ritzt man ihnen die Haut an Rücken und Füssen mit dem Mus, dem Rasiermesser, so lange bis man glaubt, dass genug schlechtes, den kleinen Körper mit Fieber plagendes Blut abgeflossen ist.

Eine eigentümliche Art des Schröpfens findet, wie mir Dr. Beck berichtete, in Bagdad bei Darmleidenden und Hämorrhoidalkranken statt. Da der Operateur in solchen Fällen ein Glas mit brennender Watte nicht gut verwenden kann, setzt er an die leidende Stelle ein Saugglas in der Art desjenigen an, das man zum Abziehen der Muttermilch gebraucht, und saugt eigenmündig Glas um Glas auf . . .

In Aegypten wird bei Kopfschmerz die Nase geschröpft; in Konstantinopel und Arabien macht man dagegen auf der Kopfhaut Einschnitte; das hervorquellende Blut wird dann mit einem scharfen Holze fortgestrichen. Bei Gelbsucht schröpft man die untere Zungenfläche, Stirn und Nase oder rasiert den Scheitel, macht Einschnitte in die Kopfhaut und reibt letztere mit einer aus Knoblauch und Fett bestehenden Salbe ein. — Die Scarification heisst türkisch: jarma; arabisch: tebzo oder taschtib; persisch meist: schateb; indisch patsch. Nicht weniger verbreitet als das Volksmittel des Schröpfens ist das Aderlassen. Letzteres heisst türkisch: Kan alma; arabisch: fast, fessad oder mebzak; persisch: fäsd oder chun keschiden; indisch: fäst oder loukitschne. — Bei den leichtesten Anfällen von Unwohlsein eilt man zum Barbier, um

einen Aderlass zu verlangen. Man fragt den Operateur nicht um Rat, man erzählt ihm nichts von der Krankheit, die man zu haben glaubt, man setzt sich einfach nieder und lässt sich zwischen Kaffee und Nargilleh mehr oder weniger Blut abzapfen. Spritzt dieses in schwarzem Strahl hervor, dann sagt der Operateur: „Oho! welch schlechtes Blut!“ und der Patient erwidert: „Allah sei Dank, dass es heraus!“ Das Aderlassen geschieht meist mit der Lanzette, seltener mit dem Schnepper. Die Art, die Vene zur Schwellung zu bringen, unterscheidet sich von der in Europa üblichen und ist im Orient noch heute dieselbe, wie sie Professor Rigler geschildert hat: ein rotes, nur fingerbreites Seidenband wird befeuchtet und um die Extremität geführt; begegnen sich die beiden Enden das zweitemal, so wickelt man das eine drei bis viermal um das andere, giebt es in der Form einer Schlinge zwischen die erste Kreistour und die Haut und drückt den Knoten an die Gliedmassen an. Ist nach Eröffnung der Vene die an der Peripherie befindliche Blutmenge entfernt, so hat man nur durch Ausziehen der Schlinge den Druck zu mildern, um durch leichtes Aufdrehen oder Zudrehen der zweiten Kreistour den Ausfluss des Blutes in gewünschtem Masse zu erhalten. Zum Verbande dient ein Stück Baumwolle, an der Venenwunde aufgedrückt und mit einem Tuche festgehalten. Jede gesegnete Frau wird bis zu ihrer Niederkunft drei- oder viermal an den Venen des Handrückens zur Ader gelassen; bei Frauenleiden wird aber sonst häufiger das Setzen von Blutegeln angeraten, das auch bei Fieber und hitzigen Krankheiten als Heilmittel dient. Wenn man bei Kopfschmerzen, Halsschmerzen und Brustschmerzen Blutegel anwendet, dann setzt man diese gewöhnlich nicht an die leidenden Stellen, sondern an die von ihnen entfernten Körperteile, da die Meinung herrscht, es würde durch ein Ansetzen der Blutegel in der Nähe der leidenden Stellen das Blut dort eher zu- als abgeleitet werden.

Während seines Aufenthaltes in Damaskus wurde Dr. Beck einmal zu einem blutbrechenden Patienten gerufen. Die Untersuchung des Magens und der Lunge ergab keinen Grund für den Blutausfluss. Bei einer Spiegeluntersuchung des Kehlkopfes und der Speiseröhre fand der Arzt in der letzteren einen Blutegel. Der Patient hatte sich bei Zahnschmerzen den Blutegel in den Mund setzen lassen, das Egelchen aber rutschte

in die Speiseröhre. — Der Verbrauch der Blutegel ist so gross, dass diese je nach der Nachfrage im Preise steigen und fallen. Zum Stillen der Blutung aus Blutegelbissen wird feingestossener Kaffee oder Zucker oder auch mit Zitronensaft vermischter Bolus in die Wunden gerieben.

In ausserordentlich übertriebenem Masse kommen auch in Persien, wie Dr. Polak erzählt, Blutentleerungen zur Anwendung. Nicht nur, dass bei jedem Leiden mit katarrhalischem oder entzündlichem Charakter einer oder mehrere Aderlässe verordnet werden, auch ohne alle Nötigung pflegen die meisten Leute wenigstens jährlich zweimal, viele alle zwei bis drei Monate, ja jeden Monat einmal, sich zur Ader zu lassen. Nur wenige Perser — und zu ihnen gehörte der Schah Nassreddin — haben die Gewohnheit des öfteren Blutablassens nicht angenommen, noch weniger entsagen ihr im vorgerückten Alter. „Habe ich Blut?" — „Soll ich zur Ader lassen?" sind die stehenden Fragen des Persers oder der Perserin an den Arzt. Auch in den letzten Monaten der Schwangerschaft lassen sich die Frauen häufig zur Ader, während sie es in den ersten Monaten, besonders gegen Ende des dritten, für schädlich halten. Das zur Aderlassen ist auch in Persien Sache der Chirurgen oder Bader; der persische Arzt hält diese Operation unter seiner Würde, und vom europäischen behaupten die Perser, dass er sie nicht verstehe. Die Ader wird mittels einer sehr feinen pfriemenartigen Lanzette, der „Nischter", geöffnet, nachdem vorher der Oberarm mit einem dünnen Lederbändchen fest geschnürt und dem zu Operierenden, damit er die Finger bewege, eine Kugel in die Hand gegeben worden ist. Man hat besondere Anzeichen für die Vena Basilica, persisch: „Baslik", die Cephalica oder „Keifal", die Salvatella-Saphena oder „Safen".

An Tagen, an welchen es nach Berechnung der Astrologen besonders gut ist, zur Ader zu lassen, fliesst in der Rinne vor den Barbierstuben das Blut buchstäblich in Strömen. Bei sogenannten feuchten Krankheiten, bei Apoplexie, wo das Gehirn von Feuchtigkeit ergriffen sein soll, ist der Aderlass verpönt, ebenso beim eigentlichen Typhus oder „Muhrege"; beim typhoiden Fieber, dem „Mutbegeh", ist er dagegen vorgeschrieben. Von seiner nachteiligen Wirkung beim Wechselfieber, auch dem perniciösen, hat sich Dr. Polak vielfach überzeugt; ein unzeitiger

Aderlass genüge oft, das einfache Fieber in ein perniciöses ausarten zu machen. Unstreitig entstehe, meint Dr. Polak, aus übel angebrachten wie aus zu häufigen Aderlässen Blutleere, die sich zu zeitweiliger Hautwassersucht steigern könne, und es bedürfe dann langer Zeit, ehe sich die normale Blutmenge wieder einstelle. Dazu komme noch der besondere Uebelstand, dass die Bader das Reinigen der fortwährend im Gebrauch befindlichen Lanzette vernachlässigen, und dadurch umschriebene oder ausgedehnte Venenentzündungen erzeugt werden; ein Aneurysma kam ihm jedoch nicht vor.

Nicht minder wie die Anwendung der Aderlässe wird in Persien die der Blutegel, die man dort „Zalu" nennt, übertrieben. Hat der Perser Langeweile, so sucht er irgend einen schmerzenden Punkt an seinem Leibe auf, sei es auch an der Nasenspitze oder am Ohrläppchen, um sich dort Egel anzusetzen. Die Tiere finden sich in grosser Menge in den Süsswassersümpfen am Kaspischen Meer, von wo vor einigen Jahren viele nach Frankreich verschickt wurden, und in der Nähe von Schiras, sie fehlen aber ganz im östlichen Teile des Reiches. Ihr Preis ist äusserst gering; in den Strassen Teherans ziehen immer Leute aus Masanderan umher mit dem Rufe „Ai zalu!" Wird ein solcher Verkäufer gerufen, so setzt er gleich die gewünschte Anzahl selber an, wobei es ihm auf fünf bis zehn Stück mehr nicht ankommt. Als Mittel gegen die so häufig vorkommenden Augenleiden setzt man Blutegel an die Schläfe.

Endlich wird auch die dritte Blutentziehungsmethode, durch Schröpfköpfe, welche „Hedschameh" heissen, in Persien mit Eifer benutzt. Zwischen den Schulterblättern ist der Körper fast jedes Persers ganz von Striemen durchfurcht. Anfangs glaubte Dr. Polak, dass sie von Rutenstriemen herrührten, bis er sah, dass Streiche ausschliesslich nur auf die Fusssohlen erteilt wurden, und nun Schröpfnarben in den Striemen erkannte. Das Verfahren ist wie im ganzen Orient auch in Persien noch dasselbe wie zu den ältesten Zeiten der Aegypter: Man macht die Schnitte mit einem Rasiermesser und stülpt ein Horn darüber, wodurch das Blut herausgezogen wird. Mit Bezug auf dieses Verfahren lautet daher die Ordination des persischen Arztes: „Ein bis drei Horn Blut." Besonders häufig wird das Schröpfen bei Kindern angewandt als beliebtes Mittel gegen

Wasserkopf und Kongestionen. Ausser zwischen den Schultern schröpft man auch an anderen Teilen des Körpers, am Kreuz, um die Gelenke, in der Milzgegend. Polak erklärt, dass er nur in zwei Fällen nachteilige Folgen wahrgenommen habe; in diesen beiden Fällen verwandelten sich die Schnittwunden in syphilitische Geschwüre. Man beschuldigte den Dalak, den Barbier, dass er sich unreiner Messer bedient habe. In der That waren an anderen Körperteilen keine Symptome von Syphilis zu bemerken. Da jedoch beide Fälle Frauen betrafen und dem Dr. Polak nicht gestattet wurde, die geheimen Teile zu untersuchen, konnte er den wirklichen Sachverhalt nicht authentisch ermitteln.

Der unblutige Schröpfkopf, persisch: „Hadschameh badi" oder auch „Kuze," der Krug genannt, wird in Persien nach folgendem Verfahren gesetzt: Man drückt einen Teig platt auf die betreffende Körperstelle, legt ein angezündetes Kerzchen oder Stück Baumwolle darauf und lässt dieses unter einem darüber gestürzten Krug von drei bis vier Zoll Mündungsweite verbrennen. Infolge der hierdurch erzeugten Luftverdünnung ziehen sich mit Blut unterlaufene Flecke in der Haut zusammen, sodass ungefähr dieselbe Wirkung erzielt wird wie mit der Junodschen Ventouse oder mit Senfpflaster. Der Kuze wird bei Kongestionen gegen den Kopf am Rücken, bei Kreuzschmerzen in der Lendengegend, bei Amenorrhöe am Kreuz und an den Schenkeln appliziert. Auf dem Lande ersetzt man den Krug durch Auflegen eines Breies von frisch zermalmter Ranunkel, der aber leicht schmerzhafte Blasen zieht.

Das Tätowieren oder „Chal" ist endlich ein Lieblingsmittel der unteren persischen Volksklassen bei Geschwülsten aller Art. Man durchsticht die Haut ähnlich wie beim Baunscheidtismus mit Nadeln und reibt Pulver in die feinen Oeffnungen. Heilerfolge hat Dr. Polak davon nicht wahrgenommen.

Bei allen Orientalen sind blasenziehende und ableitende Mittel in grossem Missbrauch. Man nennt sie türkisch · Pehliwan jakisi; arabisch: mokerchat; persisch: avleh keschidin; indisch: dova dagh oder plaster. Die durch diese Vesikantien entstehenden Blasen verbindet man im Sommer mit einem frischen, unbehaarten Blatt. Eine andere Art, die einst auch in Europa angesehenen Fontanellen, unterhalten die türkischen

Volksärzte durch gewöhnliche Erbsen oder durch Kügelchen aus Glas, Bernstein, und durch ähnliche Mittel. Auch von den persischen Aerzten wird die Fontanelle, „Dagh“ genannt, als Heilmittel geschätzt. Man brennt mit dem glühend gemachten Knopf eines Ladestocks eine hinlänglich tiefe Wunde und legt, um sie offen zu erhalten, die ersten Tage Wachskügelchen, später ein bis zwei Küchenerbsen hinein. Am gebräuchlichsten ist das Legen der Fontanelle an einem Oberarm oder an beiden zugleich; doch bringt man sie, zur Bekämpfung örtlicher Leiden, auch an verschiedenen Körperteilen an: an den Schläfen, der Stirn und dem Hinterkopf gegen Augen- und Kopfleiden; unter dem Schlüsselbein gegen Brustbeschwerden; am Wadenbein gegen Hüftgicht, in der Magengrube, der Milz- und Lebergegend gegen Leiden dieser Organe.

Die in ganz Asien in Gebrauch befindlichen Moxen kennt man natürlich in der Türkei ebenfalls. Aus dem Morgenland wurden sie bekanntlich nach dem Abendland verpflanzt durch Prosper Alpini, den venezianischen Arzt und Botaniker, der um 1580 in Kairo praktizierte und 1591 in Venedig sein Werk „De medicina Aegyptiorum“ veröffentlichte. Man nimmt im Orient als Ursachen der meisten Krankheiten Blähungen an und glaubt, dass diese mutmasslichen Ursachen durch Brennen zerstört werden können. Die Form der Moxen ist bei den verschiedenen Völkern Asiens verschieden. Die Kamtschadalen rollen Zunder konisch auf und stecken ihn oben in Brand; das ist die primitivste Art der Brennzylinder; die Lappen machen es ebenfalls einfach; die Indier bereiten Moxen aus dem Mark des Binsenrohres; die Chinesen und Japaner wiederum fabrizieren ihre Brennzylinder aus einer weichen, saftigen, aschgrauen Materie, die aus den jungen Blättern des Beifuss genommen wird; die Araber benützen ein Stückchen Baumwolltuch, aber die Farbe muss blau sein, weil dies die Schutzfarbe gegen den bösen Blick ist.

In den Küstenländern des Mittelländischen Meeres, von Syrien bis Marokko, versengt man bei Schwindsucht, Asthma und Leberleiden die Haut des Kranken an Rücken und Brust mit glühendem Eisen. In den Fellachendörfern Palästinas brennt man den Kindern, wenn sie schwer zahnen, mit einer glühenden

Stecknadel die Zunge oder mit einem glühenden Nagel den Kopf. Dieses Brennen nennt man dort: „Kejj."

In Konstantinopel zerstört man bei chronischen Krankheiten die ergriffenen Stellen durch Feuer in der Weise, dass die hierin erfahrenen Chirurgen männlichen oder weiblichen Geschlechtes einen in Salpeter getauchten und getrockneten Leinwandlappen auf die vorher skarifizierte Haut legen und dann anzünden, um schliesslich die Asche in der Wunde zu verreiben. Diese Brennmethode heisst: „Alaslama."

Wir haben nun die verschiedenen Gebiete der orientalischen Chirurgie und die wichtigsten ihrer Spezialisten kennen gelernt; zur Vervollständigung muss ich nur noch die Zahnärzte — türkisch: Dischtschi — erwähnen. Gegenwärtig findet man in Konstantinopel und in jeder grossen Stadt eine Menge gebildeter Zahnärzte; doch ist die Konkurrenz, welche ihnen die Volkszahnärzte machen, eine ganz gewaltige. Vor deren Buden hängen ganze Kränze von ausgezogenen Zähnen; wer kann solcher Reklame widerstehen? Oder welcher europäische oder amerikanische Dentist möchte es mit dem syrischen Zahnarzt-Zauberer aufnehmen? Der kuriert in folgender Weise: Er nimmt ein Stück Holz und einen alten Nagel aus dem Hufeisen eines Maulesels; während er Gebete murmelt und Zaubersprüche hersagt, muss der Kranke einen Finger fest auf den schmerzenden Zahn drücken; und im Augenblick, da der Patient bei der Berührung aufschreit, stösst der Zauberer-Zahnarzt den alten Nagel aus dem Hufeisen eines Maulesels in das Holz — einmal, zweimal, dreimal; hilft es, gut; hilft es nicht — dann muss eben wieder Allah helfen! . . . .

Oder wer kann mit dem unfehlbaren Mittel des Propheten Mohammed konkurrieren? Der empfahl einer Tradition zufolge: „Wenn jemand über Zahnweh klagt, lege er einen Finger auf den kranken Zahn und spreche Vers 98 der VI. Sure, der also lautet: „Und er ist's, der euch entstehen liess aus einem Menschen; und er gab euch eine Stätte und einen Lagerraum im Mutterschosse. Deutlich haben wir die Zeichen nunmehr erklärt für einsichtige Leute."

11. Krankheiten und Heilmittel.

Aussprüche des Propheten Mohammed über Gesundheit. — Abergläubische Heilmittel in der Türkei. — Wichtigkeit der Farben in der Volksmedizin. — Bedeutung des Feuers. — Bedeutung des Wassers. — Das unbesprochene Wasser. — Similia similibus curantur. — Widerliche Heilmethoden. — Exkremente als Medikamente. — Die Heilmacht des Urins. — Rosenkonfekt, Honig und Rosenwasser. — Persische Heilmittel. — Heiliges Wasser. — Misstrauen gegen starke Mittel. — Strafe für ungeschickte und erfolglose Kuren. — Seltsame Ansichten und Mittel. — Gifte und Gegengifte. — Amazonenstein und Bezoar. — Skorpionenstiche. — Tollwut. — Cocaïn. — Schreck. — Hypochondrie. — Massage. — Molken. — Kopfschmerz und seine Heilung. — Konstantinopeler Mittel. — Marokkanische Gebräuche. — Abgeschnittene Haare und Kopfleiden. — Die Hündchen des Kopfschmerzes. — Vom Schlafen und der Schlaflosigkeit. — Grippe. — Die Nase. — Ohnmachten. — Das Ohr. — Mittel gegen Taubheit. — Aus der Praxis meines Freundes Dr. Beck. — Für die Stimme. — Für das Gedächtnis. — Mundgeschwüre. — Schwere Zunge. — Gliedersucht. — Bauchweh, Magen- und Darmleiden. — Der Nabelfall. — Hämorrhoïden. — Bandwurm. — Medinawurm. — Beulen von Mesopotamien und Aleppo. — Brenngeschwüre auf dem Libanon. — Ein syrisches Mittel gegen Halsweh. — Konstantinopeler Mittel gegen Diphtherie und geschwollene Mandeln. — Montenegrinischer Gebrauch bei Halsleiden. — Sperlingsblut gegen Keuchhusten. — Abergläubische Mittel gegen Husten. — Beliebte Medikamente. — Salep. — Die Milz und die Spezialisten für Milzkrankheiten. — Das Herz und der Karneolstein. — Die Angst vor Ansteckungen. — Lungenschwindsucht. — Wie der Hodscha-Arzt die Gelbsucht heilt. — Zauberheilung der Bleichsucht. — Rotlauf. — Der Schlangenkrankheitsstein. — Bosnische Beschwörung bei Rotlauf. — Hautkrankheiten. — Skropheln. — Elephantiasis. — Skorbut. — Frauenleiden.

Die Gesundheit ist der schönste Schatz. Das wissen auch die Orientalen. Der Prophet Mohammed sagte: „Wer gesunden Leibes ist und ruhig im Gemüte, ohne Sorge für das tägliche Brot, der ist so, als hielte er die Welt in seiner Hand“. Und

bei einer Gelegenheit tröstete Mohammed in Allahs Namen einen Verzagenden: „Habe ich Dir nicht einen gesunden Körper gegeben? Habe ich Dir nicht frisches Wasser als Getränk gegeben?“ Die Traditionisten fügen den Worten des Propheten den Kommentar hinzu: „Die Gesundheit ist die Krone auf dem Haupte des Menschen, aber nur der Kranke sieht sie.“

Wenn man aber um seine Gesundheit gekommen ist, dann trachtet man sie zunächst nicht durch natürliche, sondern durch abergläubische Mittel wiederzugewinnen.

Der medizinische Aberglaube in der Türkei ist noch heute viel stärker als der Glaube an die Kunst der gelehrten Aerzte. Auch die Volksmittel, die Dank dem reichen Völkergemisch an Zahl ins Ungeheuerliche angewachsen sind, sind durchweg mit den seltsamsten abergläubischen Zuthaten vermengt. So ist bei vielen Kuren die Farbe der Heilmittel wichtig. Die syrischen und egyptischen Frauen glauben beispielsweise, dass nur eines schwarzen Huhnes Fleisch geeignet sei, die dort zu Lande gesuchte Fettleibigkeit zu verschaffen; einem Cholerakranken legt man ein eben enthauptetes schwarzes Huhn auf die Magengegend; nur eines schwarzen Hammels Leber heilt Milzkrankheiten; in Albanien werden beim Ausbruch der Pest schwarze Hammel geschlachtet. Blaue Farbe wiederum ist ein sicheres Schutzmittel gegen den bösen Blick; die Brennzylinder der Araber bestehen aus blauem Baumwolltuch; der Rauch von verbranntem blauen Papier heilt Schnupfen; auf blauem Papiere löst man Tannenharz auf, mit welchem Eitergeschwüre kuriert werden. Ein grünes Kopftuch trägt die junge Frau in den ersten acht Tagen ihrer Ehe, um sich Fruchtbarkeit zu sichern. Ein rotes Tuch bindet man bei Rotlauf um die kranke Stelle; bei Augenentzündungen wird für Umschläge ein rotes Tuch benützt; bei Oedem wendet man als Medikament ein rotes Wasser an; bei Ohrenkrankheiten führt man in die leidenden Teile rote nagelartige Körperchen ein; beim Aderlassen benützt man ein rotes Seidenband, um die Vene zur Schwellung zu bringen.

Grosse Heilsamkeit wird allgemein dem Feuer zugeschrieben. Die Albanesen sagen vom Feuer: „Es reinigt und verscheucht die Geister, lindert die Beschwerden des Alters.“ Das Johannisfeuer macht die jungen Leute, die darüber springen, kräftig

und gesund, die alten macht es jung. Es brennt in der Nacht vor jedem hohen Feiertage, auch Sommers; es brennt an manchen Feiertagen Tag und Nacht; es brennt vierzig Tage und Nächte ununterbrochen im Zimmer der Wöchnerin. Wenn der Priester in der Grabeskapelle zu Jerusalem durch eine geheime Manipulation, wie durch ein Wunder, die Kerzen zu Ostern angezündet hat und mit dem Ausruf hervorgetreten ist: „Das heilige Feuer ist herabgestiegen zu den Völkern, die heilige Kerze ist entzündet!“ so entsteht unter den Gläubigen ein Kampf auf Leben und Tod, weil jeder am ehesten sein Feuer von der heiligen Kerze empfangen möchte; denn das heilige Feuer, so meinen namentlich Armenier und Kopten, ist am wirksamsten in den ersten fünf Minuten, und wer damit kranke Teile des Körpers berührt, heilt sie auf der Stelle.

Eine ähnliche bedeutende Rolle wie das Feuer spielt das Wasser. Bei den Türken hält man die Besprechung des Trinkwassers und Waschwassers, die man als „Nathrah“ bezeichnet, für heilbringend; in den Balkanländern jedoch nur das „unbesprochene“ Wasser, nämlich Wasser, bei dessen Transport nicht gesprochen werden darf. Auch in Syrien wird dem unbesprochenen Wasser eine besondere Heilkraft zugemutet: Wenn ein Kind erkrankt, sucht man die Ursache in einem Zauber oder in der Unterlassung irgend einer abergläubischen Vorschrift. Um das Kind wieder gesund zu machen, vertraut man es einer weisen alten Frau an. Die nimmt das Kind auf die Arme und geht von einem Brunnen oder Wasserbehälter bis zum zweiten, dritten, vierten, fünften, sechsten und siebenten; aus jedem schöpft sie etwas Wasser und gibt es dem kranken Kinde zu trinken. Sie darf aber dabei kein einziges Wort sprechen. Wenn sie also gethan hat, bringt sie das Kind zur Mutter zurück, und es ist alle Hoffnung vorhanden, dass die Krankheit verschwinde.

Aehnliche Gebräuche habe ich bei verschiedenen Gelegenheiten erwähnt. Ebenso erzähle ich an vielen Stellen von Heilmitteln, die nach dem Prinzipe „Similia similibus curantur“ gebraucht werden. Dieses Prinzip wird von den serbischen Volksärzten häufig in der merkwürdigsten Weise angewandt. Bei Harnkrankheiten soll man den eigenen Harn oder Harn von einem kastrierten Eber trinken; bei langen Verstopfungen soll

man Menschen- und Pferdekot schlucken; bei langwierigem Husten die Lunge gewisser Tiere essen; bei Abmagerung allerlei Fettes geniessen; bei Menstruationsbeschwerden den Saft roter Blüten trinken; Gelbsüchtige müssen gelbfärbende Wurzeln essen; bei allen Krankheiten, die Uebelkeit und Kopfweh erzeugen, gebrauche man bittere und stinkende Heilmittel; wenn man von einem wütenden Hunde gebissen worden ist, so lege man die Haare dieses Hundes auf die Wunde. Bei Gerstenkorn berührt man die leidende Stelle mit einem erwärmten Gerstenkorn. Bei den Juden heisst es: Hat sich ein Knochen in der Kehle festgesetzt, so lege man einen Knochen von derselben Art auf den Kopf, um das Uebel zu beheben.

Vielfach werden Krankheiten durch Speichel und Anspucken kuriert. Zu den berühmtesten Wunderdoktoren im heutigen Konstantinopel gehört der Scheich der heulenden Derwische in Skutari. Er verabfolgt keine Medikamente, sondern heilt die schwersten Leiden nur auf zweierlei sympathetische, wenn auch nicht sympathische Weise: durch Fusstritte und Anspucken. Nach einer moslemischen Tradition wurde Moses vom Augenweh durch eine Frau geheilt, die den Staub unter seinen Füssen wegnahm und, mit ihrem Speichel gemischt, als Arznei auflegte. Wenn sich jemand an seinem Speichel verschluckt, so wird er, nach syrischem Aberglauben, sofort fähig, seine Freunde von seinen Feinden zu unterscheiden. Anspucken vertreibt die Zauberei. Schon vor zweitausend Jahren sang Theokrit durch den Mund des den Polyphemos darstellenden Damoitas in der VI. Idylle: „Damit ich nicht verzaubert werde, spuckte ich dreimal in meinen Busen, denn das lehrte mich die alte Kotytaris, die früher bei Hippotion den Schnittern vorspielte." Noch weit unappetitlicher ist folgendes Volksmittel: Excremente von solchen Individuen, die noch nicht die geschlechtliche Liebe ausgeübt haben, werden von den Serben als vorzügliche Mittel in verschiedenen inneren und äusseren Krankheiten betrachtet; namentlich gilt das Wasser von Jungfrauen als kostbare Arznei.

Ueber den Glauben an die Zaubermacht des Urins hat Professor Eugen Wilhelm 1889 in Bombay eine ausführliche Studie veröffentlicht. Schweinfurth erzählt, dass sich die afrikanischen Dinka täglich mit Rinder-Urin waschen; und Burke erwähnt, dass der Urin bei den Eskimos als hochgeschätzte

Flüssigkeit aufbewahrt und das Urinieren bei Tische nicht im mindesten als ekelerregend oder schamlos angesehen werde.

Nach diesem unappetitlichen Intermezzo will ich aber nicht ermangeln, auch eines appetitlichen Allheilmittels zu erwähnen: Michael Ben Maseweib, der um 205 — 820 Hofarzt des Kalifen Mamun war, gebrauchte für alle Leiden nur Rosenkonfekt mit Honig und Rosenwasser, das aus in warmes Wasser getauchten Rosen gezogen war. So berichtet Hammer-Purgstall in seiner Geschichte der arabischen Literatur unter Nummer 1211 nach Ibn Ossaibije. Auch heute sind Rosenkonfekt und Rosenwasser, wie ich früher im Abschnitt über die Kosmetik erzählt habe, für allerlei Krankheiten im Gebrauch. — Ein persisches Allheilmittel ist folgendes:

Der König amnestiert, wenn ein Mitglied seiner Familie in Gefahr schwebt, 10 bis 20 Gefangene, ohne sie jedoch namentlich zu bezeichnen, sodass es dem Kerkermeister freisteht, diejenigen aus der Haft zu entlassen, welche am meisten für ihre Befreiung zahlen.

Bei Nervenkrankheiten, welche dem Gebrauch von Nux vomica, Datura stramonium und Asa foetida nicht weichen wollen, sucht man in Persien in den Tempeln und an geweihten Stätten Heilung. Oft berichtet die in Teheran erscheinende Zeitung von Wunderheilungen Lahmer, Blinder oder mit Krämpfen Behafteter an den Gräbern der Imams. Allgemein ist es Sitte, für die Genesung eines erkrankten Angehörigen Gebete von Derwischen und heiligen Männern verrichten zu lassen; die Freunde des Hauses schicken Schafe, welche als Opfer dargebracht werden, indem das Fleisch unter die Armen verteilt wird. Man befestigt, um den Zauber zu bannen, an das Lager und an die Glieder des Kranken Amulete, und verbrennt gewisse Kräuter, den Samen von Peganum Harmala, persisch: „Ispend“ genannt; in der höchsten Not endlich soll Erde vom Heiligen Grabe zu Kerbelah, „Turbut“, und Wasser aus dem gepriesenen Brunnen Zimzim oder Semsem in Mekka die Rettung bewirken.

Die studierten Aerzte des Orients geben ihren einheimischen Patienten womöglich nur harmlose Medikamente zu innerlichem Gebrauch. Für diese Methode sind die sozialen und politischen Verhältnisse massgebend. Starke Mittel erwecken Misstrauen,

da sich kein Arzt des blinden Vertrauens der Kranken rühmen kann. Kollegen, die hier illoyaler sind als sonst irgendwo in der Welt, benützen das Verschreiben schwerer Rezepte, um dem verschreibenden Kollegen aus Neid oder einfacher Bosheit ein Bein zu stellen.

Der Doktor Marotti wurde zur Zeit Machmuds II. aus der Türkei verbannt, weil er bei einem Krebskranken die Hellmund'sche Salbe in Anwendung gebracht hatte und seine Kollegen dem Sultan dann einredeten, dass der Tod des Patienten durch die Wirkung des Arseniks herbeigeführt worden wäre. Aehnlich erging es in der Zeit meines Aufenthaltes in Konstantinopel einem Arzte, welcher an einer Dame des kaiserlichen Harems eine Zahnoperation mit Cocaïn vollführte; als diese Dame später unter Symptomen einer Vergiftung starb, gab man dem Arzte und dem Cocaïn die Schuld, verwies den Ersteren vom Hofe und das Letztere aus dem ganzen Reiche. In Persien musste sich in früheren Zeiten der Arzt, unter dessen Behandlung ein Mitglied der königlichen Familie gestorben war, in ein Asyl flüchten. Auch im moskowitischen Reiche herrschte solche Sitte, wie Olearius im XVI. Jahrhundert berichtete.

Die medizinischen Ansichten der Völker in Halb-Asien und Asien sind eben ganz eigentümliche: In Konstantinopel glaubt man allgemein, ein akutes Leiden müsse sich durch den Genuss von Fleischbrühe verschlimmern. Der kluge Arzt trägt dieser Meinung Rechnung. Er sucht nach Uebergängen und schlägt gewöhnlich diesen Weg ein: erst giebt er dem Patienten Reiswasser, dann Schildkrötensuppe, Fischsuppe, Froschsuppe oder Suppe mit Sago und Suppe mit Wasser oder Milch; am Schlusse wagt er dann Bouillon zu verordnen. — Die Bosnier nehmen nie eine eigentliche Arznei; sie sagen: „Svaka bolest svoje biljo ima! Jede Krankheit hat ihr Kraut!“ An bestimmten Tagen des Jahres gehen sie hinaus aufs Feld, um allerlei Kräuter zu sammeln, die sich bei verschiedenen Krankheiten der Tradition zufolge als gut erwiesen haben. Es giebt Frauen, die ihr ganzes Leben nichts anderes thun, als Heilkräuter sammeln. Nach Ansicht der Bosnier entstehen die meisten Krankheiten durch Erkältung. Sie gebrauchen, wenn sie erkranken, am liebsten einen Aderlass; namentlich dann, wenn sich die Krankheit zunächst in auffallender Hitze äussert. Hilft der Aderlass nicht, so nehmen

sie einen heissen, mit Pfeffer oder Schiesspulver eingerührten Branntwein und legen sich, eingehüllt in ihren Schafspelz, ins Bett, um zu schwitzen.

Die jüdischen Volksärzte in Palästina bereiten ein Heilmittel aus dem Pulver der Knochen, die man unter dem Wüstensande — als Reste verhungerter Menschen und Tiere — häufig findet. Dieses Pulver hilft besonders bei langwierigen Krankheiten; es wird dem Kranken mit einigen Tropfen Meth verabreicht. Es wirkt jedoch nur, wenn der Patient zuvor gewaschen und umgekleidet worden ist. Gegen verschiedene Krankheiten wirkt nach marokkanischem, von Quedenfeldt mitgeteilten Gebrauch der Dampf, den verbrannte Stücke von gewissen Tieren verbreiten; solche Stücke sind der getrocknete Balg einer Wieselart, die marokkanisch „tar el cheil", Pferdemaus, genannt wird; der Kopf des Uoran oder Varanus griseus Daud; der Kopf des Aasgeiers, welcher dort „Nisr" oder „Nsser" heisst. Pulver aus Knochen von Toten kennt man, wie in Palästina, in Marokko ebenfalls; dieses Pulver ist jedoch kein Heilmittel, sondern ein Vergiftungsmittel. Ebenso meint man dort, einen Menschen vergiften zu können, wenn man ihm eine Speise giebt, in der man mit den Händen eines eben Gestorbenen herumgerührt hat. Den gleichen Dienst leistet eine Speise, in die man eine Mischung pulverisierter Eierschalen und abrasierter kleiner Kopfhaare thut. Doch verschmäht man niemals die Wirksamkeit des Arseniks zu erproben, wenn die anderen Mittel nicht verfangen wollten.

Das Vergiften ist eine altorientalische Sitte. Der Kalif Moawije hatte den christlichen Arzt Ibn Esak aus Damaskus speziell als Giftmischer angestellt; Ibn Esak räumte unter anderen, dem Herrscher unliebsamen Persönlichkeiten, den Abdurrachman, Sohn Chalid's, aus dem Wege, um dem Jesid, einem Sohne Moawije's, den Thron zu sichern. Die Vergiftungen geschahen damals mittelst Honigs. Dies beschönigte der Kalif, wie Hammer in seiner Geschichte der arabischen Literatur unter Nummer 482 erzählt, mit dem Koranverse: „Gott hat Hilfsheere im Honig." Prinz Dscham, der Bruder und Thronrivale des Sultans Bajesid, starb bekanntlich in Italien, wohin er sich geflüchtet hatte. Er wurde am päpstlichen Hofe, wo er Schutz gesucht hatte, langsam vergiftet; darin stimmen die italienischen und türkischen Geschichtschreiber überein, doch gehen ihre

Berichte über die Art und Weise der Vergiftung auseinander. Nach den ersten wurde dieselbe durch ein weisses, dem Zucker beigemischtes Pulver bewirkt, womit Borgia seine Kardinäle und zuletzt sich selbst vergiftete; nach den zweiten durch ein vergiftetes Barbiermesser, welches durch einen kleinen Ritz das langsam wirkende Gift ins Blut mischte.

Ein Heilmittel gegen Vergiftungen ist der Bezoarstein, genannt türkisch und arabisch: pasir, harassa, zeher mura madeni, persisch ausserdem: padzehr; indisch: fadzehr kani. Man kauft Bezoar in allen Basaren. Da dortzulande der vergiftete Kaffee in den besten Familien serviert zu werden pflegt, trägt jedermann, der sich solcher Gefahr ausgesetzt glaubt, in seinem Beutel stets einen der dunkelgrauen oder dunkelgrünen Steine mit, um im Notfalle etwas davon gleich abschaben und mit Wasser herunterschlucken zu können. Auch gegen Gelbsucht wird dieses Medikament genommen. Die Bezoarsteine bilden ferner ein Ingrediens des in Konstantinopel viel gebrauchten aus Radix Paeonia, Radix Valeriana, Fol. Aurantiorum und Fol. Visci quercini bestehenden Pulvis guttata di Riverio, das vom Volke bei Nervenkrämpfen der Kinder mit Erfolg angewandt wird. Bei Polak heisst es über Bezoar in Persien:

„Bezoar, eigentlich „padzehr", „Schutz vor Gift" — wie padischah: der König Beschützer — ist im Orient als Gegengift besonders gegen alle animalischen Gifte ausserordentlich hochgeschätzt. In der persischen Pharmakopöe heisst es darüber: „Das Padzehr ist ein im Magen der Bergziege sich bildender, meist eiförmiger, an der Oberfläche abgeglätteter, im Inneren zwiebelartig häutiger Stein, dessen Kern ein Stengelchen ist, während ihn bei den kugelförmigen Steinen die Frucht vom Kraute Muchalesseh bildet." — Muchalesseh ist, wie Polak glaubt, ein fabelhaftes Kraut; denn auf sein Befragen wurde ihm immer wieder eine andere Pflanze, über ein Dutzend ganz verschiedener Gewächse, als Muchalesseh bezeichnet.

Mit Essig gerieben nimmt der Bezoar-Stein eine rötliche Farbe an; in seinem Innern finden sich oft wollige Fasern. Der Bezoar von Hindostan ist schwärzlich und von schwächerer Wirkung als der von Schiras. Der echte Bezoarstein ist ein Gegengift gegen sämtliche Gifte, stärkt den Magen, zerteilt kalte Geschwülste und schützt vor der Pest. Aeusserlich be-

währt er sich gegen Stiche von Insekten, besonders der Bienen. — Als Heilmittel gegen alle Gifte gebraucht man in der Türkei ausserdem eine Medikamenten-Komposition, die in Konstantinopel „Panschir", Allgift, genannt wird. Diese Arznei soll nach einer Untersuchung des Professors Rigler aus folgenden Bestandteilen zusammengesetzt sein: aus Ignatiusbohnen, grauem Ambra, Moschus, Gummischleim und Perlen; man mischt 1—5 Gramm mit Wasser.

Aehnliche Kräfte schreibt man endlich dem Amazonenstein zu. — Gegen Schlangengift hat man als spezielles Mittel die Hörner der gehörnten Natter, die man unter dem Namen Jilanboinuss, Schlangenhorn, namentlich in Konstantinopel viel verkauft. Von einem solchen Jilanboinuss, das wie Hasensporn aussieht, schabt man 1 bis 3 Gramm ab und nimmt das Pulver mit etwas Wasser. Die Bosnier wenden gegen Schlangenbiss Tabaklauge an. — Opiumesser und starke Tabakraucher trinken viel Kaffee als Antinarkotikum. — Hahn erwähnt in seinen albanischen Studien die merkwürdige Art, wie man sich in Nord-Albanien vor den Folgen eines giftigen Tarantelstiches zu bewahren sucht: Wenn dort jemand von einer Tarantel gestochen worden ist, dann ist es für ihn eine gar üble Sache. Der Stich der Tarantel kann nur auf eine einzige Weise geheilt werden, und diese Art der Heilung mag dem Kranken nicht weniger schlimm erscheinen als das Uebel selbst. Die Tarantel heisst im Albanesischen, wie jede Spinne: Merimage. In der Beschwörungsformel braucht man statt dessen euphemistisch das Wort Maro. Der von der Tarantel Gestochene wird auf einen Misthaufen gelegt, man ruft neun Frauen, die setzen sich zum Kranken und singen: „Wir sind neun Maros, du bist nur eine einzige Maro; du arbeitest und es geht von Statten; wir arbeiten und es geht nicht von Statten; du hast Böses gethan, nun thue auch wieder Gutes, o Frau Spinne!" Und singen fort und fort, bis der Patient sich gesund erklärt . . .

In Syrien lässt man, wenn man von einem Skorpion gestochen worden ist, sofort den Beschwörer kommen. Dieser benetzt mit seinem Speichel dreimal die wunde Stelle und sagt dabei jedesmal: „Im Namen Gottes, des Gnädigen und Barmherzigen! Ich beschwöre dich, o Skorpionengift, bei unserm Herrn Noah und bei den Angehörigen unseres Herrn Noah!

Heil sei über Noah! Heil sei über Noah! Heil sei über Noah! Werde kalt, o Gift! Und entferne dich früh, früh, früh!"

In Bagdad ist die Folge eines Skorpionenstiches gewöhnlich blos ein harmloser Fieberschauer; eine sofortige Anwendung von Ammoniakgeist verhütet ernstere Beschwerden. Schlimmes kann jedoch der Stich des in ganz Arabien verrufenen gelben Skorpions von Mendali verursachen.

Eine besondere Betrachtung verdient die Behandlung der Tollwut in den Balkanländern. Friedrich S. Krauss hat diesem Gegenstande zahlreiche Abhandlungen gewidmet; nach seinen Ermittelungen glaubt man in Bosnien: Die Wutkrankheit dringe in den Menschen in Gestalt winziger Würmer, die man Crvtschi oder Schtenad nennt. Als wirksames Gegenmittel gebrauchen die Moslems einen Blutlass unter der Zunge, denn dort, meinen sie, vermehren sich die Würmer am leichtesten; der Blutlass muss aber im Laufe der ersten acht Tage vorgenommen werden. Ein anderes Volksmittel befiehlt: „Hat dich ein wütender Hund gebissen, so töte ihn und iss sein Herz auf und du wirst nicht der Wutkrankheit verfallen." Bei den Christen muss es nicht gerade das Herz des tollen Hundes sein, sondern es kann ein beliebiges Schweineherz denselben Dienst leisten.

Auch Bohnenmehl und Hundefett gebrauchen die Bosnier gegen die Folgen eines Bisses von einem wütenden Hunde. In Bulgarien sagt man: „Verbrenne den wütenden Hund, der dich gebissen, und springe über das verkohlte Aas hinweg". Kanthariden — Bijesna buba — ist ein innerliches Medikament, das sowohl Christen als Moslems in den Balkanländern anwenden, beiläufig bemerkt, gebraucht man in gleichem Falle auch in Kroatien als Gegenmittel einen in Branntwein gekochten Absud von Kanthariden mit Paprika, Pfeffer oder anderen scharfen Gewürzen. Besser und wirksamer als alle Medizin und Volksmittel sind jedoch Amulete. Krauss erwarb auf seinen Erforschungsreisen in Bosnien und der Herzegowina von Bauern vier Amulete gegen die Tollwut, Papierzettel von der Grösse einer Handfläche, darauf stand zwischen unregelmässig gezogenen Kreuz- und Querstrichen die Formel von ungeübter Hand geschrieben und darunter die Gebrauchsanweisung. Ein Amulet war für Rinder, ein zweites für Schweine, ein drittes für Hunde, das vierte für Menschen. Die Gebrauchsanweisung des letzten

lautete: „Amulet für einen Menschen gegen Tollwut. Diese Buchstaben schreibt man auf ein Brot, und das Weib isst es auf." Die Zauberformel ist eine verballhornte Sator-Arepo-Formel. Ein anderes in Bosnien gebräuchliches Amulet gegen die Tollwut: Man schneidet eine Brodrinde kreisrund und zieht darauf schachbrettartig 7 und 8 Linien, in welche man ebenfalls eine Sator-Arepo-Formel silbenweis verteilt; das Brod muss spätestens am siebenten Tage nach dem erhaltenen Bisse verzehrt werden. Die Sator-Arepo-Formel als Zauber gegen Tollwut hat eine alte Geschichte. Ueber den Aberglauben in Verbindung mit der Tollwut hat der Franzose Gaidoz ein ganzes Buch geschrieben.

Ich erwähnte früher das Verbot des Cocaïns für die Türkei. Derselbe Hofarzt, der dieses Verbot anlässlich des dort erwähnten Falles durchsetzte, begründete sein Verlangen auch damit, dass das Cocaïn geeignet sei, einen Menschen wahnsinnig zu machen, ohne dass man äusserlich die Ursache wahrzunehmen vermöchte. Ein anderes Mittel, einen Menschen wahnsinnig zu machen, ist nach indischer Meinung: „Speise vermischt mit Früchten von Datura. Aber Melasse dient, wenn sie verdaut ist, als Gegenmittel hierfür." — Wenn einer aus Schreck erkrankt ist, so kuriert man ihn in Mazedonien, wie Lübeck erzählt, mit einer Formel, in welcher die Wiederholung desselben Wortes auf das Gemüt des Patienten wirken soll: Einher schritt ein schrecklicher Türke, mit schrecklicher Flinte, schrecklicher Pistole, schrecklichem Messer, schrecklichem Waffengürtel, schrecklicher Kopfbinde. Da begegnete er N. Das machte des N. Herz erbeben, das machte dessen Gestalt erbeben, das machte dessen Brust erbeben, das schlug ihn in den Kopf, das schlug ihn in Krankheit, das schlug ihn in den Schlund. Und N. schrie mit einer Stimme bis zum Himmel, und mit Thränen bis zur Erde. Wie ihn die Mutter Gottes und der heilige bedeutsame Georg trafen, fragten sie ihn: „Eh, N., was schreist du mit einer Stimme bis zum Himmel und Thränen bis zur Erde?" — „Mutter Gottes und heiliger Georg, wie soll ich nicht, da mir begegnete ein schrecklicher Türke, mit schrecklicher Flinte, schrecklicher Pistole, schrecklichem Messer, schrecklichem Waffengürtel, schrecklicher Kopfbinde." — „Aber so schreie doch nicht so, weine doch nicht so, gehe, setze dich deiner Mutter in den Schoss, dann rufe ein fünffingeriges Weib, das zu besprechen

weiss. Sie mögt ihr herrufen, zu bannen, herauszubannen aus dem Herzen, aus der Leber, aus der Brust, aus den Knochen und Knöchelchen, aus dem Haupt, aus den Haaren, aus den Adern. Herausziehen möge die Bannerin den Geist, ihn hinaussenden in wilde galiläische Wälder, wo man keine Kinder tauft, wo kein Hahn kräht, wo das Schaf nicht blökt, wo kein Hund bellt. Dort giebt es nicht Essen noch Trinken. Bei ihm hat es weder Essen noch Trinken. Dass der Kranke sich reinige wie reines Silber, sich erleichtere wie eine leichte Feder, dass er lauter werde wie lauteres Oel, und dass er einschlafe wie ein Lamm bei seiner Mutter.“ — Im Uebrigen sagt man allgemein: Nach heftigem Schrecken versuche man zunächst, sich in natürlicher Weise durch Urinieren zu erleichtern. Hilft das nicht, dann trinke man ein Glas Wasser, in welches zuvor ein Sandkörnchen aus dem Hofe einer Moschee, einer Synagoge oder einer Kirche geworfen worden ist. Hat auch dieses Mittel keine Beruhigung bewirkt, dann rufe man den Barbier und versuche es mit einem Aderlass. — In Syrien giebt man einem, der erschreckt worden ist, von seinem eigenen Wasser zu trinken. Bei den Juden in Syrien besteht folgender Aberglaube: Wenn jemand infolge Schreckens erkrankt ist und kein Mittel hilft, dann vergräbt man das Hemd des Kranken an einem Freitag um 12 Uhr mittags in einem Misthaufen. Nach 8 Tagen wird es wieder herausgeholt und verbrannt, die Asche in Wasser geworfen und der Kranke damit gewaschen. Das Wasser schüttet man ins Meer oder sonstwohin auf Nimmerwiederkehr und den Kranken lässt man eine Zeit lang ganz allein im Zimmer. Danach muss seine Genesung sicher erfolgen . . . .

Der Schreck hat aber auch sein Gutes; durch jähen Schreck ist schon Mancher von Lähmung befreit worden. Bei den Juden im frühen Mittelalter kannte man bereits als Mittel, um jemanden von Krämpfen und Zittern der Glieder zu heilen, ein plötzliches Erschrecken des Kranken.

Wenn sie von der Hypochondrie geplagt sind, nehmen die Orientalen als erheiterndes Medikament folgende Mischung: Pulver aus trockenen Hanfblättern, Arecanuss, Zucker, Gewürze und Opium. — Zu den beliebten Medikamenten bei verschiedenen Krankheiten gehört der Branntwein. Der Koran hat den Branntwein als Getränk bekanntlich verboten; man nimmt ihn deshalb

als Arznei um so häufiger. Ich traf in einer Apotheke in Pera Tag für Tag zu derselben Stunde einen der höchsten Beamten des Scheich ül Islamats. Da sass er und trank seine drei, vier Gläschen Cognac als Medikament. Die Medizin wusch die Sünde fort.

Im Märzheft des 16. Bandes der Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient sagt Gustav Troll in einem Artikel über die Genussmittel des Orients. „Alkohol soll eine arabische Erfindung sein, obwohl nach anderen Forschungen Marcus Graecus schon im achten Jahrhundert im Abendlande durch die Destillation von Wein Alkohol in sehr verdünntem Zustande gewonnen hat. Der arabische Arzt Abulkasem erwähnt in einer seiner aus dem elften Jahrhundert stammenden Schriften die Bereitung von Alkohol aus Wein; diese Kunst wurde von den arabischen Aerzten und Alchemisten des Mittelalters lange Zeit geheim gehalten."

Stark verbreitet ist in der ganzen Türkei die Massage als Stärkungs- und Heilmittel. Das deutsche Wort massieren soll ja vom arabischen „mass," sanft berühren, abstammen. Das Massieren war im Orient von jeher beliebt. Die Mitteilungen, die wir darüber besitzen, reichen um fast 5 Jahrtausende zurück. Die früheste Beschreibung über diese Materie ist, soviel man bisher erfahren hat, in einem chinesischen, „Kong-Fu" betitelten Werk enthalten. Kong-Fu ist um das Jahr 2700 vor unserer Zeitrechnung geschrieben worden. Hier werden die Prinzipien und die Anwendungsweise der Massage präzise auseinandergesetzt. Weitere Mitteilungen enthalten die Weisheitsbücher der Inder, die Veden, in denen die Massage sogar als zu den religiösen Vorschriften gehörend erwähnt wird. Gelegentliche Andeutungen findet man in den Werken und Denkmälern der Aegypter, Perser, Babylonier und Assyrer. Die letzteren haben uns sogar eine bildliche Darstellung der Massage hinterlassen, welche sich als V. A. 965 unter den assyrischen Skulpturen des Berliner Museums befindet. Dieses Alabaster-Relief, das älteste uns bisher bekannt gewordene Bildnis einer Massagebehandlung, ist der Teil einer Wandverkleidung aus dem Palaste Sanheribs zu Ninive-Kuyundschuk und stammt somit aus den Jahren 705 bis 681 vor unserer Zeitrechnung. In einem Zelte, links vom Beschauer, gibt ein Mann einem Krieger zu trinken, während

ein anderer Mann sich mit einem zweiten Krieger beschäftigt, der im Bette liegt. Die Körperhaltung des am Bette Beschäftigten und besonders die charakteristische Stellung seiner Hände zeigen klar, dass er eine Massage des Unterleibs an dem zu Bette liegenden Menschen ausübt. — In der heutigen Türkei lässt man sich zumeist in den Bädern massieren. Die Massage ist ein Heilmittel in Gichtleiden, gegen Tympanitis oder Trommelsucht, gegen Diarrhöen, und soll auch die geschwächte Manneskraft wieder günstig beeinflussen. In Syrien lässt man sich bei Rückenschmerzen auf den Boden legen, und der älteste der Verwandten muss dem Kranken eine Weile auf dem Rücken kunstgerecht herumtreten. Eine eigene Vorliebe besitzt der Perser, wenn er nicht einschlafen kann oder sich ermattet fühlt, oder auch blos der Annehmlichkeit halber, sich kneten zu lassen; man nennt dies dort nach Polak: daelk, muschtemal. Bei dem geringsten Unwohlsein des Persers sitzen zwei Menschen an seinem Bett, welche ihm abwechselnd die ganze Nacht hindurch sanft die Glieder reiben. Der Schah lässt sogar oft bei Tage durch die Kämmerlinge stundenlang diese Manipulation an sich ausführen, und an einem Minister, der krank zu Bette lag, sah Dr. Polak die Besuchenden mit Kneten einander ablösen. Es scheint dadurch ein angenehm wollüstiges Gefühl erzeugt zu werden, das zum Schlafe einladet.

Bei den Indern waren Massieren und Frottieren geschlechtliche Hülfsmittel. Unter den 64 Nebenzweigen des Lehrbuches der Liebe erwähnt das indische Kamasutram: „Erfahrung des Weibes im Frottieren, Massieren ...“ Der Kommentator sagt dazu: „Es gibt zweierlei Arten von Reiben: mit den Füssen und mit den Händen. Das Reiben mit den Füssen nennt man Frottieren. Das Reiben an den übrigen Gliedern ist Massieren.“ In der „Untersuchung über die Umarmungen“ heisst es ferner: „Einige meinen, auch das Frottieren sei eine Umarmung, da dabei Berührung stattfindet. Vatsyayana, der Verfasser, sagt nein, weil es nur zu besonderen Zeiten geschieht, ganz anderen Zweck hat und nicht Beiden gemeinsam ist.“ In der „Prüfung des Wesens des begehrten Weibes“ heisst es im Kamasutram von der Frau: „Zu dem Drücken des Kopfes und Massieren der Schenkel bietet sie sich selbst dem Liebhaber an; eine Masseuse, die mit der einen Hand massiert, deutet die Berührung an und

umarmt ihn mit dem anderen Arme; im Zustande des Erstaunens oder schlaftrunken steht sie da, indem sie ihn mit beiden Schenkeln und Armen berührt; sie legt eine Stelle der Stirn auf seine Schenkel; mit dem Massieren der Verbindungsstelle der Schenkel beauftragt, ist sie nicht widerhaarig; dabei lässt sie die eine Hand unbeweglich liegen; erst nach geraumer Zeit nimmt sie sie weg, nachdem er sie mit der Zange seiner Glieder gepresst hat. Nachdem sie so die Werbungen des Liebhabers angenommen hat, kommt sie am nächsten Tage wieder zum Massieren ..." Der Kommentator bemerkt dazu: „An der Verbindungsstelle der Schenkel lässt sie die eine Hand unbeweglich liegen" — nämlich sie thut nichts damit, ohne seinen ausdrücklichen Befehl, um nicht die Schamgegend zu berühren; „mit der Zange seiner Glieder" — nämlich mit der Zange der beiden Schenkel."

Casanova beschreibt, wie er in Bern einmal die Bäder besuchte und dort, der damaligen Gewohnheit gemäss, von einem jungen Mädchen bedient wurde, das er sich aus einer ganzen Gruppe von Badedienerinnen auswählen durfte. Sie half ihm beim Ausziehen, entkleidete sich dann selbst, stieg zu ihm in das Wasser und begann, ihm — mit der ernstesten Miene und ohne ein Wort dabei zu reden — den ganzen Körper zu reiben und zu waschen. — Im heutigen Russland herrscht ebenfalls diese Sitte. Als ich in Batum in ein Bad ging, bot man mir vor allem eine Frotteuse an. Ich beschrieb dieses merkwürdige Reise-Erlebnis in meinem Buche „Vom Kaukasus zum Hindukusch" bereits.

In Europa gebraucht man bekanntlich Molken als Heilmittel in verschiedenen Krankheiten, so bei der Schwindsucht, bei Gicht, Skropheln und Blutstockungen im Unterleib. Auch in der Türkei sind Molkenkuren beliebt. Die Türken nennen Molken: peinir sudu; die Araber: meh dschiben; die Perser: ab epeinir; die Indier: penir ke pani. In Konstantinopel gibt man bei Erkrankungen infolge eines Sonnenstichs dem Patienten Knoblauch oder geronnene Milch als heilbringende Nahrung und macht Umschläge mit Molken. Gegen Sonnenstich hält man die früher erwähnten Amazonensteine und Panschir ebenfalls für wirksam. Die Sonnenstiche sind häufig; nicht selten von starkem Zuströmen des Blutes nach dem Kopfe und ungewöhnlicher Reizung des Gefässsystems, manchmal auch von Wahnsinn begleitet. Gegen

chronische Leiden der Baucheingeweide, der Leber und Milz, gegen Constipationen und Hautausschläge der schwarzen Galle wird in Persien eine vierzigtägige Kur mit Ziegenmolken empfohlen. Man kocht die frische Milch der mit gutem Grünfutter genährten Ziege unter Zusatz von Oxymel, wodurch deren auflösende Wirkung verstärkt werden soll.

Gegen chronische Brustleiden aller Art gilt in Persien frische Eselsmilch, „schireaulag," als ein spezifisches Heilmittel. Die Eselin, von der die zur Kur bestimmte Milch kommt, muss ein starkes gesundes Tier sein und kürzlich ein Junges geworfen haben. Sie erhält während der Zeit ausschliesslich Grünfutter, vorzüglich viel Lactuca. Man beginnt die Kur mit 50 Miskal — 7 Unzen — steigt allmählich bis 200 Miskal, und von da in den letzten zehn Tagen wieder abwärts mit der Quantität. Natürlich ist während der Kur der Genuss von Früchten und saueren Speisen untersagt. An chronischem Lungenkatarrh, Emphysem oder unvollkommen gelöster Pneumonie Leidende erhalten sich durch Eselsmilch, wie Polak mehrfach zu beobachten Gelegenheit hatte, noch mehrere Jahre am Leben; die Anfälle werden gemildert und die Winter leidlicher überstanden. Die Chiwaner, Turkestaner und Usbeken wenden statt der Eselsmilch bei denselben Krankheiten die Milch der Stuten an, entweder frisch oder gegohren, „kumis," und rühmen deren heilende Kraft. Auch von Russen, welche in jenen Steppen an der Küste Heilung oder Linderung von Brustleiden suchten, wird die vorzügliche Wirkung der Kumis bestätigt. Die Tuberkulose soll den Steppenbewohnern gänzlich unbekannt sein. Kamelmilch geniessen magere Leute, um fett zu werden. Weithin ausgeführt wird die eingetrocknete sauere Kamelmilch von Mekka, „chale schutur", die ihren Ruf als Universalmittel wohl hauptsächlich der Heiligkeit des Orts zu verdanken hat.

Kopfschmerz heisst im Türkischen: basch agrysy; im Arabischen vodscha el ras oder suda; im Persischen: dert e serr; im Indischen: sirr ke pir oder sirr ke dert.

Gegen Kopfschmerz kennt man in Konstantinopel folgende Volksmittel: Innerlich nimmt man Indigo und Coccinellen, zu gleichen Teilen mit Limoniensaft gemischt; Coccinellen-Saft — den stark opiumartig riechenden safrangelben Saft, den die Marienkäfer bei der Berührung von sich geben — benützte man auch in

Europa früher gegen Zahnschmerzen. Als äusseres Mittel bindet man ferner um Stirn und Schläfen Zitronenscheiben, die mit Meersalz bestreut werden. Man macht auch Umschläge von Kohlblättern. Kaviar mit Zwiebelsaft an die Fussohlen gelegt soll ebenfalls heilsam sein.

Kopfschmerz von den Füssen aus zu kurieren, ist schon eine alte orientalische Methode. Die alten arabischen Aerzte verordneten den Patienten für Kopfweh Fussbäder. Als der berühmte christliche Arzt Theodokus dies einmal einem Kalifen riet, sagte ein Eunuch, der dabei stand: „Bist mir der wahre Arzt, der Emir klagt über Uebel im Kopfe und du ordnest ihm Arznei bei den Füssen an.“ Der Arzt entgegnete: „Du selbst bist ein lebendiger Beweis dafür, dass ich Recht habe.“ Der Eunuch fragte erstaunt: „Wieso?“ und schlagfertig erwiderte Theodokus: „Indem man dir die Hoden ausgeschnitten, hast du auch den Bart verloren!“

Die Balkanslaven lassen sich bei Kopfweh die „Hündchen“, die kleinen Hitzbläschen unter der Zunge, mit der Spitze des Rasiermessers aufstechen. Wenn aber das Kopfweh von einer Beschreiung herrührt, ist die Sache nicht so leicht. Um zunächst zu erfahren, ob eine Beschreiung die Ursache des Leidens ist wirft die Heilerin in ein Glas Wasser 3 glühende Kohlen: sinken die Kohlen gleich zu Boden, so rührt das Kopfweh von einer Beschreiung her. Die heilende Frau steckt alsdann ihre beiden Daumen ins Wasser, reibt hierauf dem Kranken kreuzweis die Stirn, die Augen und die Halsadern und sagt einen Spruch her.

Wirksamer noch sind Amulete. In Bosnien und der Herzegowina schreiben, wie Krauss mitteilt, die Popen Kopfschmerz-Amulete auf die obere Rinde eines heissen Brödchens. Drei solcher Rinden muss der Kranke essen. Hat man kein Brot zur Hand, schreibt man die Formel auf Weiden- oder Haselnussblätter, die man in Wasser abspült. Mit dem Amulet berührt der Zauberarzt dreimal das Haupt des Leidenden und spricht: „Nezid — der Krankheitsgeist — geht des Weges. Ihm begegnet der Engel Gabriel und fragt: „Wohin gehst Du, Nezid?“ — „Ich gehe in des Menschen Kopf, um ihn mit Plagen jeder Art zu plagen.“ — „Dorthin kannst Du nicht gehen, sondern gehe ins Wasser.“ — Sprach Nezid: „Ich werde aus dem Wasser in den Fisch gehen, aus dem Fische ins Gras, aus dem Grase in den

Schweinsrüssel; der Mensch wird das Schwein aufessen, und so werde ich wieder in ihn hineinfahren."

In Marokko bindet man sich bei Kopfschmerzen um die Schläfen eine Schnur von Wolle oder von Kamelgarn. Die marokkanischen Frauen schützen sich, wie Quedenfeldt berichtet, dadurch vor Kopfkrankheiten, dass sie ihre abgeschnittenen Haupthaare an bestimmte Bäume hängen, die im Geruche der Wunderthätigkeit stehen und gewöhnlich auf dem Grabe eines Heiligen wachsen. Auch die Männer bringen die Haare in Verbindung mit dem Kopfschmerz; sie vergraben ihre abrasierten Haare in der Erde oder verbergen sie in Mauerritzen, damit niemand auf sie treten könne; denn dies würde jenem, dem die Haare gehörten, Kopfweh verursachen.

Mit nacktem Kopfe zu schlafen, heisst es allgemein, ist nicht blos der Gesundheit schädlich, sondern auch eine Sünde. An Schlaflosigkeit leidet, nach dem Aberglauben der Walachen, derjenige, der nach dem Essen den Löffel in den Speiseresten stecken lässt. Gegen Schlaflosigkeit gebraucht man in Anatolien ein auch in Indien bekanntes Mittel: man hält 7 Minuten lang eine Opiumkugel in der Hand, und der Schlaf kann nicht ausbleiben.

In den Sprüchen Jesu des Sohnes Sirachs 34, 20 heisst es: „Ein gesunder Schlaf stellt sich ein bei mässig gefülltem Gedärm; Beschwerden und Schlaflosigkeit, Erbrechen und Leibschneiden quälen den unmässigen Mann." Aehnliches sagte der Kalif Omar.

Um die Grippe sofort verschwinden zu machen, muss man, wie mir in Konstantinopel häufig gesagt wurde, folgendes Mittel anwenden: Man lege Reis, Zucker und blaues Papier auf die Kohlenschaufel, werfe alles auf einmal auf glühende Kohlen und atme den Rauch ein. Das Mittel wirkt nicht, wenn die Farbe des Papiers nicht die vorgeschriebene blaue ist.

In den slavischen Balkanländern macht man es, wie Dragitschewitsch im „Urquell" berichtet, noch viel einfacher: Der Patient begiebt sich beim Abenddunkel in das Freie, und wenn er beim Nachbarn ein Licht brennen sieht, spricht er: „Beim Nachbarn brennt ein Licht — mein Strauchen soll zu ihm kommen als Gast in seine Nase!"

Beim Nasenbluten hängt man um den Hals verschiedene Edelsteine, denen man die Eigenschaft des Blutstillens zuschreibt:

Rubin, Amethyst, arabisch: benfesch; Karneol, türkisch: akyk, arabisch: hadschar el yemen, persisch: sengh e yemen; Smaragd; Koralle; endlich Perlmuschel, arabisch: sadaf.

Bei den Metawilen in Syrien schreibt man, nach der Mitteilung des Syrers Eijub Abela, mit einer Hühnerfeder, die in das Nasenblut getaucht worden, folgende Formel auf ein Stück Papier: „Verflucht sei die Frau, die an ihrer Tochter zur Kupplerin wird." Dieses Papier, an die Stirn des Leidenden geklebt, muss helfen.

Bei Ohnmachten und Konvulsionen hält man dem Kranken schleunig frisch angebrannte Baumwolle unter die Nase. Oder man füllt eine Dattel, aus welcher man den Kern entfernt hat, mit Mastixpulver und lässt sie braten. Der entstehende Rauch wirkt auf den Patienten reizend und belebend.

Einem Taubstummen stecken die bosnischen Volksärzte und Wunderheilerinnen eine ausgehöhlte Kerze von gelbem Wachs ins Ohr; dann zünden sie das herausragende Ende an und lassen die Kerze ganz ausbrennen; dies wiederholen sie so lange, bis sie glauben, dass der Patient geheilt sei. In Konstantinopel legt man in das äussere Ohr nagelartige, aus rotem Präzipitate und Gummischleim hergestellte Körperchen oder leitet mittels eines Trichters Wasser, Malvadämpfe oder mit Kampfer versetztes Mandelöl ein; letzteres ist besonders dann heilsam, wenn es zuvor monatelang mit toten Mäusen vermengt worden ist. In Bagdad kennt man ein ganz vortreffliches Mittel, um den Stummen die Zunge zu lösen: Zu meinem Freunde Doktor Bernhard Beck kam einmal ein Moslem mit einem taubstummen Kinde. Doktor Beck erklärte nach der Untersuchung des Kindes, es gäbe seines Wissens keine Hilfe. — „Aber ich komme nicht, um Deine Hilfe oder ein Medikament zu erbitten," entgegnete der Vater des kranken Kindes, „sondern sage mir blos, wieviel Tropfen muss ich von diesem Wasser meinem Kinde geben?" Und er zog aus seinem Gürtel eine Flasche mit einer schmutzigen Flüssigkeit. — „Was ist das?" fragte der Arzt. — „Moi bülbül, Nachtigallenwasser," entgegnete der Araber. — „Was willst Du damit?" — „Ja, Efendi, weisst Du denn das nicht selbst? Weisst Du nicht, dass Bülbül die schönste Stimme hat unter allen Tieren? Und da die Nachtigall beim Trinken die Zunge hundertmal täglich in das Wasser taucht, das man ihr hin-

stellt, so muss doch in diesem Wasser selbstverständlich etwas von der herrlichen Stimme zurückbleiben. Aus dem Wassertroge, aus dem unsere Nachtigall trinkt, habe ich die Reste des Wassers gesammelt und will sie meinem Kinde geben, es wird dann über kurz oder lang sicher gesunden.“ — „Wenn dem so ist,“ fragte der Arzt, „wozu hast Du Dich noch zu mir herbemüht?“ — „Ich sagte Dir schon, Hekim Efendi· Deinen Rat bezüglich eines Medikaments brauche ich nicht mehr. Ich will Dich nicht fragen, was ich meinem Kinde geben soll — das weiss ich selbst, Du hast es gehört. Aber ich weiss nicht, wie ich das Moi bülbül verabreichen muss, ich weiss nicht die Einteilung der Zeit, nicht die Zahl der Tropfen. Es ist mir gesagt worden, dass ihr europäischen Aerzte vorzüglich in der Dosierung der Medikamente Bescheid geben könnt. So bitte ich, sage mir: Wieviel Tropfen Moi bülbül muss ich meinem Sohne täglich verabreichen, damit er nicht eine zu laute Stimme bekommt, wenn er vielleicht zuviel oder zuhäufig von diesem unfehlbaren Mittel nimmt?“ . . .

Merkwürdig sind auch die Ansichten, welche die Stärkung oder Schwächung des Gedächtnisses betreffen. Nach Meinung der Metawilen in Syrien wird man vergesslich durch folgende fünf Dinge: Wenn man häufig Inschriften auf alten Gräbern liest; wenn man in der Mitte einer Kamelheerde geht; wenn man etwas isst, das bereits von Mäusen berührt worden ist; wenn man mit nüchternem Magen sauere Aepfel geniesst; wenn man auf dem Rücken liegt. Auch der Talmud zählt fünf Dinge auf, welche bewirken, dass man das Gelernte wieder vergisst; und auch dort findet sich der Satz: „Wer isst, was von einer Maus oder Katze angebissen ist, der vergisst.“ Angehende Studenten in Marokko essen, um ein gutes Gedächtnis zu bekommen, das rohe Herz des frisch gerösteten Wiedehopfs.

Wer auf glühende Kohlen spuckt, bekommt Geschwüre im Munde, sagt man allgemein. Eine talmudische Legende erzählt: Moses habe als Kind eine glühende Kohle in den Mund gesteckt; davon rührte seine schwere Zunge her. Der Erzengel Gabriel leitete damals seine Hand, die Moses nach goldenem Geschmeide, das neben den glühenden Kohlen in der Pfanne lag, ausstrecken wollte. Denn hätte Moses dieses Gold ergriffen, so wäre es von den ägyptischen Zeichendeutern als ein Vorzeichen dafür

gehalten worden, dass er dem Pharao dereinst die Krone rauben würde, und das wäre sein Tod gewesen.

Geschwüre im Munde entstehen auch nach einer speziellen syrischen Ansicht, wenn man des Abends Mastix kaut; von drei Stunden vor Sonnenuntergang angefangen soll man dies unterlassen. Zur Heilung der Mundgeschwüre verwendet man den Niederschlag der Ofenröhren.

Die Balkanslaven sagen: Leidest du an der Gliedersucht, so erhebe dich früh morgens an einem Freitage im Neumonde, nimm eine Axt und einen wildgewachsenen Weissdorn und hacke mit der Axt dreimal in den Weissdorn und sprich jedesmal: „Die Gliedersucht fahre in den Weissdorn hinein! Ulog u glog!" Hast du so gethan, dann verschwindet die Krankheit wie mit der Hand weggewischt. — In Bosnien wird, wie Krauss ferner berichtet, Gliederreissen mittels eines Messers und des folgenden langen Sprüchleins beschworen: „Drei Mädchen weideten im Wald. Die Eine war stumm, die Andere taub, die Dritte blind. 9 Flüsse, 9 Brüder, rüsteten sich flugs zum Heer. Flugs zogen sie fort, flugs stürzten sie sich in den Kampf, flugs kamen sie um. In die Haut, aus der Haut; in welche, aus welcher; ins Gebein, aus dem Gebein. Zogen unter den Rasenboden, an jenen Ort, wo keine Glocke läutet, wo kein Hahn mehr kräht, wo ein Bruder den anderen nicht mehr ruft. Von 9 bis 8, von 8 bis 7, von 7 bis 6, von 6 bis 5, von 5 bis 4, von 4 bis 3, von 3 bis 2, von 2 bis 1, von 1 bis keins. Im Namen des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes."

Ueber ein seltsames Mittel gegen Gliederschmerzen berichtet die osmanische Geschichte aus der Zeit Mohammeds IV: Am Tage nach der Thronerhebung dieses Sultans wurden die Leichname des während der Palastrevolution hingerichteten Grosswesirs und des Oberstlandrichters von dem Ahornbaume am Hippodrome, an welchem die beiden Würdenträger aufgehängt worden waren, bei Seite geschafft. Einem Janitscharen war es eingefallen, das Fleisch des fetten hingerichteten Grosswesirs auszuschneiden, und dasselbe als ungemein gut für Gliederschmerzen, Stück für Stück um 10 Aspern, auszurufen und zu verkaufen; sogleich stürmte der Pöbel von allen Seiten mit Messern herbei und zerfetzte sowohl den Leichnam des Grosswesirs als den des nicht minder fetten Oberstlandrichters in

viele tausend Stücke, so dass von diesem tragischen Ende seiner Herrlichkeit dieser Grosswesir in der osmanischen Geschichte seitdem nicht anders als Hesarpara, der von tausend Stücken, geheissen hat. Diesen Beinamen verdiente er aber — wie Hammer meint — auch in anderem Sinne des Wortes, insoweit er nämlich unerschöpflich war an Hilfsmitteln, um die Launen des vorigen Sultans Ibrahim und der Günstlinginnen zu befriedigen, um immer tausend Stücke herbeizuschaffen oder aufzuspielen. Sein Haus war ein Warenlager, ein Magazin des Stadthandels, ein Stapelplatz der Bedürfnisse des Harems. Schickte eine Günstlingin um tausend Miskale gesponnenes Gold, sogleich schickte er ein paar Bündel des feinsten; verlangte eine andere Rosenöl, sogleich stand eine ganze Oelflasche von ein paar Hundert Miskalen zu Befehl. Ambra war in grossen atlasnen Säcken, Aloë in Stücken von vierzig bis fünfzig Pfunden, und Perlen waren in ganzen Beuteln vorhanden; über dreissig Sklavinnen, Tonkünstlerinnen und Tänzerinnen, die er aus der ganzen Stadt gepresst hatte, um dieselben für jede Laune des Sultans bereit zu halten, wurden nach seinem Tode vom Grosswesir Ssofi Mohammed wieder ihren Eigentümern zurückgestellt.

Vom Sultan Murad IV. wird erzählt, dass er Zeit seines Lebens schwer gichtkrank war und dass man bei solchen Anfällen immer sein Ende gekommen glaubte.

Gicht heisst türkisch: podogra, nikris; arabisch: wodscha el mluk; persisch: dert e mufasel; indisch: dschurien ke pir oder gent. Für Rheumatismus sagt man türkisch: jel rihi; arabisch: rich; persisch: dert badi; indisch: badi ke pir.

In Konstantinopel glaubt man vielfach — wie bei den Balkanslaven — sich Rheumatismus dadurch zugezogen zu haben, dass man einem Geiste begegnet sei. Fragt man einen solchen Kranken nach der Ursache seines Leidens, so entgegnet er euphemistisch: „Sie ist von aussen.“ Türken, Griechen und Levantiner versuchen vor allem, das Leiden durch warme Bäder zu beheben. Im Bade lässt man sich kneten. Blutentziehungen, Schröpfmittel, Vesikatoren und Fontanellen werden häufig angewandt. In Konstantinopel ist speziell folgende Methode beliebt. Man wirft ein Stück Tabaksrohr ins Feuer, nimmt es heraus, sobald es sich entzündet hat, kühlt es ein wenig ab und setzt es dann auf die erkrankte Stelle, um diese durch das Blasen des halb-

verkohlten Tabaksrohres zu erwärmen. Vielverbreitet ist auch, bei den Türken insbesondere, die Akupunktur, das Einstechen von Nadeln in die erkrankten Körperteile, ein Heilmittel, das aus dem Osten stammt, bei den Japanern, Chinesen und Koreanern und auch im ganzen näheren Orient seit jeher bekannt war und im sechzehnten Jahrhundert nach Europa kam. Es geriet für eine Zeit lang in Vergessenheit, ward aber dann von französischen Aerzten wieder empfohlen und in Deutschland als Baunscheidtismus — nach dem 1860 in Münster verstorbenen Baunscheidt so genannt — allgemein modern.

Mittels eines Instruments werden Nadeln in die Haut gestossen und dann reibt man die Stichwunde mit reizendem Oel ein, wodurch eine Hautentzündung entsteht und Flüssigkeiten, die sich in einer Körperhöhle angesammelt haben, herausgezogen werden. Während man aber in Europa gereinigte feine Nadeln verwendet, dreht der türkische Hodscha-Wunderarzt Nadeln von bedeutender Dicke kaltblütig in die kranken Gliederteile. — In Albanien, besonders in Elbassan, wendet man Folgendes an, um Rheumatismus — von den Gegen: „Perben," von den Tosken: „Perbesi" genannt — zu heilen: Man steckt das leidende Glied dreimal in warmes Wasser, reibt es dreimal mit Salz ein, fährt dreimal mit der flachen Klinge eines Messers darüber und sagt dreimal: „Wie das Salz schmilzt, schmelze das Uebel!" Dann wird im Zimmer des Kranken sorgfältig mit einem Besen ausgekehrt und dreimal gesprochen: „So wie die Sachen weggefegt werden, so möge auch das Uebel verschwinden."

Wenn man Knurren in den Gedärmen vernimmt, klagt man: „Ich habe Wasser im Bauch." Man nennt diese Krankheit türkisch: karn guruldemesi; arabisch: schamatta fel batn, persisch: avas e schikem; indisch: kurkur e schikem. Mit „Nabelfall" bezeichnet man in vielen Gegenden der Türkei allerlei Leiden des Unterleibs. Bei Kolik und Entzündung der Gedärme sagt das Volk: „Der Nabel ist herabgefallen."

Man ruft dann zumeist alte Weiber, welche die Kunst verstehen, den herabgefallenen Nabel wieder in die richtige Lage zu bringen. Sie thun dies, erzählte Professor Rigler, indem sie nach Beölung des Unterleibs denselben kneten und reiben. Auch bei Trommelsucht — Tympanites — wird der Unterleib mit Oel eingerieben und dann massiert; die

Heilmethode ist aber nur wirksam, wenn man zum Beklopfen des Unterleibs die getrocknete Kinnlade eines Hammels oder einen Stahllöffel, der in diesem Falle besondere magische Kräfte besitzt, verwendet. Nach dem Massieren und Beklopfen hüllt man den Leib des Kranken in ein mit harzigen Dämpfen durchzogenes Tuch und spricht besondere Gebete für die Genesung. Bei langwierigen Diarrhöen schneidet man die Mitte aus einer Quitte heraus und füllt das Loch mit Wachs. Die so präparierte Quitte setzt man einem schwachen Feuer aus, nimmt sie nach einiger Zeit fort und lässt sie erkalten. Dann gibt man dem Kranken davon zu essen. Das Mittel wird mehrere Tage hintereinander gebraucht.

Ferner stehen in Konstantinopel folgende Mittel in Verwendung: Heidelbeeren, heisse Limonade, Opium, Galläpfel in Suppe und endlich getrocknete Natternhaut mit Zucker.

Bei Magenschwäche höhlt man ebenfalls eine Quitte aus und füllt sie mit Muskatnuss, Zimmt und Gewürznelken und Zucker. Dann umgibt man das Ganze mit einem Teig und setzt es dem Backofenfeuer ein wenig aus, und das helfende Medikament ist fertig. Bei hartnäckigen Koliken legt man ein Hammelsnetz, in einem schleimigen Absud auf den Unterleib; oder schluckt einige Pillen, die aus Seife und gebranntem Kerzendocht bestehen. Diese Pillen sind in Kleinasien und Konstantinopel gebräuchlich. Kolik heisst türkisch: Sandschi, karyn agh, oder vodscha el batn; arabisch: maghs; persisch· petsches, dert eschikem; indisch: sul, mror oder kulendsch.

Die Diarrhöe befällt in Konstantinopel jeden Ankömmling. Die Dysenterie ist heftig und fast immer hartnäckig. Ein Konstantinopler Arzt, Doktor S. Schwarz, ist der Erfinder einer Antidysenteriepille, welche wirksam sein soll. Allgemeine Volkssitte ist es, den Unterleib durch fortwährendes Tragen von Flanell oder von Gürteln und langen dicken Tüchern vor dem häufigen Umschwung der Temperatur zu schützen. Früher trug man aus diesem Grunde selbst zur Sommerszeit Pelze. In den Spitälern werden zu jedem Bettbedarf mindestens 2 Bauchbinden gerechnet.

Vielfach wird Olibanum bei Magenkrankheiten angewendet. Der Prophet riet, vor dem Coitus das Zimmer mit Olibanum und wohlriechenden Blättern auszuräuchern. Diese Räucherung

wird daher von allen Traditionisten empfohlen. Abdallah ibn Merwan sagte: „Es gibt drei Dinge, die nur in Yemen sind: Olibanum, Wars oder Erobanche tinctoria; und Burd, der unter dem Namen Yemeni bekannte, in Yemen gewobene Mantel. Olibanum vertreibt die Winde im Leibe, ist nützlich bei Magenkrankheiten, trocknet den Schleim bei Darmkatarrh, heilt Wunden und Geschwüre, erhellt den Blick, stärkt die Gebärmutter und die Geschlechtsorgane des Mannes wie der Frau.“ — Nach südslawischer Ansicht braucht ein Mann, der Bauchweh hat, blos den linken Hoden zu drücken; wenn er ihn dann loslässt, ist er sofort genesen.

Wie in früherer Zeit in Europa, so herrscht im Orient jetzt noch die Sitte, im Frühling eine Blutreinigungskur des Körpers vorzunehmen, vorzüglich zu dem Zweck, um die angehäufte schwarze Galle zu entleeren.

Aus Persien erzählt Dr. Polak: Man wählt dort dazu die Zeit zwischen Mitte April und Ende Mai. Nachdem man von seinem Hekim genaue Verhaltungsregeln in Bezug auf Gebrauchsweise und Diät eingeholt hat, bereitet man sich durch fünf- bis achttägigen Gebrauch von Solventien vor, nimmt dann ein Abführmittel, ein zweites nach zwei Tagen, selten ein drittes, und geht hierauf zur eigentlichen Kur über, welche 30 bis 40 Tage in Anspruch nimmt. Sie besteht im vorschriftsmässigen Genuss von Radix Chinae nodosae, manchmal von Sarsaparilla, oder von Säften aus Cichorie, Beta, Fumaria, oder von Milch und Molken. Im Hochsommer dienen auch die Säfte von Wasser- und Frühmelonen oder „germek“, Granaten, saueren Trauben und Berberis zum Kurgebrauch.

Ausserdem, dass der Perser, wenn er sich im geringsten unwohl fühlt, das Zimmer hütet und strenge Diät beobachtet, nimmt er sofort eine Solvenz — persisch: munzitsch — und hierauf ein Purgiermittel — „karkun,“ „mushil“ — auf alle Fälle aber ein oder mehrere Klystiere oder „imaleh“. Der ungemein häufige Gebrauch von Klystieren ist, meint Polak, um so auffallender, als Chardin, der vor etwa 200 Jahren Persien bereiste, in seinem Werke erwähnt, das Lavement sei dort völlig unbekannt und die von ihm verordnete Anwendung desselben sei auf heftigen Widerstand gestossen. Jetzt erhält der Arzt auf seine Fragen an den Kranken die stereotypen Antworten: „Ich

bekam Fieber und setzte ein Klystier," oder: „Vor dem Klystier verspürte ich diese, nach demselben jene Symptome". Als Instrument bedient man sich nicht unserer gewöhnlichen Klystierspritze, sondern eines hohen Trichters mit abgerundetem und wie ein Katheter umgebogenem Ende. Vermöge des Luftdrucks stürzt die Flüssigkeit mit brodelndem Geräusch in das Rektum. Polak hält diese Methode für zweckmässiger als die europäische; das Instrument ist einfach, lässt sich gut reinigen, die Applikation mit eigener Hand als auch mit fremder Hülfe ist leichter und eine Darmverletzung durch den Apparat unmöglich, auch kann die Füllung in beliebigen Quantitäten beigebracht werden. In keinem persischen Hause fehlt dieser Trichter; gewöhnlich ist er von Glas, bei reichen Familien von Silber, mit einer Vorrichtung zum Auseinanderschrauben. Die Ingredienzien des Klystiers bestehen aus Rohrzucker „schiker" – von Masanderan, kristallinischem Steinsalz — „nemeke turki"; ferner aus Ricinusöl — „rugane gertschek"; aus Manna — „schirchischt" — von Astraphasis spinosa, Rhabarber — „riwaend"; aus Sennesblättern — „senneh mekki" — und als drastisches Mittel aus einem Beisatz von Cassia fistulosa — persisch: „fulus" —, durch dessen unzeitige Anwendung grosser Schaden angerichtet, ja der Tod herbeigeführt werden soll.

Als Solvens, welches der Perser stets dem Abführmittel vorhergehen lässt, weil nach seiner Ansicht die Materia peccans — „suddeh" — unbedingt erst in Fluss geraten muss, ehe die Ausleerung durch eine Purganz erfolgt, dienen Abkochungen — „dschuschandeh" — von Cichorienwurzel oder Kasni, von Jujuba oder Annab, von Schebistan oder Sepiste, von Fumaria oder schaterre, von Viola odorata oder Benafscheh, von Solanum nigrum oder Tadschrizi und von verschiedenen einheimischen Mannaarten. Die Abkochung, ungefähr das Quantum einer Pinte, wird in eine Schale geschüttet — der Perser trinkt nicht aus Gläsern — und auf einmal genommen; um die Wirkung zu verstärken, geniesst man hinterher noch einige Schalen Scherbet, der aus Oxymel, Orangen-, Limonen-, Granaten- oder grünem Traubensaft bereitet ist. Auch der Saft der Wassermelonen wird viel als Solvens angewendet; er gilt überhaupt, wegen seiner gelind abführenden Wirkung, für ein Universalmittel gegen alle Stockungen im Unterleibe etwa wie in Europa die auflösenden Mineralquellen.

Andere persische Abführmittel sind: schwarzes und gelbes Mirobalanum, „Halileh siah“ und „zerd“ genannt, Sennesblätter, Rhabarber, Tamarinden, die im Persischen taomer hindi heissen, Cassia fistulosa, Coloquinten oder „Haenzel“, Gummigutt oder „Ussareh riwand“, Aloe oder „Sab'r“, Ricinusöl, Manna und Bittersalz. Das grobgestossene Pulver des Mirobalanum, besonders der schwarzen Sorte, wird in 3 bis 4 Drachmen vor dem Schlafengehen genommen; es ist fast das ausschliessliche Abführmittel bei den niederen Volksklassen. Die china nodosa, persisch Tschini, welche im XVI. Jahrhundert zufolge der guten Dienste, die sie dem Kaiser Karl V. und mehreren Päpsten geleistet hatte, in Europa stark in Aufnahme kam, später aber wieder obsolet wurde, steht bei den Orientalen noch heutigen Tages in vollem Credit. Die Sarsaparille oder Uschpeh wird selten allein genommen, häufiger dem Decoct der China nodosa beigemischt; daher bedeutet Tschini uschpeh churdem: „Ich brauchte die Pflanzenkur“. Turkomanen und Mongolen geniessen die China nodosa als Leckerbissen. Sultan Abdul Hamid II. ist, wie in meiner Schilderung seines Hofstaates erwähnt, ein Feind aller Medikamente, in Fällen des Unwohlseins nimmt er nur Sarsaparille. Das Gummigutt halten die Perser für ein Extractum rhei, daher der Name „ussareh riwand“, welche Verwechselung nach Dr. Polak oft Unheil anrichtet. Die Ricinuspflanze, „Bid aendschir“, auch „gertschek“ genannt, wird fast in ganz Persien angebaut, ja Polak fand sie noch im vierunddreissigsten Breitengrade bei einer Meereshöhe von 6000 Fuss reifen, allerdings kümmerlich. Ihr Oel dient meist zur Beleuchtung. Durch die heisse Pressung wird es braun und dickflüssig und verliert an purgierender Kraft, sodass wenigstens eine Dosis von 1½ Unzen genommen werden muss. Vom Genusse einer Emulsion aus etwa 50 Samenkörnern entstanden nach Polaks Erfahrungen bei einem Europäer die heftigsten Cholerasymptome, und er entging nur mit genauer Not dem Tode. Im Gilan'schen Marschlande nehmen die Einwohner häufig zwei bis drei Körner des Ricinus tiglii oder Gertschek hindi. Ueber die in Persien einheimischen Mannaarten, welche fast nie als Zusatz bei der Purganz fehlen, hat Polak ausführlich geschrieben. Hier erwähne ich nach ihm nur noch Folgendes: Guter Rhabarber kommt über Buschir aus China, daher die Benennung Riwand e tschini; doch ersetzt man ihn

gewöhnlich durch die schwächer wirkende inländische Wurzel, die hauptsächlich um Chorassan wächst, sich aber auch häufig in den Bergen des Elburs und Elwend findet — Rheum rhaponticum Riwas — und deren junge Sprossen ein gutes Gemüse geben. Tamarinden sind seltener im Gebrauch. Am meisten geschätzt ist die rötliche, viel Weinstein und Weinsteinsäure enthaltende Tamarinde von Guzerat — tamer gudschrat; man bereitet daraus ein säuerliches, rubinrotes, erfrischendes Getränk. Cassia wird bei allen Krankheiten der Baucheingeweide angewendet, vielleicht nur wegen ihres darmähnlichen Aussehens. —

Bei Harnverhaltungen röstet man in Konstantinopel zerhackte Petersilie, Wurzel und Kraut, gibt Oel dazu und macht dann Umschläge auf der unteren Bauchgegend. Dieses Mittel soll nach Rigler überraschend nützen, wenn das Leiden nicht zentralen Ursprungs ist. Bei Hämorrhoiden nimmt man innerlich auflösende Abkochungen, ausserdem lässt man sich Blutegel an die leidende Stelle setzen; um die Blutung zu unterhalten, sitzt man längere Zeit auf einem durchlöcherten Sessel, unter welchem aus einem mit heissem Wasser gefüllten Topfe Dämpfe aufsteigen.

Gegen Bandwurm gebraucht man in Aegypten, Palästina und Syrien Petroleum; dieses Medikament wird drei Tage hindurch in bestimmten Zwischenräumen tropfenweise verschluckt, darauf nimmt man ein Abführmittel. Die Bewohner des Libanon glauben, wie Honigberger erzählt, dass die häufige Erzeugung des Bandwurmes in ihrem Lande eine Folge des Genusses des rohen Fleisches sei, weshalb sie unmässig Branntwein trinken. Allerdings kann der erwähnte Umstand viel dazu beitragen, meint Honigberger; die Hauptursache der Entstehung des Bandwurmes scheine dort jedoch darin zu liegen, dass die ärmeren Leute, die auch am meisten diesem Uebel ausgesetzt sind, in den Zimmern, wo die Seidenwürmer aufgezogen werden, schlafen und die schädlichen Stoffe der faulenden und sich zersetzenden Maulbeerbaumblätter, wovon sich die Seidenwürmer nähren, einatmen. Die Leute dort zu Lande haben eine eigentümliche Methode, sich vom Bandwurme zu befreien, wenn er ihnen lästig wird und üble Zustände bei ihnen hervorbringt, was jedoch selten der Fall ist, da er grösstenteils von selbst stückweise abgeht. Sie nehmen nämlich am Morgen nüchtern ein Stückchen

gemeiner Seife in einer von den Samenkörnern gereinigten Feige; hierauf braten sie am Kohlenfeuer ein Stück Fleisch, das aber fett sein muss, um, wie sie glauben, „den Wurm in den Magen heraufzulocken,“ kauen dann den Braten, ohne weder den Speichel, noch den ausgesogenen Saft hinabzuschlucken. Wenn sie nun glauben, dass der Wurm bereits im Magen ist, was man fühlen soll, so trinken sie auf einen Zug, bei zugestopften Nasenlöchern, eine tüchtige Gabe starken Spiritus, der den Wurm — vielleicht auch den Kranken — angreifen und berauschen soll, und der ihn in den Unterleib hinabtreibt, von wo aus er vermittelst eines starken Purgiermittels herausgeschafft wird. Eine wahre Pferdekur.

In den türkisch-asiatischen Militärspitälern findet man häufig Soldaten, welche an dem sogenannten Medinawurm — dem Wüstenwurm der Sudanesen — leiden. Nach der Beschreibung eines Arztes ist dieser Wurm zündhölzchendick und viele Meter lang; er bildet sich im Körper des Kranken, wächst dort und bahnt sich durch das Fleisch einen Weg, bis er gewöhnlich am Oberschenkel oder Knöchel herauskommt. Die Krankheit dauert zuweilen 8 bis 10 Monate und ist ungemein schmerzlich, aber nicht tötlich. Der Medinawurm, der auch am Persischen Meerbusen, vorzüglich in Minab und Laar, häufig vorkommt, wird dort durch Umwinden und tägliches Aufrollen um ein Stäbchen entfernt.

Die „Beulen“ sind eine andere, auf besondere Gegenden begrenzte türkische Krankheit. „Die Beulen Mesopotamiens“ nennt der alte arabische Schriftsteller Saalebi „berüchtigt wie die von Haleb“ oder Aleppo. Ueber die letzteren — welche Bouton d'Alep, Bouton de Biskra und Aleppo-Knoten von französischen und deutschen Aerzten genannt werden — sagte mir Dr. Bernhard Beck, der viele Fälle behandelte: „Die kleinen Kinder der Eingeborenen werden, wenn sie oft stundenlang unbewacht in ihren schlittenartigen Wiegen wehrlos liegen, von den Insekten gestochen, welche Träger des Beulengiftes sind. Die Krankheit beginnt mit einer Art Impfkruste, dem Knötchen, das etwa ein halbes Jahr immer mehr und mehr an Ausbreitung gewinnt und sich bis zur Thalergrösse entwickelt, eitriges Sekret absondert, dann in weiteren sechs Monaten durch Granulations- oder Fleischwärzchenbildung eintrocknet und verschwindet. Bei

den Fremden, die solche Knötchen als Erwachsene bekommen, bleiben durch Kratzen Narben. Wer einmal die Aleppokrankheit hatte, acquiriert sie nicht wieder. Charakteristisch ist, dass Europäer, die sich in Aleppo vorübergehend aufgehalten haben, die Krankheit erst zu Hause erhalten, dass also die in Aleppo stattgehabte Impfung des Beulengiftes erst viel später und unter anderen klimatischen Verhältnissen zur Efflorescenz kommt. Alle bisherigen Versuche, den Prozess der Krankheit abzukürzen oder zu unterdrücken, haben stets das Gegenteil erzeugt. Diese Krankheit dauert fast auf den Tag ein Jahr, daran lässt sich nichts ändern." Thatsächlich ist es trotz eingehender Forschungen einheimischer und fremder Aerzte nicht gelungen, das Wesen dieser Krankheit zu ergründen. Professor Eduard Geber von der Klausenburger Universität hat sich viel mit dem Studium der Aleppobeule beschäftigt. Letztere kommt auch anderwärts, beispielsweise in Diarbekr, vor. Der kaiserlich ottomanische Bataillonsarzt Doktor Butyka hat im 15. Bande der Rundschau für Geographie und Statistik über diese Krankheit in Diarbekr berichtet: „Alle angewandten Mittel waren vergeblich. Wenn durch solche Mittel die Krusten abfielen, war die eiternde Fläche wieder da, sie wollte vor einem Jahre nicht heilen Sie hinterliess immer dunkelbraune Flecken. Auch nach der Abreise von Diarbekr brach sie bei vielen Soldaten aus und zeigte denselben Verlauf. Sie ist weder auf Syphilis noch auf Skrophulose zurückzuführen, sie befällt gewöhnlich die gesundesten Menschen." Doktor Butyka sucht die Ursache in Unreinlichkeit. Die Einheimischen in Diarbekr meinen: „Wer Hamrawath Ssu, Röhrenwasser trinkt, bekommt die Krankheit." Dieses Sprüchwort sagt aber nicht die Wahrheit, sondern entstammt der Scheu der Türken und Araber, Wasser zu trinken, das durch Röhren geflossen ist.

Eine besondere Krankheit, die, nach Honigberger, auf dem Libanon häufig vorkommt, ist das sogenannte „Habet el kei," ein Brenngeschwür, welches ganz verschieden ist von dem in Aleppo und in Bagdad endemischen Bouton d'Aleppo. Während die Aleppo-Beule ein Jahr eitert und blos eine garstige Narbe hinterlässt, aber nicht lebensgefährlich ist, kommt das Habet el kei als ein akutes, oft lebensgefährliches Geschwürchen vor, und zwar in den inneren sowohl als äusseren Teilen, weshalb seine Erkennung öfters eine schwierige Sache ist; wenn man es jedoch

erkannt hat, so kann man die Heilung desselben augenblicklich mit dem glühenden Eisen — woher es auch den Namen Habet el kei, Geschwür zum Brennen, hat — bewirken. Daher sieht man auch auf dem Libanon so viele Kinder, bei denen das Cauterium actuale als Praeventive auf den Vorderkopf appliziert worden ist. Kommt dieses Geschwürchen äusserlich vor, beispielsweise im Gesicht, wo ein brennendes Knötchen entsteht, das eine bläuliche und zuletzt eine schwarze Farbe wie ein Carbunculus erhält, so ist es lebensgefährlich, wenn man ihm nicht bei Zeiten zuvorkommt, es sogleich mit dem glühenden Eisen zerstört. Beim Brennen solcher Geschwüre soll man manchmal das Zerplatzen hören, was als ein gutes Zeichen angesehen wird.

Ein Volksarzt im Libanon-Lande, der Schustermeister Ibrahim, erklärte meinem Gewährsmanne Honigberger, dass man das Habet el kei jederzeit an folgenden Umständen erkennen könne: erstens, wenn Blutentziehungen mit den übrigen Mitteln ihren Dienst versagen; zweitens, wenn der Kranke einen üblen Mundgeruch hat und sein Speichel sich in Fäden zieht. Ferner finde ein örtlicher Brennschmerz statt, der den Kranken Tag und Nacht quäle, was eigentlich — wie der Ustad oder Meister Ibrahim meinte — das beste und zuverlässigste Kennzeichen für's Kei, das Brennen, sei. —

Ein eigentümliches Mittel gegen Halsweh und geschwollene Mandeln ist dieses in Syrien gebräuchliche: Man packe einen Maulwurf, erwürge ihn mit den Fingern und reibe mit den Fingern, welche den Maulwurf erwürgt haben, die Kehle des Kranken, welcher dabei den Speichel herunterschlucken muss. Am besten ist es, wenn der Kranke selbst den Maulwurf tötet und sonach seine eigenen Finger benutzen kann. In Konstantinopel rät man das Einblasen mit Graecum album. Ist die Eiterung vollendet, so kann nach Riglers Erfahrungen ein Nutzen eintreffen, weil die durch den unangenehmen Geruch hervorgerufene krampfhafte Zusammenziehung des Rachens einen bestehenden Abszess zum Bersten bringt. Um Rückfälle zu vermeiden, hängt man den Leidenden eine kleine Büchse mit metallischem Quecksilber an den Hals. Im Basar zu Stambul verkauft man auch purpurrote Seidenfäden, mit welchen angeblich giftige Schlangen erwürgt wurden; solche Fäden sind daher, um

den Hals eines an der Diphterie oder an einem anderen schweren Halsleiden Erkrankten gewunden, am besten geeignet, das Gift der Krankheit zu paralysieren. Dieses Mittel ist auch von der osmanischen Geschichte historisch beglaubigt. Sie erzählt nämlich aus der Zeit des Sultans Mohammed IV., dass „der Mufti Behaji eher an Halsentzündung starb, als der wider dieselbe für unvergleichlich gehaltene purpurrotseidene Faden, womit ägyptische Schlangen erwürgt wurden, herbeigeschafft werden konnte."

Wirksame Mittel der Montenegriner gegen Halsleiden sind: das Brot, das man am Tage des Wassilj, und die Eier, die man am Charsamstag einsegnen lässt.

Gegen Keuchhusten gebraucht man in Konstantinopel: Sperlingsblut oder Schwefel in Wein, das Pulver der wilden Kastanie mit Zucker vermischt, die Einatmung von Asantdämpfen oder Klystiere mit Asant. Die christlichen Frauen streuen vor einem heftig Hustenden Lorbeerblätter oder Nadelholzblätter, die in Kreuzform gesteckt sind, auf den Boden, zünden sie an und lassen den Kranken den Rauch einatmen. Ferner stehen neben Amuleten, abergläubischen Gebräuchen, Aderlässen, Vesikatoren noch folgende Mittel in Verwendung: Man reibt die Brust mit Eibischsalbe ein und streut dann Chamomillenpulver darauf. Man legt auf die Brust Baumwolle, die mit dem übelriechenden Rauch von Asa foetida durchdrungen ist. Innerlich gibt man: beide Arten Benzoe in Milch gekocht; Olibanum, in heissem Wasser gekocht, Eselsmilch; Salep mit Milch.

Salep sind getrocknete Wurzelknollen verschiedener Orchideen aus der Abteilung der Ophrydeen· eine verwelkte, aus deren Bestandteilen sich der blühende Stengel entwickelt hat, eine derbe, vollsaftige, kugelige oder handförmig geteilte, gelappte, aus der sich im folgenden Jahre ein blühender Stengel entwickelt. Man sammelt nach der Blütezeit die saftigen Knollen, welche frisch etwas bitterlich schmecken und eigentümlich unangenehm riechen, wäscht sie, reibt die äussere braune Haut ab, brüht die Knollen und trocknet sie in künstlicher Wärme. In Mitteleuropa benutzt man am häufigsten die ungeteilten, seltener die geteilten; die Knollen sind nach dem Trocknen bis 3 Centimeter lang und 2 Gramm schwer, unregelmässig gespaltet, hart, spröde, gelblichgrau, riechen schwach aromatisch, schmecken fade.

Salep nennt man im Arabischen: Khus yatus salab, Fuchshoden; Salep galt im orientalischen Altertum im Hinblick auf die Gestalt der beiden rundlichen nebeneinanderstehenden Knollen — welche der arabische Name anzeigt — auch als wirksames Mittel zur Wiedererlangung der verlorenen Zeugungskraft. Theophrast und Dioskorides schrieben dem Salep grosse Nährkraft zu, doch soll er sie gar nicht besitzen. In Deutschland liefern besonders Taunus, Westerwald, Odenwald und die Rhön den Salep; viel kommt aus Frankreich; den meisten Salep aber bezieht man aus Smyrna. Man benutzt ihn jetzt in Deutschland hauptsächlich nur noch in der Form von Salepschleim — Mucilago Salep — bei Durchfällen und zur Ernährung herabgekommener Kinder. In Griechenland und der Türkei dient Salepschleim mit Honig als tägliches Morgengetränk. In der Zeit, da Salep am meisten verkauft wird, durchziehen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein Hunderte von Griechen die Strassen von Konstantinopel; unermüdlich rufen sie: „Salepi, Salepi!" mit langgezogenen Tönen. Mit Salepi erwacht man in der Frühe; und der Salepi-Ruf bringt sicher selbst die um die Nachtruhe, welche das Hundegebell als altgewohntes Gelärm nicht mehr stört. —

Die „Milz Bahreins" ist im Orient eine alte sprichwörtliche Redensart, die schon Saalebi erwähnt mit den Worten: „Bahrein wirkt auf die Milz ungünstig, weil es sie vergrössert." Die Krankheiten der Milz sind häufig, sie werden von besonderen Spezialisten, den Talaktschi, behandelt. Diese Spezialisten heilen den Leidenden, indem sie eine Hammelmilz in das linke Hypochondrium legen und unter Gebeten durchschneiden. Manchmal fahren sie auch blos mit einem wunderwirkenden Messer über der kranken Stelle in der Luft herum, nachdem sie den Unterleib mit dem Rücken des Wundermessers beklopft haben. Die Talaktschi, hauptsächlich Priester, heilen auch Brustleiden und Unterleibskrankheiten, wobei sie gewöhnlich Moxen setzen oder die Haut mit dem Glüheisen brennen. —

Schon Kazwini bemerkte bei Aufzählung der Eigenschaften des Karneol — arabisch: Akik — dass der bei Feilen oder Polieren abfallende Staub des Akik das Auge und das Herz stärke und ein Mittel gegen Herzklopfen sei. Auch vom Golde sagte Kazwini, dass es nach der Ansicht des grossen arabischen Arztes

Ibn Sina ein gutes Mittel gegen Herzklopfen und Herzleiden aller Art bilde. Endlich zitierte Kazwini den Aristoteles als klassischen Zeugen für die Meinung: dass es zu den Eigenschaften der Perle gehöre, von Herzklopfen, sowie von Furcht und Schrecken, die aus der Melancholie herstammen, zu befreien. Ueber diese Eigenschaft der Perle sagt das Gleiche Achmed Teifaschi in seiner Schrift über die Edelsteine. Im heutigen Syrien gilt es nun als sicheres Mittel gegen Herzklopfen, wenn sich die leidende Person einen Schmuck aus Karneol anhängt. Seltsamerweise hilft dieses Mittel aber nur den kranken Leuten weiblichen Geschlechts.

Die Lungenschwindsucht hält man in Konstantinopel für höchst kontagiös. Einen Lungensüchtigen schafft man am liebsten aus dem Hause, um die anderen Familienmitglieder vor der Ansteckung zu schützen. Kann man ihn nicht aus dem Hause bringen, dann sucht man ihn möglichst zu isolieren, man lässt ihn von fremden gedungenen Leuten pflegen, berührt nie das Esszeug, welches ihm zugeteilt ist, und flieht sein Bett, wenn er im Sterben liegt. Häuser, in denen Lungensüchtige gelebt und gestorben, sind schwer zu vermieten. Wenn nach Jahren sich doch ein mutiger Mieter findet, dann müssen vor dem Bezuge wenigstens alle Räume ängstlich gereinigt, die Wände abgekratzt und neu gestrichen sein. Aehnlich denkt man bei den Serben: Alle Krankheiten, in denen die Patienten rasch abmagern und zu hüsteln anfangen, werden in Serbien von dem Volksarzt als Schwindsucht erklärt, und solche Patienten werden selbst von Verwandten gemieden; denn die „Schwindsucht ist ansteckend.“ So fatalistisch das serbische Volk sonst ist — vor ansteckenden Krankheiten hütet es sich, und wenn ein Serbe aus dem Hause eines solchen Patienten weggeht, schlägt er mit der Ferse an die Schwelle, um die Ansteckung abzustreifen. Auch die Wassersucht zählen Dalmatiner und Montenegriner zu den ansteckenden Krankheiten, und sie glauben, dass Türken sie eher bekommen als Christen. Von den osmanischen Sultanen starben mehrere an der Wassersucht: Sultan Achmed II. kränkelte längere Zeit an ihr und erlag ihr am sechsten Februar 1695. An der Wassersucht waren auch seine Brüder und Vorgänger Mohammed IV. und Suleiman II. gestorben. Die Wassersucht hätte sich bei Sultan Mohammed IV., welcher sich jagend herum-

trieb, am wenigsten vermuten lassen, aber er liebte den Trank gebrannter Wasser, wozu ihm Achmed Köprili — der, selbst ein Opfer dieser Liebhaberei, an der Wassersucht starb — Geschmack beigebracht. Ich habe schon im ersten Kapitel meines Buches die medizinische Weisheit des Harems und des Sserai erwähnt, infolge deren nach Suleimans Tode der Hofarzt abgesetzt und eingesperrt wurde, weil er dem verstorbenen Sultan nicht einmal den Gebrauch geläuterten Wassers, als ein Gegenmittel gegen die Wassersucht, erlaubt hatte; der Tod Achmeds wurde nun durch die Gestattung dieses angeblichen Heilmittels auf demselben Wege, den seine Brüder gingen — nämlich durch Wassersucht — beschleunigt; bei allen Dreien dürfte aber auch, meint Hammer, Anlage zur Wassersucht vorhanden gewesen sein.

Bei Gelbsucht wendet der Hodscha-Arzt in Konstantinopel neben Blutentziehungen folgende Heilmethode an· Er stellt eine glänzende, mit Wasser gefüllte Schale aus Messing neben das Lager des Kranken und wirft in diese Schale drei oder vier Eisennägel. Nachdem er wirksame Koranstellen vorgelesen und den Kranken behaucht und beblasen hat, gibt er ihm folgende Verhaltungsmassregel an: „Acht Tage hindurch schaue täglich eine Stunde lang auf den Grund dieser Messingschale“. Bei leichteren Fällen ist der Patient im Stande, die ärztliche Weisung zu befolgen; er setzt sich auf seinem Lager auf, und schaut acht Tage hindurch dreimal täglich auf den Grund dieser Schale; und während er sich naturgemäss bessert, wird der im Wasser sich absetzende Rost als der aus ihm ausgezogene Farbenbestandteil betrachtet. Und der Arzt ist dann ein grosser, von Allah geliebter und gesegneter Wundermann. In schwerer Krankheit ist der Patient unfähig, die Bedingung des Arztes einzuhalten — und dann ist dies natürlich schuld daran, dass die Heilung nicht erfolgt. Schon nach einem indogermanischen Zauberspruche wird die Gelbsucht durch innere und äussere Mittel von gelber Farbe vertrieben.

Und aus Serbien berichtet Gjorgjewitsch: Gelbsüchtige winden sich einen gelben Seidenfaden um den Hals; dann binden sie einen roten um einen Stock roter Rosen im Garten. Am nächsten Morgen kommen sie zum Rosenstocke, nehmen den gelben Seidenfaden von ihrem Halse herab und geben ihn auf den Rosenstock, während sie den roten Faden von den Rosen herabnehmen und

ihn sich um den Hals winden. Dabei sprechen sie: „Röslein, in Gott mein Schwesterlein, gib mir dein Rot, nimm mein Gelb“.

Die Gelbsucht heisst türkisch: Ssarylyk oder yrkan; arabisch: jerakan oder rykan; persisch: irkan; indisch: pernei oder pilika mers; griechisch: Ikteros oder Kitrinada, wörtlich Gelbsucht, oder auch Safranada, Safransucht.

Als gutes Mittel gegen Bleichsucht sucht man im Orient gewöhnlich drei Aepfel an einem Zweige, die ganz rot und reif sind. Die durchschneidet man mit einem Messer, welches 24 Stunden in einem Apfelstücke stecken bleibt. Dann isst der Kranke das Obst und schabt den angelaufenen Rost vom Messer in Wein oder Raki und trinkt ihn. Bleichsucht heisst im Türkischen: ak sarelek; im Persischen: pus; im Indischen: pos oder pus. — Den Rotlauf nennen die Griechen: Erysipelas, daneben: Anemopyroma, was gleichbedeutend ist mit brennend heissem Wind. Die Araber sagen für Rotlauf: humret; die Perser: surk bad; die Türken: jilandschik, von Jılan, Schlange, wahrscheinlich wegen des Herumziehens der Krankheit. Das türkische Volk glaubt fast überall, dass Jilandschik nicht durch einen gelehrten Arzt, sondern nur durch die Jilandschiktschi, zumeist Priester und Hodschas, geheilt werden könne, und zwar durch sympathetische Heilmittel, nach dem Spruch: similia similibus curantur. Der Jilandschiktschi heilt also durch Auflegen der Hände oder durch Anblasen; oder: er drückt auf die Rose eine Münze, die auf der Kehrseite eine Schlange zeigt; oder er legt auf die kranke Stelle eine Konchylie, die — damit auch hier die Symbolik des Roten nicht fehle — im Roten Meere zu Millionen gefunden wird: diese Konchylie gleicht einer in sich geschlungenen Natter und heisst im Volksmund Jilandschiktschi, Schlangenkrankheitsstein, Rotlaufstein. Ihr besonders wird eine grosse Heilkraft zugeschrieben; man lässt sie tagelang auf der Rose liegen. Zuweilen bindet man ein heissgemachtes Tuch — es muss aber rot sein — mehrmals während des Tages um die kranken Teile. Seltener kommt es vor, dass der Priester neben solchen sympathetischen Mitteln auch noch Handgreifliches versucht, indem er mit dem Daumen das Erisypel knetet. Wenn die Rose in Brand übergeht, ruft man wohl auch — aber gewöhnlich zu spät — einen gelehrten Arzt. In Bosnien und

Herzegowina werden, wie Krauss mitteilte, Rotlaufbeulen, die man Mizina oder Kätzchen nennt, mit einem Schürhaken beschworen. Dabei spricht die Beschwörerin: „Ohne Vater wurde es gemacht, ohne Mutter geboren, ohne Priester getauft: so möge es denn namenlos dahinschwinden. — —“ In Serbien steht die Beschwörerin auf der Hausschwelle und schlägt mit einer Zimmeraxt Kreuze über die Beule, dabei sprechend: „Mietzchen hat neun Männer, alle neune zogen zum Heer ins Feld, von neun kamen acht, von acht kamen sieben, von sieben kamen sechs, von sechs kamen fünf, von fünf kamen vier, von vier kamen drei, von drei kamen zwei, von zwei kam einer, von einem kam keiner mehr. Flieh, Mietzchen, sonst hack ich dich zusammen!“ — „Hack mich nicht, ich lauf davon!“ — Dieser Spruch wird dreimal wiederholt. Dabei haut die Beschwörerin jedesmal die Axt in die Schwelle ein.

Gjorgjewitsch erwähnt noch eine andere Art serbischer Beschwörung des Rotlaufs: Die Besprecherin nimmt eine eiserne Kohlenschaufel, schiebt sie ins Feuer, bis sie glühend rot wird, giesst darauf Essig, und indem sie den Patienten mit Essigdämpfen räuchert, spricht sie, aber in sich hinein: „Der heilige Nikolaus ritt auf einem blauen Pferde, welches einen blauen Sattel, blauen Sattelgurt und blaue Zügel hatte, über das blaue Meer und trug den Blaulauf mit sich.“ Nach dreimaliger Wiederholung dieser Formel fährt sie fort: „Der heilige Nikolaus ritt auf einem roten Pferde“ — und wieder, wie oben, nur statt blau · rot — „und trug den Rotlauf weg.“ Das wird auch dreimal gesprochen. Dann kommt die Variante mit dem weissen Pferde und dem Weisslauf. Das Ganze wird abgeschlossen mit folgenden Worten: „Tritt ab, du Stier, dein Platz ist nicht hier, geh du nur in das Galilei-Thal, wo keine Kirche besteht, keine Priester lesen, keine Kerzen angezündet, keine Kirchenkuchen ausgeschnitten werden, dorthin, wo keine Schulkinder singen, keine Rinder brüllen, wo keine Schafe blöken, wo keine Hühner krähen, wo keine Schweine grunzen, wo keine Hunde bellen, wo nichts, gar nichts ist. Ich habe dich weggetrieben, und du sollst gerade so aufstehen können wie die Erde. Du rote Röte, du sollst nur rot sein. Ich habe dir Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Onkel und Tante, ich habe dich und dein ganzes Geschlecht verbrannt.“

Der Rotlauf wird bei den Serben, wie Gjorgjewitsch weiter berichtet, ausser durch die Mittel des Aberglaubens — durch das Besprechen, durch das Hersagen von Zauberformeln, auch noch volksmedizinisch behandelt. Bei der Gangrän der Wunden, oder beim diphteritischen Belag derselben, werden sie mit gestossener Lindenkohle bestreut. Wenn trotz dieser Desinfektion „die Wunde immer weiter um sich frisst", dann pflegte der berühmte serbische Volkschirurg Kristo Medigovitj mit einem Taschen- oder Rasiermesser die ganze „Fäulnis" aus der Wunde so lange auszukratzen, bis aus allen Teilen derselben „gesundes Blut" hervorquoll. Nach der Blutstillung durch kaltes Wasser legte der Volkschirurg einen fürchterlich gesalzenen Fisch, den „Zipo" — vom italienischen Cievolo — auf die Wunde, und wenn auch dieser Fisch letztere so brannte, dass der Patient laut schreien musste vor Schmerz, liess der Volksarzt den Fisch doch volle 20 Minuten auf der Wunde liegen Obwohl „dadurch die Fäulnis der Wunde vergiftet" war, wusch er sie nochmals mit dem „bissigsten" Branntweine aus, und erst dann ward die Wundsalbe aufgelegt, welche aus gelbem Wachs, Oel und Kampfer zubereitet wird. —

Wenn sich am gesunden Leibe irgend ein Auswuchs oder Eitergeschwür bildet, so nehmen die Südslaven „Smole Zamovine", Tannenharz, lösen es auf einem blauen Papier auf und bekleben damit die kranke Stelle. Bis das Papier abfällt, ist auch das Uebel weg. Bei chronischen Hautkrankheiten versucht man als allgemein beliebtes Heilmittel die Zerstörung der erkrankten Stellen durch Feuer.

Bei Krätze wendet das Volk in Konstantinopel den Schwefel in Salbenform an.

In Marokko sagt man· Ist jemand mit der Krätze behaftet, so esse er eine gebratene Ente, die bestreut ist mit Schwefelpulver und dem Samen der Pflanze Beschnicha. — Gegen Grind gebraucht man in Konstantinopel Wachholderharz.

Skropheln sind von den Orientalen gefürchtet; die blosse Nennung dieser Krankheit erregt heillosen Schrecken, sodass die Aerzte bei Feststellung der Diagnose auf Skropheln sich umschreibender Ausdrücke bedienen Die richtigen türkischen

Namen sind: ur oder siradscha; die arabischen. hauslah oder khanazir; im Persischen sagt man: chenazir und im Indischen: kanziren. — In Konstantinopel legt man frischen Speck auf die Geschwülste.

Einen Skrophelkranken führen die Dalmatiner zu einer frischen Leiche. Der Kranke ergreift die Hand des Toten und streicht mit ihr dreimal über seine Wunden. Dabei sagt er jedesmal: „Nimm mein Leiden und trage es mit Dir."

Mit der Behandlung der Ausschläge am behaarten Teile des Kopfes beschäftigen sich in Konstantinopel Spezialisten, welche man Keltschi nennt. Sie wenden Salben aus Schiesspulver, Fett und Bleiglätte an oder gebrauchen mit Erfolg die Pechhaube.

Ueber die Entstehung der Elephantiasis gibt es eine seltsame Sage in Nordafrika: Danach hätten Juden oder Heiden dem Sohne des Ali und der Fatima, einer Tochter Mohammeds, den Kopf abgeschlagen und mit den Füssen damit Ball gespielt. Aus diesem ältesten Footballspiel entstand die fürchterliche Krankheit.

Ueber den Aussatz erzählte ich an anderer Stelle, im Kapitel über die Spitäler, gelegentlich der Schilderung meines Besuches im Spital der Aussätzigen zu Jerusalem.

Zum Beschlusse dieses Kapitels etwas über Frauenleiden: Hysterie — türkisch: rahm illeti, arabisch. ichtinnah urrham; indisch: nefk erahem — ist in Konstantinopel häufig; dies wurde von allen Aerzten festgestellt. Die geringsten Ursachen rufen heftige Anfälle hervor Nach Rigler entsteht das Leiden dort bei den Türkinnen besonders infolge des engen Wohnens, des trägen Haremslebens, der Unterdrückung der monatlichen Reinigung zur Begünstigung der Befruchtung Mittel dagegen waren von jeher, wie schon Maurokordato bemerkt hat· trockene Reibung der Hände und Füsse, Besprengen des Gesichts mit kaltem Wasser, aromatische Kataplasmen auf die Magengegend. Allgemein gebraucht man Riechmittel aus Essig oder aus gebrannten Federn. In verschiedenen Gegenden der Levante wendet man mit Vorliebe folgendes an· Die Kranke stosst Mastix zu Pulver und füllt damit eine von ihrem Kern befreite Dattel voll, legt diese auf glühende Kohlen, zieht den aufsteigenden Geruch in die Nase ein und isst die Dattel auf.

Die Dauer der Anfälle ist verschieden, selten aber länger als eine Stunde. Unglückliche Ausgänge kommen kaum vor.

Andere Frauenleiden sind: Bleichsucht, nervöse Zufälle, Skropheln, Uterus-Affektionen, Krebs im Auge, Krebs an der Brust, Knochenkrankheiten.

Sie entstammen der sitzenden Lebensweise, häufig dem unbefriedigten Geschlechtstrieb, ferner der Anwendung roher Mittel, teils um die Fruchtbarkeit zu begünstigen, teils um sie zu unterdrücken. Es ist nicht selten, dass ein Arzt in einem grossen Harem zehn bis zwanzig solcher Fälle auf einmal zu behandeln hat. Dann hütet er sich aber einzugestehen, dass alle Frauen an derselben Krankheit leiden, und allen dieselben Medikamente zu verschreiben, sonst heisst es sofort: Er kenne nur eine einzige Krankheit und verstehe nichts anderes.

Um fett zu werden, besuchen die Frauen häufig warme Bäder, essen das Fleisch von gemästeten schwarzen Hühnern und Hühnerbrühen, in welchen die indische Pockenwurzel, Smilax China, abgekocht wurde.

---

12. Fieber und Wasserkuren.

Fieber und Tod in der südslavischen Volksdichtung. — Wermut und Bäder: Mittel der Balkanvölker. — Serbischer Zauberbann. — Bosnische Mittel. — Montenegrinische Mittel. — Griechische Heilmethoden. — Aus der syrischen Praxis. — Mohammed und das Fieber. — Wasserkuren gegen Fieber, Lepra und Pest. — Religiöse und medizinische Waschungen. — Das Wasser und der Coitus. — Lehren des Propheten Mohammed. — Der Prophet ein Verehrer des Wassers. — Meinungen und Erzählungen des Omer Haleby. — Fiebernester. — Wechselfieber.

Die südslawische Volksdichtung behauptet, wie Krauss in einer Abhandlung über den Tod bei den Südslawen erwähnt, dass die Smrt, die Todesfrau, sich mit dem Fieber — „Wrutschiza“ oder „Grosnitza“ — verbinde, wenn sie allein den Menschen nicht bewältigen könne. Das Fieber gilt als gewöhnlicher Vorbote des Todes. „Jemand stellte sich scheinkrank,“ erzählt eine Sage, „und forderte in frevlem Uebermut den Tod heraus. Da packte ihn ein plötzliches Fieber, er sank ins Bett und in wenigen Augenblicken war er eine Leiche.“

Wermut und Bäder sind Mittel der Balkanslaven gegen Fieber. Eine von Lübeck mitgeteilte mazedonische Volkserzählung berichtet von zwei armen Frauen, die — um nicht Hungers zu sterben — sich in zwei Fiebergeister verwandelten. Die eine fuhr in eines reichen Mannes Körper und verbrauchte alle Nahrung, die dem Kranken gegeben wurde, für sich; drei Jahre lebte sie in Wonne, bis Wermut als Heilmittel in Aufnahme kam; den vertrug der Fiebergeist nicht, er flüchtete aus dem Leibe des Kranken und ging nach einer anderen Stadt, wo dieses Mittel noch nicht bekannt war. Die andere Frau fuhr in den Körper eines armen Mannes und hauste hier fürchterlich, bis der Kranke auf die Idee kam, sich durch Bäder von dem

Uebel zu befreien: der Fiebergeist war in Gefahr, jämmerlich zu ersticken, und flüchtete schleunigst.

Leidet einer an Fieberhitze — heisst es bei Krauss von den Mitteln der Südslawen — so nehme er einen ungebleichten Hanfgarnfaden und messe einen Hund oder eine Hündin, von der Schnauzenspitze über das Rückgrat bis zum Schwanzende, und schneide genau am Schlusse den Faden ab, binde ihn sich hernach um den Hals und trage ihn sieben Tage lang. Nach dieser Zeit nehme er den Faden vom Halse weg, ohne ihn zu verknoten, und winde ihn, ohne ihn zu verknoten, um einen Zwetschkenbaum; und die Krankheit ist vorbei. — Leidet einer dagegen an Fieberfrost, so zähle er, wieviele Male das Fieber ihn geschüttelt, dann schneide er einen zackenförmigen Zwetschkenbaumzweig ab und mache in den Zweig so viele Schnitte, als er Schüttelfröste gezählt; den Zweig hänge er an die Kette, die über der Feuerstatt sich befindet. Am andern Morgen stehe er frühmorgens auf, jedenfalls vor Sonnenaufgang, und werfe das Zweiglein ins Feuer, dabei sprechend: „Dem Fieber zersprang das Herz." — Einen serbischen Zauberbann gegen Fieber, der bei Altgläubigen im Drinagebiete in Bosnien gebräuchlich ist, hat Thomas Dragitschewitsch im „Urquell" mitgeteilt. Das Mittel ist sogar prophylaktisch und lautet:

Damit dich das Fieber nicht beuteln soll, nimm einen alten Opanak — den landesüblichen Schuh — fülle ihn mit Salz, Brot und Knoblauch, mache dich frühmorgens, vor Anbruch der Morgenröte, ehe noch die Vöglein ihren Sang anstimmen, auf den Weg, begib dich an irgend einen Fluss, stelle dich ans Ufer und rufe: „O Schulze aus dem Dorfe, o Pfarrer aus der Pfarre, o Wolf aus dem Walde! Wenn ihr selbdritt zusammenkommt und dieses Frühstück einnehmet, dann soll euch das Fieber packen!" — Diese Worte spreche man dreimal aus, werfe den Schuh mit Inhalt ins Wasser und eile heimwärts, ohne sich umzusehen; dann ist man sicher, kein Fieber zu kriegen. — Wenn man aber trotzdem fieberkrank geworden ist, dann setze man sich auf ein Rohr und reite darauf zu einem Flusse, werfe das Rohr ins Wasser und spreche dabei: „Mich lädt die Vila, die Fee, zu ihrer Hochzeit ein; ich kann zu ihrer Hochzeit nicht erscheinen und sende ihr daher mein Ross, das Rohr, und das Fieber." Auf der Rückkehr nach dem Hause darf sich der

Kranke nicht umwenden. Eine andere serbische Heilmethode, welche wie die eben erwähnte, von Gjorgjewitsch mitgeteilt wird, ist diese: Der Kranke steigt auf einen Obstbaum im Garten, spricht dreimal laut seinen eigenen Namen, steigt wieder herab und geht aus dem Garten fort, ohne sich umzuwenden; während der ganzen Manipulation darf kein Anderer im Garten anwesend sein. Als innerliches Medikament endlich nimmt man Wein, in welchen ein glühend gemachter Schlüssel geworfen wurde. Die Bosnier ziehen bei Fieber das Häutchen eines Eies über die Finger oder tragen einen Eidechsenschwanz am nackten Körper. Die Montenegriner glauben, dass ein Stück Kohle, welches ein Jahr unter einem Steine gelegen ist und am Tage des heiligen Lorenz hervorgeholt wird, die Eigenschaft besitze, vom Fieber zu heilen; noch wirksamer aber sei es, wenn man an die Stirn des Kranken die rechte Hand einer Leiche anlege.

Die montenegrinischen und serbischen Volksärzte, sagt Gjorgjewitsch, sind alle Humoralpathologen, und sie fassen den menschlichen Körper als ein Netz von Kanälen auf, in denen die verschiedenen Körpersäfte fliessen; so lange die Zirkulation dieser Säfte ruhig vor sich geht, ist der Mensch gesund. Sobald das Blut — und dies heisst: alle Säfte zusammengenommen — verdickt oder durch Aufnahme von vielem Wasser verdünnt wird, sobald das Blut zu viel erhitzt oder zu stark abgekühlt ist, wird es als verdorben angesehen, und gleich darauf bestrebt sich der menschliche Körper, alle diese „Unreinlichkeiten" aus dem Blute herauszustossen, was auch durch die verschiedenen Exantheme geschieht, welche deswegen nicht behandelt werden dürfen; denn „wenn sie verschwinden sollten, bevor alles Schlechte aus dem Blute ausgestossen ist, so würde sich die ganze Unreinlichkeit auf's Herz verschlagen."

Neben den Unreinlichkeiten des Blutes spielen die Erkältungen die bedeutendste Rolle in der serbischen Volkspathologie, welche keinen Begriff von Entzündungen einzelner Organe zu haben scheint. Wenn die Erkältung den ganzen Körper getroffen, so wird der Zustand Fieber genannt. Alle Fieber werden in zwei Gruppen geteilt: in die Wechselfieber und in die hitzigen typhösen, denn jedes länger dauernde Fieber — und gar, wenn es mit Irrereden begleitet ist — wird als Typhus angesehen.

Die Griechen in Kleinasien und Saloniki versuchen das

Fieber durch Kataplasmen von zerstossenen Schnecken unter die Füsse zu verjagen. In Syrien sagt man, wie Eijub Abela erzählt: Wer eine Schwalbe oder einen Frosch anfasst, läuft Gefahr, das Fieber zu bekommen. Die Moslems in Syrien meinen, dass man einen Tag lang betteln müsse, um vom Wechselfieber geheilt zu werden. Andere glauben, man solle aus dem Grabe eines Juden einen Knochen stehlen und diesen vor dem Kranken verbrennen. Wieder andere reiben einen Fiebernden mit einem Teig ein, welcher nachher in ein vierarmiges Lämpchen umgeformt und mit Oel gefüllt wird. Dieses Lämpchen stellt man auf einem Kreuzweg auf, nachdem man die vier Enden angezündet hat. Man meint, dass das Fieber auf jenen Gassenhund übergeht, welcher das Teiglämpchen frisst. Aus der endlosen Zahl der syrischen Mittel gegen Fieber, welche Abela mitteilt, mögen hier noch folgende genannt werden: Amulete, Aderlass, Enthaltung von Fleischspeisen, reichlicher Genuss von Gerstenwasser. Um den Kranken zu erfrischen, bestreut man das Bett desselben mit Blättern der gemeinen Weide; oder man stellt neben das Bett des Patienten ein breites Gefäss mit kaltem Wasser, in das man mehrere frisch gepflückte Gurken geworfen hat, und der Kranke taucht von Zeit zu Zeit seine Hände ein oder nimmt die Gurken heraus und hält sie solange fest, bis sie warm werden.

Schon zu Mohammeds Zeiten war kaltes Wasser ein erfrischendes Mittel bei Fieber. Mohammed war ein ausserordentlicher Schätzer des Wassers und sagte: „Das Wasser ist das beste Getränk.“ Das Trinken ganz kalten Wassers hielt der Prophet indessen für ungesund. Er meinte, das schade den Zähnen, verursache Heiserkeit, Husten, Erkältungen, Brustschmerzen, Blutkongestionen; das heisse Wasser wiederum verderbe den Appetit, den Magen, verwirre die Digestion und schwäche auf die Dauer den ganzen Organismus.

Von allen Wassern gab Mohammed dem Regenwasser als Trinkwasser den Vorzug; er behauptete ferner, es gäbe auf Erden vier paradiesische Flüsse: den Syhan oder Cydnus in Cilicien; den Dschychsan oder Pyramus in Cilicien; den Nil und den Euphrat.

Die Traditionisten und arabischen Aerzte berufen sich auf bestimmte Koranverse und stellen es danach als Prinzip auf:

Das beste Wasser, nach dem Regenwasser, sei jenes, das nach Osten und in freier Luft fliesst; das nach Norden fliessende sei auch gut, aber von minderer Qualität als das nach Osten flutende. Die Traditionisten sagen ferner: Das Wasser, das über Schlamm fliesst, sei besser als jenes, das über Kieselsteine geht; und es sei um so besser, von je grösserer Höhe es herabkommt, und wenn es klar, ohne Geruch, ohne Geschmack und von leichtem Gewichte ist; endlich sei es besser, je weiter es von der Quelle entfernt sei. Der Nil besitzt beispielsweise alle diese besten Eigenschaften; und Ibn Sina Avicennus sagt von ihm: „Lobet, ehret das Wasser des Nils aus vier Gründen: weil es weit von seiner Quelle ist; weil es ein ausgezeichnetes Bett hat; weil es nach Norden und in grosser Menge fliesst.“ Neben dem Nil erfreut sich nach Ibn Sina auch der Euphrat derselben Beliebtheit aus den gleichen Gründen.

Die Moslems schreiben ihren Waschungen eine bedeutende sanitäre Wichtigkeit bei. Die arabischen Aerzte behaupten, dass die Lepra durch den Gebrauch der Waschungen vertrieben werde. Gegen die Pest, welche in dem türkisch-russischen Kriege im Jahre 1828—29 in der Walachei grassierte, empfahl der russische Arzt Czetirkin das kalte Wasser als das vorzüglichste Prophylacticum und Desinficiens. Der türkischer Schriftsteller, Omer Haleby, der alles Medizinische und Sanitäre und das ganze Leben des Menschen nur in den Beziehungen zur geschlechtlichen Vermischung betrachtet, sieht auch in den Waschungen, wie in der Diät und im Gebete, nur Hilfsmittel für einen guten Coitus.

„Durch die Waschungen,“ sagt er, „erhalten wir nicht blos unseren Körper rein, nicht blos unsere Gesundheit frisch, wir stärken und vermehren durch sie auch unsere geschlechtliche Kraft; indem wir ferner die Kraft des Magens und der Gedärme durch die Bewegungen beim Gebete — durch das Stehen, Verbeugen, Niederknieen, zu Boden werfen, durch das Ruhigliegenbleiben und endlich durch das Wiederaufstehen — heben, stärken wir zwei Dinge: die digestive und die nährende Kraft, von denen die Schaffung, die Eigenschaften und die Kraft des Samens abhängen. Ist es nicht die gute Nahrung, die gutes Blut macht? Ist nicht das Blut der Regulator der Funktionen des Nervensystems? Diät, reines frisches Wasser als Getränk und im Bade,

zum Waschen und für religiöse Abwaschungen, das sind die Quellen, welche die Gesundheit und das vollkommene Gleichgewicht der Organe erhalten." Die Diät steht obenan. Der Prophet erklärte: „Trinken und Essen sollt ihr nicht ohne Unterlass; denn Gott liebt nicht, die so thun. Der wahre Gläubige isst nur für einen Darm, der Ungläubige isst für sieben Därme. Weisheit und Vernunft sind unvereinbar mit einem überfüllten Magen." Der Kalif Omar sagte: „Beherrschet und mässiget eueren Bauch, denn er ist es, der die Krankheiten erzeugt und das Gebet vernachlässigen lässt". Von Mohammed stammt auch das Wort. „Das Fasten ist die Gesundheit". Und endlich empfahl Mohammed viel Bewegung. „Gehet aus auf Expeditionen, suchet Beute, reiset, und ihr werdet stets gesund sein". Dies Alles zusammenfassend meint Omer Haleby. „Alle Grundlagen des wahren Tempels der Gesundheit enthält das Gebet: Diät, Wasser, Fasten, Bewegung. Es erhöht die physische Kraft durch die ihr innewohnende seelische Kraft, welche sie den Gläubigen mitteilt. Wer von euch, o Gläubige, fühlt sich nicht nach Waschung und Gebet befreit von Kummer, Uebel, körperlicher und moralischer Ermattung? O Gläubige, vergesset deshalb nicht euere Waschungen, noch euere Gebete, wenn ihr gesund und energisch zeugend bleiben wollt! Macht aus eueren Abwaschungen und aus eueren Gebeten eine Freude für Körper und Geist; und die Waschungen und die Gebete werden euch euere Kraft, euere Fähigkeit zur Freude, zum Beischlaf und zum Zeugen verhundertfachen. . . ."

Mohammed war also, wie aus dem Vorhergehenden vielfach ersichtlich ist, ein Verehrer des Wassers. Beim Aufstehen trank er regelmässig ein Glas Honigwasser. Bei den Mahlzeiten trank er nur Wasser, in welches Rosinen oder trockene Datteln geworfen waren. Aïschah, Mohammeds Lieblingsfrau, erzählte: „Ich habe bemerkt, dass der Prophet, als er zum Sterben krank war, neben seinem Lager eine Vase mit frischem Wasser hatte; darin hielt er seine Hand, von Zeit zu Zeit zog er sie heraus, um sein Gesicht zu benetzen und dadurch zu erfrischen".

Mohammed kurierte Fieber mit kaltem Wasser. Er verkündete: „Das Fieber ist ein Höllenfeuer; erkältet es durch Wasser". Und die Traditionisten behaupten, dass das Sumpffieber, welches den Hedschas bis zu Mohammeds Zeit fürchterlich

verhoert hatte, nach der Verkündigung des Islams und der allgemeinen Annahme der kalten Waschungen sofort verschwunden sei. Einigen Historikern zufolge begab sich Asma, die Tochter des Abubekr, des Onkels des Propheten, zu einer schwer fieberkranken Frau und kurierte sie, indem sie ihr kaltes Wasser ins Gesicht schüttete, und dabei sprach: „Der Prophet Gottes hat also befohlen: kühlet das Fieber, denn es ist ein Höllenfeuer".

Aïschah erzählte. „Der Prophet liess sich, wenn er Fieber hatte, einen Eimer kalten Wassers über das Haupt schütten, während er seine Abwaschungen verrichtete. Half es nicht, so liess er sich auf Haupt und Schultern bis zu sieben Eimern schütten. In einigen Fällen liess er Eis und mangels dessen Essig in das Wasser thun."

Aber Mohammed wusste auch — sagt ein türkischer Kommentator — „dass gewisse Fieber physiologische Zufälle sind, die man respektieren und häufig sogar verstärken müsse." Infolgedessen verbot er bei verschiedenen Gelegenheiten, das Fieber zu verfluchen. Der berühmte Traditionist Abu Horeirah berichtet: Mohammed besuchte eines Tages die fieberkranke Umm El Mussaïb. Als sie klagte, fragte sie der Prophet: „Weshalb beschwerst du dich über dein Los?" — „Ich habe das Fieber," antwortete die Frau, „ach, dass Allah es verdamme!" — Aber Mohammed entgegnete: „Verfluche das Fieber nicht, denn es trägt die Sünde des Menschen fort, so wie der Blasebalg der Schmiede die Schlacken des Eisens hinwegnimmt!" . . .

Ein berüchtigtes türkisches Fiebernest war in alten Zeiten Ahwas. Saalebi erwähnt sprichwörtlich: „Das Fieber von Ahwas, ein immerwährendes, weil Ahwas nie fieberfrei." Im heutigen Damaskus kommen während der Monate September und Oktober, namentlich unter den dort garnisonierenden türkischen Soldaten, häufig die intermittierenden Fieber vor, und zwar, wie sowohl die europäischen als die eingeborenen Aerzte behaupten, infolge unmässigen Genusses der Weintrauben, die in jener Jahreszeit spottbillig sind. Ein Europäer bekommt dieses Fieber selten und befreit sich davon leicht, wenn er sich entschliesst, eine Zeit lang auf dem Dschebel Kalamun, dem Hermon, zuzubringen, wo allerdings der Landaufenthalt nicht bequem, aber freundlich, gesund und wohlfeil ist. Langwierige

remittierende Wechselfieber, gegen welche mit Chinin einfach nicht aufzukommen ist, herrschen stets in Diarbekr.

Bei Wechselfieber legen die Perser in Konstantinopel ein in ihrer Heimat gebräuchliches Pflaster, das aus Schafschwanzfett und aus Zimmt, Nelken und Kardamomen bereitet ist, auf die Stirn, den Bauch und die Füsse des Kranken auf. In Marokko gebraucht man bei Wechselfieber folgendes Mittel: Man schreibt frühmorgens, vor Sonnenaufgang, einen Beschwörungsspruch auf ein Olivenblatt, legt dieses auf einen Feuertopf, und der Kranke fängt den Rauch mit seinen Kleidern auf. Das Mittel wird eine Woche lang an jedem Morgen wiederholt, und am achten Tage ist die Krankheit besiegt. Im ganzen Orient gelangen gegen Fieber, gleichwie gegen alle hitzigen Krankheiten, auch die als Moxen bekannten Brennzylinder zur Anwendung. Ebenso werden die in Aegypten gebräuchlichen Fiebermittel „Kalaf" — ein über Weiden abgezogenes Wasser, und ein schon von Professor Alpini erwähnter durstlöschender Berberitzensaft — von den Bewohnern der asiatischen Türkei vielfach erprobt.

Ich füge hier zum Schlusse die im Türkischen, Arabischen, Persischen und Indischen üblichen Namen für Fieber an: Für hitziges Fieber sagen die Türken: kisdermak; die Araber humma, tab, sukneh; die Perser: tab; die Inder germ bochar. Gallenfieber heisst im Türkischen: safra sitmasi; im Arabischen. humma merasub; im Persischen: teb safravi; im Indischen: safra ke bochar. Zehrfieber heisst im Türkischen: verem oder humai sik; im Arabischen: sill oder kora-rieh; im Persischen: teb edek; im Indischen: pertschaun, saie. Wechselfieber nennen die Türken sütma; die Araber: berdich oder berudah; die Marokkaner: el hemma; die Perser: teb elersêh; die Inder: teb palenal. Nervenfieber heisst bei den Türken: huma mukelfah; bei den Arabern: schatergub; bei den Persern: teb eredich; bei den Indern: teb emorharcka. Schleimfieber endlich nennen die Türken: balgham sitmasi; die Araber: humma balghami; die Perser: teb balgami.

13. Epidemieen: Pocken und Cholera.

Schwarze Pocken. — Biblische Reminiscenz. — Eine Pockenepidemie im Koran erwähnt. Ursprung der Schutzpockenimpfung in Konstantinopel. — Lady Worthley Montagu. — Allgemeine Einführung der Impfungen in der Türkei. — Aus dem Tagebuche des sultanischen Leibarztes Dr. Spitzer. — Erzählungen des persischen Hofarztes Dr. Polak. — Cholera. — Marokkanische Ansichten und Gebräuche. — Ein türkischer Arzt über Cholera.

Für Epidemie sagt man im Türkischen: bulaschidschi maras; im Arabischen: l'illeh saryeh oder a' udeh; im Persischen: mousem, siraïet; im Indischen: mousem.

Unter den im Orient endemischen Krankheiten sind zunächst die schwarzen Blattern zu nennen.

Im II. Buche Moses IX 8 heisst es:

Darauf befahl Jehova dem Moses und dem Aaron: „Nehmet euch beide Hände voll Ofenruss, und Moses soll ihn vor den Augen des Pharao umherstreuen; so soll er dann als eine feine Staubwolke auf ganz Aegypten fallen und sowohl an den Menschen als an den Tieren in ganz Aegypten zu Geschwüren werden, die in Blattern ausbrechen . . ." Professor Ebstein glaubt allerdings, dass diese „Blatternkrankheit" nicht als schwarze Pocken gedeutet zu werden braucht, sondern nur diejenige Form der Nilbeulen gewesen sein dürfte, die mit dem Lichen tropicus identisch sei.

In der 105. Sure des Korans, die „der Elephant" betitelt ist, wird ein Vorfall erwähnt, der sich augenscheinlich auf eine Pockenepidemie bezieht: Im Geburtsjahre Mohammeds zog der christliche König Abraham von Yemen mit 13 Elephanten gegen Mekka, um es zu zerstören, doch wurde sein Heer durch eine bösartige Seuche vernichtet. Ueber diese Krankheit heisst es

im Koran an der genannten Stelle: „Sahst du nicht, wie dein Herr mit den Elephantengefährten verfuhr? Führte er nicht ihre List irre und schickte über sie Vögel in Schaaren, die sie bewarfen mit Steinen aus gebranntem Thon? Und er machte sie wie ausgefressene Saat.“

Die Türken nennen die Blattern. dschidri oder tschitschek; die Araber: dschidri, haspe; die Perser: tschitschcg, avleh; die Inder: mata, namgun; die Neu-Griechen: eulogiai.

Im Jahre 1718 machte die Lady Worthley Montagu, die Gattin des englischen Botschafters am Bosporus, in Konstantinopel den Versuch, ihren Sohn durch Impfung vor den Pocken zu schützen. Der Versuch gelang und diese Dame ist deswegen in der Geschichte der Heilkunde berühmt geworden. Nach England zurückgekehrt, hat sie der Schutzpockenimpfung auch in ihrem Vaterlande Eingang verschafft. Mary Pierrepont Lady Worthley Montagu wurde am 26. Mai 1689 zu Thoresby in der Grafschaft Nottingham geboren, als Tochter des Herzogs Evelyn Pierrepont von Kingston. Von 1716 bis 1719 lebte sie mit ihrem Gatten in Konstantinopel. Sie starb 1762. Von ihr sind die berühmten „Letters“, welche 1763 zuerst erschienen, aber noch heute viel gelesen werden; denn noch 1892 wurden sie neu herausgegeben. Ihr Sohn war jener berühmte Sonderling, der seit 1773 in Venedig und Padua ganz als Orientale lebte.

Ueber hundert Jahre vergingen seit dem Versuche der Lady Worthley Montagu, ehe in der Türkei die allgemeine Einführung der Blattern-Impfung stattfand. Ueber dieses grosse Ereignis erzählt Dr. Sigmund Spitzer, Leibarzt des Sultans Abdul Medschid, in seinem Tagebuche: „Am 7. Mai 1845, an einem schönen Frühlingsmorgen, setzte sich unsere Karawane in Bewegung. Zwei Regimenter Lanciers, die den Zug eröffneten und schlossen, mehrere Musikbanden und das aus beinahe fünfhundert Personen bestehende Gefolge des Sultans defilierten vor dem Kriegsminister, der den Zug in Rotten teilte, und jeder bedeutenderen Person militärische Begleitung mitgab. Mir wurden sechs Pferde zugewiesen, ein Leutnant und zwei Lanciers zu meiner Verfügung gestellt. Lustig flogen wir im scharfen Trabe dahin und langten nach drei Stunden auf dem Landgut Reschid Paschas an, wo gefrühstückt werden sollte. In einem lieblichen Wäldchen waren die Zelte des Sultans aufgeschlagen. Das Landvolk war

in grosser Menge herbeigeströmt, und man fand Gelegenheit, die Impfung vorzunehmen. Jetzt und an jedem andern folgenden Tage, an jedem Rastort, wurden die Kinder in Gegenwart des Sultans geimpft und beschenkt; der Sultan fand daran ein eigenes Vergnügen, das Leben seiner Unterthanen durch eine so unschuldige Manipulation vor der gefährlichen Krankheit zu sichern, von der er selbst unverwüstliche Spuren trägt."

Aus Persien berichtet Dr. Polak: Weder die zahlreichen Amulete, welche man den Kindern gegen den bösen Blick anhängt, noch die schwarze Augenschminke, womit man zu demselben Zwecke ihre Lidränder bestreicht, vermögen sie vor dem furchtbaren Uebel der Pockenkrankheit zu schützen. In der Stadt Teheran wird die Mehrzahl der Kinder vacciniert, infolgedessen Blatternepidemien weniger häufig und verheerend daselbst auftreten, während die Einwohner der Provinzialstädte, ferner die neuangekommenen Neger- und Beludschensklaven durch die Seuche mehr als decimiert werden. Als Polak im Jahre 1859 die Städte Pfum und Ispahan besuchte, versicherte man ihm, dass die letzte Blatternepidemie mehr als die Hälfte aller Kinder und Sklaven hinweggerafft habe, der vielen zurückgebliebenen Augenübel nicht zu gedenken. Die Vaccine kam durch englische Aerzte zu Zeiten des Abbas Mirza nach Persien. Dieser aufgeklärte Prinz liess alle seine Kinder impfen und trug dadurch sehr viel zur Ueberwindung des Vorurteils gegen die Impfung bei. Alle Mitglieder des königlichen Hauses, etwa 10000 an der Zahl, sind vacciniert, welchem Umstande die Familie ohne Zweifel ihr schnelles Wachstum verdankt, denn andere Familien verlieren im Gegenteil durch die Blatternseuche fortwährend an Mitgliederzahl. Mit dem Impfen, „Abeleh kubi", beschäftigen sich in Persien die Dscherrachs und die Dallaks, die Wundärzte und Barbiere. Zu den Zeiten des Grosswesirs Emir, 1848—51, wurden gutbesoldete Impfärzte, denen die unentgeltliche Impfung oblag, in alle persischen Provinzen geschickt. Nach dem Tode Emirs aber liess die persische Regierung leider diese Massregel wieder fallen, und die Impfung wurde dem Belieben des Publikums wie der Aerzte anheimgegeben. — —

Die Cholera nennt man in Marokko: Bu Glib, „Vater des plötzlichen Umfallens". Die Türken sagen: kara ssarylyk, die schwarze Gelbsucht; Araber und Perser nennen die Cholera:

heiseh; die Inder: daki. Im ganzen Orient sieht man in dieser Krankheit einen Geist, der durch die Orte wandert und die Menschen schlägt. In Konstantinopel kennt man ein einziges unfehlbares Mittel, das den Geist versöhnt und dem Kranken hilft: man opfert ein schwarzes Huhn und legt das enthauptete Tier dem Patienten auf den Bauch . . .

Im zweiten Abschnitt dieses Buches, das die Anfänge der modernen Wissenschaft behandelt, erwähnte ich die Arbeit des türkischen Hofarztes Bechdschet über die Cholera. Sie folgt hier auszugsweise. „In den medizinischen Büchern“, sagt Bechdschet in seiner Einleitung, „geschieht keine Erwähnung dieser Krankheit. Erst ungefähr um das Jahr 1230 der Hidschret zeigte sie sich in Asien, in den an Flüssen liegenden Orten jener Gegend, dann in Persien und den nördlichen Ländern, in den niedrigen und morastigen Gegenden. Aus dem aber, was in den Zeitungen steht und aus den Beobachtungen einiger Aerzte geht hervor, dass diese Krankheit, wenn sie in vom Meere entfernten Gegenden vorkommt, böse ist, und in ganz kurzer Zeit den Tod mit sich führt; dagegen tritt sie mild in den am Meere liegenden Städten auf. Das ist durch Beobachtungen erwiesen.“ Das erste Kapitel enthält den „Anfang der Symptome und Zeichen dieser Krankheit.“ Die Cholera — heisst es dort — erscheint meistens ohne eine vorausgegangene offenbare Ursache, und „ohne dass eine Krankheit oder trübe Stimmung vorhanden wäre, stürzt der Mensch plötzlich auf die Erde mit grossem Schwindel des Kopfes. Nachher bekommt er kalte Hände und Füsse, die Kälte fängt von der Spitze der Finger und Zehen an. Und nach und nach, indem die Kälte zunimmt, werden Hände und Füsse eiskalt. Der Kranke fühlt einen Druck auf der Magengegend oder in den Hypochondrien, sodann kommt ein heftiger Leibschmerz dazu. Sein Gesicht und seine Glieder werden dunkelblau gefärbt und er fängt an, schwarze und stinkende Materie von oben auszuwerfen und ebenso auch von unten, mit Diarrhöe, welche seinen Tod in kurzer Zeit verursacht: manchmal in drei Stunden, manchmal auch früher.“ Das zweite Kapitel behandelt die Diät und die gegen die Krankheit notwendigen prophylaktischen Mittel:

„Wie die Erfahrung gelehrt, muss man nicht in das Haus gehen, wo diese Krankheit vorgekommen ist, und muss auch das

Berühren und die Unterhaltung mit den Leuten, die bei den Kranken sind, vermeiden, weil es bei der Pest sowohl, als auch bei dieser Krankheit erwiesen ist, dass sie sich durch Berührung dem Betreffenden mitteilen. Wenn nun diese Krankheit in einem Hause einmal ausbricht, muss man alle Kleider der Kranken waschen und reinigen, und alle Sachen, die im Zimmer waren, mit Wasser übergiessen, das Zimmer aber auf 5 bis 10 Tage verschliessen.

In dem Hause selbst muss man Essig in einem irdenen Geschirr kochen. Soviel als möglich muss man die niedrigen und auf flacher Erde gebauten Häuser vermeiden, und ist man genötigt, hineinzugehen, so muss man entweder einfachen Essig oder Vinaigre des quatre voleurs oder Spir. Sal. Ammon oder wenigstens Knoblauch riechen. Die Häuser selbst muss man öfter des Tages mit Weihrauch, Pech oder Zedernfrüchten durchräuchern. Soviel als möglich bewohne man solche Häuser, die reine Luft haben. Der Körper muss immer in mässiger Transpiration begriffen und vor Kälte geschützt sein. Die Füsse müssen warm sein, indem man Strümpfe oder Pantoffel trägt. Da die Galle die Ursache dieser Krankheit ist, so muss man natürlich alle Speisen und Getränke vermeiden, welche die Galle vermehren oder reizen. Daher vermeide man alle schwer verdaulichen Speisen und begnüge sich mit einer leichten und geringen Nahrung So ist es einleuchtend, dass man sich vor dieser schweren Krankheit schützen kann. Man sagt, dass alle Speisen, die mit Oel bereitet sind, diese Krankheit herbeiführen können, weil das Oel das Blut reizt und die Galle brennt. Ebenso sind die mit fetter Butter und Mehl verfertigten Mehlspeisen — Bogazo, Beurek, Tscheurek, Halwa, Baklawa, Lokma, Kiosleme — nachteilig. Mit einem Wort: Diät halten und alle fetten und schwer verdaulichen Speisen vermeiden! Nach der Vorschrift mehrerer Aerzte muss man Milch und Eier, sowie auch alle daraus bereiteten Speisen gänzlich vermeiden, weil dieselben wegen ihrer Süsse sich leicht mit der Galle mischen und Galle werden. Auch soll man keine Pflaumen, Aprikosen, Melonen, Wassermelonen und Gurken geniessen, weil sie sich ebenfalls wegen ihrer Süsse mit der Galle mischen und Galle werden.

Erlaubt ist ein mässiger Genuss von Aepfeln, Granatäpfeln, säuerlichen Getränken, Scherbet und Limonaden. Dem Wasser,

das man trinken will, muss man zuerst hinreichend Essig zusetzen. Der Gebrauch von Salaten in Essig ist nützlich zur Erhaltung der Gesundheit, ausgenommen den Fall, dass jemand an Husten leidet; da soll er Essig nur riechen und sein Gesicht damit waschen. Die Nahrung bestehe aus leicht verdaulichen Speisen und solchen, die den Magen nicht belästigen. Man esse Suppen von Reis und Gerste — mit Ausnahme von Kraut, welches das Blut heiss macht und incitiert — die Malven, Kürbisse, Coruna, Bamia, frische Bohnen und solche, die leicht verdaulich sind und nicht schaden können. Man kann etwas Pillaw und Serde essen, wenn sie mit guter Butter bereitet sind. Ferner vermeide man allerlei Wein, Arak, Rum, erhitzende scharfe Spirituosen, selbst Opium, weil diese, indem sie das Blut erhitzen, schwächend, incitierend auf die Galle wirken. Der Nutzen eines mässigen Gebrauchs destillierter Wasser, aromatischer Kräuter, einiger Blumen und einiger Oele ist erwiesen und einleuchtend, sowohl in prophylaktischer Hinsicht zum Schutze der Gesundheit vor dem Uebel, als auch zur Wiedergewinnung der Gesundheit nach Ausbruch der Krankheit. Der Nutzen von Pfefferminze ist allgemein anerkannt. Alle diese Mittel stärken den Magen, die Nerven und erleichtern die Verdauung des Genossenen. Nützlich ist auch der Gebrauch von 10 bis 15 Tropfen Aqua Lavend. oder Spir. Meliss. in einer kleinen Tasse mit wenig Wasser. Von Knoblauch und Zwiebeln ist es, ungeachtet dessen, dass sie das Blut incitieren und daher nachteilig sein sollen, den Aerzten bereits bekannt, dass sie nützlich sind — auch hat man es probiert und beobachtet, dass jene, die davon genossen, von dem Uebel nicht befallen wurden. Es ist doch bekannt, dass der Genuss von Knoblauch und Zwiebeln den Körper vor einer verderbten Luft schützt. Es ist aber vorzüglich, dass man sich nicht fürchtet, und dass man soviel als möglich ruhig ist und auf den göttlichen Schutz sich verlässt, der offenbar besser ist als alle prophylaktischen Mittel."

Das dritte und letzte Kapitel enthält „alle Mittel, die man brauchen muss, wenn das Uebel sich einmal offenbart hat." Wenn die Krankheit ausbricht, nämlich „sobald ein starkes Kopfweh da ist", muss man, ohne eine Minute zu verlieren, die Hände und Füsse des Kranken stark reiben mit Flanell, „dem Reiber des Bades"; das ist „eine Art Handschuh ohne abge-

sonderte Finger." Da aber die trockenen Einreibungen nicht genügen, so muss man Hände und Füsse mit einigen scharfen Mitteln bestreichen. Auch die Reibenden müssen ihre Hände mit denselben Materien bestreichen und so stark reiben, „bis die erwähnten Teile rot, heiss und angeschwollen werden. Das geschieht mit Knoblauch, Zwiebeln, Salz, Pfeffer, spanischem Pfeffer, starkem Arak, Spir. Sal. Ammon., Theriak, mit jedem einzelnen oder mit allen auf einmal." Während man zu reiben anfängt, rufe man auch einen erfahrenen Arzt, und „nach seinem Gutachten mache man einen Aderlass von 120 Drachmen Blut oder mehr, je nach Alter und Konstitution des Kranken. Wenn ein Arzt nicht zeitig genug kommt, und schon einige Stunden verflossen sind, kann der Aderlass nichts nützen, und der Kranke stirbt. In solchen Fällen soll man den Arzt nicht abwarten, sondern selbst zur Ader lassen. Letzteres ist nicht möglich, wenn die Venen sich zusammengezogen haben, so dass das Blut von der Peripherie nach dem Zentrum, von den äusseren Teilen des Körpers nach dem Herzen zugeströmt ist, und die Lanzette, wenn sie von aussen sticht, doch kein Blut ergiessen kann. Unter diesen Umständen muss man den Teil, wo man die Ader öffnen will, ordentlich einreiben und wenn möglich dem Kranken einen Thee von Herb. Salv. Rad. Paeon. off. reichen; und dann, wenn man einmal das Blut vom Zentrum aus nach der Peripherie hin, vom Herzen nach den äusseren Teilen des Körpers zurückgeführt hat, ist ein Aderlass möglich. Der Aderlass wird in dieser Krankheit nicht wegen der Hitze des Blutes gemacht, sondern nur, um das Blut von den inneren Teilen abzuleiten, und deshalb ist der Aderlass sehr nützlich. Wenn Schmerzen in der Magengegend und um den Nabel vorhanden sind, so muss man ungefähr zwanzig Stück Blutegel ansetzen oder ein Pflaster aus starkem Arak oder Elixir mit Stechapfelöl — Ol. Sem. Stramon — öfters auflegen. Man könnte auch öfters 5 oder 10 Stück spanischen Pfeffers auflegen, nachdem man sie zuvor in Oel gekocht hat; oder man kann auch Ol. Menth. pip. oder Ol. Ror. mar. mit Ol. Oliv. als Liniment brauchen. Der Teil wird mit feinem erwärmtem Musselin nach der Einreibung bedeckt; ausserdem soll der Kranke Thee von Radix Paeon. off. oder mit einer Tasse Wasser einen Tropfen Ol. Menth. oder Ol. Salv. und

Ol. Ror. mar. zur Linderung der Schmerzen einnehmen. Da eine allgemeine Transpiration notwendig ist, muss man dem Kranken Thee von Paeon. et Flor. Samb. oder einfachen guten Thee geben."

Wenn man auf diese Weise „sowohl prophylaktische als therapeutische Mittel anwendet," schliesst Bechdschet, „wird ein jeder mit Gottes Hülfe leicht gerettet. Man hat aber bemerkt, dass, wenn man nicht gleich nach Beginn der Krankheit zur Ader lässt und die anderen erwähnten Mittel gehörig in Anwendung bringt, vielmehr einige Stunden, ohne etwas zu thun, vergehen lässt, die Anwendung und der Gebrauch der nötigen Arzneien nichts mehr nützen können."

Ueber die Cholera-Epidemie, welche im Herbst 1902 in Palästina herrschte, erhielt ich von einem Freunde aus Jerusalem einen Bericht vom 21. Oktober, der die Zustände so vortrefflich charakterisiert, dass er vollinhaltlich mitgeteilt zu werden verdient. Er lautet:

„Am 15 d. M. kam an die Behörden von Jerusalem eine telegraphische Nachricht aus Gaza, dass dortselbst die Cholera ausgebrochen sei. Gaza, die alte Philisterstadt, zwei Kilometer vom Mittelländischen Meere entfernt, mit 35000 Einwohnern, liegt unweit der ägyptischen Grenze. Seit langen Monaten stockt ohnehin hier aller Verkehr, die Quarantänen von allen Seiten unterbinden Handel und Wandel. Die Nachricht aus Gaza zerstört nun alle Hoffnungen auf eine Besserung der Lage. Es entstand in Jerusalem, als die verhängnisvolle Depesche aus Gaza bekannt wurde, eine furchtbare Panik. Der Statthalter von Jerusalem konstituierte einen Sanitätsrat und schickte zur Untersuchung der Zustände in Gaza schleunigst mehrere Doctores ab. Unter den Aerzten, die nach der verseuchten Stadt abgingen, befanden sich ein deutscher, ein Franzose, ein Grieche. Der Deutsche, Dr. Einszler, erhielt als Erfahrenster, der auch schon in schwierigen Epidemiezeiten thätig gewesen, die Leitung der Expedition. Nach seinen Aussagen wütet die Cholera schon seit Wochen in Gaza; ihr Auftreten wurde aber verheimlicht — von den Behörden aus Furcht vor Plackereien, von der Bevölkerung aus Gleichgültigkeit. Man tröstete sich, nach morgenländischer Sitte, damit, dass das Uebel von Allah gesandt

worden und dass es ein Ende nehmen müsste, sobald es Allah gefiele. Erst als die Seuche die ganze Stadt zu verheeren begann und auch vor den Thoren der hohen Beamten nicht Halt machte, entschloss man sich zu der Meldung nach Jerusalem. Die ärztliche Untersuchungskommission wurde aber trotzdem höchst unfreundlich empfangen; und als die Herren gar Massregeln anordneten, betrachtete man sie förmlich als Feinde, nicht als Retter; sie hatten die grösste Mühe, sich in Gaza die notwendigsten Lebensmittel, sowie Futter für ihre Pferde zu verschaffen. Nicht viel besser erging es ihnen aber auch, als sie von ihrer Expedition in unsere Stadt zurückkehrten. Man gab ihnen Ordre, ausserhalb der Mauern Jerusalems sich einer Desinfektion zu unterziehen. Als sie dann bei unserem Pascha schriftlich um die Erlaubnis nachsuchten, im Konak erscheinen zu dürfen, um persönlich über ihre Untersuchung zu berichten, fürchtete sich der Pascha vor einer Berührung mit den Aerzten und liess ihnen sagen: sie möchten zuerst ihre Familien besuchen und nachher in den Konak kommen! . . .

Die Cholera ist in Gaza durch heimkehrende Mekka-Pilger eingeschleppt worden. Es wäre zwar ein leichtes gewesen, Palästina vor diesem Unglück zu bewahren, allein der Bakschisch hat ihm Thür und Thor geöffnet. Die türkischen Grenzwächter haben sich kein Gewissen daraus gemacht, die Mekkapilger passieren zu lassen, welche Bakschisch opferten; und da sie sich fürchteten, dabei mit den Choleraverdächtigen in Berührung zu kommen, so hielten die treuen Wächter des Kordons einfach die Zipfel ihrer Röcke hin, um den Bakschisch entgegenzunehmen. Was nützt also der gewaltige Militärkordon, der an der Grenze zwischen Palästina und Aegypten steht und die Aufgabe hat, den Verkehr zwischen beiden Ländern streng zu überwachen, solange in Aegypten die Cholera herrscht?

In Mekka hat in diesem Jahre die Cholera furchtbar gehaust. Ein grosser Teil der Pilger ist ihr dort erlegen. Viele andere starben während der Rückfahrt nach Suez und Ismaila auf den türkischen Dampfern im Roten Meere. Der Rest machte die Heimreise von Suez nach der Türkei auf Kamelen. Unweit vom Militärkordon an der Grenze Palästinas erlag eine ganze Karawane der Cholera. Nur einem Einzigen gelang es, die

Grenze zu erreichen; aber knapp vor dem Militärposten fiel auch er nieder und verschied auf der Stelle. Darauf verliessen alle Soldaten an dieser Grenze ihre Posten — um die Kamele und Waren der Karawane zu plündern; das geraubte Gut verkauften sie nach Gaza, und so wurde die Cholera nach Palästina eingeschleppt just von denen, welche die Aufgabe hatten, sie fernzuhalten! . . .

Am ärgsten heimgesucht wurde das Dorf Chan Junis, südlich von Gaza, welches bereits völlig ausgestorben ist. Nur einige wenige Personen flüchteten sich nach Betschala bei Bethlehem, südlich von Jerusalem. In Gaza selbst starben die Menschen wie Fliegen. In einem Hause kamen an einem Tage 17 Seelen um.

Die fatalistischen Moslems halten dabei ihre Pflichten hoch und schätzen die Gefahr der Ansteckung geringer: jeder will seine Toten selbst begraben, und bei dem grossen Sterben gibt es heftige Kämpfe um die Tragbahren, auf denen man die Verstorbenen zur Erde geleitet. Die Christen aber kümmern sich weniger um die Toten und sorgen mehr für ihr eigenes Leben. Sie flüchten sich, wo sie können, in die Weinberge. Zu alledem haben sich Diebsbanden gebildet, welche ihr Handwerk nach Belieben betreiben können. Seit dem Jahre 1856 hat in Palästina eine solche Epidemie nicht geherrscht, und die allgemeine Panik ist unbeschreiblich. Als Folge der Epidemie drohen Not und Hunger. In Gaza sind zwar grosse Quantitäten Getreide, besonders Gerste und Weizen, aufgehäuft. Aber sie warten umsonst auf ihre Verschiffung, die sonst um diese Zeit stattzufinden pflegt. Gaza ist der Stapelplatz für den Getreideexport der ganzen Umgegend im Norden und Süden. Enorme Getreidemassen lagern unter freiem Himmel. Sonst ankern dort zum Abholen des Getreides zahlreiche Dampfer und Segler. Jetzt ist es still. Aber selbst, wenn ein Dampfer käme — er fände keine Arbeiter, die den Mut hätten, sich dem Getreide zu nähern.

Nun, da es zu spät ist, haben die türkischen Behörden drakonische Absperrungsmassregeln getroffen. Gaza ist abgesperrt von Hebron, Jaffa, Ramleh, Lydda; Jaffa verschliesst sich gegen Ramleh und Lydda, Jerusalem wieder gegen Hebron, Gaza,

Ramleh, Lydda und Jaffa. Die Quarantäne ist vorläufig auf je 10 Tage festgesetzt. Trotzdem in Jerusalem bisher noch kein Cholerafall konstatiert worden ist, so hat sich doch Nablus, das alte Sichem, gegen Jerusalem, Jaffa und Nazareth abgesperrt, verschliesst sich Haifa gegen Jaffa; und Beyrut ordnet für alles, was aus Palästina kommt, eine 10 tägige Quarantäne an. Aegypten traut den türkischen Sanitätsmassregeln noch weniger als die Türkei den ägyptischen und verhängt schliesslich gegen Palästina eine noch höhere Quarantäne als Beyrut gegen Aegypten. Der sonst täglich zwischen Jerusalem und Jaffa verkehrende Passagier- und Güterzug ist bis auf Weiteres eingestellt worden.

Die in Jerusalem eingerichteten europäischen Postämter müssen nun die Post mit Wagen befördern, und da sie unterwegs fortwährend Wagen und Kutscher wechseln und Desinfektionen ohne Ende vornehmen müssen, so ist das eine ganze Kette von Kosten und Schwierigkeiten. Die deutsche, österreichische und französische Post machen deshalb gemeinsame Sache, befördern ihre Post in einem gemeinsamen Wagen und lassen ihn von einem gemischten Detachement von Postkawassen aller drei Aemter begleiten. Und in welchem Zustande kommt da die Post an! Da haben wir einen türkischen Arzt, der die Briefe nicht besser zu desinfizieren weiss, als indem er sie hunderte Mal mit einem plumpen Spiess durchlöchert! . . .

So sehen zur Zeit die Verhältnisse in Palästina aus! Wir sind abgesperrt von allen Seiten; der Verkehr ist tot; kein Schiff, das Ware abholt oder bringt. Die Vorräte an Lebensmitteln sind in Palästina nicht gross, infolgedessen sind die Preise für Esswaren in 4 Tagen um 30—50% gestiegen, und jeder Tag bringt neue Steigerung. Es ist ein schrecklicher Wirrwarr im ganzen Lande, und es steht noch ein grösseres grässliches Unglück bevor: der Hungertyphus, denn die arme Bevölkerung kann die Lebensmittel nicht mehr erschwingen. Dabei wird der Vorrat an solchen stets knapper; und das Wenige immer schlechter. Die Sanitätsbehörde gab dieser Tage einem Arzte den Befehl, sämtliche Lebensmittelhandlungen Jerusalems zu kontrollieren und gesundheitsschädliche Mittel sofort zu vernichten. In Begleitung eines Polizisten wandert der Arzt von Geschäft zu Geschäft. Wenn nun der Arzt einem Kaufmann befiehlt, schlechte

Ware wegzuschaffen, und wenn er sich hierauf einem anderen Geschäfte zuwendet, so geht der Polizist zu dem verurteilten Kaufmann, um ihm die Ware abzunehmen. In Wahrheit aber holt er sich einen Bakschisch — und der Kaufmann kann sein Gift sorglos weiter verkaufen! Wir kennen keinen Fall, wo der Befehl des Arztes ausgeführt worden wäre. Hoch ist der Himmel, weit ist der Padischah — hier aber herrscht Sultan Bakschisch, und seine treuen Gefährten sind die Seuchen."

14. Die türkische Pest.

Sprichwörter. — Namen der Pest im Orient. — Südslavische Pestsagen. — Althebräische Mittel. — Der arabische Pestdämon. — Aus der Praxis meines Freundes Dr. Beck. — Alte und moderne Abwehrmittel. — Pesthochzeiten. — Pestärzte. — Geschichte der Pest in der Türkei. — Quarantäne-Gesetze.

Neben der Bezeichnung der „schwarze Tod" gab es seit jeher, namentlich in den südslavischen Ländern, den Namen „türkische Pest" für jene völkermordende Seuche, die von Zeit zu Zeit aus dem Morgenlande nach dem Abendlande kommt. Noch heute fragt man in Slavonien Einen, der entsetzt thut: „Schta ti je? Jessil tursku vidio? Was fehlt Dir? Hast Du die türkische Pest gesehen?" Die Türkei selbst ist zwar nicht der Ursprungsherd der Pest, aber stets ein guter Nährboden für sie gewesen. Die Balkanvölker hatten sich daran gewöhnt, alles Ueble von den Türken zu erhalten, und bezeichneten daher auch die unheimliche Krankheit, die aus dem Osten kam, einfach als türkische. In unzähligen Sagen haben sie die Wanderungen und Schrecken der Pest geschildert. In den Verhandlungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft hat Friedrich S. Krauss die südslavischen Pestsagen geschildert.

Der eigentliche südslavische Name für die Pest ist in den Sagen: Kuga. Die ursprügliche Bedeutung dieses Wortes ist dunkel. In Kroatien nennt man die Pest: Kratelj Zur Erklärung dieser Bezeichnung zitiert Krauss Folgendes aus dem Wörterbuch des Vuk Karadsics: „Nach der Tradition eine Krankheit, ärger als die Pest, eine Krankheit, die in einer Nacht tötet. Der Tote hat einen Fuss kürzer, als den anderen. Daher der Name von kratak, kurz. In neuerer Zeit — seit etwa 1850 — wird auch in Serbien die Pest: Kratelj genannt." In Serbien

spricht man in Zeiten der Epidemie nicht den wahren Namen der Pest aus, sagt man nicht Kuga, sondern — um das Böse zu täuschen, absichtlich falsch: Kuma, Gevatterin. Ein anderer Name heisst: Morija, die Mörderin, von mar: zermalmen. Die Albanesen sagen: Molija; die Türken: Jumurdschak oder Weba; die Araber: Taun oder Wobbeh; die Perser: Tauun misri; die Indier: Gedodane.

Ein serbisches Sprichwort lautet: „Er stiehlt wie die Pest“. Es stammt aus dem Umstande her, dass in Pestzeiten ruchlose Subjekte die Gelegenheit benützen, um zu stehlen. Andere südslavische Pestsprichwörter: „Rafft wie die Pest die Kinder“. „Fehlt nicht wie die Pest in Sarajewo.“ Eine der von Krauss mitgeteilten südslavischen christlichen Legenden meint, die Pest werde von Gott selbst ausgesandt; sie wandert in Frauengestalt von Ort zu Ort, mordet die Menschen. „Ich bin die Pest von Gott gesandt“, heisst der Refrain eines herzegowinischen Volksliedes.

Eine andere Sage erzählt: Die Pestschwestern müssen auf Geheiss ihres Königs die Menschen heimsuchen und fügen sich dem unabänderlichen Schicksalsschluss. . . . Muss man sich hier an die griechischen Erynnien erinnern, so denkt man im früheren Falle an die Schilderungen der Bibel, wo die Pest fast stets als eine Strafe Gottes auftritt. Im Buche des Propheten Hesekiel V 21 spricht Jehova: „Wenn ich aber meine vier schlimmen Strafen: Schwert, Hunger, wilde Tiere und Pest, gegen Jerusalem entsende, um Menschen und Vieh daraus zu vertilgen. . . .“ Im Buche des Propheten Jeremias droht Jehova den ungehorsamen Israeliten: „Und ich will die Bewohner dieser Stadt, die Menschen wie das Vieh niederschlagen; durch eine gewaltige Pest sollen sie umkommen.“ Im IV. Buch Moses XVII 9 wird eine Strafe erwähnt, die Jehova über die gegen Moses und Aaron murrenden Israeliten verhängte und der 14700 Menschen zum Opfer fielen. Im selben Buche XXV 1 wird von einer Heimsuchung Israels berichtet als Strafe dafür, dass das auserwählte Volk dem Götzen Baal-Peor nachgegangen war und mit den Moabiterinnen gebuhlt hatte; 24000 Menschen erlagen der Seuche. Endlich sei erwähnt die Pest, mit der Jehova Israel strafte, weil König David das Volk hatte zählen lassen: „die Seuche währte drei Tage, es war gerade die Zeit der Weizenernte; es starben

70000 Menschen". Von eigentlichen gegen die Pest angewandten Heilmitteln ist in der heiligen Schrift selten die Rede. Da man die Entstehung so wie die Heilung der Krankheit einem höheren Einflusse unterordnete, begnügte man sich mit Beten und Opfern und vertraute Gott: daher heisst es in diesem Sinne im 5. Buche Moses XXXII 39: „Der Herr kann töten und lebendig machen, kann schlagen und kann heilen, und ist niemand, der sich aus seiner Hand errette", und im 1. Buche Samuel II 6: „Der Herr tötet und macht lebendig, führet in die Hölle und wieder heraus". Nur einiger äusserer Mittel geschieht Erwähnung, wie des Feigenbreies, dessen sich der Prophet Esaias — wie in Esaia XXXVIII 21 und im 2. Buche der Könige XX 1 erzählt wird — zur Heilung des Königs Hiskias bediente; der Prophet legte diesen Brei dem Könige auf die Drüse, da der Fürst von der Pest ergriffen war; das war zur Zeit, als die Pest im Lager der Assyrer herrschte. Zu gleichem Zwecke wandten Aldrovandus und Dioscorides die Feigen gegen die Leistenbeulen in der Pest an, und auch von Plinius wurden sie empfohlen.

Aaron bediente sich — wie das 4. Buch Moses XVI 47 berichtet — der Räucherungen gegen die Pest, wahrscheinlich aber wohl mehr in religiöser als in therapeutischer Absicht. „Die Plage," heisst es, „war angegangen unter dem Volke, und Aaron räucherte und versöhnte das Volk und stand zwischen Toten und Lebendigen; da ward der Plage gewehrt." Ausserdem erwähnt der Evangelist Marcus der Oeleinreibungen gegen die Pest, indem er sagt: „Und die Jünger salbten viele Reiche mit Oel, und machten sie gesund." Wie man unter den alten Hebräern bei so allgemein verbreiteten Krankheiten Gott um Genesung anflehte, so gab auch Samuel den Philistern zur Abwendung der Pest den Rat: „So machet nun Nachbildungen von deren Schambeulen und Nachbildungen von deren Geschwülsten, die das Land verderben, und gebet dem Gotte Israels die Ehre, vielleicht erleichtert er seine Hand über euch und über euere Götter und über euer Land."

Eine südslavische Sage schildert Pest und Tod als leibliche Schwestern; sie lösen eine die andere, ermüdete, ab. Es gibt ein Pestfräulein oder mehrere: 2, 3, 7, und so fort. Man kann auch — meint man — die Pest herbeizaubern: Wenn jemand

Milch von zwei Schwestern um Johannis-Mitternacht in ein Grab schüttet, so steigt daraus die Pest hervor. Alle Sagen bemühen sich, die Erscheinung der Pest grauenhaft zu schildern: Wenn sie ins Land kommt, heisst es in einer Erzählung, so muss sie solange umherirren, bis sie jemanden trifft, der zwanzig Jahre lang eine Todsünde im Herzen verborgen hat. Dem reisst sie das Herz heraus und verwandelt es in Staub, der sofort nach allen Richtungen zerstiebt. Jedermann, der von diesem Staube einatmet, wird auf der Stelle krank und stirbt schnell. Die Pest nährt sich von den Herzen ihrer Opfer. Hat sie einmal ihren Hunger gesättigt, so zieht sie den Rest des Staubes ein, der sich noch in der Luft befindet, und zerplatzt. Aus ihrem Magen springt darauf ein Knabe, ganz in Schwarz gehüllt, in der Rechten ein blutiges Schwert haltend. Die Pest entsetzt sich vor ihm und wandert in eine andere Gegend ... Personifiziert tritt die Pest zum ersten Male in einem Sendschreiben des dalmatinischen Dichters Krunoslav Ivicsevics auf, in dem es nach der Uebersetzung von Krauss heisst: „Schwarz das Haar, in wirr zerzausten Zotten; finster, schmal die Stirn, sie starrt von Habgier; katzenäugig, Lüsternheit im Blicke; spitz die Nase, voll von Schlangentücke; aufgesperrt der nimmersatte Rachen; gelb das Antlitz, neidesvoll und trocken; träge hängen ihr die Hände nieder; ganz entblösst sind ihre dürren Glieder; ihr Gesicht ist von dem Krebs zerfressen, und sie sucht's mit schwarzem oder weissem Schleier zu verdecken; die Gestalt ist übermenschlich gross und mager, ihre Brüste sind ganz schwarz und so lang, dass sie sich beide über die Schultern wirft, um im Gehen durch sie nicht behindert zu sein." Die Einen glauben, dass die Pest einen Kuhfuss, die Anderen, dass sie einen Pferdefuss, oder beide Pferdefüsse, oder endlich, Bockbeine habe. Die Hunde gelten als die Erzfeinde der Pest. Manchmal verschonen die Pestschwestern einen Menschen, damit er sie ins Dorf trage und vor den Hunden schütze. Zwei Weiber von kleiner Gestalt, ohne Nase, ohne Ohren, mit kleinen Schlangenaugen, die tief im Spitzkopfe sassen, mit Katzenpfoten und Bockfüssen, gaben sich zwei Männern als zwei leibliche Pestschwestern zu erkennen und versprachen ihnen Schonung, wenn sie sie ins Dorf tragen und vor den Hunden schützen wollten; auf dem Wege erzählten sie den Männern: „Wir ver-

giften die Luft und den Brunnen, gehen von Haus zu Haus, wenn die Leute beim Nachtessen sind; jeder, den wir ins Auge fassen, bekommt eine schwarze Beule und stirbt. Ein andermal fangen wir an mit Gedärmreissen, Erbrechen, Durchfall und Krämpfen.“ Ein Glaube besagt, dass die Pest den Sabbath heilige; an diesem Tage raste sie. Ein allgemeiner Brauch befiehlt, in Pestzeiten das Geschirr nicht ungewaschen stehen zu lassen; denn die Pest kommt Nachts in das Haus und sieht nach, ob alles rein sei; falls dies nicht der Fall ist, zerkratzt sie die Löffel und Schüsseln und vergiftet sie. Ein kluger Volksarzt mag dies Märchen erfunden haben, um die Leute zur Reinlichkeit anzueifern.

Die Balkanvölker haben ihre Anschauungen augenscheinlich, gleich der Seuche selbst, von den Türken überkommen. Denn ähnliche, häufig sogar dieselben Bräuche und denselben Glauben findet man im ganzen Morgenlande. Schon die alten Araber vor dem Islam besassen die Vorstellung von der Pest als von einem Krankheitsdämon; sie glaubten an eine ansteckende Krankheit, die als Schlange erscheine und die Hungrigen in den Bauch beisse. Sie meinten, wie Hammer-Purgstall in der Einleitung zum ersten Bande seiner Geschichte der arabischen Literatur erwähnt, der Ansteckung zu entgehen, wenn sie beim Eintritt in ein verpestetes Haus wie ein Esel iahten. Vielleicht galten dort die Esel, wie bei den Südslaven die Hunde, als Erzfeinde der Pest. Mohammed erklärte sich gegen den Pest-Aberglauben, indem er den Gläubigen sagte: „Es giebt keine Ansteckung, keine Bauchschlange. . .“ Aber dem Prophetenworte zum Trotze hat sich die Vorstellung von der Pest als von einem Krankheitsdämon erhalten.

Dr. Bernhard Beck erzählte mir aus seiner Praxis in Bagdad, wo er in den Jahren 1876 und 1877 über achthundert Pestkranke behandelte, eine charakteristische Episode. Eine arabische Frau, die an der Pest erkrankt war, schilderte ihm mit folgenden Worten die Art, wie sie von der Krankheit befallen worden war: „Gestern ging ich zum Tigris hinab, mit dem Kruge auf dem Kopfe, um Wasser zu holen; da sah ich zwei ganz kleine uniformierte Knirpse am Ufer, mit langen Flinten in den Händen. Der Eine sagte, auf mich deutend, zum Anderen: Für diese Frau lade ich mein Gewehr mit Blei. — Nein, erwiderte der

Andere, die verdient das harte Los nicht; lade deine Flinte diesmal mit Baumwolle. — Der Erstere gab nach; die Baumwollenladung wurde gegen mich abgefeuert. Sofort verspürte ich einen brennenden Schmerz in der Achselhöhle. Nachhause zurückgekehrt, fieberte ich, und heute fühlt sich, wie Du siehst, an derselben Stelle, wo mich der kleine Soldat getroffen hat, eine nussgrosse Geschwulst an. Allah sei Dank, dass er seine Flinte mit Baumwolle geladen hat; und deshalb werde ich genesen. Hätte er sie mit Blei geladen, so wäre alle Deine Hilfe umsonst." Als Dr. Beck Miene machte, das nicht zu glauben, wussten alle Umstehenden ähnliche Geschichten zu erzählen, und es fand sich sogar ein Greis, welcher angab, im Jahre 1843 auf dieselbe Weise pestkrank geworden zu sein und durch denselben Zufall sein Leben gerettet zu haben.

Wenn derartige Ansichten über das Wesen der Krankheit herrschen, so ist es natürlich, dass in ihrer Abwehr meist abergläubische Mittel und Geisterbeschwörung zur Geltung gekommen sind und auch heute fast ausschliesslich angewendet werden. In der Gegend von Dibre in Albanien werden — wie mir der Albanese Henry Bey, einstmaliger erster Sekretär der ottomanischen Botschaft in Wien, erzählte — beim Ausbruch von Epidemien von den Wahrsagerinnen und den alten Weibern, die dort die Heilkunde ausüben, schwarze Hammel geschlachtet; dieses Opfer versöhnt die Geister der Epidemie. Der arabische Arzt Ibn Sinan in Bagdad — zitiert von Hammer-Purgstall in seiner arabischen Literaturgeschichte VII 492 unter Nummer 8057 — heilte im Jahre 1047 Pestkranke durch Hühnerleber. Der Bruder Ibn Sinan's erzählte darüber: „Ich erkrankte im Jahre 439 = 1047, aber mein Bruder wollte mich nicht besuchen, weil wir verfeindet waren. Endlich kam er, gab mir die gebratene Leber eines Huhns zu essen und weilte bei mir eine Woche lang, bis ich gesund war. Ich ging später zu ihm, um ihm zu danken. Er aber öffnete nicht sein Thor und sagte. „O Ebulfadhl, mein Bruder, kehre nach Hause und mache dir keine Ungelegenheiten, mich wieder zu besuchen." Ibn Sinan war ein Sonderling. Man rief ihn einmal zu einem berühmten, ebenfalls an der Pest erkrankten Kollegen; er kam erst nach 20 Tagen und fand den Patienten in Agonie. Er heilte ihn trotzdem in wenigen Stunden. Er befahl den Leuten, „eine ge-

bratene Huhnsleber und Brot mit gekochten Aepfeln und Birnen zu bringen; letztere wurden in Rosenwasser geweiht. Als der Kranke von diesen Speisen genoss, erhielt er sofort seinen regelmässigen Puls.“ Omer Haleby sagt: „Dämpfe von Olibanum reinigen die Luft und sind Präservativmittel gegen Epidemieen. Ausserdem esse man in Zeiten einer Epidemie frühmorgens schwarze Rosinen, zwölf Pistazienmandeln, und man wird den ganzen Tag gereinigt und vor jedem Anfall der Seuche geschützt sein.“

Ein allgemeines Schutzmittel gegen Pest ist im ganzen Orient, von der Donau bis zur persischen Grenze, bei den christlichen Balkanvölkern wie bei den halbwilden Kurdenstämmen · der Genuss von Knoblauch. Griechen und Juden betrachten auch Zwiebeln, Weinessig und Branntwein als gute Medikamente gegen die Pest. Als Dr. Honigberger auf seiner Reise nach Indien in Syrien weilte, herrschte unweit von Tripoli eine ansteckende Seuche. Zum Schutze gegen die Epidemie hielten die Weiber einen Zwiebelkopf in der Hand, an dem sie fortwährend rochen. In Konstantinopel und Smyrna glaubt das Volk, der Genuss von Kaviar schütze vor Ansteckung und mildere den Verlauf der Pestkrankheit. Ein merkwürdiger Pestgebrauch bei den Balkanvölkern und den Dalmatinern ist die sogenannte „Umackerung“. Es müssen zwölf splitternackte Jünglinge und Jungfrauen von tadellosem Lebenswandel am Vorabend des Sonntags nach dem Neumond um Mitternacht einen Pflug nehmen, sich ins Joch spannen, still, ohne zu sprechen, ohne einander lüstern anzusehen, ohne sich zu berühren, siebenmal in derselben Furche das Dorf umackern.

Im Jahre 1871, da im östlichen Russland die Cholera herrschte, wurde eine ähnliche Umackerung unter Assistenz und Weihe der Geistlichkeit als Mittel gegen die Epidemie erprobt. Als im Jahre 1865 in Jerusalem die Pest wütete, feierten — wie mir erzählt wurde — die palästinensischen Juden in Lephat zwischen den Gräbern des heiligen Isak Luria und des heiligen Josef Caro, des Verfassers des „Schulchan Aruch“, die Hochzeiten von mehreren Paaren Waisen auf Kosten der Gemeinde; man hoffte, dass die Toten, gerührt durch die Lebenslust der Lebenden, zu einer Fürbitte vor Gottes Thron bewogen werden könnten. Wer denkt da nicht an die wunderbare Geschichte,

welche Karl Emil Franzos, auf der Grundlage eines ähnlichen Vorfalls in Galizien, in seinen „Juden von Barnow" erzählt hat? . . .

Zur Hilfe gebildeter Aerzte greift das Volk nicht. Es würden sich auch in der Türkei wenige Aerzte finden, die freiwillig Pestkranke behandeln möchten. Wenn in früheren Epidemien der Arzt Pestkranke überhaupt zu Gesicht bekam, so geschah es deshalb, weil er die Krankheit nicht erkannte. Ein Arzt, von dem man erfährt, dass er bei einer ansteckenden Krankheit interveniert habe, wird in der Türkei einfach boykottiert. Dafür giebt es in der Levante eine spezielle Klasse von Leuten, von den Griechen „Mortis" genannt, die sich nur mit der Behandlung der Pest abgeben und in Hinsicht auf Prognosis eine solche Sicherheit besitzen sollen, dass sie nicht nur die Krankheit sofort zu erkennen vermögen, sondern auch auf den ersten Blick, und fast immer richtig, vorausbestimmen, ob der Patient sterben oder genesen werde. Diese Leute haben meist mehr als einmal die Pest durchgemacht; sie besorgen ihr Geschäft teils aus Gewinnsucht, teils aus Ehrgeiz. Sie geben vor, die Krankheit an der Zunge und an den Augen zu erkennen. In Smyrna fand ich noch heute das Andenken des jüdischen Pestarztes Ilja Kaba Sakam — des „Ilja mit dem dichten Barte" — lebendig, der bei einer Pestepidemie in den dreissiger Jahren des XIX. Jahrhunderts wahre Wunder vollführt hat.

Die Pestärzte legen zunächst den Verdächtigen ein Tabaksblatt auf den Puls, um sich bei Prüfung desselben vor der direkten Berührung zu schützen. Wenn sie von Pestkranken-Besuchen heimkehren, hängen sie ihre Kleider auf horizontal gespannten Schnüren in freier Luft auf und beräuchern sie über und über mit Storax — türkisch: Tutsu — das sie auf glühende Kohlen geworfen haben. Den Patienten gestatten sie als Nahrungsmittel nur Wassersuppen. Die Pestbeulen behandeln sie örtlich. Verdächtige Patienten füttern sie förmlich mit Kaviar, „um die Pest zu zwingen, dass sie sich zeige."

In der Türkei richtete die Pest namentlich in Syrien ständig Verheerungen an, sodass man im Orient „die syrische Pest" als sprichwörtliche Redensart gebraucht, wie in Europa von der „türkischen Pest" gesprochen wird. Saalebi, ein älterer moslemischer Schriftsteller, sagt in seinen „Büchern der Stützen":

„Die syrische Pest ist stark und häufig, wogegen in Mekka und Medina nie eine herrschte."

Thatsächlich soll es auch in neuerer Zeit in diesen beiden heiligen Orten keine Pestepidemie gegeben haben, obwohl der benachbarte Pilgerhafen Dscheddah häufig schwer heimgesucht wurde. Die erste und verrufenste dieser syrischen Pestepidemien, seit dem Beginne des Islams, war die von Amwas im achten Jahre der Hidschret, welche den Moas Ben Dschebel und den Ebu Obeidet Ibn el Dscherrach hinwegraffte. Unter dem Kalifat der Beni Abbas setzte die Pest in Syrien 163 Jahre aus, bis sie unter der Regierung Moktedirs in diesem Lande wieder erschien. Die bekanntesten Pestjahre unter den Beni Omaije waren: das Jahr 66, in welchem Mochtar zu Kjufa, und Nedschet, der Anführer der Haruri, zu Jemame die Standarten des Aufruhrs erhoben; das Jahr 69, wo die sogenannte „Pest Dscharif" den Nedschet hinraffte; das Jahr 79, in welchem Mekka durch die Ueberschwemmung vernichtet wurde; das Jahr 85, wo die Moslems von den Griechen geschlagen wurden; das Jahr 94, das „Todesjahr der Rechtsgelehrten" beigenannt, weil es die berühmtesten derselben hinraffte; endlich herrschte noch eine siebente Pest vor dem Jahre 132, in welchem das Kalifat der Beni Omaije endete. Diese sieben Pestepidemien, welche in den ersten anderthalb Jahrhunderten des Islams einander so schnell folgten, waren die geschichtliche Veranlassung zu der Monotymie von der „syrischen Pest." Nach Hadschi Chalfa wütete im Jahre 439 = 1047 in Bagdad eine grosse Pest, welcher eine schwere Hungersnot vorausgegangen war. Zur Zeit des Melikol aadil, um 1215, herrschte in Damaskus und abermals auch in Bagdad eine grosse Pest.

Aus der Zeit der osmanischen Herrschaft erwähnt Hammer mehrere Pestepidemien in den verschiedenen Provinzen. Konstantinopel hat, seit es sich in türkischem Besitze befindet, allein zwölf grosse Pestepidemien durchmachen müssen. Ueberschwemmungen, Brände, Erdbeben und Hungersnot waren häufig die Würgehelfer der Seuche. Schon drei Jahrzehnte nach der Eroberung von Byzanz herrschte dort eine Epidemie. Denn es wird berichtet: „Dem Protovestiarius Phranze werden im Jahre 1461 Tochter und Sohn in das Harem des Tyrannen ge-

schleppt, wo die Tochter Tamar an der Pest starb, der Sohn Joannes vom Sultan selbst durchdolcht fiel."

Ein Jahr des Schreckens war das 1539ste unserer Zeitrechnung; damals starb an der Pest auch der berühmte Grosswesir Ajas Pascha, ein geborener christlicher Albanese, dessen drei Brüder als Mönche zu Valona lebten. Ajas Pascha ist in dem Reiche der Harems als der Besitzer des grössten, den je ein Grosswesir besessen, anerkannt geblieben; es gab einmal eine Zeit, wo in seinem Hause 40 Wiegen 40 Kinder schaukelten; bei seinem Tode hinterliess er nebst Hunderten von Witwen 120 Kinder.

Schwere Pestjahre waren für Konstantinopel: 1586, 1589 und 1592. Auch der Sserai blieb damals nicht verschont; von den 102 Kindern des Sultans Murad's III. starben 17 Töchter an der Pest.

Oeffentliche Gebete fanden im Freien statt; das Volk zog in Massen nach dem Pfeilplatze hinter dem Arsenal und nach dem drei Stunden von Konstantinopel entfernten Alemdagh in Asien; der Sultan flüchtete von Stambul in ein Schloss am Bosporus.

Eine Folge dieser heilsamen Lüftung war, dass bereits am nächsten Tage hundert Leichen weniger, statt der bisherigen täglichen 300 bis 400, zum Adrianopler Thor hinausgetragen wurden. Ein Vierteljahrhundert kaum verging, als in Konstantinopel eine neue Pestepidemie ausbrach; öffentliche Gebete fanden wieder statt, halfen aber diesmal nicht, weil ihnen keine Lüftung der Stadt folgte. Der Mufti Mohammed, Sohn des Seadeddin, der die Gebete leitete, fiel selbst am 30. Juni 1615 der Seuche zum Opfer. Die Pest währte fünf Jahre ununterbrochen fort, verschwand nie ganz und brach 1626 mit verstärkter Heftigkeit wieder aus. Sie blieb dann durch das ganze XVII. Jahrhundert heimisch am Goldenen Horn, wütete aber auch in allen Provinzen; 1637 und 1638 verheerte sie Konstantinopel, 1643 entvölkerte sie in Egypten 230 Dörfer, 1661 herrschte sie im ganzen Reiche; in letzterem Jahre starben in Konstantinopel mehrere Monate hindurch täglich mehr als tausend Menschen, Rumili verlor die Hälfte seiner Bevölkerung. 1662 starb der Statthalter von Bosnien und ehemalige Grosswesir Melek Achmed Pascha an der Pest. 1678 starben in Konstantinopel dem kaiserlichen Residenten Kindsberg zehn seiner Leute an

der Pest, unter ihnen der Bruder des Wiener Diplomaten, der Dechant von Melk; schliesslich wurde Kindsberg selbst ein Opfer der Epidemie. Das XVIII. Jahrhundert brachte dem Osmanischen Reiche abermals zahlreiche Epidemiejahre, die Hauptstadt aber blieb — das Jahr 1767 ausgenommen — verhältnismässig verschont. Im XIX. Jahrhundert wurden die Konstantinopler Pest der dreissiger Jahre und die Pest von Smyrna berüchtigt. Damals wurden zur Bekämpfung der Seuche zum ersten Male europäische, besonders österreichisch-ungarische Aerzte aufgeboten. Der Leanderturm bei Skutari wurde im Jahre 1837 in ein Pestspital verwandelt, das, mitten im Meere liegend, von aller Welt abgeschlossen, eine vollkommene Isolierung bot; zwei französische Aerzte, die Doktoren Bulard und Lago, hatten den Heldenmut, sich auf dem einsamen Felsen mit Pestkranken einsperren zu lassen, um sie zu pflegen.

Das erwähnte Jahr 1837 war das letzte, welches Konstantinopel und Kleinasien mit einer verheerenden Epidemie heimsuchte. In den Briefen des damals noch unbekannten preussischen Hauptmannes Moltke findet man die Schilderungen eines Augenzeugen der verderblichen Seuche. In der Hauptstadt fielen ihr 30000 Personen zum Opfer, in den Provinzen starben ganze Gegenden aus — der Gesamtverlust wird auf eine Million Menschen geschätzt.

Schon damals erkannte man das Auffallende, dass Europäer nur selten von der Krankheit ergriffen wurden. Am grössten war die Sterblichkeit in der Armee. Die Soldaten nahmen den toten Kameraden die Kleider ab und erbten damit die Pest. Mit Absperrungen suchte man die Verbreitung der Seuche zu verhindern, ganze Städte und Dörfer wurden mit Truppenkordons umzogen. Aber nur, wo europäische Aerzte den Dienst der Sanität leiteten, wie in Monastir, konnte man Erfolge verzeichnen. Ueberall, wo die einheimischen Aerzte wirtschafteten, wütete die Epidemie solange, bis sie keine Opfer mehr fand.

Sowohl Konstantinopel als Smyrna sind für Epidemien stark empfänglich. In Konstantinopel ist das Hafenviertel von Galata, gelegen am Fusse des Hügels von Pera, ein Sammelpunkt aller sanitätswidrigen Elemente. Die Strassen von Galata sind eng, dunkel, schmutzig, überfüllt von Menschenmassen, Esswaren,

offenen Magazinen, Fleischbänken und Fischmärkten; aus den Häusern wird all der Unrat auf die Gassen geworfen, in denen lebende und verweste Hunde, Katzen und Ratten durcheinander liegen. Die Sonne dringt in diese dunklen Engen kaum hin; so bleibt die Unreinlichkeit feucht und erzeugt eine gepresste Luft voll übler Gerüche. Noch ärger ist es an beiden Ufern des goldenen Horns, an den süssen Gewässern von Europa, in Kassim Pascha, Tatavla, Balata und Hassköi. Die Mündungen der Kanäle sind gestockte schwarze Flüssigkeiten; über ihnen erheben sich die stark frequentierten Kaffeehäuser der Kaikdschi und Hamals, der Bootsleute und Lastträger. Hier hat auch die Pest im Jahre 1837 am heftigsten gewütet.

In Smyrna hat man am Quai Einiges für die Verbesserung der hygienischen Zustände durch Pflasterung und Kanalisierung gethan, aber viel ist es nicht. Das Pflaster sowohl als die Kanäle sind infolge Sorglosigkeit der Behörden niemals in gutem Zustande; mehr, als in Epidemiezeiten gut ist, wird die Luft durch Unreinlichkeiten, welche in den Strassen tagaus tagein liegen bleiben, verpestet.

Dass sowohl in Smyrna wie in Konstantinopel nicht ununterbrochen Seuchen herrschen, ist ein Wunder, welches nicht nur dem herrlichen Klima verdankt wird; daran haben auch die unter Sultan Machmud II. errichteten Quarantäne-Anstalten teil. Die medizinischen Neuerungen Sultan Machmuds, namentlich die Einführung der Quarantäne, fanden indessen in den Provinzen keinen Anklang, ja führten zu revolutionären Auflehnungen der Bevölkerung. Als der berühmte Reisende Fallmerayer im Hafen von Samsun eintraf, kamen die italienischen Aerzte der Stadt an Bord und erzählten, dass man soeben den Doktor Baldi und eine Magistratsperson in einem Volkstumulte zu Amasia erschlagen hätte; das Volk wollte nichts von Quarantäne wissen.

Noch im Jahre 1837 erklärten die Ulema jede Vorsichtsmassregel gegen die Pest für sündhaft, da nur aufrichtige Busse wegen der Neuerungen des Reformators und Rückkehr zu den früheren Zuständen das Volk der Osmanen der Gnade des Allmächtigen wieder teilhaftig machen könnten; selbst öffentliche Gebete, lehrte man, dürften nicht eher statthaben, als bis die Zahl der täglichen Todesfälle 1000 überstiege. Aber Sultan

Machmud machte kurzen Prozess, er setzte den Mufti ab, ernannte einen anderen und zwang diesen zu einem „Fetwa", das also lautete. Frage: „Begeht der Moslem eine Sünde, wenn er einen durch die Pest verheerten Ort verlässt, um sich an einen anderen zu begeben?" — Antwort: „Nein, vorausgesetzt: er ruft die Gnade des Allmächtigen an!" — Dieser Ausspruch des berühmten Mufti Bekdschi Abdullah Efendi machte die Bahn für die Einführung des Quarantänewesens frei. Auf Wunsch der Pforte sandte die österreichische Regierung schon im Jahre 1838 den Dr. Minas nach Konstantinopel, welcher trotz aller Hindernisse und Intriguen in kurzer Zeit eine musterhafte Organisation schuf. 1843 existierten bereits im türkischen Reiche 110 Quarantänen. Seither hat es thatsächlich in der Türkei kaum eine grössere Epidemie gegeben, in Konstantinopel und Smyrna kamen nur vereinzelte Fälle vor.

In den letzten Jahren zwar hat mehrfach die Nachricht von Pestfällen in der türkischen Hauptstadt die Welt erschreckt. Doch handelte es sich immer nur um sporadische Vorkommnisse. Im XX. Jahrhundert ist auch die Türkei nicht mehr eine hilflose Beute der Seuchen.

---

15. Langlebigkeit und Tod.

Langlebigkeit. — Der Koran und das hohe Alter. — Der einzige Fall von Selbstmord in der osmanischen Geschichte. — Ansichten der Balkanvölker über Tod. — Der Tod ein Krankheitsgeist. — Die Sterbenden und die Frauen. — Der moslemische Glaube und die Todesstunde. — Rumänische Totengebräuche. — Tod und Aberglaube. — Furcht vor Nachsterben. — Das Festnageln der Todesfrau in Altserbien. — Nachschütten von Wasser in Syrien. — Mittel gegen das Nachsterben der Familienmitglieder. — Verhinderung der Verstorbenen an der Rückkehr. — Orakel des Nachsterbens bei den bosnischen Moslems. — Kreuzesbruderschaft bei den Rumänen. — Erscheinen Verstorbener im Traume. — Beileidsbesuche in Syrien. — Die Hand eines Toten als Heilmittel. — Gebräuche der Sabäer.

Grosse Ohren bedeuten langes Leben, heisst es bei den Syrern. In der Türkei muss es viele Menschen mit grossen Ohren geben, denn die Langlebigkeit ist dort häufig. Kleinasien insbesondere ist berühmt wegen der grossen Zahl seiner hochbetagten Einwohner. Während meines mehrjährigen Aufenthaltes in der Türkei notierte ich eine Menge von interessanten Fällen auffallender Langlebigkeit. Hier mögen einige erwähnt werden:

Im Dezember 1894 starb in Smyrna eine griechische Frau, namens Irene Psoma, welche 112 Jahre alt geworden war; bis zur Stunde ihres Todes war sie körperlich regsam und geistig klar geblieben. Im Juli 1895 wurde mir aus Newschehir mitgeteilt, dass dort ein Mann, namens Omar Uma, frisch und munter seinen 119. Geburtstag begangen hatte. Anfangs August 1895 starb in Smyrna ein Grieche, namens Kolonas, im Alter von 107 Jahren; noch kurz vor seinem Tode pflegte er täglich einen Spaziergang nach einem von seiner Wohnung zwei Stunden entfernten Gute zu machen. Am 12. September 1895 starb, ebenfalls in Smyrna, die Türkin Nayle, welche 110 Mondjahre

erlebt hatte; auch sie war bis zum letzten Augenblick geistig frisch geblieben, nie während ihres langen Lebens war sie von einer Krankheit heimgesucht worden.

Die mittleren und nördlichen Teile der Balkan-Halbinsel sind ebenfalls Heimstätten der Langlebigkeit. Leute über hundert Jahre sind nicht selten. Dabei sind diese steinalten Greise und Greisinnen nicht nur im Vollbesitze ihrer geistigen, sondern auch ihrer physischen Kraft; sie wandern rüstig auf den wilden Gebirgswegen umher, arbeiten, ziehen das Wasser aus den Brunnen, hacken mit der landesüblichen schweren eisernen Axt die dicken Holzstämme zu Scheiten.

In der Berberei ist das Klima so gesund, dass dort Zweihundertjährige nicht selten sein sollen; Trusen erwähnt eine Frau, die 150 Sommer und einen Scheich der Biscarie-Araber, der 211 Sommer erlebte.

Die Albanesen, denen die Missgestalteten nicht blos als Unglückliche erscheinen, sondern als Böse, als Gezeichnete, oder als Wesen, die halb Menschen, halb Geister sind, betrachten auch ausserordentlich alte Leute nicht als Gesegnete, sondern eher als Verfluchte. In Elbassan nennt man Männer und Frauen, die über 100 Jahre alt sind, Schtrighea und Schtriku. Mit diesen Namen bezeichnen die Rumänen verschiedene schlimme Geister, die Neugriechen im allgemeinen Wesen, welche böse Zauberkünste treiben. Die Albanesen glauben, dass die Schtrighea im Stande sind, durch ihren Hauch Menschen zu töten. In früheren Zeiten der Epidemien gab man solchen alten Leuten die Schuld des Unheils und verurteilte sie häufig zum Feuertod.

Der Koran fragt in der II. Sure: „Wünschet wohl Einer von euch einen Garten zu haben mit Palmen, Weinstöcken, mit Quellen bewässert, alle Arten Früchte enthaltend, und nicht zugleich auch hohes Alter . . .?“ Allah hat gegeben, Allah kann nehmen. Er schafft das Lebendige aus dem Toten, er bringt das Lebendige wieder zum Tode.

Koran LXXX 17—22: „Woraus erschuf Allah den Menschen? Aus einem Samentropfen. Er erschuf ihn und bildete ihn. Dann macht er ihm den Weg leicht, dann lässt er ihn sterben und begräbt ihn. Dann, wenn er will, erweckt er ihn.“

XVI 72: „Und Allah hat euch erschaffen. Alsdann nimmt er euch zu sich, doch lässt er einige von euch das hinfälligste

Alter erreichen, dass sie nichts mehr von dem wissen, was sie gewusst."

X 35: „Sprich: Gibt es unter eueren Gefährten Einen, der das Geschöpf hervorbringt und es wieder zurückkehren lässt? — Sprich: Allah bringt das Geschöpf hervor, alsdann lässt er es wieder zurückkehren! — Und wie seid ihr so abgekehrt?" — nämlich, daran zu zweifeln.

Sure IV: „Werdet keine Selbstmörder . . . Wer aber sündhaft und ungerechter Weise dies dennoch thut, der muss an Höllenflammen braten, was für Gott sehr leicht auszuführen ist."

Der felsenfeste Glaube, dass nur Allah über Leben und Tod bestimmen dürfe, beschützt die Moslems vor der Seuche des Selbstmordes. Die osmanische Geschichte kennt nur einen einzigen Fall von Selbstmord. Als Sultan Suleiman einen seiner tüchtigsten Feldherren, den Wesir Chosrewpascha, den ehemaligen Statthalter von Bosnien, zugleich mit dem alten Grosswesir Suleiman abgesetzt hatte, weil beide im Diwan in unanständigen Wortwechsel geraten waren, endete Chosrew — zu schwach, das Leben ohne Macht und Einfluss zu ertragen — dasselbe durch freiwilligen Hungertod. Als er das erste Mal nach seiner Absetzung das Pferd bestieg und um sich her blickte, und keine Pagen, keine Leibwachen, keine goldenen Mützen, keine goldenen Kaftane erblickte, da verging ihm die Lust zum Reiten und zum Leben. „Besser als so zu Pferde sitzen, ist's, im Bette zu liegen," sprach er, setzte den Fuss aus dem Steigbügel und legte sich nieder. Die Aerzte, welche ihm Arznei geben wollten, wies er mit den Worten zurück: „Ihr wollt mich Gift fressen machen," und nahm nun weder Speise noch Trank zu sich, bis er am siebenten Tage starb; „eine Todesart," sagt Hammer, „nicht ungewöhnlich bei Griechen und Römern, aber fast unerhört in der Geschichte der Moslemin, welche sonst religiöse Ergebung in die Beschlüsse des Schicksals vor der Feigheit des Todes durch Selbstmord bewahrt."

Bei den christlichen Völkern des Balkans, den Mazedoniern, Bulgaren, Serben, Walachen sind die Ansichten über den Tod und das Leben nach dem Tode vollständig wirr. Das Christentum hat noch nicht genügend klärend gewirkt, altheidnische Gebräuche und Traditionen herrschen vor. Man glaubt an das Paradies, aber die Vorstellung von der Hölle ist nicht dieselbe, die man

im Westen hat. Böse Menschen kommen nach dem Tode nicht in eine Hölle, müssen ihre Sünden nicht blos selbst büssen, sondern werden zu furchtbaren Wesen, die als Krankheitsgeister durch die Welt wandern und Unheil unter den Lebenden stiften. Auch der Tod ist ein Krankheitsgeist, ein Dämon; nicht ein natürlicher Abschluss des Lebens, sondern ein böser Feind. Die Darstellung des Todes als Sensenmann ist, wenn sie vorkommt, entlehnt, denn sie steht im Widerspruch mit dem ganzen übrigen mythologischen System dieser Völker. Lübeck schildert die Gestalt, in welcher nach mazedonischem Volksglauben der Tod auftritt, als ein ältliches Weib von mehr oder wenig hässlichem Aeusseren, mehr oder weniger ärmlich gekleidet, fast stets mit Pfeil und Bogen oder Schleuder ausgerüstet. Nach serbischem Glauben ist der Tod gleichfalls ein Krankheitsgeist weiblichen Geschlechts. Die Serben nennen den Tod einfach: Bolestschiza, die Krankheit; oder Kuma, was Gevatterin und auch Pest bedeutet; oder Smrt. Das letztere Wort ist der eigentliche Name. Es stammt, nach Krauss, vom Worte mar, zermalmen. Sterben heisst: mrviti, eigentlich zerbröckeln. Die Serben sagen: „Ohne Heimstätte ist der Tod; kommt und geht; man weiss nicht: woher, weiss nicht: wohin.“ Bei den Bulgaren heisst es: „Smrt roka ne postavlja, die Todesfrau setzt keinen Termin fest.“ Alles, was sich auf das Sterben und den Tod bezieht, ist bei den Balkanslaven Sache der Frauen. Sie besorgen zu Hause in monatelanger Arbeit die Sterbekleider, sie bereiten das Totenmahl vor, sind Totendichterinnen und Grabsängerinnen, sie bringen den Toten in die Erde, sie allein geben oft den Sterbenden die Heilmittel und sie allein stehen ihm gewöhnlich in der letzten Stunde zur Seite.

In Serbien lässt man, wie Krauss berichtet, den Sterbenden in den letzten Augenblicken deshalb allein mit einem oder zwei alten Weibern, „damit sich die Seele leichter vom Leibe trenne.“ Die Moslems glauben, dass ein Mensch, der schwer aus dem Leben scheidet, schwere Sünden habe; desgleichen, wenn der Leichnam beim Hinaustragen auf den Friedhof schwer ist. Letzteres nehmen auch die christlichen Völker des Orients an. Wer aber ohne Todesqualen stirbt, wessen Leiche leicht ist, von dem meint man allgemein, dass ihn keine Todsünden bedrücken. In der Todesstunde — heisst es im Koran, in der 75. Sure — „steigt die Seele eines Menschen bis an die Kehle“, und wenn

er glaubt, die „Zeit der Abreise" sei nun gekommen, so „legt er Bein an Bein." — „Fortnehmen wird euch ein Engel des Todes, der mit euch betraut ist . . ." spricht Mohammed im Auftrage Allahs in der 22 Sure.

In der Todesstunde schreiben nach moslemischem Glauben zwei Engel die Handlungen der Menschen nieder, der zur rechten Seite die guten und der zur linken Seite die bösen; und der Mensch wird für die letzteren keine Entschuldigung vorbringen können. Eine Stelle der 50. Sure heisst: „Wenn die zwei zusammentreffenden Engel dem Menschen begegnen, einer ihm zur Rechten und einer ihm zur Linken sitzend; dann wird er kein Wort hervorbringen können, und nur der Wächter neben ihm ist geschäftig aufzuzeichnen." Koran 83. Sure, Vers 10: „Ueber euch sind Hüter, edle, schreibende, welche wissen, was ihr thut . . ." Das Buch, das die Thaten der Gerechten verzeichnet, heisst „Illijun" und befindet sich, wie Vers 18 in der 83. Sure besagt. „in Illijun, an den hohen Stätten, wo die Hochsitze der Gläubigen im Paradiese sind." . . . Das Buch aber das die Thaten der Frevler aufschreibt, heisst „Siddschin", der Kerker. In der 83. Sure, Vers 7—9 heisst es darüber: „Fürwahr, siehe, das Buch der Frevler ist in Siddschin. Und was lehrt dich wissen, was Siddschin ist? Ein geschriebenes Buch!" ... Und die hundertste Sure, 6 –9, schildert die Prüfung der Thaten nach den Büchern: „ . . . Dann wird der, dessen Wage schwer ist, in angenehmem Leibe sein; doch der, dessen Wage leicht ist, sein Wohnort wird der Höllenschlund sein. Und was macht dich wissen, was der Höllenschlund ist? Ein glühend Feuer."

In der II. Sure des Korans wird gesagt, wie man einen Scheintoten zum Leben erwecken könne. Da heisst es: „Schlaget den Leichnam mit einem Teile der Kuh, und so wird Gott den Toten wieder lebendig machen." Nach einer Bemerkung von Ullmann beweist Mohammed damit seine Unwissenheit über die Bedeutung der Stelle Moses IV 19 und verwirrt sie mit der Stelle im 5. Buche Moses 21, Vers 1 –9.

Nach rumänischen Autoren schildert Flachs folgende rumänische Totengebräuche:

Im Momente des Verscheidens sollen die Angehörigen und Herzensfreunde das Zimmer verlassen, damit ihr Klagen und

Weinen dem Sterbenden das „Hinübergehen" nicht allzu schwer mache. Zur Erleichterung des Todeskampfes dienen allerhand Mittel, ferner Gedichte, Zauberformeln und die Gebete des Popen. Ist der Tod eingetreten, so müssen Fremde oder eventuell Freunde, nicht aber die Verwandten, dem Toten die Augen zudrücken, damit dieser nicht den Schmerz der Hinterbliebenen sehe; hierauf werden Fenster und Thüren geöffnet, auf dass der Tod mit der Seele wegziehen könne. Alle Wasserbehälter werden zugedeckt, da sonst die Seele, die einen ausgesprochenen Hang zum Wasser hat, in ein mit Wasser gefülltes Gefäss fallen und darin ertrinken könnte. In manchen Landstrichen herrscht der Glaube, dass die Seele erst nach der erfolgten Beerdigung des Körpers die grosse Reise ins Jenseits antritt. Die Füsse werden mit einem Tuch oder roten Faden zusammengebunden; wenn der Tote sodann in den Sarg gelegt wird, befreit man die Füsse von dieser „piedica", der Fessel, die dem Toten in die Stiefel gesteckt wird, damit er auf der Reise gut gehen könne. Die piedica wird sorgsam bewacht, denn die Zauberinnen suchen sie als ein vorzügliches Liebeszaubermittel zu stehlen, das unfehlbar, insbesondere das Herz der Mädchen beeinflusst. Aeltere Dirnen tragen darnach auch grosses Verlangen, weil sie im Besitze eines Stückchens von der piedica leicht einen Gatten bekommen können.

In manchen Gegenden lassen die Rumänen bei der Leiche eine Kerze brennen; man erklärt dies deshalb für notwendig, weil sie den Unreinen, den Teufel fernhält. Im ganzen Bereiche des rumänischen Volkstums bedeutet das Ableben ohne brennende Kerze einen „finsteren Tod", etwas Schreckliches, das für den Toten sowohl, als für die Ueberlebenden böse Dinge im Gefolge hat. Zahlreiche alte Balladen bestätigen, dass es im rumänischen Volke von jeher als ein grosses Unglück galt, wenn jemand im Kriege durch Unfall oder sonst irgendwie ums Leben kam, ohne dass ihm die brennende Kerze zu Häupten gelegt werden konnte.

Die abergläubischen Besorgnisse, welche der Tod und die Toten einflössen, sind natürlich nicht gering. Allgemein sagt man: In ein Haus, wo ein Toter liegt, darf man nicht durch das Fenster hineinschauen oder hineinsprechen, sonst wird man ein ganzes Jahr krank sein. Wenn bei den christlichen Fellachen

in Syrien ein Pfarrer stirbt, so fragt man seine Witwe, ob sie sich wieder zu verheiraten gedenke. Antwortet sie bejahend, so wird ihr verstorbener Mann liegend begraben; antwortet sie verneinend, so bestattet man die Leiche in sitzender Stellung.

Gross ist die Furcht vor dem Nachsterben; man glaubt, der Tote ziehe andere Mitglieder der Familie ins Grab nach. Um dies zu verhüten, nimmt man zu verschiedenen Mitteln Zuflucht: Bei den Bulgaren in Altserbien ist es Brauch, dass die alten Frauen, sobald man die Leiche auf die Aufbahrungsstelle emporgehoben hat, in letztere einen Nagel hineintreiben. Man nennt dies: die Todesfrau festnageln, damit die Ueberlebenden frisch und gesund bleiben und hart wie Eisen sein mögen! Krauss zitiert einige ähnliche südslavische Gebräuche aus Ungarn und Oesterreich: Bei den Serben in Ungarn legt man einen Ziegelstein auf den Tisch, wo der Tote aufgebahrt war, damit die Smrt zu Stein sich verwandle und nicht mehr auf denselben Tisch herniederfliege. In Untersteiermark und Krain giesst man, wenn einer gestorben ist, im Hause alles Wasser aus den Gefässen aus, denn man glaubt, dass sonst die Smrt das Wasser austrinke.

Wuttke erwähnt den deutschen Gebrauch: Wenn die Leiche aus dem Hause getragen wird, giesst man ihr dreimal Wasser nach und zerschlägt dann das Gefäss. Das Nachschütten von Wasser findet man auch in Syrien: Der Tote kann, nach syrischem Glauben, nicht blos der Familie, sondern auch fremden Leuten Schaden bringen. Wenn beispielsweise der Zug mit der Leiche an einem Hause vorbeikommt, wo jemand wegen Krankheit oder zufällig zu Bette liegt, so ist dies für den im Bett Befindlichen gefährlich, für einen Kranken sogar tötlich. Um die bösen Folgen abzuwenden, muss man sich beim Nahen des Zuges sofort erheben, aufrecht bleiben, bis er vorüber ist, und endlich hinterdrein ein Glas Wasser mit Salz auf die Strasse schütten. Das Zudecken der Wasserbehälter bei den Rumänen ist bereits erwähnt worden.

Um das Nachsterben zu verhüten, pflegt man in Altserbien beim Hinaustragen des Toten aus dem Hause sich nicht umzuschauen, ehe man nicht bis zum Grabe gekommen ist. Ebensowenig darf man zum Friedhof zurückschauen, wenn man heimwärts geht. Wenn die Totenstarre nicht schnell eintritt, so

glauben Christen und Moslems, es werde dem Verstorbenen jemand bald im Hause nachsterben.

Die Mohammedaner meinen, wenn ein Verstorbener mit offenen Augen daliegt, trage er noch Begehren nach dieser Welt. Die Christen sagen in solchem Falle: es werde bald ein zweites Mitglied der Verwandtschaft sterben; und zwar bedeutet das offene rechte Auge den bevorstehenden Tod eines männlichen, das offene linke Auge den Tod eines weiblichen Verwandten; behält ein verstorbenes Kind das linke Auge offen, so bedeutet es, dass es sich noch nach der Muttermilch sehne und dass ihm seine Mutter deshalb bald nachfolgen werde. — Ehe die Fellachen in Syrien einen Toten begraben, zerreissen sie über seiner Brust die Leichenkleider und das Leichentuch, damit dieselben nicht in das Fleisch des Leichnams eindringen. Denn wenn Letzteres geschieht, so könnte es den Tod der anderen Familienmitglieder nach sich ziehen.

In den von Rumänen bewohnten Gegenden der Bukowina geschieht die Aufbahrung des Leichnams meist derart, dass der Kopf gegen Sonnenaufgang zu liegen kommt, während sonst im eigentlichen Rumänien im allgemeinen der Brauch herrscht, dass die Füsse gegen die Thür zu gerichtet sind, also gewissermassen zum Weggehen bereit. Daher auch der Fluch: „Könnte ich dich doch mit den Füssen voran sehen!“ Wäre die Lage des Körpers eine gerade verkehrte, so brächte dies allen Hausgenossen baldigen Tod. Bei den Totenklagen geben die Rumänen darauf acht, dass keine Thräne auf das Gesicht des Toten falle; denn die Thränen würden ihn brennen wie siedend Wasser und seine Seele am Ende auch ertränken. Sowie der Tote draussen ist, schliessen die im Hause verbliebenen Angehörigen eiligst Thür und Fenster, damit der Tote nicht zurückkehre.

In Bosnien wird von den Moslems das Feuer, über welchem das Wasser zur Totenwaschung gewärmt wird, unter freiem Himmel angezündet. Steigt der Rauch kerzengrade gen Himmel, so gibt es nicht bald einen Todesfall in der Nähe. Senkt sich der Rauch aufs Trauerhaus, so stirbt darin bald jemand nach. Schlägt der Rauch nach der Strasse hin, so wird in einem Nachbarhause jemand sterben. Im bosnischen Gebirgsland schliessen auch die Christen auf die gleichen Folgen, wenn sie Wasser unter freiem Himmel kochen; doch schöpfen sie ihre

Prophezeiungen nicht aus dem Rauch des Feuers, sondern aus dem Dampf des Wassers. — Wenn in einem Hause zwei Personen kurz nacheinander sterben, dann glauben die Südslaven, dass im Laufe eines Jahres noch ein drittes Mitglied der Familie nachsterben muss. — Wenn bei den Rumänen in einer Familie zwei Kinder in kurzer Frist gestorben sind, schliesst eines der überlebenden Kinder, um die anderen vor dem Tode zu schützen, mit einem Kinde einer anderen befreundeten Familie die Kreuzesbruderschaft; hierbei ist das Geschlecht völlig gleichgültig, doch müssen es Kinder sein, die in einem und demselben Monat zur Welt gekommen sind.

Die Bruderschaft kommt folgendermassen zustande: Wenn der Sarg in die Gruft gesenkt wird, steigt das Brüderchen oder Schwesterchen der verstorbenen Kinder hinunter auf den Sarg und wird von dem anderen Kinde herausgezogen; sie stellen sich hierauf einander gegenüber, brechen zusammen einen Leichenkuchen entzwei und küssen sich zuletzt. Diese Kinder betrachten sich fortab als wirkliche Geschwister und dürfen einander auch niemals heiraten. — Nach christlich-bosnischem Gebrauche darf man ein totes Kind nicht mit Blumen schmücken, sonst schmückt sich der Friedhof mit Kindern. Wenn ein Verstorbener jemandem im Traume erscheint und von ihm etwas verlangt, so glaubt man, wie Milena Mrazovic erzählt, in Bosnien, dass jemand von der Familie des Träumers bald sterben müsse, man spendet schleunig, um das Unglück abzuwehren, der Kirche eine Wachskerze für das Seelenheil des Verstorbenen. Träumt man von seinem eigenen Tode, so gilt dies allgemein als ein Zeichen, dass man lange leben werde. — Die Vorsicht vor der Bosheit der Toten, die Lebenden nachzuziehen, muss namentlich bei Kondolenzbesuchen angewandt werden:

Wenn bei einem Beileidsbesuch junge und alte Frauen beisammen sind, so verabschieden sich nach syrischer Sitte die Jungen nie zuerst. Sie warten, bis eine der Alten fortgeht, dann dürfen auch sie das Trauerhaus verlassen. Befolgt eine Junge aus Ungeduld oder Versehen diese Regel nicht, dann ist ihr ein baldiger Tod gewiss. Wenn sich in Syrien jemand von einem Beileidsbesuche in ein anderes Haus begeben will, dann darf er das nicht direkt thun, sondern muss, um den Tod irrezuführen, zuerst in ein Kaffeehaus oder Bad gehen. Nur in sein

eigenes Haus darf er sich direkt begeben. — Erwähnenswert ist, dass die Berührung eines Toten manchmal auch eine Heilwirkung hat. So glaubt man vielfach, dass Skrophelkranke gesunden, wenn sie auf ihre kranken Stellen die Hand eines eben Verstorbenen legen. (Vergl. S. 241 u. 246.)

Seltsam sind die Gebräuche der Subba oder Sabäer. Nach einer in der Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient 1884 veröffentlichten Mitteilung von Julius Böhm glaubt dieses in Irak-Arabien lebende Volk an Gott und seinen Propheten Jahio. Jahio ist eine Persönlichkeit, die bald als Jesus, bald als ein Vorläufer Christi gedeutet wird. Die Subba sind ferner der Ansicht, dass das erste Menschenpaar in je zwei Exemplaren vorhanden war — als ein himmlisches und ein irdisches Paar, und dass aus einer Verbindung des himmlischen Adam und der irdischen Eva St. Johannes der Täufer hervorging. Von diesem leiten sie ihre Abstammung her. Wird ein Subba krank, so bewacht ihn jemand unausgesetzt, damit bei eintretender Verschlimmerung dem Priester schleunige Mitteilung gemacht werde Der Priester ist hier immer zugleich der Arzt. Er behandelt den Patienten aber nicht blos mit frommen, sondern auch praktischen Mitteln, denn die Subba sind weit weniger fatalistisch als die anderen Völker des Landes. Sieht der Priester-Arzt, dass menschliche Hilfe vergebens, so weicht er nicht vom Sterbelager, verständigt bei Eintritt des Todeskampfes die Angehörigen des Kranken und zieht dem letzteren das Totengewand an, nachdem er ihn, zuerst mit warmem, dann mit kaltem Wasser getauft und unter den Gebeten der Umstehenden am ganzen Körper gewaschen hat. Unter solchen peinlichen Vorbereitungen haucht der Patient sein Leben aus.

Dritter Teil.

16. Krankheitszauber und Amulete. — 17. Knoblauch, Mandragora und Meerzwiebel. — 18. Ausräucherung, Beschwörung und Uebertragung von Krankheiten. — 19. Krankheits-Dämone von Profession. — 20. Poltergeister, Menschengeister und Vampyre. — 21. Mystische Krankheits-Ursachen und Anzeichen: Das Jahr und seine Tage. — 22. Vorbedeutungen im Traume, im Hause und beim Essen. — 23. Zahlen-Aberglaube. — 24. Die Tierwelt in der Krankheits-Mystik.

16. Krankheitszauber und Amulete.

Spinnrockenwissenschaft. — Die Furcht vor dem bösen Blick. — Ansichten des Propheten Mohammed — Mollah Essar, Spezialist für bösen Blick. — Urin als Gegenmittel. — Parallelen aus anderen Ländern und Zeiten. — Dalmatinisches. — Böse Rede. — Bewundernder Blick. — Anspucken. — Schutzmittel. — Beschreien. — Der böse Geruch in Bagdad. — Der böse Schritt. — Die Nase im Aberglauben. — Bosnische Schutzmittel gegen Zauber — Geweihte Augenabbildungen. — Die verdächtigen blauen Augen. — Amulete. — Tierköpfe. — Die Hand im Aberglauben. — Der Märzfaden. — Albanesisches. — Südslavisches. — In Palästina und Syrien. — Arabisches und Aegyptisches. — Inschriften-Amulete. — Kirchliche Schutzmittel. — Gesiegelte. — König Salomo und die Dämonen. — Salomo und der Koran.

Der christliche Syrer Eijub Abela erzählt, dass man in seiner Heimat die Kenntnis der abergläubischen Gebräuche Ilm er rukke, Spinnrockenwissenschaft, nenne Das Wort ist bezeichnend. Diese Wissenschaft ist eine weibliche. Es gibt Frauen, Volksärztinnen, Wahrsagerinnen, die alle Gebräuche kennen, für jedes Uebel ein Wundermittel und alle Zeichen zu deuten wissen. Auch in Persien sind es, den Worten Polaks zufolge, die Frauen, welche zumeist dem Aberglauben huldigen, besonders in Sachen der Liebe und Fruchtbarkeit, sowie in Bezug auf Krankheit und die Sterblichkeit der Kinder. sie glauben vor allem an den bösen Blick.

In Syrien existieren einzelne Sammlungen aus dem Gebiete der Spinnrockenwissenschaft in handschriftlichen Ausgaben; solche Verzeichnisse führen gewöhnlich den Titel „Buch der Frauen."

Die Moslems in Syrien erzählen: „Ein Prophet, namens Arukin, kam zu den Israeliten, er wurde jedoch blos von den

Frauen gut aufgenommen. Diese unterrichtete er zum Dank für die ihm zuteil gewordene freundliche Behandlung in der Spinnrockenwissenschaft, und er befahl ihnen, die Kenntnis der Gebräuche durch mündliche Ueberlieferungen auf die Nachwelt fortzupflanzen. Daher kennen auch blos die Frauen die wirksamen Gebräuche.“ Leitet man hier also diese Kenntnisse von alten israelitischen Gebräuchen ab, so findet man beispielsweise unter den albanesischen Gebräuchen manche altgriechische, manche neugriechische. Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Moschee, Kirche und Synagoge pflegen im Orient nicht nur den Glauben, sondern auch den Aberglauben. Priester, Imams, jüdische Fromme sind Wunderheilmänner. Dabei gibt es keinen Neid, keine Eifersucht der Einen auf die Anderen. Die Juden und Christen schätzen ebenso die Schutzmittel der Moslems, als die Moslems die Talismane und Amulete der Andersgläubigen für gleich wirksam wie die eigenen halten. Im Aberglauben hört der Unterschied des Glaubens auf.

Der Aberglaube heftet sich vor allem an den bösen Blick. Der böse Blick heisst bei den Türken und Arabern einfach: „El aïn“, das Auge; bei den Griechen und den Gräkowalachen in Monastir: „Matiasma“; bei den Albanesen· „Syü i kekj.“ Bei den Persern heisst der böse Blick: „sihr dschadu“, „baecht“ oder „baed nezer“; mit der ersten Benennung, nämlich „sihr“, wird er auch von den Hindus bezeichnet, und die Zigeuner haben dasselbe Wort mit der Sache nach Europa gebracht.

In der ganzen Welt gibt es Menschen, die an den bösen Blick glauben und ihn fürchten. Im Orient aber ist die Furcht vor dem bösen Auge Herrscherin über alle Nationen und Konfessionen, über alle gesellschaftlichen Kreise. Christus selbst glaubte an das „Schalksauge“, wie Luther übersetzt. In Marcus VII 22 heisst es: „Es kommt von innen heraus und macht den Menschen gemein.“ Im frühen Arabien, sagt Wellhausen, verschleierten auffallend schöne Männer ihr Gesicht aus Furcht vor dem bösen Blick. Auf den Neu-Hebriden, wo man nackt herumgeht, umwickelt man den Penis mit vielen Ellen Stoff, damit er dem bösen Blick gut verborgen bleibe. Mohammed sagte: „Der Mensch besitzt in seinem Blick und in seiner Stimme eine gewaltige Macht, mit der er viel Gutes und viel Uebles thun

kann." Der Tradition zufolge erklärte der Prophet ferner: „Die Wirkung des Blickes ist wahr, und wenn es in der Welt etwas gäbe, was schneller gehen könnte als das Schicksal, so wäre es der Schlag des Blickes. Wenn man von euch verlangt, jenen zu waschen, der vom Auge getroffen wurde, so erfüllet das Verlangen." Derselben Tradition zufolge bat Mohammed häufig Allah: Hassan und Hussein vor jedem bösen Geiste, vor jedem Insekte und bösen Reptil und vor den Wirkungen jedes unheilbringenden Blickes zu behüten; er befahl jenem, der einen bösen Blick auf jemanden gerichtet hatte, sich zu waschen und dann mit dem Waschwasser auch die Person, die sein Blick getroffen hatte, zu waschen. Der Aïscha riet er, den Einfluss des bösen Blickes auf sie durch Beschwörungen zu paralysieren.

„Es gibt viele Leute" — sagt der Türke Omer Haleby — „welche den Einfluss des Verhängnisses und des bösen Blickes auf die geschlechtliche Potenz leugnen. Es ist leicht, erwidere ich all diesen Leugnern, etwas zu verneinen, was man nicht versteht. Das Zeugnis des heiligen Propheten beweist die Möglichkeit der Impotenz infolge des bösen Blickes, des bösen Verhängnisses, der Verschreiungen, des Uebelwollens und des Nestelknüpfens."

Aus Angst vor dem bösen Blick hatten die Türken ehemals den Nichtmoslems verboten, die osmanischen Fahnen anzusehen. Der Frau Lydia Einszler in Jerusalem sagte einmal eine Eingeborene: „Ihr Europäer glaubt nicht, aber wahr ist es doch: zwei Drittel aller Gräber sind vom bösen Blick, und das dritte Drittel stammt von der Nachlässigkeit im Schutze gegen den bösen Blick."

Dr. Bernhard Beck erzählte mir, dass während seines Aufenthaltes in Bagdad der berühmteste und populärste Arzt der Kalifenstadt der Mollah Esaar war, „der Arzt gegen den bösen Blick." Mollah Esaar stammte aus Alexandrien. Dort war er Schlächter gewesen; als aber das Geschäft seinem Mann nicht mehr genug gewährte, träumte der Mollah, dass Allah ihn zum Arzte bestimmt hätte; gleichzeitig, im Traume, bestimmte Mohammed ihm Bagdad als die Stätte seiner zukünftigen Wirksamkeit. So kam Esaar nach Bagdad. Dieser gottbegnadete „Doktor" kannte für alle Fälle nur eine einzige Diagnose:

„Ajin harah, das böse Auge!“ und für alle Krankheiten nur ein einziges, nicht gerade appetitliches, aber höchst einfaches Heilmittel: er liess von allen Leuten, mit denen der Kranke in den letzten acht Tagen verkehrt hatte, den „Sidik“ — Urin — sammeln, und badete den Kranken darin.

Interessante Belege für den weitverbreiteten Glauben hat Andree in seinen ethnographischen Parallelen verzeichnet. Nach Prschewalski glauben auch die Mongolen an „Kuku-nor“, den bösen Blick. Da die Tataren meinen, dass es Leute gebe, deren böser Blick den Bienenstöcken schadet, so hängen sie an dieselben einen Pferdekopf, einen Fuss oder andere Knochen auf, damit das Auge zuerst auf diese Dinge falle, wodurch der schädliche Einfluss des zauberischen Anblickens abgelenkt wird. — Von den Magyaren wird der Augenzauber mit den Worten „szemmel meg verni“, „mit den Augen schlagen“, bezeichnet. — Nach afghanischem Glauben schadet der böse Blick namentlich Wöchnerinnen und Nackten oder Leuten, die im Dunkel der Nacht draussen sind. Durch Blei, welches man in Oel giesst, erkennt man den Uebelthäter, da das Blei dessen Gestalt annimmt; je älter und gläubiger der mit dem bösen Blicke Behaftete ist, desto mehr verliert sein Auge die unheilvolle Kraft. — Indien war schon in früher Zeit fruchtbarer Boden für diesen Aberglauben. In einem Spruche des Atharva Veda auf das Heilkraut Jangida wird diese Blume angerufen, den „grausen Blick“ — „ghoram caksuh“ — durch Gegenzauber unschädlich zu machen.

Die eingemauerten Asketen, welche Ibn Batuta im XIV. Jahrhundert zu Gwalior kennen lernte, besassen die Gewalt, durch den bösen Blick Menschen in Leichen zu verwandeln, bei denen dann kein Herz mehr gefunden wurde. — Unter den Illyriern gab es Leute, die durch ihren „zornigen Blick“ die mannbare Jugend töteten. Frauen, die eine doppelte Pupille hatten, besassen den bösen Blick. — Bei den alten Griechen war der Glaube an den bösen Blick, durch den man einen Menschen zu töten vermochte, weit verbreitet. Besonders die Thebaner um den Pontus standen im Verdacht, diese tötende Kraft in ihrem Blick zu besitzen. Als Schutzmittel dagegen trug man einen Schmuck von Korallen oder man spuckte sich dreimal in den Busen. Was diesen Aberglauben des tötlichen Augenzaubers bei den heutigen Griechen betrifft, so scheint man

sich nicht, einem angesehenen befreundeten Mann ins Gesicht zu spucken, wenn man glaubt, dass er vom bösen Blick bedroht werde. Auf diese Weise wird nach dem Volksglauben der Griechen Gefahr abgewendet. Zur völligen Entkräftigung des Zaubers werden nach dem Ausspucken dreimal die Worte ausgesprochen: „Pfui! Pfui! Du böser Zauber!" — Der böse Blick, der nach dem Aberglauben des Volkes gleich einem Gifte alles tötlich verwundet, was er trifft, übt seine unwiderstehliche Gewalt aber nicht blos auf Menschen aus, sondern auch auf Tiere, auf schöne Pferde, selbst auf Bäume, die er bis zur Wurzel ausdorren kann. Dieses Uebel zu verhindern, gibt es folgendes Mittel: ein dreieckiges Amulet mit Salz, Kohle und Knoblauch gefüllt, welches man unter Sprechen der Zauberformel: „Knoblauch und Salz soll in den Augen unserer Feinde sein," dem zu schützenden Gegenstande, dem Menschen oder Tiere anhängt.

Die Dalmatiner, die schon in ihrer Heimat allen möglichen abergläubischen Gebräuchen anhängen, sind noch viel ängstlicher in der Befolgung dieser Gebräuche, wenn sie in der Türkei, besonders in Konstantinopel leben, wo die Völker alle in erster Reihe um den Vorrang im Aberglauben ringen. Nach dalmatinisch-konstantinopolitanischer Ansicht bringt der böse Blick nicht blos schweren Schaden, sondern das durch ihn herbeigeführte Uebel ist unheilbar, in manchen Fällen sofort tötlich, namentlich bei Kindern. Wenn der Säugling krank wird und schnell abmagert, so erschrickt die Mutter und denkt nach, ob sie sich nicht eines bösen Blickes erinnert. Fällt es ihr ein, dass ihr Kind von einem bösen Blicke dieses oder jenes Menschen einmal betroffen wurde, so gibt sie alle Hoffnung auf, ruft keinen Arzt und sucht keine Hülfe mehr gegen die Macht des Bösen: das Kind muss doch sterben!

Nicht blos der böse Blick, auch der bewundernde bringt Schaden. Nach Plinius lebten in Afrika Menschen, die durch ihr Lob Bäume verdorrten oder Kinder umbrachten. Zu Zeiten des Königs David sagte niemand aus Furcht vor dem Verschreien die genaue Zahl der Einwohner Jerusalems. Aehnliches erzählt Dr. Polak aus Teheran; auf alle Fragen über die Bevölkerung der Hauptstadt antwortete man vag und ausweichend: „die Stadt ist sehr bevölkert". Religiöses Vorurteil, die Furcht vor dem bösen Auge, scheint der Grund dieser Zurückhaltung zu sein,

Dieses Vorurteil erstreckt sich beim Perser ebenso auf die Angabe seines Alters; auf die Frage darüber, antwortet er unbestimmt: „schon 30 oder 40 Jahre vorüber," oder „pire-merd em, ich bin ein Greis."

Selbst der Blick der Liebe, mit welchem die Mutter ihr Kind betrachtet, kann für das letztere unheilvoll werden. Um Kinder zu bewundern und dabei doch die bösen Folgen zu verhüten, muss man, kaum dass man die Lobesworte ausgesprochen hat, so thun, als ob man die Kinder anspeien wollte. Dadurch führt man die bösen Geister irre. — In Albanien spricht man nach jedem, einem Kinde gespendeten Lobe das Wort: Chudärä, Knoblauch! Davor flieht der böse Zauber. Wenn bei den Dalmatinern die Kinder gelobt werden, fügt man hinzu: U dobri tschas, zur guten Stunde! oder: Ne budi urok, unberufen!

In Syrien ruft man, wenn ein Kind gelobt wird, sofort: „Bismillah! Im Namen Gottes!" oder „Fu, pfui!" und thut so, als wenn man das Kind anspeien wollte. Die Griechinnen in Konstantinopel und anderwärts sagen zu einem Kinde, das ihnen gefällt, niemals die Wahrheit, sondern stets das Gegenteil, etwa „Ptuh, Maskara ssu, pfui über deine Fratze!" und sie thun ebenfalls so, als ob sie das Kind vor Ekel anspeien wollten. Das Ausspucken, um den Schaden abzuwenden, erwähnte ich schon an früheren Stellen häufig.

Allgemein sagt man zu einem, der einen anmutigen Säugling oder ein aufgewecktes Kind unverwandt anstarrt, sofort, um ihn abzulenken: „Schau auf deine Nägel". Oder: „Dir läuft Blut von der Nase".

Wenn die Verwandten und Freundinnen kommen, um das neugeborene Kind zu sehen, so müssen sie in ihren Lobesausbrüchen und Glückwünschen, aus Furcht vor dem Verschreien, äusserst vorsichtig sein und dürfen nicht vergessen, einer Bewunderung ein Schimpfwort hinzuzufügen oder Gottes Schutz sofort anzurufen. Wenn die Besucherin dies absichtlich oder unabsichtlich unterlässt, so streckt ihr die Mutter oder sonst eine anwesende Frau die fünf Finger der rechten Hand entgegen, wie um das von ihr kommende Uebel abzuwehren.

In Palästina gibt man, wie Frau Lydia Einszler berichtet, bei einem gut entwickelten Kinde ein höheres Alter an, als das

wirkliche. Wenn man ein Kind bewundert, bittet man Gott gleich um Schutz, oder thut so, als wollte man das Kind anspucken und ruft: „At fu alek, pfui über dich!“ Oder: „Ach wie klein, wie schwarz, wie hässlich bist du!“ Die Schutzformel der Christen in Palästina lautet: „Smallah alek, der Name Gottes sei über dir!“ Oder: „Hauttak ballah, dein Schutz sei in Gott!“ Oder: „Dikr Allah, Gottes Gedenken!“ Die Moslems sagen meist: „Sallu en nebi, Gott segne den Propheten!“ Oder: „Es sala en nebi annak, Segen über den Propheten an deiner Seite!“ Von Juden, Christen und Moslems allgemein und überall gebraucht ist der Ausruf: „Maschallah, was Gott will!“ Auf diese Wunschformeln antwortet man mit. „Ma techibu, mögt ihr in eurem Wunsche nicht getäuscht werden;“ und fügt selbst noch einige Wunschformeln für das Kind hinzu, wobei man demselben mit der flachen Hand über das Gesicht fährt; die christlichen Mütter vergessen nicht, über dem Haupte des Kindes das Kreuz zu schlagen.

Wenn das Kind zu gehen anfängt, darf man es nicht bewundern, aus Furcht vor dem Verschreien; darf man darüber nicht jubeln, ohne eine Schutzformel vorauszusenden oder hinzuzufügen.

Spricht man vor Kindern von ansteckenden Krankheiten, so zupft man die Kleinen gleich am Ohr, damit sie die vor ihnen erwähnten Krankheiten nicht bekommen. Auch Erwachsenen kann es schaden, wenn man ihr gutes Aussehen bewundert. Sagt man einem: „Du schaust prächtig aus!“ dann spuckt der erschrocken dreimal auf den Boden, fährt mit dem Fuss über den Speichel, und wenn er ein Christ ist, bekreuzigt er sich noch vorsichtsweise. — In Palästina ist es, aus Furcht vor dem Beschreien, streng verboten, zu sagen, wann die Wöchnerin aufgestanden ist. Man gibt nie Tag und Stunde an, sondern antwortet auf eine Anfrage: „Sie ist kürzlich aufgestanden.“ Oder: „Sie ist schon längst aufgestanden.“

Eine Spezialität in Bagdad ist, neben der Angst vor dem bösen oder krummen Blick und vor der bösen Rede, die Furcht vor dem bösen Geruch, der den kleinen Kindern schadet.

„Stemmet Richa, das Kind hat etwas gerochen!“ Diese Diagnose stellen die asiatischen Aerzte und Aerztinnen in Bagdad, wenn man ihnen Säuglinge bringt, deren Krankheit sie

nicht verstehen. Stemmet Richa, das Kind hat etwas gerochen — Blumenduft oder Moschus oder Kampfer oder sonst etwas. Der Geruch hat es bezaubert und krank gemacht, und es kann erst gesunden, bis es ein Stückchen Zucker zu naschen bekommt, das an jenem Gegenstand angerieben worden ist, dem der krankheitserregende Geruch innewohnt. Stemmet Richa, jammert die Mutter und eilt mit dem kranken Kinde von Haus zu Haus, von Familie zu Familie, um die Quelle des Uebels zu entdecken. Dem Doktor Beck passierte in seiner Bagdader Praxis, wie er mir erzählte, folgende Episode: Sechs Monate, nachdem er ein Kind elektrisch behandelt hatte, um eine leichte Lähmungserscheinung zu bannen, erschien die Mutter mit dem Kinde wieder in der Ordinationsstube und bat, den Induktionsapparat, mit dem das Kind vor einem halben Jahre behandelt worden war, sehen zu dürfen. Als sie die gewünschte Maschine dann erblickte, stürzte sie jauchzend und laut Gott dankend darauf zu, riss ein Stückchen Zucker aus ihrer Tasche hervor und rieb es wie wütend am Apparat hin und her. Ihr Sohn Saleh litt nämlich, nach Ansicht eines arabischen Arztes, an Stemmet Richa. Seit vielen Tagen war die Mutter nun von Haus zu Haus geirrt, um den Krankheitserreger zu entdecken. Allein nirgends war sie an den rechten Geruch gekommen. Da erinnerte sie sich der Elektrisiermaschine -- die musste es dem Kinde angethan haben ... Doktor Beck untersuchte das Kind und fand, dass es an einer chronischen kapillaren Bronchitis litt. Er unterzog es einer Kur und heilte es. Die Mutter aber liess sich niemals ausreden, dass es an Stemmet Richa gelitten hätte und durch das an dem Elektrisierapparat angeriebene Stückchen Zucker wieder gesund geworden wäre! ...

In Persien — erzählt Dr. Polak — geben sich gute und böse Vorbedeutungen — „chusch" und „baed kadam" — an drei Dingen kund: an der Frau, dem Pferde und dem Hause. Begegnet dem Perser bei Erwerbung eines derselben etwas Günstiges, so entledigt er sich ihrer um keinen Preis; stösst ihm hingegen etwas Uebles zu, so sucht er sie so rasch wie möglich wieder los zu werden. Manche Frau des Schah musste blos deshalb das Harem verlassen, weil sie „baed kadam" — „von bösem Schritte" — war.

Zahllos sind die orientalischen Gebräuche zur Abwehr des bösen Blickes, zum Schutze vor der bösen Rede, dem Verschreien. Wenn in Syrien, sagt Eijub Abela, sich jemand mit dem bösen Blicke behaftet glaubt, muss er immer zuerst auf seine Nase blicken, ehe er auf seine Verwandten und Freunde schaut, damit sein Auge keinen schädlichen Einfluss auf ihre Gesundheit ausübe. Früher habe ich erwähnt, dass man einem, von dem man eine Verschreiung fürchtet, zuruft: „Dir läuft Blut von der Nase!“ Im Talmud bereits heisst es: „Wenn jemand in eine Stadt kommt und fürchtet sich vor dem bösen Blick, so verschränke er beide Hände in der Art, dass er den Daumen der einen Hand in die andere steckt; fürchtet er aber den schädlichen Einfluss seines eigenen Blickes, so schaue er auf seinen linken Nasenflügel.“

Eine bosnische Spezialität sind die sogenannten Peskir, diese goldgestickten Tücher, die man zum Abtrocknen der Hände nach den vom Koran vorgeschriebenen täglichen Waschungen benützt, gelten als Schutzmittel gegen bösen Zauber. Manche Peskirs werden als wahre Reliquien in den Familien schon seit Jahrhunderten aufbewahrt und bei wichtigen Anlässen aus der eisenbeschlagenen Truhe hervorgeholt.

Die Römer schützten sich vor dem bösen, dem neidischen Auge mit Münzen oder Kameen, auf denen allerlei Karikaturen des bösen Auges abgebildet waren.

So glaubten auch die Bewohner Cyperns den bösen Blick am besten abzuwehren, wenn sie sich mit einem geweihten Auge wappneten. Sie besitzen seit jeher einen gläsernen Knopf, der eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Bilde eines Auges hat: in blauer und gelber Umrandung liegt ein schwarzer Punkt auf weisser Fläche. Diese Amuletform ist in der ganzen Türkei verbreitet, und man findet sie jetzt in Konstantinopel oder Erzerum, Jerusalem oder Bagdad ebenso häufig wie in Larnaka. In anderen Gegenden hält man es für nützlich, roten Pfeffer in den Taschen zu tragen, wieder in anderen zieht man die blaue Farbe vor und lässt ein Stückchen Indigo, in einem blauen Tuche eingenäht, von einem Kleidungsstück herabhängen. In Syrien hat man als Schutzmittel ausser einem Stückchen Alaun oder schwefelsaurem Kupfer blaue Glaskügelchen.

In Palästina glaubt man, dass Leute mit hellblauen Augen einen bösen Blick haben müssen. Der letztere ist zweifellos vorhanden, wenn die betreffende Person ausser den hellblauen Augen auch zusammengewachsene Augenbrauen und weit auseinanderstehende Schneidezähne hat. Am gefährlichsten ist es, wenn diese Kennzeichen bei einem bartlosen Manne anzutreffen sind. Die Bewohner Palästinas gebrauchen zwei darauf bezügliche arabische Sprüche: „El od billah min wahad edschrudi, eneh zurok u snano furok, Gott bewahre uns vor einem Bartlosen, der blaue Augen und auseinanderstehende Zähne hat." „Sabah el krud wala sabah el edschrud, lieber des Teufels Gruss, als des Bartlosen Gruss."

Wie die Bewohner Cyperns dem Spruche: „Similia similibus curantur" huldigen und das böse Auge mit einem geweihten Auge bekämpfen, so glauben auch die Bewohner Palästinas, dass die gefährlichen blauen Augen ihren bösen Einfluss verlieren müssen, wenn man sich mit blauen Amuleten schützt. Man behängt die Kleider mit blauen Perlen. Wenn eine Frau oder ein Mädchen auffallend schönes Haar hat, so soll man es mit einem blauen Bande oder mit einer blauen Perle gegen die schädliche Wirkung der bösen blauen Augen schützen. Selbst wenn man einer Braut, wie es in den Städten von Palästina Sitte ist, Topfpflanzen ins Haus schickt — Myrthen, Oleander oder Rosenstöcke — versäumt man nie, die Töpfe blau anzustreichen

Jedes der zahlreichen Völker im Orient hat seine Lieblingsamulete: religiöse, die mit irgend einen Heiligen in Beziehung stehen, und nichtreligiöse, die auf irgend einen uralten Brauch zurückgreifen; Zettelchen mit frommen Sprüchen, Münzen, Tierbilder, sonderbare Haarverschlingungen von Tierfell, seltsam geformte Metallstücke, durchlöcherte Lazarsteine, bizarr gewundene Drähte oder Knoten. Dann gibt es Talismane und Amulete, gegen jedes Uebel besonders. Häufig trägt eine Person ein ganzes Magazin solcher Wunderdinge mit sich herum: an der Gürtelschnalle ein Heiligenbildnis; am Busen Liebesblumen; im Haar einen Knoten gegen bösen Blick; um den Hals Münzen, welche Augenleiden oder andere Krankheiten verhüten. Nicht blos das Volk, auch intelligente Leute verwenden solche Schutz- und Heilmittel. — Die Alten hatten dieselben Amulete

wie die heutigen Völker des Orients; diese Amulete waren aus edlen Metallen, Stein oder Knochen, am häufigsten aber aus Korallen gemacht und hatten die Form von Halbmonden, Götterbildchen, die Form eines Auges, eines Phallus. Trug man kein Amulet, so machte man, wie heute noch der Italiener, den obscönen, Verachtung ausdrückenden Gestus der Feige.

Muscheln, obscöne Teile von der Hyäne, vom Hasen, die Früchte von Anacardium werden in Persien als Amulete getragen. — Serbische Amulete enthalten Kartoffelstückchen, Kastanien, Kerne, Stücke vom Kopfe einer Maus, gedörrte und gepulverte Fledermäuse. Vielfach ist anerkannt worden, dass Amulete und Zauberformeln, Behauchen, Beschwören, Beräuchern und allerlei sympathetische Kuren wohl imstande sind, das Vertrauen von Kranken zu erwecken und durch dieses Vertrauen in gewissen Leiden auch Genesung zu bringen. Man rechnet diesen Kuren an, was man der Natur verdankt. Most betrachtet die Amulete als wirksame Träger des magnetischen Fluidums und schrieb ihnen besonders bei Nervenzufällen vorteilhaften Einfluss zu. Professor Rigler konnte auf Grund langjähriger Erfahrungen feststellen, dass der Nutzen der Talismane bei entsprechenden Personen durch Stärkung des Glaubens und Vertrauens kaum in Zweifel zu ziehen sei; er beobachtete im Orient, dass rein dastehende Wechselfieber von den Hodschas durch Auflegen der Hände und durch Behauchen, ebenso manche Geisteskrankheit, religiöser Wahnsinn, Schlaflosigkeit, Kopfleiden und leichtere Fälle von Epilepsie nur durch die Einbildungskraft geheilt wurden.

Selbst die zivilisiertesten europäischen Völker hängen noch dem Glauben an Talismane an, und diese haben namentlich im Kriege nicht geringe Bedeutung. So schrieb man einem Londoner Blatte vom südafrikanischen Kriegsschauplatze. Wenn der Oberbefehlshaber des englischen Heeres in Südafrika, Lord Roberts, Hufeisen sammelt und als guter, aber auch abergläubischer Patriot im Garten des Regierungsgebäudes in Bloemfontain Klee pflanzt, so ist es bei dem einfachen Tommy um so eher verständlich, dass er seinen Talisman hat und von ihm sicher durch die Kriegsgefahren geleitet zu werden erwartet. Tausende der englischen Soldaten von jedem Range haben irgend ein Amulet, von der Kaninchenpfote bis zu dem Bilde der Geliebten,

und wenn diese Zauber auch keine magische Gewalt ausüben, so ist jedenfalls die Täuschung ein Trost und eine Beruhigung für ihren Besitzer. Von einem Offizier der Imperial Light Horse erzählt man, dass er einen leichten Stock bei sich trägt, der ihn schon zwanzig Jahre sicher beschützt habe. Zweimal wurde er verwundet, und als er im Burenkriege ein Pistolenduell mit Hans Botha ausfocht, verlor er fast sein Leben; aber sein Glaube an den Zauberstab ist nicht erschüttert. Nach dem schrecklichen Angriffe bei Ladysmith in der Nacht des 6. Januar sind viele auf merkwürdige Weise dem Tode entronnen, die ihre Rettung einem Talisman zuschreiben. Ein Gemeiner der Imperial Light Horse verdankt sein Leben einer Uhr, die sein Vater am Majubatage trug und die er als „Glückbringerin" stets bei sich führte. Die Uhr wurde von einem Granatsplitter getroffen und das Werk durchgedrückt, der Mann trug eine grosse Beule am Körper davon, war aber gerettet. In demselben Kampf wurde ein gemeiner Soldat der 1. Manchesters durch eine lederne Brieftasche vom Tode gerettet, die ihm seine Braut als Geschenk beim Abschied mitgegeben hatte und die ein Päckchen Briefe mit ihrer Photographie enthielt. Nach der Schlacht war die Tasche von zwei Kugeln durchbohrt, von denen die eine ganz durchgegangen war und dann ihre Kraft verloren hatte, während die andere in den Briefen eingebettet war. Schon oft haben sich freilich Amulette auch als wirkungslos erwiesen, ein junger Leutnant von den Ingenieurtruppen, der ein Miniaturbild seiner Mutter an einer goldenen Halskette trug, wurde von einer Kugel getötet, die genau neben der durch das Bild der Mutter geschützten Stelle eingeschlagen hatte. Der Glaube an solche Talismane erhält sich aber trotzdem. Seitdem der Soldat Humphrey vom Lancasterregiment durch die Chokoladenschachtel der Königin gerettet worden war, nehmen Hunderte von Soldaten die Büchsen als Amulet mit. Korporal Bagster von dem 2 Middlesexregiment wurde dadurch auch gerettet Am Jahrestage von Majuba wurde sein Tornister von einer Kugel getroffen, die aber durch ein Handtuch und eine Büchse der Königin aufgehalten wurde. Viele dieser Amulete sind die Abschiedsgaben der Geliebten. Mr. Treves, der bekannte Chirurg, erzählt von einem Soldaten, der sich durchaus nicht von seinem Talisman trennen wollte Er wurde bei Potgieters Drift ver-

wundet und hielt acht Stunden lang krampfhaft einen Ring in der Hand. „Mein Mädchen hat mir den Ring geschenkt," sagte er, „und als ich getroffen wurde, beschloss ich, dass die Buren ihn niemals bekommen sollten, deshalb hielt ich ihn in der Hand, um ihn zu verschlucken, wenn ich gefangen genommen werden sollte, ehe unsere Bahren mich erreichen konnten." Die Amulete haben die verschiedensten Formen. Ein gemeiner Soldat trägt einen Ring, der aus einer Kugel gefertigt ist, die seinem Vater im afghanischen Krieg beinahe verhängnisvoll geworden wäre; ein Ulan aus Neusüdwales trägt um den Hals eine Medaille, die sein Grossvater im Krimkriege gewann. Ein Northumberlandfüsilier hat im Tornister ein Hufeisen, das er einige Tage vor seinem Abmarsch auf der Strasse gefunden hatte. Ein unbekannter Offizier der Garde trägt einen Rubinring, ein Jahrhunderte altes Familienerbstück, das die Macht haben soll, den Träger vor jedem körperlichen Schaden zu bewahren, und ein Offizier der 1. Royal Scots trägt eine ganze Talismansammlung an seiner Uhrkette. — - -

Ein Amulet heisst im Türkischen: Nusscha, vulgär: Muska; im Griechischen Fylaktirion oder Enkolpion, bei den Montenegrinern. Sapissi Amanet. Der echt slavische Ausdruck ist Sapis, das Verschriebene; aber man hört bei den Balkanslaven häufig auch das Wort Hamalija, nach Krauss augenscheinlich das verstümmelte italienische Ammaliamento.

In Monastir sagt man: Periapta, Anhängsel, oder Chaïmalia; unter letzteren versteht man besonders geweihte Kreuze. In Marokko heisst ein Amulet. El Hidschab oder El Hers, auch: El tehelil; in Arabien und Palästina: Muschchas, Maschchas, Maske und Edschab oder Hidschab.

Ein älterer moslemischer Schriftsteller, der Araber Mukaddasi, sagte: „Talismane gibt es nur in Aegypten und Syrien, die Propheten sollen sie angefertigt haben." Doch habe ich dergleichen auch in Persien gesehen. In Bezug auf das letztere Land sagt Polak: Talismane — „taawiz", „telcs'm" — stehen zwar in unbestrittenem Ansehen, doch sagt der gebildete Perser lächelnd von ihnen: „Kare zenane est! Sie sind Sache der Frauen!"

Die Assyrer und Babylonier hatten als Talismane gegen die Krankheiten, die durch den bösen Blick oder das Ver-

schreien angezaubert wurden, allerlei Götterfiguren und Bilder von Dämonen. Die Griechen und Römer glaubten den bösen Blick am besten von sich abzuwenden, wenn sie ihm widrige und ekelhafte Gegenstände entgegenhielten. In symbolisch-abergläubischer Anwendung kamen Abbildungen von Augen, Füssen und Händen vor. Peisistratos stellte eine Art Heuschreckenbild vor der Akropolis auf. Von Apulejus wurde behauptet, dass er ein Schreckbild als Amulet oder Zaubermittel bei sich trage. Es war dies eine hergebrachte Sitte unter den alten Nationen, dem Gotte, von welchem sie die Heilung einer Krankheit erwarteten, oder dem sie dieselbe zuschrieben, eine bildliche Darstellung der Krankheit, oder des affizierten Teiles, oder der gebrauchten Mittel zu weihen. Die Tempel des Aeskulap und anderer Gottheiten dieser Art waren voll von solchen Darstellungen jener Glieder des menschlichen Körpers, die man geheilt sehen wollte; nach Diodor wurden selbst Bilder von Schamteilen, an welchen man eine Krankheit hatte, in den Tempeln aufgehangen.

Auch heute sind im ganzen Morgenlande Abbildungen hässlicher Tierköpfe als Amulete beliebt. Es sind dies gleichsam die Sinnbilder der bösen Krankheitsgeister, man spielt Gleiches gegen Gleiches aus, der Geist, der Teufel soll über seine eigene Hässlichkeit erschrecken und davonlaufen.

Die Kolhs bringen auf ihrem Hause das Abbild eines Fisches an, um sich vor dem bösen Blick zu schützen.

Bei den Juden im frühen Mittelalter hiess es: „Man darf einen Spruch flüstern wegen des bösen Blickes, und darf zur Heilung mit etwas über das Auge fahren am Sabbat, und das gehört nicht zu den heidnischen Gebräuchen.“ Rabbi Simon, Sohn des Gamaliel, fügte diesem Ausspruch hinzu: „Aber man darf nur mit einem Gegenstand über das Auge fahren, den man am Sabbat nehmen darf.“

Die heutigen Juden Palästinas malen zum Schutze gegen den bösen Blick an die Wände ihrer Häuser eine Hand in roter Farbe und hängen ihren Kindern um den Hals eine Kette, an der eine goldene oder silberne Hand befestigt ist. Auch in Konstantinopel ist ein beliebtes Amulet eine kleine Hand aus Korallen, Elfenbein, Glas oder Blech: sämtliche Finger sind gerade ausgestreckt, wie um den bösen Blick und die von ihm

kommenden Krankheiten abzuwehren. Von der Hand als Schutzmittel rede ich noch ausführlicher im Kapitel über den Zahlen-Aberglauben.

Ueber die Schutzmittel der Gräko-Walachen hat Dr. Sajaktzis berichtet: Am meisten sind die Gräko-Walachen besorgt, die Wöchnerin und das neugeborene Kind vor bösen Einflüssen zu schützen. Die weise Frau befestigt, bevor sie die Patientin verlässt, an deren Halse mittels eines doppelten, rotweissen, zusammengedrehten Fadens, des sogenannten Martssos oder „Märzfadens", einen goldenen Ring, gewöhnlich den Ehering, den die Wöchnerin durch 40 Tage nicht abnehmen darf. Ein „Märzfaden" wird auch über der Thür des Wöchnerinnenzimmers angeheftet· „nami matiasi to mikro, damit der böse Blick dem Kinde nicht schade." Nach der Taufe legt man unter das Kissen des Kindes verschiedene Periapta, Anhängsel, gegen den bösen Blick. Ausserdem behängt man die Kinder mit zahlreichen anderen Schutzmitteln, die dann gewöhnlich bis ans Lebensende getragen werden: Chaïmalia, Kreuze und Bildchen; Timio Xylo, ein Kreuz mit einem Splitter vom Kreuze Christi. In die Mützchen der kleinen Kinder näht man Knoblauch oder Weinstein; bei einem Erstgeborenen oder Einzigen verwendet man namentlich Wolfszähne oder in Silber gefasste Maulwurfsfüsse; Drachenblut, Aima ap ennia adelfia, wörtlich: Blut von neun Brüdern. Unerlässliches Amulet ist das Kleinod und Palladium der Familie: gewöhnlich ein ererbtes Geldstück mit dem Bildnisse des heiligen Konstantin und der Helene, daher Konstantinato genannt. Die Moslems in Albanien malen zum Schutze gegen den bösen Blick ihren Kindern einen Ring oder Halbmond, die Christen den ihrigen ein Kreuz auf die Nasenwurzel; in einigen Gegenden wird dieses Zeichen tätowiert.

Sobald ein Albanese sich vom bösen Blick getroffen glaubt, fasst er, wie Hahn mitteilt, sofort ein Stück Eisen als Ableiter an oder feuert die Pistole ab; als innerliches Medikament gibt man dem Erkrankten drei Maulbeerknospen; dann taucht man drei Brennesselzweige in unbesprochenes Wasser — Wasser, bei dessen Transport nicht gesprochen werden darf — und besprengt den Kranken.

In Palästina sind, nach den Berichten der Frau Lydia Einszler, die Schutzmittel gegen den bösen Blick besonders

zahlreich. Da hat man: antike Münzen von Gold oder Silber, kleine goldene Frösche, die man an einer Perlenschnur am Halse trägt, geweihte Zettelchen mit Koransprüchen oder Bibelversen, Gerstenkörner, Alaun, Salz, Knoblauch, Kreuze, Reliquien. Beliebt ist eine Pflanze, Zadabije geheissen; man gibt davon den Kindern ein Büschel auf den Kopf und stellt einen Strauss in das Zimmer der Wöchnerin; diese Pflanze ist auch ein sympathetisches Heilmittel gegen Augenleiden. Um die Männer vor dem bösen Blick von Rivalinnen zu schützen, bedient man sich einer harzigen, wie Weihrauch riechenden Masse, genannt Fasuch sudani oder Fasuch mughrabi. Von dieser Masse gibt die ängstliche Frau ohne Wissen ihres Gatten in dessen Schuhe oder Anzug ein kleines Stückchen: „dies spaltet das Auge“, meint sie. Manche Familien in Palästina haben als Familienerbstück ein hohles silbernes Kreuz, in welchem sich ein Splitter vom wahren Kreuze Christi befinden soll. Zur grösseren Vorsicht trägt man diese Reliquien eingenäht in einem Säckchen auf dem blossen Körper. Teils geschieht es, damit der Talisman nicht durch einen Zufall abgerissen werde; teils, damit ihn nicht ein Anderer stehle. Denn während sonst Diebstahl Haram — Sünde — ist, betrachtet man das Stehlen eines solchen Kreuzes als Halal, als Verdienst. Dieser Talisman ist so wirksam, wie nur eine solche Reliquie es sein kann. Er verliert aber sofort seine Kraft für immer und ewig, wenn sein Besitzer oder seine Besitzerin ihn unvorsichtigerweise einmal in das Bad mitnehmen.

Bei den syrischen Christen reibt man, nach Eijub Abela, das neugeborene Kind mit einem in Sesamöl getauchten Teig ein, formt aus demselben nachher eine Art Kreuz und klebt dieses, sichtbar für die Guten und die Schlechten, an die Thür des Zimmers, in welchem sich das Kind befindet, als Schutz gegen den bösen Blick.

Muschchas oder Maschchas nennt man in Palästina alte, wahrscheinlich venezianische, meist goldene, seltener silberne Münzen, welche man als Familienerbstücke aufbewahrt und in besonderen Fällen als Amulete verwendet. Ein Maschchas schützt nicht nur gegen den bösen Blick, sondern hat verschiedenartige spezielle Wirkungen. Ein Maschchas behütet am besten eine Wöchnerin vor den schädlichen Einflüssen, denen sie während der 40 Tage leicht zugänglich ist. Ein Maschchas

ist aber nicht blos zum Schutz, sondern auch als tückische Waffe zu gebrauchen. Wenn eine Feindin mit dieser Waffe zu einer Wöchnerin kommt und dieser eine Krankheit oder Unfruchtbarkeit für alle Zukunft anwünscht, so geht der böse Wunsch in Erfüllung, falls die Wöchnerin nicht ebenfalls ein Maschchas besitzt. Wasser, in dem ein Maschchas einige Minuten lag, ist dadurch geeignet geworden, kranke Augen zu heilen. Endlich ist das Maschchas auch heilbringend, wenn man damit über die Wunden streicht.

Wenn trotz alledem ein Kind vom bösen Blick getroffen und krank geworden ist — sichere Zeichen sind: Unruhe des Kindes, Schreien, Gähnen — dann muss man vor allen Dingen alle Personen aufzählen, welche das Kind gesehen hat, bis man auf einer derselben den Verdacht haften lassen kann. Dann sucht man etwas, was dieser Person gehört, zu erlangen und zu vernichten. Ausserdem gibt es aber hunderte, ja tausende Arten, solche Krankheiten zu bannen: Amulete, Räucherungen sympathetische Mittel, Besprechungen und Beschwörungen.

Leidet ein Kind an Auszehrung, so nimmt man wie in anderen Gegenden auch in Palästina an, es sei vom bösen Blick getroffen worden. In Palästina sind in solchem Falle unter den Heilmethoden folgende zwei in Gebrauch: einige Frauen bringen das Kind um die Mittagszeit an einen Kreuzweg — ala mifrak el turok. Dort wird das Kind gebadet, wenn möglich in einem Wasser, das über einen, von den Eltern des kranken Kindes ererbten, nicht gekauften Mühlstein geflossen ist. Das Badewasser schüttet man dann an dem Kreuzweg aus und geht nach, Haus. Ebenso einfach ist die zweite Methode: die Mutter des Kindes gibt einer alten weisen Frau 7 mal 7 Bohnen, wennmöglich weisse. Die Frau geht durch einige Strassen der Ortschaft, bis sie an einen Brunnen kommt. Da wirft sie die 49 Bohnen hinein, und dann kehrt sie auf einem anderen Wege in das Haus des kranken Kindes zurück. Bedingung ist, dass die Frau auf ihrem ganzen Wege nichts reden darf; sie darf auch keine Antwort geben, wenn sie angesprochen wird.

In Marokko hängt man, nach Quedenfeldt, zum Schutze gegen den bösen Blick das Büschel einer Rauten-Art, die dort „Fidjel“ heisst, in den Häusern auf. Die marokkanischen Juden schützen sich durch einen Gegenstand, der in der ganzen Welt

des Aberglaubens Ansehen geniesst. sie befestigen an den Thüren Hufeisen. Dies zeigt wieder einmal, dass der Aberglaube keine Grenzen kennt, dass er überall dieselben Anhänger findet, die auch in ihrer Abwehr gegen den bösen Zauber fast stets zu denselben Mitteln greifen. — Andree erzählt nach verschiedenen Autoren: Um sich und die Ihrigen gegen den bösen Blick zu schützen, bedienen sich die Araber mancherlei Mittel· so befestigen sie auf den Köpfen ihrer Kinder geschriebene Amulete, kleine weisse Porzellanschnecken und kleine mit Stückchen Knoblauch, Weihrauch, Alaun und Salz gefüllte Säckchen. Ganz besonders schützend sind Säckchen, welche mit Staub oder Erde vom Grabe des Propheten gefüllt sind, sowie auch das Besprengen mit dem Wasser des heiligen Brunnens Zemzem in Mekka. Ueber die Hausthüren hängen sie ganze Knoblauchbüschel, Säckchen mit Alaun, Salz und Weihrauch. Namentlich über die Eingänge neuer Häuser wird eine ganze Aloepflanze aufgehangen, weil man glaubt, dass der Prophet dadurch veranlasst werde, dem Hause einen Besuch abzustatten. Die Beduinen hängen, um ihre Kamele vor dem bösen Blick zu bewahren, denselben allerlei auf dem Wege gefundene Sachen an, wie Stücke von alten Sandalen, Kleidern, Hufeisen.

Der heutige Aegypter sucht von der Geburt seiner Kinder an schon die Folgen eines bösen Blickes abzuwenden, und wiederholt die Schutzmittel dagegen in allen wichtigen Phasen seines Lebens. In Oberägypten darf selbst der Vater sein eigenes neugeborenes Kind bis zum siebenten Tage nicht sehen, da er möglicherweise gegen seinen eigenen Willen dem zarten Sprössling durch den Blick Schaden zufügen könnte. Dem heranwachsenden Kinde hängt der Fellach als Amulet gegen den bösen Blick Tierzähne um den Hals, und um eine Braut zu feien, wird sie vor der Hochzeit mit Salz bestreut.

Hamilton sah in Siwah jedes Haus gegen den bösen Blick durch einen irdenen Topf geschützt, der im Feuer gut geschwärzt und mit der Oeffnung abwärts über der Thür oder an einer Ecke eingemauert war; nicht selten standen Schenkelknochen aus irgend einem Teile des Gebäudes hervor; „dies," schreibt Hamilton, „fiel mir besonders auf, da derselbe abergläubische Brauch einst in England herrschte. Dieser und ähnliche Gebräuche wurden vom Concil von London — etwa 1075 —

verboten.“ In Gräbern der ägyptischen Oase Dachel fand Ascheron Stengelstücke einer sehr giftigen Asklepiadee, der Calotropis procera, und dieselben Stengel sah Schweinfurth in Bündeln an Häusern der Oase Chargeh als Schutzmittel gegen den bösen Blick aufgehängt, daher es nahe liegt, einen ähnlichen Zweck bei dieser in Gräbern sonst nicht bekannten Beigabe zu vermuten.

Die Assyrer und Babylonier schon kannten kleine Zylinder aus Thon oder Stein mit heiligen Inschriften als Amulete. Die modernen Orientalen benutzen dreieckige Papierzettelchen, auf denen Koransprüche oder Bibelverse aufgeschrieben sind. Solche Zettelchen schützen gegen das böse Auge, gegen Rache und Neid, gegen Krankheiten. Den Kindern namentlich hängt man dies Amulet um den Hals oder auf die nackte Brust. Beim Schreiben der moslemischen Sprüche für die Amulete punktiert man nicht, damit nur der Schreiber und der Besitzer vom Inhalte Kenntnis haben sollen. — Bei den Serben worden den geschriebenen „Amajlija“ nicht blos heilende, sondern sogar prophylaktische Kräfte zugeschrieben. In diesen Amuleten findet man gewöhnlich einen unleserlich geschriebenen Zettel, ein Stück Knoblauch, Erdäpfel, Kastanien, abgebissene Mausköpfe und andere Gegenstände. In jeder Zauberformel werden Gott, Jesus Christus, die Mutter Gottes, die Dreifaltigkeit, verschiedene Heilige erwähnt und angerufen, aber aus den Worten und dem Zusammenhange des Besprechens sieht man, dass sie viel älter sind als das Christentum, dass diese heiligen Namen erst später an Stelle der heidnischen Götter gesetzt wurden.

Ein von Krauss mitgeteilter Spruch, welcher solchen Amuleten Kraft verleiht, lautet: „Siehe, ich feie dich vor des Mädchens Blick, der spitziger als die Nadel; vor des Weibes Blick, der schärfer als das Messer; vor des Kindes Blick, der schmerzlicher als der Peitsche Hieb; und vor des Mannes Blick, der schwerer als die Axt ist.“

Da Papier nicht dauerhaft ist, benützt man statt desselben auch ein Messingplättchen, auf dem man die rettenden Sprüche eingräbt. Ein arabisches Amulet, welches Wetzstein beschrieb, enthielt auf der einen Seite zwei viereckige Zeichnungen. Das eine längere Viereck trug in seinen Winkeln die Worte: „Sein ist die Herrschaft und sein ist das Recht!“ Um den Aussen-

rand dieses Vierecks standen die Attribute Gottes, darunter 6mal das Wort: „O Ewiger!“ An den Rändern innen stand 4mal das Wort: „Kesfa êl“, ein fingierter Engelsname. In der Mitte las man: „Lasst euch, ihr Erzengel, den Schutz der tötlichen Stellen des Körpers empfohlen sein!“ — Das zweite kürzere Viereck bildete seine vier Seiten aus den Verlängerungen der in den vier Winkeln des anderen Quadrats stehenden Worte: „Sein ist die Herrschaft und sein ist das Recht!“ Aussen herum liefen hier die Worte: „O Hochgelobter, o Allheiliger, o Herr! Ihr Engel, und du, o heiliger Geist (bei den Mohammedanern der Erzengel Gabriel).“ Innen herum hatte dieses Quadrat an seinen vier Seiten das Wort: „Ozrael (Todesengel)“. In der Mitte des zweiten Vierecks standen die Worte: „Lasst euch, ihr Strahlengeister, des Körpers Schönheit empfohlen sein.“ — Auf der zweiten Seite des Zettels befand sich die Erklärung über die Herstellung und die Anwendung des Amulets· „Wer da will, dass das Amulet wirksam sei, der schreibe es an einem Sonntag auf gelbes Papier, an einem Montag auf hellblaues, an einem Dienstag auf rotes, Mittwoch und Donnerstag auf dunkelblaues, an einem Freitag auf weisses Papier und Sonnabends auf ein Blatt, das zwischen hellblau und dunkelblau die Mitte hält. Darauf beräuchere er diese Blätter mit einem aus Storax, Arsenik, Vitriol, Indigo und Mastix gemischten Räucherwerk, lege die einzelnen Blätter übereinander und verwende sie folgendermassen: Bei einem Kauf- oder Verkaufsgeschäft trage man sie unter der Kopfbedeckung oberhalb der Stirn; wenn man um die Hand eines Weibes anhält, so halte man sie in der rechten Hand und drücke sie stark; wenn man Blut stillen will, so stecke man sie in ein rotes Schilfröhrchen und hänge sie in fliessendes Wasser. Auch muss man 7 Tage hinter einander immer nach Beendigung eines jeden der 5 Gebete täglich die zime, die Geisterbeschwörung, über diese Papiere aussprechen. Dann ist das Amulet mit Gottes Hülfe und Zulassung wirksam. Und lass dir, o Inhaber Dieses, nur kein von dem hier angegebenen Verfahren verschiedenes aufschwatzen, weder ein komplizierteres, noch ein einfacheres. Soll es gegen Krankheiten schützen, so lege das Amulet in ein kupfernes Gefäss und vergrabe dieses beim Feuerherd und sprich darüber 7 Tage lang die Beschwörung: Im Namen des Allbarmherzigen! Es segne

Gott unseren Herrn Mohammed und seine Familie und seine Gefährten mit reichem Glück. Ich beschwöre euch, ihr Engel, ihr geistigen Wesen, die ihr vor vielen Engeln bevorzugt seid. Bei der Wahrheit des Namens Gottes, welcher Macht über euch hat! Sei mir zu Willen, Rafael, du Gefährte auf dem Lebenswege! Bei der Wahrheit des Ah, Ah! Und du, o Gabriel! Bei der Wahrheit des Sam, Sam! Und du, o Samsumel!" . . .

Die Christen in Palästina, Gross und Klein, Mann und Weib, bevorzugen nach Frau Lydia Einszler ein Amulet, welches Kussat el Adra, die Geschichte der heiligen Jungfrau, heisst. Die kurze Beschreibung des Lebens der heiligen Jungfrau oder die Schilderung der Wunderthaten eines Apostels ist auf einem kleinen Papier aufgeschrieben oder auch aufgedruckt. Dieses Papier wird in ein Säckchen von Stoff oder Leder vorsichtig eingenäht, so dass die Nadel den geweihten Zettel nicht durchsteche. Wie die Christen und Juden die Zettelchen der Mohammedaner kaufen, so schätzen die Moslems auch diese spezifisch christlichen Amulete.

Ein Amulet, das sowohl die Moslems als die Christen in Palästina ihren Kindern zum Schutze gegen den bösen Blick auf dem Tarbusch oder der Haube befestigen, heisst Maske. Es ist eine Art Medaille aus Gold oder Silber. Auf der einen Seite steht: „Maschallah! Gotteswunder!" Auf der Kehrseite liesman die arabischen Ausrufe: „Ja Kafi! Ja Schafi! Ja Hafiz! Ja Amin! O Vergelter! O Heiler! O Beschützer! O Treuer!" Die Christen halten nur jenes Maske für wirksam, welches am Gründonnerstag angefertigt worden ist und zwar von einem Goldschmied, dessen Vater schon Goldschmied war. — Ehdschab oder Hidschab nennen die Moslems in Palästina Zettelchen, auf welchen Koransprüche, gewisse Formeln und geheimnisvolle Zeichen aufgemalt sind. Diese Zettelchen werden von bestimmten, gerade beliebten Scheichs, Derwischen und von Takarne, Negern, geschrieben und je nach der Nachfrage und der Kundschaft teurer oder billiger verkauft. Einige Ehdschab-Schreiber sind weitberühmt und geniessen nicht blos bei Moslems Ansehen, sondern ihre Erzeugnisse werden auch von Christen und Juden gesucht. Von vornehmen moslemischen Frauen und Kindern werden die Ehdschab in einer goldenen Kapsel an einer Kette oder einer seidenen Schnur auf der

rechten Seite getragen, und zwar so, dass die Schnur oder Kette über die linke Achsel läuft; zuweilen befestigt man die Kapsel auf dem Tarbusch, der Kopfbedeckung des Knaben, oder auf der Haube des Mädchens. Minderbemittelte Frauen oder deren Kinder tragen ihr Ehdschab-Amulet, in einem Stückchen Stoff oder in einem Ledersäckchen eingenäht, oder auch in einer Blechbüchse eingelötet, an einem einfachen Schnürchen auf der rechten Brust, auf der Kopfbedeckung oder dem blossen Körper.

Ueber alles Gesiegelte haben die Dämonen keine Gewalt. Das ist eine orientalische Anschauung, die man schon bei den Hebräern findet. Das Siegel — el Muschtari — des Jupiters heisst, nach Eijub Abela, ein syrisches Amulet aus Papier mit dieser Zeichnung, auf welcher die arabischen Ziffern jedoch durch europäische ersetzt sind:

8	11	12	1
13	2	7	12
6	0	9	6
10	14	8	14

Dieses Amulet wird nur wirksam, wenn bei seiner Herstellung folgende Vorschriften peinlich befolgt werden: Wenn der 21. März auf den 14. Tag des Mondumlaufes und noch dabei auf den Donnerstag — den Tag Jupiters — fällt, dann stehe der Schreiber der Formel bei Tagesanbruch auf, nehme ein laues Bad, ziehe Kleider an, die er an diesem Morgen vor dem Bade noch nicht getragen haben darf, und schreibe, während er noch nüchtern ist und ehe noch die Sonne die Erde erhellt, die Formel mit einer aus Safran, Moschus und Rosenwasser fabrizierten Tinte auf das Papier. Die Schrift trockne man über dem Rauche, den man durch Verbrennen von Aloë und Ambra erzeugt. Hierauf falte man das Papier und wickle es in ein Stückchen gelber Seide. Ein so hergestelltes Amulet, mit einem Seidenfaden an der Kopfbinde befestigt, ist ein vorzüglicher Schutz gegen alle Uebel.

Ein syrisches Amulet, das ausser gegen Krankheiten besonders auch gegen Verfolgungen schützt, enthält auf einem Blatt Papier ein Quadrat mit 9 arabischen Buchstaben und ist von vier Namen guter Geister eingefasst. Dieses Amulet heisst das Siegel von Ghazali und schaut, nach Umschreibung der arabischen Buchstaben in lateinische, so aus:

	Michail			
Israil	b	t	d	Rafail
	d	h	g	
	w	'	h	
		Azrail		

Schon die Parsen hatten ähnliche magische Quadrate als Talismane, um die Geburtswehen zu erleichtern. Reinaud erwähnt eines, in welchem die Zahlen, 1—9 so verteilt sind, dass jede Zahlenreihe, von rechts nach links, von oben nach unten, oder umgekehrt, oder in den Diagonalen, die Zahl 15 ergibt:

4	9	2
3	5	7
8	1	6

Kleine Dosen aus Messing, die man in Marokko den Kindern umhängt, heissen arabisch: Et tehelil. Der Inhalt der Dosen sind Zettelchen in Lederhüllen, wie überall üblich. Auf den Zettelchen ist, wie Quedenfeldt beschreibt, entweder die bekannte Beschwörungsformel: „Bismillah erhamâni rahîm“, oder das Zeichen: „Chatim Slimânia“, Ring des Salomo, aus zwei in einander gezeichneten Dreiecken oder einem bil kanut, einem Pentagramm bestehend, aufgemalt.

Dem Könige Salomo wird im Talmud und in den Midraschim die Macht über die Dämonen zugeschrieben, weil er der weiseste der Menschen war, zu den Bäumen und den Steinen sprechen konnte und durch seinen Reichtum alle Könige über-

ragte. So hat unter den semitischen Völkern, besonders auch unter den Arabern und Persern, sein Andenken einen endlosen Mythenkreis erhalten. Man denkt sich ihn als einen gewaltigen Herrscher, dem alle sichtbaren Gegenstände und alle unsichtbaren Elemente der Natur unterthan sind, dem die Tiere, die Kräuter gehorchen, der die Dämonen meistert. Tiere, Steine und Kräuter weiss er zu Heilmitteln zu verwenden, welche die Macht des Bösen, den Einfluss der Dämonen lähmen. Suidas erzählt, dass Salomo ein Buch über Heilmittel unter der Schwelle des Tempels verborgen hatte; dieses Buch wurde von Hiskia beseitigt, weil das Volk dadurch von Gott abgewendet wurde.

Besonders stellt die Sage den Siegelring Salomo's als wunderthätig und die Dämonen beherrschend dar. Noch heutigen Tages lebt der Glaube an die Wunderkraft des Königs und seines Ringes unter den orientalischen Völkern. Dasselbe Wunder, das von dem König Salomo in dem zu Babylon gefundenen Beschwörungsspruch vor Jahrhunderten glaubensselig erwartet wurde, erwartet man auch heute noch als sicher bei den medizinischen Räucherungszeremonieen, welche die Moslems in Palästina in Erkrankungsfällen anwenden; und als Bayard in Babylon einen riesigen menschenköpfigen Löwen ausgrub, rief ein Türke, der dabeistand, aus: „Das sind Werke der Dschinnen, welche dem weisen Salomo — Friede mit ihm! — gehorchten und die er mit seinem Siegel verschloss.“ —

Im Koran spielt Salomo eine grosse Rolle. So in Sure XXVII 15—50; II 96: „Und sie folgten dem, was die Satane wider Salomos Reich lehrten. Nicht dass Salomo ungläubig war, vielmehr waren die Satane ungläubig.“

Salomo wird vom Koran zu denjenigen gezählt, welchen die Moslems Achtung und Verehrung beweisen müssen. An anderer Stelle bezeichnet der Koran Salomo als den Vogelsprachenkundigen und als den Herrn über die Geisterwelt. Die erstere Ansicht ist nach Geiger und Ullmann durch I. Buch der Könige V 13, die letztere Meinung durch Prediger II 8 entstanden.

In der XXVII. Sure des Korans, „die Ameise“ betitelt, heisst es: „Auch David und Salomo hatten wir mit Kenntnissen ausgerüstet, und sie sagten: Lob und Preis sei Gott, der uns vor so vielen seiner Diener bevorzugt hat! Und Salomo war Davids Erbe (Erbe seines Thrones, seiner Weisheit und seiner

Prophetengabe), sodass er sagen konnte: O ihr Menschen, es wurde uns gelehrt die Sprache der Vögel ... Nun wurde einst von Salomo sein Heer versammelt, das aus Geistern, Menschen und Vögeln bestand ... Als Salomo einst die Vögel besichtigte, da sagte er: Wie kommt es, dass ich den Wiedehopf nicht sehe? ... Der Wiedehopf aber säumte nicht lange, sich vor Salomo zu stellen, und sagte ...."

XXXIV. Sure 11—13: „Und Salomo unterwarfen wir den Wind ... und wir liessen eine Quelle von geschmolzenem Messing für ihn fliessen. Und von den Dschinnen arbeiteten einige vor ihm mit der Erlaubnis seines Herrn, und wer von ihnen von unserem Befehl abwich, dem gaben wir von der Strafe der Flammen zu schmecken ... Sie arbeiteten für ihn, was er wollte an Hallen, Bildnissen, Schüsseln gleich Wassertrögen und an feststehenden Töpfen ... Und als wir den Tod für ihn beschlossen, zeigte ihnen nichts seinen Tod an, als ein Wurm der Erde, welcher seinen Stab zerfrass ...."

Die morgenländische Sage erzählt endlich nach dem Koran „vom weisesten Könige": Salomo's sterblicher Hülle war der Geist entflohen, aber sie stand noch aufrecht, und die Völker gehorchten dem Gaukelspiele, das die Diwo in Suleimans Namen trieben.

17. Knoblauch, Mandragora und Meerzwiebel.

Die Rolle des Knoblauchs in der Medizin und im Aberglauben der Völker. — Im alten Persien. — Im alten Aegypten. — Knoblauch bei den Assyrern. — Knoblauch bei den Hebräern. — Bei den Griechen und Römern. — Das Mittel gegen Kirkes Zauber. — Knoblauch als Amulet in der Gegenwart. — Südslavisches. — Palästina. — Spaniolisches. — Knoblauch als Speise und Medikament. — Mandragora in der orientalischen Volksmedizin und im Aberglauben. — Die Meerzwiebel.

Falls den vorhandenen Talismanen zum Trotz der Träger derselben doch erkrankt, verliert man keineswegs das Vertrauen zu denselben, sondern gibt sich selbst die Schuld, weil man eben zu wenige angehängt hat. Das Allerwichtigste ist also: schleunigst neue Talismane dem Kranken auf Brust, Kopf oder Hals zu geben und namentlich auch unter dem Kopfpolster des Bettes ein Stück Knoblauch zu verwahren. Dem Knoblauch werden nämlich besonders wohlthätige Wirkungen — als Medikament wie als Wundermittel — zugeschrieben. Der Knoblauch spielte auch im Altertum bei den grossen Völkern des Ostens eine wichtige Rolle in abergläubischen und medizinischen Gebräuchen. Im alten Persien galt er als Heilmittel gegen Vergiftung und Verhexung. Im alten Egypten war er heilig und durfte von Priestern und Frommen nie zu profanen Zwecken verwendet werden. Die Assyrer warfen beim Ausbruch einer schweren Krankheit, um diese zu bannen, nebst einer Dattel, einer Blütenhülle, einer Wollflocke von einem Schafe und einer von einer Ziege, auch Knoblauch ins Feuer. Jedes dieser Stücke ward von einer Beschwörungsformel begleitet. Die auf den Knoblauch bezügliche Beschwörung lautete: „Wie dieser Knoblauch abgeschält in das

Feuer geworfen wird — die verbrennende Flamme hat ihn verbrannt, in dem Gemüsegarten wird er nicht gepflanzt, an dem See oder Graben wird er nicht gesetzt werden, seine Wurzel wird den Boden nicht fassen, sein Stengel wird nicht hervorsprossen und die Sonne wird ihn nicht sehen, und zur Speise der Gottheit oder des Königs wird er nicht genommen werden! — so möge er diese Beschreiung herausreissen und verjagen das Joch der Krankheit, der Pein, des Verbrechens, des Fehls, des Unrechts, des Frevels! — Die Krankheit, die in meinem Körper, in meinem Fleisch, in meinem Lager ist, o dass sie wie dieser Knoblauch abgeschält werde! — Die brennende Flamme, o dass sie doch verbrenne die Beschreiung! Und ich, o dass ich das Licht sehen möge!"

Als die Juden „der einerlei Speisen", des Mannas, überdrüssig wurden, flehten sie, nach moslemischer Tradition, unter anderem auch um Knoblauch. Im Koran II heisst es: „O Moses, bitte deinen Herrn für uns, dass er uns der Erde Früchte hervorbringe, Gemüse, Gurken, Linsen, Zwiebeln und Knoblauch."

Die Griechen und Römer betrachteten Knoblauch als Heilmittel und Talisman gegen den bösen Blick. Der Knoblauch soll die Pflanze gewesen sein, dank welcher es dem Odysseus gelang, den Zauberkünsten der Kirke zu entschlüpfen. Aus den Schriften der Alten erhellt, dass Merkur das Allium Moly — vom griechischen Verbum molyo, die Kräfte abstumpfen — als Gegenmittel gegen die Zaubereien der Kirke verwendete, daher die Pflanze auch Allium Magicum genannt wurde. Die türkische Bezeichnung lautet: sarmysak; die arabische: sum oder tum; die persische: siz: die indische: lessen. Jedem Kinde wird im Orient auch heute noch neben anderen Amuleten immer ein Stück Knoblauch an das Häubchen oder die Mütze geheftet. Bei den Südslaven tragen die Kinder Salz und Knoblauch in kleinen Säckchen auf dem blossen Körper; Knoblauch wird hier auch in das Haar der jungen Mädchen eingeflochten. Der Kopfschmuck der Mohammedanerinnen in Bosnien besteht aus drei Knoten, in einem derselben ist ein Türkis, in dem zweiten ein Papierstreifen mit dem Namen Allahs, in dem dritten ein Körnchen Alaun enthalten. In Pälastina hat der Bräutigam bei der Hochzeit im Knopfloch seines Rockes, statt eines Myrthenzweiges wie bei uns, eine mit Goldschaum überkleidete Knoblauch-

zwiebel als Schutzmittel gegen den bösen Blick. Knoblauch schützt vor ansteckenden Krankheiten; Jung und Alt trägt deshalb ein Stück davon in Zeiten der Epidemieen, besonders bei Pest und Cholera, mit sich. Bei den reichen spaniolischen Jüdinnen in Konstantinopel wird am Bette der Wöchnerin zum Schutze vor dem bösen Blick ein aus Gold fabriziertes und mit Perlen geschmücktes Säckchen voll Knoblauch aufgehängt.

Der Knoblauch gilt ferner als ein unschätzbares Stärkungsmittel für den Magen. Der moslemischen Tradition gemäss sollen Lammskopf in Knoblauch geschmort, oder eines jungen Kamels Eingeweide mit Zwiebeln des Propheten Lieblingsspeise gewesen sein. Letzteres erklärte Mohammed als „König aller Leckerbissen.“ Eine andere Tradition erzählt, dass der Satan, als er nach seinem Sturz aus dem Himmel wieder auf die Beine gekommen war, Knoblauch und Zwiebeln geschaffen habe. Die Jesiden oder Teufelsanbeter haben deshalb vor Knoblauch riesigen Respekt.

Die Aegypter, Araber und Türken gebrauchen Abkochungen von Knoblauch als Mittel gegen die sogenannte ägyptische Augenkrankheit. In Konstantinopel isst man Knoblauch, wenn man infolge eines Sonnenstichs erkrankt ist. In Kurdistan ist Knoblauch ein wahres Universalmittel. Bauchflüsse ausgenommen, werden dort alle akuten Krankheiten mit Knoblauch und saurer Milch bekämpft. Auch Zwiebeln verehren die Kurden besonders. Sie nennen dieses Gewächs „Excellenz“ und „Perle des Pflanzenreichs.“ — Knoblauch essen die bosnischen Bauern, um ein Augenleiden zu verlieren und gute Augen zu bekommen. Wer aber das Innerste von Knoblauch oder Zwiebeln als Salat isst, läuft Gefahr, seine Eltern zu verlieren, heisst es in den Balkanländern. Den Kurden erscheint dies gerade als der feinste Leckerbissen. Ein Kurdenhäuptling kam nach Stambul, sah den Sultan und rief aus: „So gross der Padischah auch ist, nur um eines Dinges willen beneide ich ihn.“ — „Was mag das sein?“ fragte man ihn. — „Kann der Sultan nicht täglich mit dem Inneren von Zwiebeln seine Mahlzeit halten?“ — Endlich wird Knoblauch, zusammen mit anderen Substanzen, zur Bereitung von äusseren Medikamenten verarbeitet.

Aehnlich wie Knoblauch, trägt man im Orient die Wurzel des Alrauns — Mandragora — in ein Stückchen Seide oder

Leinen eingenäht, als Zauberschutzmittel. Sie ist zu diesem Zwecke aber nur wirksam, wenn sie nicht durch Menschenhand aus der Erde gezogen wird; sie wird daher mit einem Stricke am Schweife eines Hundes befestigt, der sie bei seinen Bemühungen, sich zu befreien, herausreisst. Mandragora hat schon im Altertum als Zaubermittel eine grosse Rolle gespielt, wie Dioscorides und Apollodorus bestätigen; letzterer erwähnt sie als Zaubermittel der Kirke, daher sie auch Kirkaia Risa, Kirkewurzel hiess. Pythagoras nennt sie Anthropomorphon, wegen ihrer Aehnlichkeit mit einem Menschen; man schnitt aus ihr allerlei menschliche Figuren als Amulete gegen Hexerei und Krankheit; man schrieb solchen Amuleten die Fähigkeit zu, den Träger unsichtbar zu machen. Um sie zu erhalten, waren schon damals bestimmte Vorsichtsmassregeln nötig, weil die Wurzel beim Ausgraben durch Menschenhand entweder verschwand oder so entsetzlich schrie, dass, wie Shakespeare sagt, der Grabende vor Schreck sterben musste.

Unter Alraun bezeichnen, nach Trusen, ältere und neuere Bibel-Kommentatoren die in Palästina und den angrenzenden Ländern häufig wild wachsende „Atropa Mandragora, Pert. Monog. L.“ „Luther-Dudaim“; türkisch: tufah oder abduselam; arabisch: dschebru, astrang, tuffah el dschunn; persisch: merdumgiah; indisch: lakmani oder yebrudsch. Es ist eine Pflanze vom Geschlecht der Belladonna, welche eine rübenähnliche, fast vier Fuss lange, giftige, von aussen graubraune, inwendig rote Wurzel, fusslange, vier bis fünf Zoll breite, dunkelgraue, unmittelbar aus der Wurzel aufschiessende Blätter und weisse oder rötliche, angenehm duftende Blumen hat, aus denen schon im Mai gelbe wohlriechende Aepfelchen entstehen, denen das alte und neue Morgenland eine stimulierende, fruchtbarmachende Kraft beilegten und aus denen man Liebestränke bereitete.

Sämtliche medizinische Autoren, welche der Heilkräfte dieser Pflanze gedenken, schreiben ihr eine schmerzlindernde, schlafmachende Wirkung gleich dem Opium zu, bemerken aber, dass sie in grösseren Dosen Wut errege.

Nach Schlechtendal ist jedoch die Anwendung des Ausdruckes Mandragora falsch und dadurch entstanden, dass die Dudaim in der Vulgata durch Mandragora übersetzt wurden,

und man daher den Glauben bekommen habe, dass beides dasselbe, was aber keineswegs der Fall sei.

Ueber diesen Gegenstand fand ich in der Kölnischen Zeitung 1901, Nummer 783, eine eingehende Beschreibung, die als interessante Ergänzung zu meinen Mitteilungen hier auszugsweise folgt: Der Mandragoras trägt auf einem grossen, fleischigen, mehrköpfigen, rübenartigen Wurzelstock ovale oder lanzettige Blätter und viele gestielte Blüten, deren Kelche und Blumen fünfspaltig sind, fünf Staubgefässe enthalten und einfächrige, vielsamige Beeren hervorbringen, die sich auf den Boden neigen. Man unterscheidet den Frühlingsmandragoras mit grünlich weissen Blüten, länglich ovalen Blättern und kugeligen Beeren, und den Herbstmandragoras mit violetten Blüten, lanzettenartigen Blättern und eirunden Beeren. Die Pflanze entsendet einen betäubenden Geruch; wenn man aber die frischen Beeren ausschneidet, so riechen sie ganz angenehm, wein- oder apfelartig, aber die Beere ist, wie alle Teile der Pflanze, giftig, und die Wirkung dieses Giftes ist der der Belladonna ähnlich, nur stärker betäubend. Diese Eigenschaft des Mandragoras war von uralter Zeit her bekannt. So berichtet Frontin, der karthagische Feldherr Maherbal habe im Kriege gegen die rebellischen Afrer, deren Vorliebe für Wein er kannte, eine grosse Menge Wein mit Mandragoras gemischt, und sich nach einem Scheingefecht absichtlich zurückgezogen; die Feinde hätten sich dann des Lagers bemächtigt und an dem vergifteten Wein derartig übernommen, dass sie wehrlos und wie tot am Boden gelegen hätten. Psychologisch merkwürdig ist, dass die Schriftsteller, die den Bericht Frontins wiedergeben, den wenig bekannten Maherbal durch berühmtere Namen ersetzten; zuerst wird die Kriegslist dem Hamilkar, dann dem grossen Hannibal zugeschrieben. Denselben Kunstgriff wandte Cäsar an, als er als junger Mann in die Hände der Seeräuber gefallen war; er liess mit dem vereinbarten, von ihm freiwillig erhöhten Lösegeld auch einen Vorrat von Wein aus Milet„ kommen, der mit Mandragoras „verschnitten“ war. Der Genuss dieses Gifttrankes versetzte die Seeräuber in einen narkotischen Zustand, und Cäsar machte seine früher von den Seeräubern scherzhaft aufgefasste und belachte Drohung zur bitteren Wahrheit, indem er sie ans

Kreuz nageln liess. Shakespeare lässt Kleopatra ihrer Dienerin zurufen:

> Gib mir Mandragora zu trinken,
> Dass ich die grosse Kluft der Zeit durchschlafe.

Neben seiner narkotischen Eigenschaft teilte man dem Mandragoras auch erotische Wirkungen zu. Unter besonderen Zeremonien ward die Wurzel ausgegraben, die Pflanze wurde mit einem Schwerte umkreist, und ein Gehülfe tanzte um sie herum und sang dabei lüsterne Lieder. Mandragoras weckte Liebeslust und gab den Frauen Fruchtbarkeit. Natürlich ward der Mandragoras auch dazu verwendet, als Talisman zur Erweckung der Gegenliebe zu dienen. Die aromatischen und angenehm schmeckenden Früchte des Mandragoras sind die ältesten „Liebesäpfel" der Welt, wie sie auch Plinius: mala, Aepfel nennt. Und die Dudaim der Bibel, in der Genesis und im Hohenliede, deren erotische Beziehungen unverkennbar sind, werden in der französischen Bibelausgabe einfach mit Mandragoras wiedergegeben, während Luther ihnen in der Genesis den hebräischen Namen lässt und sie im Hohenliede einfach irreführender Weise Lilien nennt. Das Wort Dudaim selbst wird als „amatorius" gedeutet. Während hierdurch erhärtet ist, dass die Dudaim-Mandragoras - Frucht, den alten Hebräern bekannt war, geht eine freilich vielfach bestrittene Ansicht dahin, dass man damals auch schon die menschenähnliche Gestalt der Dudaimwurzeln herausgefunden habe und dass aus ihnen jene Theraphim, Hausgötter, hergestellt seien, die Rahel ihrem Vater Laban stahl und deren Versteck sie so klüglich verheimlichte. Jedenfalls wurde schon im Altertum die Wurzel als menschenähnlich bezeichnet.

Der von abergläubischen Vorstellungen veranlasste Gebrauch, die Wurzeln des Mandragoras zu Menschen zu gestalten, hat sich im Orient bis auf den heutigen Tag erhalten. Am einfachsten machen es die, welche die Wurzel ausreissen und sie, während sie noch voller Säfte ist, durch vorsichtiges Schneiden und Drücken umformen und dann auch später noch, wenn die Wurzel schon ganz trocken ist, nachhelfen. Viel umständlicher, aber um so erfolgreicher ist folgendes Verfahren: die ganze lebende Pflanze wird herausgenommen, man umwickelt die Wurzel mit Bindfaden, macht die nötigen Schnitte, Risse, und

Zusammenschnürungen, gräbt die Wurzel wieder ein und lässt sie längere Zeit weiterwachsen. Wenn die verschiedenen Verletzungen wieder vernarbt sind, wird die Wurzel wieder ausgegraben, und ist sie erst ordentlich eingeschrumpft und getrocknet, so fällt es schwer, die künstlich zugerichteten Stellen als solche zu erkennen und nachzuweisen. Dann erst hat der Künstler die wahren Alräunchen hergestellt. Sie machen ihren Inhaber hieb-, stich- und kugelfest, sie dienen als Liebeszauber, sie machen unsichtbar, sie zeigen die Stelle an, wo unterirdische Schätze verborgen sind, sie nehmen die Krankheit dessen in sich auf, der sie beständig trägt. Als Aufsauger der Krankheiten ist aber das Wurzelmännchen auch gefährlich, denn es kann die Krankheit auf den neuen Eigentümer übertragen und durch eigene Krankheit alle seine zauberischen Kräfte einbüssen. Noch heutzutage verbreiten die gewerbemässigen Hersteller dieser Figuren im Orient die Ansicht, dass die Alräunchen nur unter grösster Lebensgefahr auszugraben seien; dadurch wird der Nimbus des Zauberischen erhöht und ein äusserst hoher Preis ausreichend begründet. Schon in alter Zeit erzählte man sich hierüber die fabelhaftesten Geschichten. Flavius Josephus berichtet in seinem Bellum Judaicum von dem Zauberkraut Boaras, das an der Ostseite des Toten Meeres wächst, das des Nachts gleich einem Sterne leuchtet und nur durch einen Hund aus der Erde gezogen werden kann, der dabei sein Leben lassen muss.

Die Fabeleien haben sich nach dem Abendlande verbreitet. Der Alraun sollte nur unter dem Galgen wachsen, daher denn auch der Alraun allgemein als Galgenmännlein bekannt ist. Um die Wurzel ohne Schaden an Leib und Leben zu erlangen, muss man sich gleich Odysseus die Ohren mit Wachs, Pech oder Baumwolle verstopfen, drei Kreuze über der Wurzel machen und dann die Erde ringsum abgraben, so dass die Wurzel nur noch an dünnen Fasern hängt. Diese bindet der Sucher mit einer Schnur einem „allschwarzen“ Hund an den Schwanz und hält ihm ein Stück Brot vor. Gierig schnappt der Hund nach der Beute und reisst dabei die Zauberwurzel aus. Die stösst jedoch in dem Augenblick einen so entsetzlich ächzenden Schrei aus, dass der Hund und jeder, der ihn hört, stirbt. Den grauenhaften Schrei der Alraunwurzel kennt Shakespeare auch.

In Romeo und Julia fürchtet Julia, sie könne aus dem künstlichen Schlaf in den Schrecknissen des Grabgewölbes zu früh erwachen:

> Weh, weh, könnt es nicht leicht gescheh'n, dass ich
> Zu früh erwachend — und nun ekler Dunst,
> Gekreisch wie von Alraunen, die man aufwühlt,
> Das Sterbliche, die's hören, sinnlos macht —
> O wach ich auf, werd' ich nicht rasend werden?

Hier erzeugt der Alraunenschrei Wahnsinn, aber in Heinrich VI. 2. Teil, sagt Suffolk:

> Wär' Fluchen tötlich wie Alraunen-Aechsen.

Die Araber essen die Mandragorawurzel als ein einschläfernd wirkendes Mittel. Auch sind bei ihnen die Früchte ein Aphrodisiacum und gelten als ein Mittel, um die Frauen fruchtbar zu machen, weshalb man sie häufig zu Liebestränken benutzt. Auf Wunden gelegt, wirken die Blätter schmerzstillend, wie Tabak geraucht aber als Narkotikum, so dass sie die Aerzte einst zum Narkotisieren vor schweren Operationen gebrauchten.

In diese Gruppe heilkräftiger und zauberwirkender Pflanzen gehört auch die Meerzwiebel — Scilla maritima — welcher man ebenfalls seit jeher prophylaktische Eigenschaften zuschrieb. Sie stand schon bei den alten Aegyptern in hohem Ansehen; es war ein eigener Tempel, der Krommyontempel, gebaut, in dessen Mitte eine aus Marmor gehauene Zwiebel stand. Im jetzigen Orient heisst sie Hundszwiebel — Skylokrommyon auf griechisch; man trägt Stücke von ihr als Amulet gegen den bösen Blick und gegen Krankheiten.

---

18. Ausräucherung, Beschwörung und Uebertragung von Krankheiten.

Eine spaniolische Ausräucherung in Konstantinopel. — Südslavische Räucherungsmethoden. — Syrisches. — Palästina. — Mittelasien. — Mohammeds Aussprüche über Krankheitsbeschwörungen. — Ein berühmter Beschwörer in der osmanischen Geschichte. — Serbische Beschwörungen. — Uebertragung von Krankheiten. — Südslavische Mittel. — Bulgarische Uebertragung. — Ein tunesischer Seuchenzauberer. — Marokkanisches und Arabisches. — Eine amerikanische Parallele. — Fieber-Uebertragung in Mazedonien.

Helfen alle Amulete, Talismane und die anderen bisher aufgezählten Mittel nicht gegen eine durch bösen Zauber hervorgerufene Krankheit, so muss man es mit der Ausräucherung versuchen. Dieser Gebrauch ist in der ganzen Türkei verbreitet. Ich sah eine solche Zeremonie in einem spaniolischen Hause in Konstantinopel — in dem Hause eines Arztes, dessen Gattin und Dienstboten von dieser Kur eher Heilung und Rettung für das kranke Kind erhofften, als von all der Gelahrtheit und Kunst des Hausherrn. Die Frau, welche die Zauberei vornahm, warf in die glühenden Kohlen einige Gewürznelken. Das Kind fieberte und war heftig leidend und unruhig, ohne dass man ein richtiges Uebel ergründen konnte. Dass es ihm der böse Blick angethan hatte, war kein Zweifel. Aber wo dem Kinde die Krankheit zugestossen war und an welcher Stelle des kleinen Körpers sie sich eingenistet hatte, das sollte die Probe der Räucherung ergeben. Die Besprecherin machte also allerlei Hokuspokus, schwenkte die Kohlenschaufel mit dem Feuer und den darauf verbrennenden Gewürznelken hin und her und murmelte dazu: „Das böse Auge hat mich auf der Gasse getroffen. Das böse Auge hat mich im Garten getroffen. Das böse Auge

hat mich am Wasser getroffen. Das böse Auge hat mich bei jenem getroffen. Das böse Auge hat mich bei diesem getroffen. Das böse Auge hat mich auf der Treppe getroffen. Das böse Auge hat mich zu Hause getroffen. Das böse Auge hat mich beim Saugen getroffen.“ Bei jenem Satze, da die Gewürznelke zu prasseln anfing, wusste man, dass man das Richtige ausgesprochen hatte. Nun hiess es den Sitz des Uebels herausfinden. Die Besprecherin legte neue Gewürznelken auf die Kohlen und fuhr fort: „Das böse Auge hat mich im Herzen getroffen. Das böse Auge hat mich im Rücken getroffen. Das böse Auge hat mich im Bauch getroffen. Das böse Auge hat mich im Auge getroffen. Das böse Auge hat mich im Ohr getroffen . . .“ Die Nelken prasselten; auch der Sitz des Uebels war gefunden.

In Bosnien kennt man ebenfalls die Räucherung der Kranken; aus den Kohlenerlöschungen ersieht man den guten oder schlechten Verlauf des Uebels. Als sympathetisches Mittel trägt man Kohlen in kleinen Säckchen am blossen Leibe.

Gegen Krankheit, die durch Verschreien entstanden ist, wenden südslavische Volksärzte, wie Krauss mitteilt, folgendes Mittel an: Der Heilkünstler wirft in ein Glas Wasser zivo ugljevlje, brennende Kohlenstücke, und zählt von 10 abwärts bei jedem Stücke bis 1 und keins. Dann spricht er: „Otišli mu uroci i nemoci u nebeske visine i morske dubine! Die Beschreiungen und Ohnmachten sollen in himmlische Höhen und in die Tiefen des Meeres hineinfahren!“ Der Kranke trinkt von dem Wasser, wäscht sich damit das Gesicht, den Rest der Flüssigkeit giesst er auf einen Hund. Darauf isst er eine Erdbeerwurzel.

Wenn man in Syrien befürchtet, dass eine Person vom bösen Blick getroffen worden ist, beräuchert man sie in folgender Weise: Man nimmt Stroh von den vier Kanten einer Zimmermatte, ein Läppchen von blauem Stoff, ein Stückchen schwefelsaures Kupfer und einen Gegenstand, welcher dem vermeintlichen Urheber der Krankheit gehört. Das Alles legt man auf die Kohlenschaufel, zündet es an und zieht magische Kreise um den Patienten.

Etbachchur, räuchern — ist ein allgemein gebräuchliches Mittel, welches die Bewohner des Orients anwenden, um die durch den bösen Blick erzeugten Krankheiten zu bannen. Die

Türken kennen dafür auch die Bezeichnung tutunlemek, und die Inder sagen: tutschu. Die Grossmutter des Kindes, die Hebamme, oder sonst eine erfahrene alte Frau wird herbeigeholt, um das Räuchern vorzunehmen. Bei den Christen in Palästina verläuft diese Heilmethode, wie Frau Lydia Einszler erzählt, in folgender Weise: Die alte Frau nimmt drei Prisen Salz — soviel als man zwischen drei Fingerspitzen, zwischen denen des Daumens, Zeigefingers und Mittelfingers, fassen kann und sagt dazu: „Bism el ain, bism en nadra, bism el hasud, im Namen des Auges, im Namen des Blickes, im Namen des Neidischen." Dann nimmt sie drei Prisen Mehl und wiederholt den Spruch. Hierauf zwickt sie an den vier Ecken der Strohmatte des Zimmers etwas Stroh ab oder nimmt Staub aus den vier Ecken des Zimmers; dazu fügt sie 7 Gerstenkörner, etwas Alaun und ein Büschelchen von Haaren aller Anwesenden hinzu. Hat man endlich eine bestimmte Person in Verdacht, dass sie mit ihrem bösen Blicke das Kind krank gemacht habe, so ist es nützlich, wenn man auch irgend etwas von dem Eigentum oder den Haaren dieser Person für die Zeremonie erlangen kann — „min atarha": „etwas von ihrer Spur"; schon ein Fädchen aus ihrem Anzug genügt. Hat die alte Frau das nötige Räucherwerk beisammen, so nimmt sie dies in die eine Hand und ergreift mit der anderen ein mit glühenden Kohlen gefülltes Gefäss, dann schreitet sie auf das in seinem Bettchen ruhende oder von einer anderen Frau getragene kranke Kind zu und fuchtelt mit dem Bassat nar, dem Kohlengefäss, das Rauch und Funken speit, dem kleinen Wesen vor den Augen hin und her, bis es geängstigt in Stille und Schlaf versinkt. Zu dieser Wirkung trägt auch die lange regellos gereimte, von Frau Einszler in der Zeitschrift des Palästina-Vereins arabisch und deutsch wörtlich mitgeteilte Rakwe oder Zauberformel ihr Teil bei. Dieselbe wird mit immer steigender Schnelligkeit gemurmelt: „Smallah alek! Gottes Name sei über dir! Hauwattak ballah, udachiltak l Allah: ich umgebe dich mit Gott und übergebe dich dem Schutze Gottes. Hauwattak bil kas, umar Eljas, ukabr el chalas, wa l Chadr Abul Abbas: ich umgebe dich mit dem Kelch, und mit dem heiligen Elias, und mit dem Grabe der Erlosung, und mit dem heiligen Georg Abul Abbas. Arkin wastarkik min aini wa ain es sadik: ich be-

spreche dich und ich feie dich vor meinem Auge und dem Auge des Freundes. Ain el hasud maklu ib ud: das Auge des Neidischen werde ausgeschlagen mit Holz. Wa ain ed dschar maklu ib nar: das Auge des Nachbars werde ausgebrannt mit Feuer. Wa ain ed def makla ib sef. und das Auge des Gastes werde ausgestochen mit dem Schwert. Auwalha ib allah! Zum ersten mit Gott! Wataniha ib allah! Zum zweiten mit Gott! Watalitha ib allah! Zum dritten mit Gott! Zum vierten, zum fünften, zum sechsten, zum siebenten, zum achten, zum neunten und zum zehnten mit Gott! Wel ain elli ma sallat ala chalil allah kala ha allah: Und das Auge, das nicht gerichtet war zum Freunde Gottes, möge Gott ausreissen!" —

Nachdem die Alte diese Formel zwei oder drei Male wiederholt hat, nimmt sie eine Hand voll Wasser, schüttet es auf die Kohlen und spricht: Ih! intefi! Ja uwene, bin nuwere: Ih, verlösche, du Aeuglein, durchs Feuerlein! En nar lamakanha wel ain allah la anha! Das Feuer sei wie es war und das Auge möge Gott verfluchen immerdar. Zischt das Feuer ordentlich beim Auslöschen durch das Wasser, so ist das ein gutes Zeichen und man sagt. Takkat, sahat, ain el a du rahat, kusch! el ebid! Es hat gezischt, es hat geschrien, das Auge des Feindes ist fort, husch, weit fort! Und bei dem Worte Kusch! machen die Anwesenden alle mit den Händen Bewegungen, als wollten sie das unsichtbare Böse zur Thüre hinausdrängen. Zischt das Feuer nicht ordentlich, so ist es ein Zeichen, dass die Räucherung ihren Zweck nicht erfüllt hat; die Frauen schauen sich beunruhigt an und sagen: Sfhufu kif schahharrat en nar, ma takkatsch hetta: seht, wie das Feuer verkohlt ist, es hat nicht einmal gezischt! Ist alles verbrannt und erloschen, so sucht man aus der Form des Aschenhäufchens die Figur der verdächtigten Person mit dem bösen Blick zu erraten. — — —

Aehnlich wie bei den Christen ist die Zeremonie des Räucherns bei den Moslems in Palästina; die letzteren haben jedoch ihren besonderen, von dem christlichen vielfach abweichenden Text der Beschwörungsformel. Während die Alte Salz und Gerste nimmt, sagt sie: „Min ain el tawile, min ain el kasire: Vom langen Auge, vom kurzen Auge, von grossen Leuten, von kleinen Leuten. Milh wa ud ibn ain el hasud: Salz und Holz ins Auge des Neidischen." Dann wirft sie das

Räucherwerk auf die glühenden Kohlen und spricht die Rakwe oder Zauberformel: Bismillah ubillah! Im Namen Gottes und mit Gott! El muttakal al allah wala ghalib jighlab allah. Das Vertrauen ist in Gott und Niemand kann Gott besiegen. Rabb el mascharik urabb el magharib, el maula karim, fi mulkihi azim: Der Herr des Ostens und Herr des Westens, der Erhabene ist gütig, ist gross in Bezug auf seine Herrschaft. Tarbihi wadschalali fi alim er res ali, mein Leib und mein Ruhm sei dem, der diese Botschaft kennt. An nen nebi hakk raka wistarka min kull ain schabla wa kull ain zarka: Der Prophet hat wirklich besprochen und gefeit vor jedem dunkelfarbigen und vor jedem blauen Auge; el ain el uwenije, es sabije, er radije: vor dem Auge das schadet, das trifft, das böse ist. Lakuha saijid Esleman fi wasi el barrije, kal laha: malik, ja ain, wa sultanik? ala man, ja ain, tirmi narik wa harrik? Der Herr Salomo fand das Auge in der weiten Wüste und fragte es· Was ist dir, o Auge, und was ist deine Macht und auf wen, o Auge, wirfst du dein Feuer und deine Glut? Kalat laha: ja saijid Esleman, ala sch schab el kadud, u ala s saghir el maulud, iza habba, wa dabba, u arif el umm men el abba. Da antwortete das Auge: O Herr Salomo, ich werfe mein Feuer und meine Glut auf den schönen Jüngling und auf das neugeborene Kind, wenn es erwacht, wenn es kriecht, wenn es die Mutter vom Vater zu unterscheiden lernt. Ana ja saijid Esleman, muchribet el kusur wa mumiret el kubar. Ich, o Herr Salomo, bin die Zerstörerin der Paläste und die Erbauerin der Gräber. Kal laha: ja ain ma bas aleki ma bas! ma fiki, ja ain, manafi lin nas! Da erwiderte Salomo: O Auge, du hast keine Gewalt, keine Gewalt! Du hast, o Auge, keinen Nutzen für die Menschen! La askob aleki, ja ain, biseban wersas! ich werde auf dich, o Auge, Quecksilber und Blei giessen! Warmiki, ja ain, fi bahr el ghauwas, hetta, ja ain, la jabka liki mandscha wala chalas: und ich werde dich, o Auge, ins tiefe Meer werfen, dass dir, o Auge, nicht Zuflucht noch Erlösung bleibt. Kalat lo ja saijid Esleman ja ibn Daud, choz minni ahed allah umitak allah! Da sprach das Auge: O Herr Salomo, o Sohn Davids, empfange von mir dieses Versprechen, dieses Gelöbnis bei Gott: Ma damet el hadschar el as ad, wo l bahr jedschmad, dschami el chalk tusalli alen, ja Muhammad! So lange der glückliche

Stein — die Kaaba in Mekka — besteht, und das Meer fest wird wie Eis, wünschen alle Geschöpfe Heil dir, o Mohammed! Ja badr et tamam, murki lid dschemal min taht el himal. Du vollkommener Vollmond, der du feiest die Kamele unter ihrer Last; Murki lil chel fi zalam el lel. feiest die Pferde in finsterer Nacht; Murki lil bakar wel ghanam min er rabb el azim: feiest die Kühe und Schafe vor dem starken Herrn; Murki lil hamir min er rabb el karim: feiest die Esel vor dem gütigen Herrn; Murki lir ras, min kull wadscha wabas: feiest das Haupt vor jedem Schmerz und Unglück; Murki lis sechune, min kull harr wel ufune: feiest vor Fieber, stammend von Erhitzung und Dunst; Murki lid dahr, min kull wadscha wakahr: feiest bis zum Ende vor jedem Schmerz und vor Unbill: Murki lil mutlika, iza kanat muwika: feiest die Gebärende, wenn es ihr schwer geht; Murki lin nafasa, iza kanat imakkasa: feiest die Wöchnerin, wenn sie kränkelt; Murki lil benati, min kull amrin jati: feiest die Mädchen vor jedem ihnen drohenden Fall; Murki lis subjan, min kull amrin jati: feiest die Knaben vor jedem ihnen drohenden Fall; Murki min ain ed dschar, maklu a bimusmar: feiest vor dem Auge des Nachbars — es sei mit einem Nagel ausgestochen! Murki min ain el mara, maklu a bisarsara: feiest vor dem Auge der Frau — es sei durch einen Wurf ausgeschlagen! Murki min ain el bint, maklu a bischischt: feiest vor dem Auge des Mädchens — es sei mit einem Spiess ausgebohrt! Murki min taht el hasire, min ain el tawile umin ain el kasire: feiest vor dem, was unter der Matte verborgen, vor dem langen Auge und dem kurzen Auge — vor grossen Leuten und kleinen Leuten; Murki lis saghir wel kebir, wel mukammat fis serir: feiest die Jungen und die Alten und den, der in der Wiege eingewickelt liegt; Murki man sam, min radschab a schaban! feiest den, der fastet im Radschab und Schaban! Dschami el chalk tusalli alek, ja Muhammad, ja badr el tamm! Alle Geschöpfe wünschen Heil dir, o Mohammed, o vollkommener Vollmond!“ — Die Rakwe oder Beschwörungsformel schliesst mit der Anrufung Gottes. Hierauf verlöscht die Alte das Feuer und spricht: Ih! intefi! Ja uwene, bin nuwere: Ih! Verlösche, du Aeuglein durchs Feuerlein. En nar lamakanha, wel ain, elli ma sallat ala Muhammad, allah la anha: Das Feuer sei wie es war,

aber das Auge, das nicht zu Mohammed gebetet hat, möge Gott verfluchen! —

Die Heilung der Krankheiten durch Beschwörungen nennt man unter den türkischen Stämmen in Mittelasien Kam. Nach Amram autorisierte Muhammed die Zuflucht zu Beschwörungen im Falle von Insektenstichen, Geschwüren und Impotenz. Auf, Sohn Maleks, sagte eines Tages dem Propheten: „Wir kannten in der Zeit des Heidentums auch Beschwörungen. Was denkst du davon, o Prophet Gottes! und wie hältst du dies?" Mohammed antwortete: „Erkläre mir euren Modus der Beschwörungen!" Und nachdem er Auf angehört hatte, bestimmte er: „Es ist kein Uebel, zu Beschwörungen Zuflucht zu nehmen, sofern sie nicht Ausdrücke enthalten, die zu dem Glauben der Polytheisten zurückkehren." — Die böse Suggestion „Rörr", den Geist des Zaubers, bekämpft man nach Omer Haleby durch „Ahham", die gute Suggestion.

Einen der mächtigsten und merkwürdigsten Beschwörer erwähnt die osmanische Geschichte Hammers mit den Worten: „das grosse Aergerniss der Ulema und aller Geschichtschreiber, Husein Dschindschi Chodscha." Er war der Sohn eines Scheichs aus dem kleinasiatischen Dorfe Safranburli, welcher seinen Stamm von dem grossen mystischen Scheich Ssadreddin von Konia ableitete; zu Konstantinopel hatte er zwar Studien gemacht, war aber in der Beförderung der aufsteigenden Linie der einträglichen Aemter der Muderris gar bald bei Seite gesetzt worden, weil er sich lieber mit Zauberformeln und Krankheitsbeschwörungen, als mit dem Studium der Gesetzwissenschaften abgab; so dass sowohl sein Lehrer als sein Bruder, welcher ebenfalls die Laufbahn der Gesetzeswürden angetreten, sich seiner schämten. Was ihn in den Augen der Ulema verächtlich gemacht, brachte ihn beim Sultan durch die Weiber in Ehren. Seine Mutter wusste es durch Bekanntschaften im Sserai der Walide zu Ohren zu bringen, dass ihr Sohn Husein im Besitze gar vortrefflicher, vom Vater ererbter Beschwörungsformeln und Zaubersegen sei, womit er schon viele geheilt, und wohl auch den Padischah heilen dürfte, dessen apoplektische Anfälle und Zeugungsohnmacht die Aerzte nicht zu heben vermochten. Das Wort fand Eingang bei der Walide und beim Sultan, und als dieser nach dem ersten Versuche sich besser

zu befinden glaubte oder wirklich besser befand, war auch des Beschwörers Glück fest gegründet. Er wurde mit Geschenken überhäuft, erhielt Einkünfte von erledigten Kapidschi- und Muteferrika-, von Portier- und Fourier-Stellen; und wiewohl die Reihe noch gar nicht an ihm war, da er erst in der Kategorie der Vierziger — der mit täglich vierzig Aspern besoldeten Muderris — stand, ward ihm sogar die Anwartschaft auf die erste erledigte Stelle eines Sechzigers; und richtig wurde der Schützling der Walide einige Tage darnach durch ein Handschreiben des Sultans zu seinem Lehrer ernannt, und erhielt als solcher von den Gesetzgelehrten und dem Volke den Spitznamen „Dschindschi Chodscha."

Bei den Serben sind die Beschwörungen die verbreitetste Kurmethode. Sie sollen gesprochen werden, wenn Vollmond ist und bei Beginn der Dämmerung am Freitag Abend oder um Mitternacht. Die Zahlen 3 und 9 sind dabei wichtig. Jede Formel wird 3mal wiederholt. Es ist gut, wenn Weiber den Männern und Männer den Weibern die Formel sprechen. Das Besprechen der Krankheiten — serbisch: „Bajati" — hilft blos demjenigen Patienten, der den Zauberworten glaubt — obwohl es Fälle gibt, wo das Besprechen kleinen Kindern und selbst dem vernunftlosen Vieh geholfen haben soll — und unter der Bedingung: dass vom Besprechen niemandem erzählt wird, denn sonst verliert es allsogleich seine Einwirkungskraft. Wenn die Zauberformeln gesprochen werden, soll der Besprecher den kranken Körperteil gleichzeitig mit der Hand streichen. — Bösen Zauber kann man ausser durch bösen Blick, böse Rede, bösen Geruch, bösen Schritt auch durch Anwünschung und Uebertragung von Krankheiten ausüben. Die Uebertragung einer guten oder bösen Sache „ausserhalb ihres normalen Seins" heisst im Türkischen nach Omer Haleby: „Sahr."

Der südslavische Bauer ist überzeugt, dass niemand sterben müsste, wenn er keine Feinde hätte, die ihm den Tod auf den Hals hetzen. Er ist zwar — sagt Krauss in seiner Abhandlung über den „Tod bei den Südslaven" — ein Fatalist, doch nur in der äussersten Not, wenn es kein Entrinnen mehr gibt. Die Notwendigkeit der Auflösung versteht er nicht. Am Tode ist, meint er, immer jemand Schuld: ein Geist, ein Zauber, ein Mensch oder Tier. So wie man durch sympathetischen Zauber Liebe sich erzwingen kann, so vermag man durch völlig ähn-

liches Verfahren unter Anwendung anderer Mittel den Feind zu töten. Es gibt eine Unzahl solcher Mittel. — Dass jemand verwünscht worden, erkennt man durch die Abnahme seiner Kräfte oder durch Träume.

Wenn man in Bulgarien jemanden aus der Welt schaffen will, so schreibt man den Namen des Betreffenden auf ein Stück Seife und wirft es in ein offenes Wasser oder vergräbt es in die Erde, worauf der Zadadenik, der verhasste Mensch, erkrankt und sich auflöst; „topi se“, er schmilzt hin, ebenso wie sich die Seife auflöst. Wenn die Seife irgendwo aufs Trockene geworfen wird, so rettet dies den Verwünschten nicht ganz: er trocknet ein, bis er stirbt. Findet man ein solches Seifenstück aber — es ist erkennbar dadurch, dass es mit Nadeln bespickt ist — so kann man es als Heilmittel gebrauchen, um einen Zadadenik zu retten. Man schabe etwas von der Seife ab, löse es in Wasser auf und gebe dies dem Verwünschten zu trinken; davon reinigt er sich, sjurdisva, und er muss wieder gesund werden. Man kann, glaubt das Volk in der Gegend von Hadschielesko in Bulgarien, den Tod aus einem Hause oder Dorfe weg und in ein anderes führen. Man kann den Tod zurückweisen.

Alles aber nur mit Hülfe einer Wratschka, einer Zauberin. Die Wratschka lässt zusammenstellen: einen Pogatscha oder Pita, Fladen aus Weizenmehl, und ihn mit Honig bestreichen; dann: einen Strauss wohlriechender Blumen, gebunden mit einem roten Wollfaden, an dessen Ende einige Münzen befestigt sind; endlich häusliche Sachen, ein wenig Zucker, getrocknete Trauben, Nüsse, Aepfel. Alles gebe man in einen Rucksack — Torba — und den bringe ein alter Mann nachts in das fremde Dorf; und wer den Rucksack findet, der erbt die Krankheit und bekommt den Tod.

Oder: In einen Leinwandlappen aus dem verseuchten Hause gibt die Wratschka drei mit Honig bestrichene Stückchen Brot, etwas Zucker oder getrocknete Weintrauben und ein Blumensträusslein; das Bündel legt sie an eine Quelle oder einen Brunnen, und wer es aufhebt, kriegt die Krankheit.

Es gibt sogar Menschen, welche die Pest durch Beschwörungen herbeizaubern können: Milch von zwei Schwestern schütten sie in der Johannismitternacht in ein Grab, und gleich hört man die Wirkung: Menschenstimmen und Jammergeschrei . .

Maltzan erzählt in der Schilderung seiner Reise durch

Tunis von einem arabischen Weisen Mohamed es Ssoldo, der nach Ansicht der Moslems Cholera, Typhus und Hungersnot durch folgendes Verfahren herbeizuzaubern im Stande war: er warf Steine eines abgerissenen Hauses aus einem Fenster auf die Strasse und begoss sie mit heissem Wasser. Die Moslems glaubten an den Zauberer unerschütterlich und wagten nicht, den heiligen Mann in seinen gefährlichen, von Allah inspirierten Handlungen zu stören.

Die Moslems in Marokko übertragen die Krankheit entweder auf einen Dämon oder eine menschliche Person oder ein Tier. Glaubt man, dass das Uebel von dem Essen herrührt, so wirft man die Reste des letztgenossenen Mahles in einen Topf und steckt in letzteren auch eine kleine, rote, aus Bambusstücken zusammengesetzte und mit bunten Läppchen bekleidete Zauberpuppe, genannt El arôssa, die Braut. Den Topf stellt man an einen abgelegenen Platz. Wenn die Speise nach einigen Tagen verschwunden ist, dann hat sie der Dämon des Ortes verschlungen oder ein vorübergehender Mensch oder ein Tier genossen. Wer sie genommen, hat auch die Krankheit bekommen.

Aehnlich hilft sich der Araber, wenn er vermutet, dass irgend jemand ihn oder seine Kinder bezaubert habe. Er glaubt den Zauber unwirksam zu machen, indem er ein Stück Alaun von der Grösse einer Walnuss auf glühende Kohlen legt und drei Fatiha — das einleitende Kapitel des Koran — sowie dreimal das letzte Kapitel des Koran betet. Den so gebrannten Alaun stösst er dann zu Pulver, vermischt ihn mit irgend einer Speise und gibt dieselbe einem schwarzen Hunde zum Fressen. Hiermit glaubt er den Zauber vernichtet zu haben, denn seine aufgeregte Einbildungskraft lässt ihn in dem durch die Hitze zu allerlei phantastischen Formen aufgeschwollenen Alaun die Züge dessen erkennen, der auf ihn und die Seinigen den bösen Blick geworfen hatte. Andere verbrennen in solchen Fällen ein Stückchen von der Kleidung dessen, der dem Einflusse des bösen Blickes ausgesetzt gewesen ist, mit etwas Alaun und Salz und beten dreimal die Fatiha.

Von den Frauen wird oft ein anderes Mittel angewandt: sie nehmen ein Stückchen Papier und durchstechen es mehrere Male mit den Worten: „Dies sind die Augen desjenigen, der mich beneidet und deshalb einen bösen Blick auf mich geworfen

hat," worauf sie es verbrennen. Hinter einer Person, die in dem Rufe steht, mit dem bösen Blick behaftet zu sein, wirft man zur Vorsicht irgend ein irdenes Geschirr entzwei.

Ein Aberglaube vom Uebertragen menschlicher Krankheiten auf Bäume herrscht in Europa, und man findet den gleichen auch bei der Negerbevölkerung Virginiens: Im Journal of American Folk-Lore erzählte eine Frau Packwood, wie eine alte Negerin die Dame von ihren Zahnschmerzen heilen wollte. „Herrin", sagte die Schwarze, „folge mir zum alten Friedhofe, unter den Pinien und Eichen soll dir Hülfe werden." Man erreichte die Stelle bei Sonnenuntergang. Die Patientin musste niederknieen, das Antlitz gegen die sinkende Sonne gerichtet. Die Negerin zog ein Messer aus der Tasche, machte drei Einschnitte in den Stamm einer Pinie, öffnete dann der Kranken den Mund und führte mit demselben Messer rund um den leidenden Zahn Einschnitte in das Zahnfleisch aus. Das hervorquellende Blut übertrug sie endlich in die Einschnitte am Pinienstamm.

Eine Uebertragung speziell des Fiebers geschieht bei den Balkanvölkern, wie Lübeck mitteilt, in folgender Weise: Die Bannerin „bindet" zunächst das Fieber. Sie nimmt einen Faden, 9 Handspannen lang, 9fältig geschlungen, wickelt ihn auf die linke Hand des Kranken und spricht dabei: „Ich binde dem Fieber die Hände, ich binde dem Fieber die Füsse, ich binde dem Fieber den Mund, ich binde dem Fieber die Zunge, auf dass es sich nicht rege, dass es sich nicht rühre, dass sich nicht öffne der Mund, dass sich nicht wende die Zunge, auf dass das Fieber zugeknöpft sei. Stumm soll es sein, ohne Stimme, wie der Fisch in den Tiefen, wie der Stein im Felde, dass es verdorre wie Gras, gemäht am Eniowstage, und dass es den N. nicht mehr befalle bis zum 9ten Geschlecht."

Nachdem die Besprecherin das Fieber so gebunden hat, befiehlt sie dem Kranken, den Faden zu tragen bis zum abnehmenden Mond, hierauf ihn heimlich an einem aus dem Dorfe hinausfahrenden Wagen anzuknoten, damit das Fieber auf solche Weise aus dem Dorfe hinausgeschafft werde.

19. Krankheits-Dämonen von Profession.

Eine türkische Allegorie. — Althebräische Krankheitsgeister. — Assyrische Dämonen. — Winde. — Albanesischer Geist, der schlechte Luft verursacht. — Andere albanesische Geister. — Heilung der von Geistern Geschlagenen. — Besessene. — Weggelegte Krankheiten. — Südslavische Dämonen. — Wohnorte der Dämonen. — Verhexte Thürschwellen. — Frauenfeindliche Geister. — Die Lilith der Juden. — Die Brusche der Stambuler Juden. — Der Imam in Bagdad.

Weder der Islam, noch das Christentum oder das Judentum haben im Orient so viele Anhänger, wie die mystische Lehre vom Krankheitszauber, wie die Religion, die in der Furcht vor Krankheitsgöttern und Krankheitsgeistern besteht. Jede der drei monotheistischen Religionen wird nur von ihren eigenen Anhängern treu geglaubt — der Glaube an die Krankheits-Dämone aber herrscht über die Angehörigen aller drei Kulte; in diesem Glauben begegnen sich Moslems, Juden und Christen.

In einer von Fuzuli geschriebenen persischen Allegorie, die von dem Osmanen Lebib Efendi ins Türkische übersetzt und von Ottokar von Schlechta-Wssehrd durch eine deutsche Uebertragung im 17. Bande der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft weiteren Kreisen zugänglich gemacht wurde, lernen wir schon die Krankheit als ein durch böse Geister hervorgerufenes Uebel kennen. Der Inhalt dieser medizinischen Allegorie ist folgender: Geist, ursprünglich höherer Sphären Bewohner, steigt auf die Erdenwelt herab und nimmt als Herrscher Besitz von einem Lande, das ihm wohlgefällt, dem Lande Körper. Er ehelicht die Dame Naturell und erzeugt mit ihr die Gesundheit. Gegen den Geist und sein Kind empören sich die Kardinalsäfte Blut, Schwarzgalle, Schleim und

Gelbgalle, welche das Land Körper als Statthalter verwalten. Hass, Furcht und Sorge — Anhänger von Schwarzgalle — rufen, des Geistes und der Gesundheit Erzfeindin, die Krankheit, in's Land. Diese, im Einverständnis mit den in ihrer Harmonie gestörten Kardinalsäften, belagert den Monarchen Geist in der Stadt Herz. Glücklicherweise steht dem Herrscher ein tüchtiger Wesir, der Verstand, zur Seite, welcher durch Vermittelung seines klugen Dieners Diät den Ueberfall siegreich zurückschlägt. — Es ist diese Allegorie die poetische, aber getreue Entwickelung des Galen'schen Systems, das vierzehn Jahrhunderte im Abendlande herrschte, im Orient aber noch heute vielfaches Vertrauen geniesst. Die wichtigsten innerlichen Organe des Leibes, die Seelenthätigkeiten und Gefühle, welche nach Galenus bewusstermassen in diesen Organen ihre festbestimmten Sitze haben, die Krankheit selbst und die Abwehrmittel dagegen, treten sämtlich personifiziert auf; die Charaktereigentümlichkeiten jeder einzelnen der Personifikationen sind bis an den Schluss der Erzählung mit Konsequenz festgehalten. Der Zweck der Allegorie ist: Nützliches mit Angenehmem zu verbinden, die Fundamentalgrundsätze der klassischen Medizin dem Leser einzuprägen und seine Einbildungskraft anzuregen. Endlich fehlt auch die unausbleibliche Weihe der Allegorie, die Mystik, nicht: Geist verspürt, nach überwundener Krankheit und nach Erstarkung seiner Tochter und Mitregentin Gesundheit, die Lust, die Heimat der wahren Liebe und Schönheit aufzusuchen; er findet beide nach langen und gefährlichen Wanderungen: in Gott — oder, getreu dem pantheistischen Grunddogma des Mysticismus, in sich selbst, worauf er in den Zustand leidenschaftsloser Selbstbetrachtungen versinkt . . .

Der allgemeine und felsenfeste Glaube an Krankheits-Dämonen reicht aber noch viel weiter, um Jahrtausende, in Urzeiten zurück. Der Glaube an Dämonen, sagt Trusen, ist so alt und die Fäden seiner Entstehung sind so in die Geschichte aller Völker verwoben, dass man ihn eine welthistorische Erscheinung nennen kann. Das Wesen und die Gestaltung der besitzenden Dämonen richtet sich offenbar nach den Gestaltungen der Zeit und des Individuums; die Besessenen der alten Israeliten waren die Beute wahrer Teufel, wie die Gardarener.

Die Entstehung der Dämonomanie, welche den Körper und

die Seele zugleich angriff, leiteten die Israeliten von dem Einflusse böser Geister her, da sie gewohnt waren, alles Wunderbare der Natur dem Dienste der Engel des höchsten Gottes zuzuschreiben. In der heiligen Schrift — Hiob I 6 bis 22 — sind mehrere deutliche Spuren von einem höheren neidischen Wesen, welches die Menschen bei Gott verdächtig macht, ihnen die Entschlüsse eingiebt, und wodurch — wie es in den Sprüchen Salomos I 13—16 heisst — „der Tod in die Welt gekommen" sei. So erzählt I. Buch Samuel XVI 14 von dem bösen Geiste Asmodi, welcher in eine Braut verliebt war und sieben Männer von ihr bereits getötet, aber über diejenigen keine Macht hatte, „welche nicht aus Wollust heiraten;" und durch Räuchern von Fischleber auf glühenden Kohlen wurde der Geist vertrieben. Der böse Geist, welcher — wie man bei Hiob II 7 liest — die Menschen mit Krankheiten „schlug" und auch moralische Uebel hervorbrachte, regierte jedoch nur während eines kurzen Zeitraums, alsdann wurde er vom guten Prinzip besiegt und alles kam wieder in Ordnung, was eben nach Trusens Meinung diese Lehre den Israeliten besonders annehmbar machte. Von einer besonderen Heilmethode gegen jene dämonischen Krankheiten ist, ausser der speziellen, im Tobias VI 20 erwähnten Anwendung der Fischleber zur Vertreibung böser Geister, in der heiligen Schrift nicht die Rede. Sie spricht indessen fast nie von sogenannten Besessenen, ohne durch einen Zusatz, welcher sich auf eine Krankheit bezieht, die Art des Besessenseins näher zu charakterisieren; Gruner rechtfertigt daher die Meinung, dass „besessen sein und krank sein, Teufel austreiben und Krankheiten heilen, vollkommen gleichgeltend, und es zu den Zeiten der Evangelisten allgemeiner Sprachgebrauch gewesen sei, beide Redensarten in gleichem Sinne gelten zu lassen." Die Bezeichnung „Dämonen" war Sprachgebrauch jener Zeit, wie jetzt das Wort „Geist der Zeit."

Als Christus einen rasenden Stummen heilte, sagten die Israeliten: „er habe einen Dämon ausgetrieben," und als er einen anderen Rasenden, der blind und stumm war, geheilt hatte, sagten die lästernden Pharisäer: „er treibe die Dämonen durch den Obersten der Dämonen, den Beelzebub, aus." Auch das Neue Testament erwähnt die bösen Krankheitsgeister; so Ev. Matth. IV. 24: „Sein Gerücht erscholl durch ganz Syrenland.

Und sie brachten zu ihm allerlei Kranke, mit mancherlei Seuchen und Qual behaftet, die Besessenen, die Mondsüchtigen und die Gichtbrüchigen und er machte sie alle gesund.“ — Ev. Matth. VIII. 28: „Und Jesus kam jenseits des Meeres in die Gegend der Gergesener. Da liefen ihm entgegen zween Besessene, die kamen aus Totengräbern und waren sehr grimmig, also, dass niemand dieselbe Strasse wandeln konnte.“ Ev. Luc. IX. 39: „Siehe, der Geist ergreift ihn, so schreit er alsbald, und reisset ihn, dass er schäumet und mit Not entweicht er von ihm, wenn er ihn gerissen hat.“

Im Amramhügel zu Babylon, wo nach Oppert die hängenden Gärten der Semiramis gesucht werden müssen, wurden vor mehreren Jahrzehnten von Layard fünf irdene Näpfe oder Schalen gefunden, deren innere Fläche mit Buchstaben bedeckt ist. Ellis hielt diese Inschriften teils für ein Gemisch von syrischen und palmyrenischen Buchstaben, teils schienen sie ihm altphönizisch zu sein. Den Inhalt bildeten Zauberformeln gegen böse Geister, Krankheiten und anderes Missgeschick. In einer Inschrift werden bei Beschwörung Satans und der Krankheit Engel zu Hülfe gerufen, die viele Namen führen — ein einziger gar elf. Eine dieser Inschriften, welche von M. A. Lewy in Breslau übersetzt wurde, lautet folgendermassen: „Dies ist ein Scheidebrief dem Sched, den Geistern, dem Satan, dem Nirich, dem Sariah, dem Abatur Tura, dem Dan ... Und die Lilith möge schwinden von Behran-Ort, Bethnajun-Ort, vom Bahr der Wüste, am Espandarmid, und von meinem ganzen Hause. Guter Herr Gott! Zerschmettere den König der Schedin, der Dew, die gewaltige Herrschaft der Lilith; ich beschwöre dich, Lilith, Enkelin der schönen Lilith, sei es Mann oder Weib, ich beschwöre dich; lass Euer Herz in Furcht sich abwenden; und vor dem Szepter des gewaltigen Mannes, der die Herrschaft über Schedin hat, gehe fort, Lilith, sieh! Weile in Finsternis, sieh! sieh! ich verscheuche Euch von dort und von meinem Hause in Behran-Ort, Bethnajun-Ort und von der Umgegend. So wie die Schedin Scheidebriefe schreiben und sie ihren Frauen geben und dann nicht wieder zu ihnen kommen: so nehmet Euren Scheidebrief und empfanget Euer Schreiben und geht hinaus, flieht, eilt und geht vom Hause in Behran-Ort, Bethnajun-Ort. Im Namen des N. N. geht in Finsternis vor dem

gewaltigen Mann und mit seinem Siegel besiegelt, auf dass man wisse, dass sie nicht mehr dort sind. Zum guten Licht, Amen Amen Amen, Selah!" — Ellis meinte, dass in den Schalen, welche diese Inschriften enthalten, Medikamente bereitet wurden, so wie man heute im Orient den Kranken Arzneien aus ähnlichen Schalen gibt, in welche die frommen Heilkünstler ihre Sprüche zuvor geschrieben haben. Andere Forscher halten die Näpfe jedoch für allgemeine Zaubermittel.

Unzweifelhaft ist es nach Lewy, dass die Inschriften von Juden herrühren. Die Juden, die so lange Zeit in Mesopotamien wohnten und noch im zwölften Jahrhundert, als Benjamin von Tudela diese Gegend bereiste, daselbst zahlreich waren, teilten manchen religiösen Aberglauben mit den Landesbewohnern, namentlich seit die Sassaniden eine Regeneration des alten Feuerkultus vorgenommen hatten. Die alten Schriften der heidnischen Gebräuche wurden gesammelt und die neuen Fürsten glaubten, sich durch die Macht der alten Nationalreligion des Landes kräftigen zu müssen. Schon früher hatten die Juden im Exil sich nicht ganz des Einflusses des Parsismus erwehren können, obwohl die Macht des Monotheismus so gewaltig war, dass er die ihm fremden Elemente wieder absonderte, als die Geburtsstätte dieser Fremdheiten nicht weitere Nahrung spenden konnte; und obwohl allmählich die parsistischen abergläubischen Gebräuche bei den nach Palästina Zurückgekehrten schwanden. Des Parsismus Einfluss blieb jedoch nicht ohne Folgen bei jenen Juden, welche in Ländern wohnten, die den Religionsvorschriften des Zendavesta huldigten.

Im Zendavesta nimmt die abergläubische Behandlung der Krankheiten keinen geringen Raum ein. Gegen Krankheiten und den Tod ankämpfen, heisst hier: ankämpfen gegen Ahriman und seine Dew, von denen die Uebel ausgehen. Kräuter und Messer, mehr aber noch Gebete und Beschwörungen sind die Heilmittel. Im Vendidad liest man: „Wenn viele Aerzte zusammenkommen, o heiliger Zarathustra, Aerzte mit den Messern, Aerzte mit den Kräutern, Aerzte mit Segenssprüchen, so ist der heilbringende unter den Aerzten der, welcher das Mauthraçpenta, das heilige Wort, gebraucht." Diese und manche andere Anschauung des Zendavesta blieb nun, wie Lewy meint, nicht ohne Einfluss auf die Juden in Mesopotamien, seit der Herr-

schaft der Sassaniden; wie im Zendavesta findet man auch im Talmud ein Geisterreich mit einem König an der Spitze und Geister, die ein böses Spiel mit den Menschen treiben, ihnen an unreinen und öden Orten, besonders auf Totenäckern, in Wüsten und Ruinen auflauern. Zwar negieren viele Talmudisten ihre Macht oder kämpfen gegen den Aberglauben, dieser aber ist doch nicht auszurotten gewesen. Von praktischem Einfluss blieb der Parsismus im Bereiche der Medizin. Daher stammen die magischen Kuren, die Beschwörungen und Besprechungen, die sich im babylonischen Talmud in grösserer Ausdehnung als im jerusalemischen finden, wenn sie auch häufig als heidnische, emoritische Gebräuche verpönt werden. Seit dem dritten Jahrhundert nahmen bei den Juden der Glaube an böse Geister und Dämonen, und die Furcht vor dem bösen Auge überhand. Diese Geister und Dämonen sind es, die Krankheiten erzeugen; zuweilen werden sie mit den Krankheiten selbst identifiziert. Ein Dämon heisst Herzklopfen; der Ausschlag wird dem Dämon Chamath, das Asthma dem Dämon Ben Nephalim zugeschrieben. Gegen solche Dämonen und die von ihnen herbeigeführten Uebel richtet sich nach Lewy der oben mitgeteilte „Scheidebrief“.

Die Gestalt dieser Krankheitsschedin ist die menschliche, sie erscheinen als Männer oder Weiber, sind mit Hähnefüssen versehen und verfügen über masslose Kraft. Das in der Inschrift erwähnte Wort Espandarmid oder Espandarmad bezeichnet das Datum, an welchem das Heilmittel gebraucht wird; der mächtige Mann, der die Schedin beherrscht und meistert, ist nach orientalischer Tradition Salomo; die Lilith ist die schöne, weil sie als verführerisches Weib gilt. Aehnlich haben die Griechen ihre Empusa und die Römer ihre Striges und Lamiae die schönen genannt.

Die Assyrer und Babylonier hatten für jedes Uebel einen Spezialgeist. Dies zeigt die Beschwörungsformel, die in der Thontafelbibliothek des Assurbanapal oder Sardanapal im Königspalaste zu Ninive entdeckt wurde und also lautet: „Gegen den Kopf des Menschen richtet seine Macht der fluchwürdige Idpa, gegen das Leben des Menschen der grausame Namtar; gegen den Hals des Menschen der schändliche Utug; gegen die Brust des Menschen der verderbenbringende Atal; gegen die Ein-

geweide des Menschen der böse Gigim; gegen die Hand des Menschen der schreckliche Telal."

In den Nischan-el-aswad, den „schwarzen Hügeln" der Babylon-Ruinenstätte, haben Mitglieder der Deutschen Orientgesellschaft kürzlich mehrere Hundert Thontafeln ausgegraben, die wahrscheinlich vielfach auf alte Medizin Bezug haben. Koldewey und Andrae entdeckten ferner einen bis dahin ganz unbekannten Tempel des Schutzgottes der Aerzte Adar oder Ninib. Die Nummer 9 der Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft vom Jahre 1901, die obiges berichtete, brachte auch die genaue Beschreibung eines im Kasr gefundenen, mit Bildern und Inschrift versehenen Amulets gegen „die Dämonin Labartu, ein fahlgesichtiges, das Antliz erbleichen machendes, Jüngling und Greis, Herrn und Magd packendes, Menschenblut trinkendes, Herzeleid verursachendes, von einem schwarzen Hunde begleitetes Wesen."

Das Amulet wird so geschildert: Auf einem harten gelben Stein befindet sich ein Relief, ein weibliches Fabelwesen, auf einem Pferde stehend. Der Körper der Mittelfigur ist nach vorn, ihr Löwenkopf mit fletschenden Zähnen nach rechts gerichtet. Jeder Arm fasst eine Schlange am Halse. Die Inschrift des Steines zeigt, dass der weibliche Dämon Labartu besonders den Kindern gefährlich war; das Amulet war auch wahrscheinlich einem Kinde um den Hals gehängt worden, um die Dämonin, welche bereits dem Leibe des Kindes genaht war, zum Entweichen zu bringen. Der Stein ist oben durchbohrt, so dass eine Schnur hindurchgesteckt werden kann. Die letzten Zeilen der Inschrift lauten: „Beim Namen der Götter, der Götter sei beschworen! Wie Vögel am Himmel fliege fort!" — Im Louvre befindet sich eine Bronzestatuette von assyrischer Arbeit, die den schrecklichen „Dämon des Westwindes" darstellt. In seinem Buche über die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer sagt Lenormant, dass solche Statuetten an der Thür oder an einem Fenster des Hauses angebracht wurden, damit der Dämon, vor seinem eigenen Bilde erschreckend, zurückwiche.

Die alten Türken glaubten, dass Winde die Krankheiten herbeitragen. In einem ligurischen Liede aus dem Jahre 1069 unserer Zeitrechnung heisst es:

Der Besprecher giebt es Viele,
Die des Windes Krankheit heilen,
An die musst du, Herr, dich wenden;
Von der Krankheit heilen Sprüche.

Der Samum, in Syrien und Arabien „Sam Jali“ genannt, wird in diesen Ländern noch heute als eine Krankheit, ähnlich der Pest, betrachtet. Diejenigen, die ihn einatmen, fallen bewusstlos zu Boden und sterben in kurzer Zeit, wenn man ihnen nicht schnelle Hülfe bringt. Man erkennt die Annäherung dieser Windkrankheit aus dem Missverhältnis zwischen der Erhöhung der Lufttemperatur und der Kälte der Gewässer. Die Tiere bleiben stehen und wollen nicht weiter gehen, wenn der Wind naht, wenn sie seinen schwefelähnlichen Pestgeruch spüren.

In der Stadt Alessio — berichtet eine albanesische Legende, welche der ehemalige österreichisch-ungarische Generalkonsul in Janina, Julius Pisko, mitgeteilt hat, — ist die Luft seit alter Zeit schlecht und übel, und das rührt von Folgendem her:

Wenn eine Schlange fünfzig Jahre lebt, so wird sie ein Bular, ein Reptil, von welchem die Giftschlangen ihr Gift durch Saugen gewinnen. Ein Bular, welches fünfzig Jahre lang von keinem menschlichen Auge erblickt wird, wird ein Ersáj, ein Reptil, welches den Menschen angreift, ihn umschlingt und ihm sodann die Brust durchstösst, um sein Herz zu essen. Ein Ersáj, welches hundert Jahre lebt und von keinem menschlichen Auge erblickt wird, verwandelt sich in eine Kulschedr, ein Ungetüm, welches in unzugänglichen Berggegenden wohnt, von Menschenfleisch lebt und öfters in die Städte kommt, um sich daselbst seine Nahrung zu suchen. Eine Kulschedr kann von gewissen, mit übernatürlicher Macht ausgestatteten Wesen bekämpft werden, welche Drângoj heissen. Die Drângoj sind sichtbar als Menschen, Hühner oder Lämmer. Der Drângoj hat Flügel und fliegt der Feindin entgegen, er kämpft mit Blitzen, die zuweilen in Äpfeln verborgen sind, sie verteidigt sich durch das Spritzen ihres Urins, des „Schui“. Wird der Drângoj von dem Kulschedr-Schui getroffen, so muss er sterben, er ist indessen gewöhnlich geschickter und schneller als die Feindin. In Alessio wurde einst eine Kulschedr von einem Drângoj-Blitze getötet, ihre Knochen faulten auf dem Kampfplatze — daher die üble Luft in Alessio. —

Eine andere Geschichte berichtet einen gegenteiligen Fall:

Ein Knabe begegnete einst einer Kulschedr, die ihre Anwesenheit durch Blitz, Donner und Erdbeben anzukündigen pflegt. Da kam ein Mann des Weges, ein Drângoj war es, und reichte dem Knaben einen Apfel, darin war ein Blitz.

„Fürchte Dich nicht," sagte der Drângoj dem Knaben; „wenn die Kulschedr den Rachen öffnet, so drohe ihr mit dem Apfel, als ob Du werfen wolltest. Aber in Wahrheit thue es nicht, hüte Dich, den Apfel aus der Hand zu lassen."

Der Knabe aber erschrak so sehr, als die Kulschedr ihren Rachen öffnete, dass er den Apfel dem Ungetüm entgegen warf, statt den Rat des Mannes zu befolgen. Der Blitz traf nicht, und die Kulschedr, nur mehr erzürnt, zerstörte das halbe Dorf.

Selbst Säuglinge sind manchmal Drângoj und gehen mit ihren Wiegen den Kulschedr entgegen. Sie sind sogar gefürchtete Gegner, da sie sich gegen den Kulschedr-Schui durch rechtzeitiges Wenden der Wiege schützen können. Jeder Menschen-Drângoj hat goldschimmerndes Haar, dieses darf aber niemand, ausser der Mutter, an dem Kinde sehen. Wenn die Eigenschaft verraten wird, stirbt der Drângoj. Es kennt sie daher kein Mensch, die Mutter ausgenommen. In Elbassan fand man einmal zwei sterbende Jünglinge; sie gestanden: Drângoj gewesen zu sein. Im Kampfe mit einer Kulschedr wurden sie vom Schui derselben getroffen und unterlagen.

Die albanesischen Krankheitsgeister sind, wie Hahn in seinen albanesischen Studien festgestellt hat, wesentlich weiblich gedacht; die Gegen-Stämme kennen aber auch männliche Geister, genannt Perri te, ein aus dem Türkischen — Peri — entlehnter Name. Sowohl die Einen als die Anderen hält man für jugendlich und schön. Zuweilen holen sie sich kleine Kinder aus den Wiegen, spielen mit ihnen auf den Dächern und bringen sie unbeschädigt zurück. In diesem Falle sind sie harmlos. Aber wenn man sie reizt, werden sie gefährlich. Sie halten nämlich häufig lustige Feste auf schattigen Plätzen oder Wegen, den Sterblichen unsichtbar. Kommt nun so ein Mensch daher, stösst sie an, ohne es zu wissen, wirft vielleicht gar ihre Schüsseln, Flaschen und Gläser um, während sie bei Tische sind, da erzürnen die Geister, versetzen dem Übelthäter einen „Schlag", und er erkrankt.

„Iskiopatete", sagen in solchem Falle die Neugriechen; „Uschalkalj, er ist bestiegen, er ist geritten worden," oder. „Umarr me schubljak, er ist von Geistern geschlagen worden!" klagt man in Albanien, namentlich in Elbassan, wenn jemand plötzlich schwer erkrankt, ohne dass man die Ursache seiner Krankheit entdecken kann.

„Amelj sime", der Geisterschlag „muss süss gemacht, erweicht werden!" meint die alte Frau, welche den Doktor spielt. Und sie befiehlt Folgendes zu thun, falls sich der Kranke an den „Bend i mire" erinnert, Bend i mire heisst eigentlich: der geheiligte Platz in der Kirche, oder der geheiligte Raum um die Nische in der Moschee; aber in diesem Falle bedeutet Bend i mire: einen Ort im Freien, wo jemand als Gesunder eingeschlafen ist, im Schlafe von einem Geisterschlag berührt wurde und in Folge dessen beim Erwachen gelähmt, stumm oder taub war.

Erinnert sich also der Kranke an den Bend i mire, dann bringt man ihn dorthin und besprengt ihn mit Gurpuje oder Rosenwasser, um die Geister, welche Rosenwasser über alles lieben, zu versöhnen. Hilft dies Mittel nicht, dann lässt man am Bend i mire, in Papier gut verpackt, etwas vom Auswurf des Kranken zurück, damit ein Vorübergehender darauf trete und das Übel mit sich nehme . . .

Erinnert sich der Kranke nicht an die Unglücksstelle, wo er sich die Krankheit zugezogen hat, dann kleidet ihn die heilkundige Frau in reine weisse Gewänder und führt ihn abends an einen stillen abgelegenen Ort oder in ein leeres Haus, wo nach ihrer Angabe die Geister zu treffen sind. Sie begrüsst dieselben, als wenn sie sichtbar wären, macht vor jedem eine Verbeugung, nennt die verschiedenen Dämonen-Namen, zieht dann einen Kreis, führt in die Mitte des Kreises den mit Gurpuje oder Rosenwasser überschütteten Kranken, lässt ihn niederknieen und zehn Minuten lang in dieser bittenden Stellung verharren, unbeweglich, angstvoll horchend, zitternd das Ende des Schauers erwartend, während sie selbst ununterbrochen in Bewegung ist, geheime Zeichen macht und die Geister beschwichtigt. Dann wünscht die Medizinfrau den Geistern laut gute Nacht, nimmt ihren Schützling an der Hand und führt ihn nachhause, aber nicht auf geradem Wege, sondern auf Umwegen.

Drei Tage später muss der Kranke gewaschen werden. Man besorgt ein besonderes Wasser. Es heisst in Nord-Albanien „ujete patylie, unbesprochenes", weil derjenige, welcher es holt, während des Ganges nichts sprechen darf; in Elbassan nennt man es auch „geraubtes Wasser", während die Griechen es als „nero akriton, nicht beurteiltes" bezeichnen. In diesem Wasser kocht die Medizinfrau, je nach dem Falle, mehr oder weniger, süsses oder schweres herbes Blätterwerk ab. Süsses Blätterwerk „te amelje", sind: Quittenlaub, Granatenlaub, Aepfelblätter, Rosenblätter, Nessellaub. Zu schwerem Blätterwerk, „te rante", zählen: Lorberblätter, Zypressenblätter, Epheublätter oder andere immer grüne Laubsorten. Ist der Patient nach der vorhergegangenen Geisterbeschwörung mit einem solchen Wasser gewaschen worden, dann muss nach weiteren drei Tagen die Krankheit schwinden oder der Tod erfolgen. — Auch in Marokko bedient man sich bei gewissen Krankheiten des Ausdruckes: „Medrub, geschlagen", von Geistern geschlagen. Die Cholera denkt man sich in Marokko als einen starken, männlichen Geist, der unsichtbar umhergeht und die Leute „schlägt".

Von kleinen Kindern, die eines plötzlichen Todes sterben, sagt man in Nordalbanien: „E kan sitne stoizovale", die Poltergeister haben es „besessen". Auf der Thürschwelle soll man nie ein kleines Kind schlagen, meint man, wie Eijub Abela erzählt, in Syrien; sonst könnte das Kind von einem bösen Geiste „besessen" werden. Epileptische nennt man in Marokko: „Medschnun, von Dschnun Bewohnte, Besessene" Eine ähnliche Benennung haben die Türken.

Stumm und wahnsinnig wird man nach rumänischem Volksglauben, wenn einem eine kleine Hexe in Gestalt einer roten Flamme auf den Kopf „gestiegen" ist. Man kann sich des Geistes erwehren, wenn man sich rasch bekreuzigt, oder die Daumen beider Hände der Flamme entgegenspreizt.

Manchmal legt eine Hexe, sagen die Südslaven, etwas auf den Gartenzaun. Wer so unvorsichtig ist, das Ding wegzunehmen, wird im selben Jahre schwer krank; wagt er gar mit dem Dinge zu spielen, so muss er im selben Jahre sterben.

Die ganze südslavische Krankenpflege hat Krauss eine „Geisterpflege" genannt, man glaubt, dass jede Krankheit durch Einwirkung böser Geister erzeugt werde; man bemüht sich nur,

die Geister aus den Leibern der „Besessenen“ zu vertreiben. Dies kommt in der volksmedizinischen Terminologie der Südslaven zum Ausdruck. Man sagt: Der Kranke ist „beschrieen“ worden; er ist auf etwas Unreines „gestiegen“; er ist „von einem Pfeil durchbohrt“, „geschlagen“ worden; der Teufel, der Geist ist in den Kranken „hineingeflogen“, hat ihn „besessen“.

In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde teilte Lübeck eine mazedonische Sage mit, in welcher von 77½ Krankheiten, — einem Heere, das im Dienste Gottes, aber in indirekter Abhängigkeit steht — erzählt wird. Man betrachtet sie als Fremdlinginnen, sie kommen von irgendwo her, ungesehen, brechen ein in Dörfer und Häuser und verschwinden wieder ungesehen. Sie ergehen sich abends und nachts in Spaziergängen, sie baden sich, sie bummeln, sie tummeln sich herum, spielen, tanzen, singen, springen, ganz wie die Menschen, aber unsichtbar. Wehe dem, der nicht Acht gibt, wo er den Fuss hinsetzt, er stösst leicht an eine der 77½ Krankheiten an, tritt einer von ihnen auf den Fuss und fordert ihre Rache heraus. Sie kommt dann ins Haus des Uebelthäters geschlichen, wenn alles schläft, und versetzt ihm einen furchtbaren „Schlag“ oder sucht ihn zu „erdrosseln“, die Erscheinung des Alpdrückens wird so erklärt. Urplötzliche Taubheit, Blindheit, Stummheit sind Folgen von „Schlägen“ der Krankheitsgeister.

Die Rumänen geben Acht, dass sie nicht auf eine am Wege liegende Eierschale oder auf zusammengelegte Fetzen treten, dass sie nicht an eine tote Katze stossen oder in ausgegossenes Wasser geraten: alle diese Dinge sind besprochene, bezauberte, von einer Hexe, welche im Auftrage eines Feindes oder einer Rivalin handelt, hingelegt worden, um Krankheit und Unglück an die Sohlen des Unachtsamen zu heften. — Bei den Serben fragt man: „Auf was ist der Kranke getreten?“ Aehnlich sagt man in Palästina: Man muss beim Gehen die grösste Vorsicht beobachten, dass man nicht vergossenes Wasser oder einen Platz, wo solches vergossen sein könnte, betrete oder einen Kehrichthaufen mit dem Fusse berühre.

Die Hexen versammeln sich nach südslavischem Glauben auf einsamen Ebenen und an Kreuzwegen in hellen Mondnächten, spinnen und brauen ihre Zaubertränke. Sie wohnen

ferner in dichten Wäldern und Schluchten, auf Düngerhaufen, in Lauge- und Asche-Ablagerungen, in Gestrüpp, in alten Ruinen, unterirdischen Höhlen, im Wasser, zur Sommerszeit in Scheunen und hohlen Bäumen. Naht man sich ihren Wohnorten, so verfällt man in Wahnsinn. Wer in alten Häusern, Gasthöfen und Mühlen übernachtet, wird ebenfalls ein Opfer der bösen Geister, ist ein rettungslos verlorener Mensch.

Die Juden in Palästina bewohnen manche Häuser nicht aus Scheu vor darin hausenden unreinen Geistern. Wird eine Familie kurz nacheinander von mehreren Unglücksfällen betroffen, so betrachtet man das Haus, welches die Familie bewohnt, als von Geistern verseucht; man nennt es ein Unglückshaus, Maskane oder Machdura, wörtlich: „bewohnt“, von Hexen bewohnt, behext. In Palästina glauben die Araber, wie Frau Lydia Einszler im zehnten Bande der Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins erzählt, dass sich Geister in einer Reihe unter der Erde befinden. Dort sind sie eigentlich zu Hause, dort entfalten sie ihre unheimliche Thätigkeit. Sie sind Wassergeister und beherrschen die unterirdischen Wasserläufe und die zu Tage tretenden Quellen. Sie sind Feuergeister und beherrschen das unterirdische Feuer. Sie sind Erdgeister und hüten die in der Erde verborgenen Schätze und rufen die Erdbeben hervor. Ausserdem bewohnen sie die Thorschwellen und Thürschwellen der Häuser, die Bäder, die Quellen, die Aborte, Mistplätze, Höhlen, Zisternen, Oelmühlen, Seifensiedereien, gewisse Bäume, sowie alle dunklen und einsamen Orte. — Baut der Araber ein Haus, so vergisst er nicht, beim Legen der Thor- und Thürschwellen zugegen zu sein, um unter dieselben eine Silbermünze zu schieben. Ferner wird ein weisser Hahn geschlachtet und dessen Blut hier vergossen; manche bestreichen auch mit diesem Blute die Thürpfosten. Da man annimmt, dass unter der Thürschwelle böse Geister wohnen, darf man an dieser Stelle die Vorsicht nie aus den Augen lassen. Ein kleines Kind darf man auf der Thürschwelle nicht schlagen, weil jeder Schlag da eine besondere Bedeutung gewinnt; ein Schlag auf das Auge macht es schielend, ein Schlag auf den Kopf macht es dumm, ein Schlag auf den Mund macht ihn krumm. Falls ein Schlag aus Vergesslichkeit doch geschehen ist, so sagt man, um die üble Wirkung zu verhüten, schnell. „Bi ism alf kul allah, hu wahid!“

„Tausendmal sei Gottes Name ausgesprochen, er ist einzig!" Fällt ein Kind auf der Thürschwelle nieder, was oft vorkommt, weil der Boden aus glatten Steinen besteht und die Schwelle erhaben ist, so herrscht grosser Jammer, und die Mutter ruft immerfort Gottes Namen, um die schlimme Wirkung zu bannen. Hat sich das Kind dabei verletzt, so nimmt man schleunigst Zuflucht zu einer Beräucherung desselben . . .

Wenn ein Ehepaar kinderlos bleibt, so gibt man in Palästina den unter der Thürschwelle wohnenden bösen Geistern die Schuld. Die Montenegrinerin, welche keine Söhne bekommt, macht hierfür nicht die Natur verantwortlich. Sie glaubt vielmehr, dass die Schwelle ihres Hauses am Tage ihrer Hochzeit in Folge von Verwünschungen einer Rivalin verzaubert wurde. Um den Zauber zu bannen, lässt man sieben Priester kommen. Diese brechen die alte verzauberte Hausschwelle ab und tragen sie fort und segnen eine neue Schwelle feierlich ein . . .

In einer hebräischen Schrift aus babylonischer Zeit heisst es: Früher glaubte ich, man vermeide es, sich unter eine Dachrinne zu setzen, wegen des Abflusswassers; später wurde ich belehrt, dass Dämonen sich dort aufhalten. Lastträger, die ein Fass Wein trugen, wollten sich ausruhen und stellten ein Fass unter eine Rinne, da barst es. Sie kamen zu Mar bar Rab Ase, der den Dämon bannte. Als Mar bar Rab Ase den Dämon fragte, weshalb er es so gethan, antwortete er: „Was sollte ich machen, da sie mir das Fass auf mein Ohr setzten?" — Die Rinne, welche die Dachtraufe vor dem Hause bildet, wird auch von den Albanesen als ein Sitz der Geister angesehen und darf nicht verunreinigt werden.

Wer Nachts im Finsteren in einem Badehause schreit oder Lärm macht, stört nach syrischem Aberglauben die Dschinnen und riskiert es, von den Geistern geohrfeigt zu werden und dadurch die Sprache zu verlieren Es ist nach syrischem Aberglauben auch verboten, Nachts oder im Finsteren warmes Wasser in der Küche auszuleeren. Es könnte die Dschinnen, die dort ebenfalls unsichtbar hausen, verbrühen, und sie würden zur Rache in die unvorsichtigen Uebelthäter fahren. In öffentlichen Bädern darf man auch nicht am Tage, und nicht einmal kaltes Wasser ausschütten, ohne vorher: „Destur, Achtung!" gesagt zu haben, um die Dschinnen zu warnen. Wenn in einem jüdischen Hause in

Syrien ein Kind zu Boden fällt, so schütten seine Eltern, nachdem sie das Kind schnell aufgehoben haben, Wasser auf die Stelle, um den unsichtbaren Feen, falls der Fall sie erschreckt oder gestört haben sollte, zu beweisen, dass das Kind nur ungeschickt, nicht aber böswillig war, und um die Feen zu bitten, dass sie nicht Rache üben an der Gesundheit des unschuldigen ungeschickten Kindes.

Wenn in Syrien eine Frau einige Tage vor ihrer Niederkunft träumt, dass eine Unbekannte sie quäle, so ist sie überzeugt, dass eine feindliche Fee sie eine Fehlgeburt werde thun lassen. Um sich davor zu schützen, befestigen sich die Mohammedanerinnen einen Kupferring, wie man solcher viele in den phönizischen Gräbern findet, am Fuss; die Christinnen ziehen Reliquien, welche die Klöster liefern, vor. Bei den jüdischen Frauen heisst diese böse Fee. „Lilith." Dieser Krankheitsdämon Lilith wird schon in Jesaja 34, 14 genannt. Man dachte sich unter Lilith später ein Nachtgespenst, ein schönes, geputztes Weib, das den Kindern nachstellt, um ihrer Gesundheit zu schaden, und die Erwachsenen verfolgt, um sie zur Untreue zu verleiten. Die Lilith ist auch in dieser Hinsicht — nicht blos, wie früher bemerkt: wegen ihres Beinamens „die Schöne" — ähnlich der Empusa der Griechen, den Striges und Lamiae der Römer, den Ghulen der Araber.

Bar Balbul erklärt die Lilith so: „Ein Dämon, der einem Weibe gleicht, wie die Ghule." Bar Ali sagt: „Ein Dämon, in Gestalt eines schönen, geputzten Weibes." In Sidria Jahia werden die Lilith als Dämonen erwähnt, die den Wöchnerinnen nachstellen. Im Talmud und in den Midraschim tritt die Lilith als Sched oder Dämon-Mutter auf und wird auch Igrath bath Machlath genannt. Man stellte sich diesen Dämon mit einem eigentümlichen Haarwuchs, oder auch als Missgestalt mit Flügeln versehen vor. Henoch nennt die von gefallenen Engeln geborenen Dämonen: Lilith. Die spätere Kabbala und Sohar schmücken die Lilith noch anderweitig aus. Buxtorf beschreibt ein Amulet, das im kabbalistischen Buche Raziel F. 49 b mitgeteilt ist und Wöchnerin und Kind gegen den Lilith-Zauber schützen sollte; man befestigte solche Amulete an die Vorhänge des Wöchnerinnen-Bettes. Auch im Abendlande und in der

Gegenwart fürchten die Juden häufig den verderblichen Einfluss der Lilith auf Wöchnerin und Kind.

Eine Doppelgängerin der Lilith wahrscheinlich derselbe Krankheitsgeist unter anderem Namen — ist die Brusche, welche die Juden in Konstantinopel kennen. Auch die Brusche wird besonders den Wöchnerinnen gefährlich. Sie kommt in Gestalt eines alten Weibes, das der Wöchnerin bekannt scheint, an das Bett derselben. Sie hat Erde von Gräbern in den Händen. Und sie wirft diese Erde in die Ohren der Mutter, auf dass die Frau schwerhörig werde und das Jammern ihres Kindes nicht vernehme. Denn während das Gehör schwindet, ergreift die Brusche das Kind, reisst es von der Mutterbrust, erwürgt es und legt es dann als totes wieder zurück.

Ludwig August Frankl hörte auf seiner Reise nach Jerusalem in Stambul folgendes Märchen: Einmal wurde eine Brusche ertappt, als sie ihr gefährliches Spiel trieb. Der Mann der Wöchnerin packte sie an den Haaren und liess sie nicht los und rief Leute herbei, denen er befahl, den Ofen zu heizen mit mächtigem Feuer, um die Brusche darin zu verbrennen Wohl versuchte die Brusche, sich den Händen des zornigen Mannes zu entwinden; aber er hielt sie wie mit eisernen Klammern. Sie nahm andere Gestalten an, sie wandelte sich aus einem Weib in einen Besen, aus einem Besen in einen Wasserkrug, aus einem Krug in eine Katze. Umsonst. Der Mann fasste den Besen, liess den Krug nicht zur Erde fallen, würgte die Katze, dass ihr der Atem verging. Als sie sich verloren sah, als der Ofen glühte und der Mann sie zum Feuer schleppte, da flehte sie im Namen Gottes um Gnade und Barmherzigkeit und schwur beim heiligen Namen Gottes, dass sie keinem Menschen auf Erden mehr ein Leid zufügen würde. Diesem Schwur glaubte der Mann und liess sie frei . . . Und diesem Schwure blieb die Brusche auch treu.

Die Brusche ist nicht vom Ursprung ein Geist, sondern ein Mensch, der zum Geistern verurteilt ist, der dabei einem unwiderstehlichen Verhängnis folgt. Die Brusche kann aber geheilt werden· man muss aus einem Brunnen einen scharfen Kieselstein herausfischen und ihr die Zähne solange damit schleifen, bis sie stumpf geworden sind und das Zahnfleisch durch den Blutverlust weiss wie das von Leichen erscheint. —

Wenn eine Syrierin, die schon Kinder hat, ein totes Kind zur Welt bringt, so ist an dem Unglück abermals eine neidische Fee schuld. Um es in Zukunft zu verhüten, nimmt die Mutter das jüngste ihrer früher geborenen Kinder, setzt es in einen Korb und lässt diesen in eine Zisterne neben einem Heiligengrabe bis zur Wasserfläche hinab. Das Kind spricht hier unten den Schwur, dass es weder Kopf noch Pfoten eines gehörnten Tieres berühren werde bis zu dem Tage, da die Mutter wieder ein lebendes Kind geboren und letzteres ein bestimmtes Alter erreicht haben werde. Hierauf wird das Kind wieder heraufgezogen und beschenkt mit allem, was sein Herz begehrt.

Dr. Bernhard Beck erzählte mir. „Bagdad ist ein Spezialnest für seltsamsten Aberglauben. Zauberer, Wahrsager, Traumdeuter, Geisterseher und unsichtbare Geister wimmeln hier in allen Häusern, bei den Moslems, Christen und Juden. Bei Allen spukt das grämliche mürrische Gespenst des Imam. Imam bedeutet sonst einen mohammedanischen Priester; wenn man in Bagdad von einem Imam im Hause spricht, so meint man damit einen gefürchteten Geist.“ Im zwölften Bande des Globus wird dieser Bagdader Imam so geschildert: Wenn die Dämmerung hereinbricht, erscheint er den Insassen als uralter Mann mit schneeweissem Bart, in weiten dunklen Gewändern, mit dem Turban auf dem Haupte. Wenn ihm etwas nicht passt, so gibt er es durch ein unwilliges Brummen und durch Spektakel kund, er rüttelt das Küchengeschirr durcheinander, poltert in den Stuben, beunruhigt die Haustiere. Gutes erweist er nicht; vernachlässigt man die Pflichten gegen ihn, bringt er das Vieh und dann auch die Kinder um und den Erwachsenen hängt er die Schwindsucht an. Den Kultus des Imam übt daher jede Bagdader Familie, welchen Glaubens sie sei, regelmässig und peinlich. In der Hausmauer, die den inneren Hof umgibt, befindet sich eine kleine Nische, wo dem Imam geopfert wird. Vor der Nische hängt ein Vorhang, den man unter keinen Umständen entfernen oder ändern darf, selbst wenn er ganz alt, zerlumpt und schmutzig geworden ist; denn der Imam hasst Aenderungen und Neuerungen; er ist konservativ. Jeden Freitag zündet man in der Nische eine frische Talgkerze an, man darf sie nicht auslöschen, sondern lässt sie von selbst verbrennen. Wenn der Imam sich besonders unwirsch erweist, zündet man ihm jeden Tag eine Kerze an

Zuweilen gibt es, wie einem französischen Arzte sein Gesinde versicherte, zwei Imam in einem Hause, einen weissen und einen schwarzen. Der Imam liebt Verwandlungen seiner Erscheinung. Bei Sonnenschein zeigt er sich häufig als Kater; manchmal kommt er als Hund, Skorpion, Taube oder Schlange.

---

20. Poltergeister, Menschengeister und Vampyre.

Geister-Namen. — Rumänische Menschen-Geister. — Die Mora der Dalmatiner. — Walachische Babas. — Ghule und Dschinnen. — Albanesische Geister. — Kinderfeindliche Dämonen. — Kinderseelen als Krankheitsgeister. — Werwolf und Vampyr. — Schutzmittel. — Eisen. — Weissdorn. — Leichenverstümmelungen.

Neben den Krankheitsdämonen von Profession, die alle möglichen Krankheiten verursachen, gibt es Geister, die aus bösen Menschen oder frühverstorbenen Kindern entstehen; Geister, deren Spezialität es ist, die Kinder zu fressen; endlich Vampyre. Eine echte Hexe trägt nach südslavischer Ansicht ein Kreuzeszeichen unter der Nase; eine „Matschioniza“ hat die Stirn voll finsterer Falten und Blutflecke im Gesichte. Jede „Slokobniza“ hat Barthaare. Buschige Augenbrauen sind allen Hexen eigentümlich. — Es gibt nach rumänischem Volksglauben menschliche Wesen, welche unter der Erde sieben Jahre leben und vom Drac, dem Teufel, in der Schule Solomonaria erzogen werden; und zwar sind es immer zehn zugleich. Sie lernen die Sprachen aller Wesen, alle Geheimkräfte der Natur, alle Zauberformeln und Segenssprüche. Nach den sieben Jahren entlässt er neun als Zauberer und Heilkünstler auf die Erde, der zehnte bleibt noch sieben Jahre beim Teufel, und wird besonders gut ausgebildet. — In Dalmatien findet man im Namen der „Mora“ den Mahr oder Alp der Deutschen leicht wieder. Man glaubt auf den Inseln und an den Küsten, dass nur junge Mädchen Mora werden können, verheiratete Frauen werden nach dem Tode Hexen oder Zauberinnen. — Die „Baba's“ sind in der kleineren Walachei böse Frauen, gefährlich für Tiere und Menschen, besonders des Abends. Nachts aber können sie nicht schaden.

Die Dienstage sind die Lieblingstage ihrer Wirksamkeit, welche im Herbeizaubern von Seuchen und Unglück besteht. Die Babas sind häufig käuflich. Wenn man sie bezahlt, so wenden sie das Unheil ab. Gegen Bezahlung kann man durch sie jede Person, die man ihnen bezeichnet, mit einem Quecksilberregen heimsuchen und töten lassen. — Die „Ghul" sind nach arabischem Geisterglauben weibliche Besessene, die sich nachts auf den Friedhöfen an den Leichen Jungverstorbener regalieren, in den Häusern jedoch nicht erscheinen. — Die „Dschinn" sind bald gut, bald böse· sie befinden sich überall, auf der Erde, in der Luft, im Wasser, bewachen die unterirdischen Schätze, können sich sichtbar machen, Tiergestalt annehmen, nur nicht die Gestalt eines Ziegenbockes. Die „Ifrit" hingegen sind nur bösartig, stets im Kampfe mit den Dschinnen.

Die Dschinn sind die aus Feuer erschaffenen Wesen, die zwischen Engeln und Menschen stehen. Koran XV 27: „Und die Dschinn erschufen wir aus dem Feuer des Samum." LV 14: „Und erschaffen hat er die Dschinn aus rauchlosem Feuer." Die Ifrit gelten als die mächtigsten unter den Dschinnen. Im Koran XXVII 39 heisst es, dass ein Ifrit zu Salomo sprach: „Ich bringe dir den Thron von Saba, bevor du dich von deinem Platze erhebst, denn siehe wahrlich, ich bin stark und getreu."

Die Gelehrten glauben übrigens nur noch an Dschinnen, denn sie wissen, „dass der Sultan-Prophet Sliman — oder Soliman, Suleiman-Salomo — der auch die Sprache der Vögel verstand, sie in Kupferkrüge gebannt und ins Meer gesenkt hat." Timur Schach sah im phantastischen Bauwerk des Tempels zu Baalbek „nur ein Werk der Dschinnen und Dämonen."

Die Seelen von Jungfrauen, welche als Bräute verstorben sind, bringen nach serbischem Aberglauben den Jünglingen der Familie Krankheit und Tod. Die jugendlichen Geister, welche in Albanien umgehen, wohnen häufig in den Bergen. Dorthin holen sie sich aus den Wohnorten der Menschen liebliche Genossen zum Tanze. Wenn sie weibliche Elfen sind, bringen sie Knaben; wenn sie aber männliche Elfen sind, dann suchen sie Mädchen. Der Umgang zwischen den Elfen und den Menschenkindern wirkt nachteilig auf die Gesundheit der letzteren, sie werden immer kränklicher und siechen dahin, da niemand die Ursache ihres Leidens beseitigen kann. Schwätzt

gar das Menschenkind sein Verhältnis mit dem Geiste aus, dann wird es von diesem auf der Stelle erwürgt.

In Selitze in Albanien nennt man das böse Geisterwesen Kore, welches kleine Kinder frisst. Wenn Kinder plötzlich erkranken oder sterben, heisst es: Kore hat sie gefressen! Um die Kore aus dem Orte zu verscheuchen, zünden die jungen Leute am Charsamstag Fackeln an und durcheilen mit ihnen das ganze Dorf. Dann laufen sie zum Fluss, werfen die Fackeln hinein und rufen: „Hei Kore, wie diese Fackeln im Fluss verlöschen, so ertrinke auch im Wasser; lebwohl, auf Nimmerwiederkehr!“

In den albanesischen Sagen gibt es noch ein anderes weibliches Ungetüm, welches das Fleisch kleiner Kinder liebt; es heisst: Ljubia.

Eine nordalbanische Legende, welche der österreichisch-ungarische Konsul in Janina, Julius Pisko, im 26. Bande der Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie mitgeteilt hat, schildert solche Weiber, welche das Herz von kleinen Kindern fressen· Diese Weiber wissen ihre Laster gut zu verheimlichen. Durch Bestreichen mit einer Salbe können sie ihre Macht auch auf andere Personen übertragen. Sie halten sich für Gesandtinnen Gottes, da sie die von ihnen getöteten Kinder ins Paradies senden. Bei ihren Ausflügen, die sie nachts unternehmen, lassen sie ihre Körper zuhause. Ueberall dringen sie ein und verschonen oft ihre eigenen Kinder nicht. An dem Leichnam eines Kindes, dessen Herz sie gegessen haben, hinterlassen sie keine Spur. Wenn die Hexe ihren nächtlichen Ausflug beendet hat, kehrt sie in ihr Haus und in ihren menschlichen Körper zurück. Wer jedoch so geschickt war, ihren Körper während ihrer Abwesenheit umzukehren und mit den Füssen nach aufwärts zu legen, hat den Hexengeist unschädlich gemacht, da er nicht mehr den Mund zum Hineinfahren findet und verendet. – Wer am letzten Faschingsabend ein Stückchen Schweinefleisch aufbewahrt und damit am Ostersonntag während der Messe die Kreuze an den Kirchenthüren bestreicht, hat alle in der Kirche befindlichen Hexen gefangen, keine Hexe kann zur Thür hinaus. Nur der könnte die Hexen befreien, der den Zauberbann ausgeübt hat; der müsste nackt in die Kirche

geben und die Kreuze, die er mit dem Schweinefleisch bestrichen hat, wieder abwaschen.

Um die Kinder vor Hexen, welche der Kinder Herzen zu nächtlicher Zeit essen, zu bewahren, bestreicht man in Nordalbanien ihre Stirne mit schwarzer Farbe, lässt sie am letzten Faschingsabend Knoblauch essen und sieht vor Allem darauf, dass an diesem Abend kein Ei im Hause sich befinde. Ausserdem verwendet man Amulete, die man den Kindern um den Hals hängt.

Weint ein kleines Kind nachts immerfort, so glauben die Südslaven, dass eine Hexe das Kind isst. Man sucht schleunig auf den Feldern nach einem Kraut, das man Vještički isjed, Hexenausfrass nennt. Es ist nach Krauss das zur Familie der Onugrarien gehörige Circaea lutetiane L., C. vulgaris. Moench. Dieses Kraut streut man in die Wiege oder gibt eine Abkochung davon dem Kinde zu trinken. Nützlich ist es ferner, die Wiege und die Fusssohlen des Kindes mit Knoblauch einzureiben.

Wenn eine Bäuerin in Bosnien, Serbien — ebenso in Slavonien — ihre Kinder eins nach dem anderen verliert und glaubt, dass Hexen ihren Kindern das Herz aufgefressen haben, so sucht sie im Walde nach einem „selbstgewachsenen Weissdorn“, Gloschtschitsch Samonik, schält ihm die Rinde ab, thut dazu Basilicum und Muttergotteskraut und trägt dies Alles in einem Päckchen um den Leib gebunden, wenn sie sich wieder Mutter fühlt.

In Bosnien kennen die Moslems eine die Kinder quälende Hexe „Strawa“. Oft schreit ein ind Kim Schlafe ängstlich auf. Daran trägt Schuld die Hexe Strawa, der Schreck.

Ihre Beschwörung wird in einem Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“ 1901, 366 geschildert: Gegen die Strawa, heisst es da, hilft nur eine bereits abgeschossen gewesene Flintenkugel. Doch wissen nur wenige „weise Frauen“ damit nach Vorschrift umzugehen, nur wenige kennen das Gebet, das dabei verrichtet werden muss und das sie sehr geheim halten, denn es würde sonst nicht helfen. Die weise Frau berührt mit der Kugel der Reihe nach die Stirn, den Scheitel, den Nacken, das Schulterblatt, ferner die Pulsadern des von der Strawa befallenen Kindes. Dabei verrichtet sie das „Strawagebet“ und schickt hierauf die

böse Hexe „nach neun Mühlen, neun Feldern, neun Hirten, neun Wäldern, nach neun schwarzen Felswänden und zuletzt in die Tiefen des Meeres“ Dann sagt sie feierlich: „Das Meer hat keine Brücke, der Rabe kein weisses Zeichen, das Kind keine Strawa mehr “

Damit ist die Zeremonie jedoch noch nicht beendet. Denn nun wird die Kugel über einem Kohlenfeuer in einer Pfanne geschmolzen, das Kind auf den Rücken gelegt und mit einem roten Tuche zugedeckt. Die Frau schüttet das geschmolzene Blei in ein Gefäss mit frischem Wasser, in das früher eine Scheere, ein Messer und ein Löffel geworfen worden sind. Das ins Wasser geschüttete Blei nimmt die Form jenes Gegenstandes an, durch den das Kind von der Strawa befallen wurde. Diese Prozedur wird öfter wiederholt, bis das Kind hergestellt ist. Zum Schlusse schneidet die weise Frau das Wasser mit Messer und Scheere kreuz und quer, denn dann erst flieht die Hexe endgiltig; die Frau wäscht dem Patienten Gesicht, Hände und Pulsadern mit dem Wasser, bewahrt den Rest als wirksames Heilmittel gegen ähnliche Leiden und versteckt das Messer, die Scheere und den Löffel hinter der Thür, um der Hexe das Wiederkommen zu verleiden. Die Zähigkeit, womit der bosnische Mohammedaner am Althergebrachten festhält, lässt diese abergläubischen Gebräuche fast als Religionsübung betrachten, obwohl der Koran derlei verbietet.

Wenn ein Kind nervöse Anfälle bekommt, so glauben, wie Eijub Abela berichtet, die Moslems und Juden in Syrien, dass es von Geistern, von Dschinnen, gequält werde. Um es zu befreien, hält man über seinem Kopfe beim Eintritt des Leidens eine zeitlang einen Säbel oder ein Messer, macht dann wohl einige Bewegungen, als ob man den unsichtbaren Quälgeist des Kindes zerschneiden wollte, und spricht einige beschwörende Worte. Um nun das Kind in Zukunft vor solchen Anfällen zu schützen, hängt man ihm als Amulet die Schale einer kleinen Schildkröte um den Hals. Auch in Konstantinopel hat man häufig Amulete aus Schildkrötenschalen.

Bereits der Atharvaveda kennt den Glauben an Blutsauger in einer Anrufung an den plagenscheuchenden Agni: „Die fluchende Zauberin du brennen magst, Schwarzspuriger, die da fluchte mit der Verfluchung, die bösen Trug hat angelegt, die

unser Kind fasst, ihm den Saft zu rauben, ihr eigenes Kind sie fressen soll!“ So finden wir denn auch noch heute in Indien ähnliche Vorstellungen verbreitet.

Die montenegrinische „Wjeschtitza“ ist ein weiblicher Geist mit feurigen Flügeln, der den Schlafenden auf die Brust steigt, sie mit ihren Umarmungen erstickt oder wahnsinnig macht; diese Wjeschtitza erscheint auch als Hyäne, um kleine Kinder zu rauben und in den Wald zu schleppen. — „Móvje“ nennen, nach Krauss, die Serben die ruhelosen Geister von Kindern, welche vor der Taufe gestorben sind und nun nächtlicher Weile in Gestalt von Gänsen auf Weideplätzen spuken.

Ausserordentlich vielseitig sind die Krankheitsgeister der Rumänen. Heinrich von Wlislocki hat hierüber aus rumänischen Quellen erschöpfende Mitteilungen gebracht. Ich beschränke mich daher, nach ihm nur das zu erwähnen, was für meine Abhandlung des Zusammenhanges wegen unentbehrlich erscheint: Rumänische Mütter, deren Kinder vor der Taufe gestorben, begiessen jedes Jahr am Tage der Wasserweihe, dem Dreikönigstage — rumänisch: Boboteasa — das Grab mit Weihwasser und sprechen dabei: „Getauft sei der Diener Gottes — war es ein Mädchen, sagt man. die Dienerin — N. N. Im Namen Gottes, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen!“ Man fürchtet, dass solche Kinder — ebenso totgeborene oder abgetriebene — 7 Jahre lang noch zur Mutter kommen, um Milch zu begehren, und dass sie Hexen oder Moroiu werden. Ungetauft verstorbene Kinder können nämlich nach rumänischem Aberglauben nicht in den Himmel kommen. Sie gelangen in den Mond, an dem sie zehren; verdunkelt sich der Mond, so ist das ein Zeichen seiner Trauer, weil er von diesen „Nagern“ so hart mitgenommen wird. Vom 7. oder 9. Kinde wird behauptet, dass es die Eigenschaft habe, sich nach Belieben in ein Tier zu verwandeln und als solches schlafenden Menschen Blut auszusaugen. Die Namen dieser Krankheitsgeister sind verschieden: Vrakolatsch, Prikulitsch.

Eine grosse Rolle spielen bei den Rumänen die eben erwähnten Moroiu, die man zu den Hexen oder Strigoiu zählt. Es sind kleine Hexen, die aus der abgetriebenen Leibesfrucht oder aus ungetauft verstorbenen oder totgeborenen Kindern entstehen und 7 Jahre lang noch ihre Mutter besuchen und von

ihr Milch begehren. Solche Kinderleichen werden von den Hebammen in Lappen eingehüllt und ausserhalb des Friedhofes, in ziemlicher Entfernung von den anderen Toten, in die Erde eingescharrt. Die Gräber werden mit Dornen bedeckt, damit jeder Mensch Acht habe. Denn wer über solch ein Grab schreitet, Mensch oder Tier, wird von einem unheilbaren Siechtum befallen.

Die nach rumänischem Volksglauben aus Leichen abgetriebener, totgeborener oder vor der Taufe verstorbener Kinder entstandenen Moroin-Hexen verlassen um Mitternacht die Gräber, treiben sich im Dorfe, in den Gärten und auf der Landstrasse umher, versammeln sich auf kahlen Bergen, wo man sie im Mondenschein oft sehen kann. Seltener haben sie die Gestalten menschlicher Kinder; gewöhnlich kommen sie als Windspiel, als Katze, als rote Flamme. Als Katzen kriechen sie auf Bäume hinauf, springen auf den nächtlichen Wanderer und zerkratzen ihm das Gesicht. Als Windspiele beissen sie die Leute. Als rote Flammen steigen sie dem Menschen auf den Kopf, machen ihn stumm, wahnsinnig, schwerkrank. Die aus abgetriebenen Leibesfrüchten herstammenden Moroiu sind die gefährlichsten; sie kriechen besonders auf den Boden des Hauses ihrer Mutter, kreischen und brüllen entsetzlich, laufen durch die Zimmer, setzen sich den Schläfern auf die Brust, werfen sie aus den Betten, kratzen und schlagen.

Endlich erwähnt Heinrich von Wlislocki als gefährlichsten Quälgeist den Nosferat, der nicht nur schlafender Menschen Blut saugt, sondern auch als Inkubus-Sukkuba Unheil stiftet. Der Nosferat ist das totgeborene uneheliche Kind zweier Leute, die beide ebenfalls uneheliche Kinder sind. Kaum wird das von solcher Mutter und solchem Vater stammende uneheliche und totgeborene Kind in der Erde verscharrt, so erwacht es zum Leben, entsteigt seinem Grabe und kehrt nicht mehr dahin zurück. Als schwarze Katze, als schwarzer Hund, als Käfer, Schmetterling oder auch blos als Strohhalm besucht es nachts die Menschen; wenn es männlichen Geschlechts ist: die Frauen; wenn es weiblichen Geschlechts ist: die Männer. Mit jungen Leuten treibt es geschlechtliche Vermischung, bis sie krank werden und an Auszehrung sterben. In diesem Falle kommt es auch als schöner Jüngling oder als schönes Mädchen, während die Opfer halb wach liegen und widerstandslos sich ihm fügen.

Oft geschicht es, dass Weiber von ihnen geschwängert werden und Kinder gebären, die durch ihre Hässlichkeit und dadurch erkennbar sind, dass sie am ganzen Leibe Haare haben. Die werden dann sicher wieder Hexen, gewöhnlich Moroiu.

Der Nosferat erscheint bei Bräutigam und Braut und macht sie impotent und unfruchtbar. Man besprengt daher das Brautlager mit Weihwasser oder legt darunter Kohlen aus dem Weihrauchbecken der Kirche.

Die Walachen halten besonders rothaarige Männer für solche, welche Vampyrblut in den Adern haben und nach ihrem Tode als Geister umgehen und ihren überlebenden Verwandten und Freunden, besonders aber jungen Mädchen, das Blut aussaugen. Wenn ein solcher Vampyrverdächtiger stirbt, wird seine Leiche deshalb mit einem grossen eisernen Nagel, welcher durch den Sarg getrieben und aussen angenietet wird, im Sarge festgenagelt.

Nach walachischen Ansichten hausen die Vampyre oder Strigoï in verlassenen Häusern oder einsamen Hainen. Bei Nacht kommen sie hervor und saugen das Blut der Lebenden aus. Aehnlich sind die Staffii. Man sucht diese Geister zu besänftigen, indem man an ihren Gräbern Speise und Trank und Samstags — an dem Tage der Reinigung — auch ein Gefäss mit Wasser aufstellt. Um sich gegen sie zu schützen, muss man auf dem Kopfe drei Wochen lang sieben ausgeraufte Haare in einem von dem Popen geweihten und gefalteten und mit heiligem Oel getränkten Papier tragen.

Die tatarische Heldensage erzählt uns, wie man in den ethnographischen Parallelen Andrees liest, von Bürü-Chan, dem Herrscher über 600 Wölfe, welcher bald als ein goldglänzender, drei Klafter langer Wolf, bald als Mensch lebte. Der Knabe Altenkök fängt ihn in einer Schlinge und fordert von ihm auf den Rat eines Greises die Katze, welche er in seinem Zelte hege. Als sie der Knabe nach Hause gebracht, verwandelt sie sich in ein schönes Weib; denn sie ist die Tochter des Wolfsfürsten, der nun seinem Eidam reiche Mitgift schenkt.

Schon die alten Araber glaubten an Wüstendämone und Vampyre. Im heutigen Orient glauben alle Völker an das Umgehen Verstorbener, welche den Lebenden das Blut aussaugen

In dieselbe Kategorie gehören die dämonischen Ghulen, die nach arabischem und persischem Volksaberglauben Menschen töten und verzehren, und ähnlich ist die Palukah — Sprüche Salomonis 30, 15 — eine gespenstische Unholdin, die den Menschen das Blut aussaugt und darum den Namen des Blutegels trägt. Bei den Aegyptern können die Ghulen die Gestalt verschiedener Tiere annehmen; sie jagen auf den Friedhöfen und an ähnlichen Orten umher, nähren sich von den Leichen und morden und verschlingen jeden Menschen, der das Unglück hat, in ihre Gewalt zu fallen.

Die Vampyrsage, die den slavischen Ländern und dem mohammedanischen Osten angehört, kennt man, nach Quedenfeldt, im mohammedanischen Westen in der allgemeinen Form nicht, wohl aber eine Variation: dass es südlich vom Atlas alte Negerinnen gebe, die nachts den Schlafenden das Blut aus den Zehen saugen.

In Armenien herrscht der Glaube, dass sündige Weiber sieben Jahre lang zur Strafe in Wölfe verwandelt werden. Nächtlicherweile tritt ein Geist zu ihnen, zwingt sie, das Wolfsfell anzuziehen, und nachdem dieses geschehen, verschlingt das Weib die eigenen Kinder, dann die ihrer Verwandten, endlich fremde Kinder. So rast sie die Nacht hindurch, bis der Morgen kommt, dann versteckt sie das Fell und nimmt wieder Menschengestalt an. Ein Mann, der einem solchen Werwolf auf die Spur gekommen war, entdeckte das Fell und warf es ins Feuer. Da kam plötzlich ein jammerndes Weib heran und suchte das Wolfsfell aus dem Feuer zu retten; als es ihr aber nicht gelang, verschwand das Weib im Rauche.

Verwandt dem Vampyr ist auch ein anderes armenisches Ungeheuer „Dachnavar“, welches in einer Höhle bei Eriwan wohnt und jedem, der das Gebirge besucht, in der Nacht das Blut aus den Fusssohlen saugt, bis er tot ist.

In einer Schrift „Der Werwolf, Beitrag zur Sagengeschichte“ — Stuttgart 1862 — hat Dr. Wilhelm Hertz die Werwolfsage in ihrer Verbreitung über Europa nachgewiesen. Ueber das eigentliche Wesen und den Namen des Wurkolak hat Andree in seinen „Ethnogr. Parallelen“ eingehendes gesagt: Da das slavische Wort für den Werwolf als Wurkolak in die neugriechische Sprache übergegangen ist — eines der wenigen un-

zweifelhaft slavischen Wörter derselben — so nahm man ohne Weiteres an, der Wurkolak sei der Werwolf. Das ist aber nicht der Fall, sondern es bedeutet, wie Bernhard Schmidt zeigt, den Vampyr. Dagegen sind die Kalikantsaren bei den Neugriechen die Vertreter unserer Werwölfe; sie zeigen sich nur immer in den Zwölften, der Zeit von Weihnachten bis Theophanie. Auf Chios schweift der Kalikantsaros in dieser Zeit struppigen Aussehens und mit scharfen Krallen bewaffnet nächtlicher Weile umher, zerfleischt den ihm Begegnenden das Gesicht und lauert ihnen auf mit der Frage: „Werg oder Blei?“ Antwortet der Gefragte „Werg“, so lässt ihn der Kalikantsaros los und eilt weiter; lautet dagegen die Antwort „Blei“, so drückt er den Unglücklichen mit seiner ganzen Schwere nieder und richtet ihn so kläglich zu, dass er halbtot liegen bleibt.

Mit dem Werwolf wird häufig der Vampyr verwechselt. Indessen sind beide — wie Andree feststellt — verschiedene Wesen, wenn auch eine gewisse Verwandtschaft zwischen ihnen hervortritt. Der Werwolf, ein Mensch, der gelegentlich in einen Wolf sich verwandelt, ist weit universeller, als der Vampyr, ein aus dem Grabe wiederkehrender Verstorbener, welcher den Ueberlebenden das Blut aussaugt, wobei er allerdings auch Tiergestalt anzunehmen vermag. Er hat sein Zentrum, seinen Fokus bei den slavischen Völkern, wenn er auch weiter sich nachweisen lässt, und in verwandten Formen oder anklingend über die ganze Erde vorkommt.

Die Vampyre der Dalmatiner sind in zwei Arten eingeteilt, in schuldlose und schuldbeladene, obwohl beide Arten ohne Unterschied gleich verderbliche Thätigkeit entfalten. Die eine Art heisst Denac, die andere Orko. Jene Leiche, welche auf der Bahre ohne Aufsicht lag, so dass ein Tier unter ihr hinweglaufen konnte, wird ein Denac-Vampyr. Leute, die während der religiösen Feste arbeiteten, den Sabbat nicht heiligten, viel und gottlos fluchten, Geizhälse oder lasterhafte Menschen waren, werden nach dem Tode Orko-Vampyre. Die Leichen, von welchen man fürchtet, dass sie Vampyre werden könnten, werden vor der Versenkung in die Erde mit einem Weissdornpfahl durchbohrt; auch durchschneidet man die Sehnen der Füsse. Die Thessalier, Epiroten und Walachen des Pindus kennen lebende Vampyre, Somnambulisten, welche nachts aus ihren

Hirtenhütten gehen, Menschen und Tiere überfallen und mit ihren Zähnen zerreissen.

Der montenegrinische Wukodlak oder Vampyr bewohnt das Grab als verdammte Seele. Er liegt da, die Augen offen. Seine Nägel und seine Haare wachsen fort, in seinen Adern rollt warmes Blut. In Vollmondnächten entsteigt er der Erde, irrt umher und saugt das Blut der Lebenden. Wenn ein Toter als Wukodlak verdächtig ist, gräbt man ihn aus mit aller Vorsicht und Feierlichkeit. Ist er verwest, so war der Verdacht falsch, man besprengt die Leiche mit Wasser und gibt sie der Erde zurück. Wenn aber die Leiche rot und blutig ist, stösst man ihr einen Pfahl in die Brust, damit sie sich nicht mehr rühre und verscharrt sie. Manchmal zerschmettert man ihr noch den Kopf durch Gewehrschüsse oder verbrennt den ganzen Körper. Man sagt in Montenegro, dass die Raben wissen, welcher Tote ein Vampyr werde, denn sie fliehen weit vor einer solchen Leiche.

In Bulgarien wird ein Verstorbener zum Vampyr, wenn ein Hund oder eine Katze über die Leiche springt. Doch ist der Vampyrismus dort auch in gewissen Familien erblich oder kann angehext werden, beispielsweise, wenn ein heimtückischer Maurer beim Beginn eines Hausbaues des Vorübergehenden Schatten mit einer Schnur misst und diese dann in die Grundveste mit einmauert. Bereits nach 40 Tagen wird der Betroffene zum „Talasam“ — zum bösen Geiste — und beunruhigt des Nachts bis zum ersten Hahnenschrei mit allerlei Spuk die friedlichen Ortsbewohner. Neun Tage nach dem Begräbnisse verlässt ein Mensch, der ein Vampyr ist, sein Grab und verübt koboldartigen Schabernack; so treibt er es 40 Tage lang als Schatten; dann aber entsteigt er mit Fleisch und Blut aus dem Grabe, heiratet wieder und verzehrt nachts gefallene Büffel, oder saugt den Kühen, seltener den Menschen, das Blut aus. Um nun den „Lipir“ oder „Krvapijac“ — Blutsauger — unschädlich zu machen, öffnet man das Grab und stösst dem Leichnam einen Nagel oder Pfahl tief in die Brust. — Eine andere Darstellung ist etwas abweichend: Die Bulgaren glauben danach, dass diejenigen Menschen Vampyre werden müssen, welche während der Fastenzeit Tabak rauchen und Wein oder Branntwein trinken. Der Tote, der zum Vampyr geworden ist, bleibt die ersten neun Tage ruhig in seinem Grabe. Nach Ab-

lauf dieser Zeit kehrt er, zunächst als luftige Gestalt, auf die Erde zurück. Man erkennt ihn in diesem ersten Stadium seines Geisterlebens daran, dass in der Luft Funken sprühen. Auch wirft sich ein Schatten auf die Wände, der von Tag zu Tag dunkler wird. Der Vampyr ist jetzt noch unschädlich und heisst „Oburs". Am vierzigsten Tage nach seinem Abschiede von der irdischen Welt ist des Vampyrs Lehrzeit im Schattenreich abgelaufen und er entsteigt dem Grabe in körperlicher Gestalt. — Im Dorfe Dereknoi wurde im Jahre 1837 ein dorthin eingewanderter Fremder, der daselbst geheiratet hatte, plötzlich von den Bauern als Vampyr verdächtigt, gemartert und verbrannt. Hier trat also der Fall ein, wo man nicht blos an unsichtbare, sondern an solche Vampyre glaubte, die als Menschen unter den Menschen wandeln. Man ist in Bulgarien vielfach auch von der Erblichkeit des Vampyrismus überzeugt.

Wenn ein Vogel über einen unbegrabenen Leichnam fliegt, so wird letzterer nach serbischer Meinung zum Vampyr — „Vukodlak" — der 40 Tage nach dem Begräbnisse aus der Gruft steigt und durch das kleinste Schlüsselloch kriechen kann. Von Weihnachten bis Christi Himmelfahrt wütet der Vampyr am meisten.

Kommen im Dorfe viele Sterbefälle vor, so ist sicher ein Vampyr daran schuld. Man nimmt dann einen Rappen, führt ihn auf den Friedhof zu dem Grabe, in welchem man den Menschenwürger vermutet. Geht das Pferd nicht über das Grab hinweg, dann ist der Vampyr entdeckt; man öffnet die Gruft, spiesst den Kadaver mit Pfählen fest und macht ihn so unschädlich.

Das Wort Wurkolak ist, nach Andree, slavischen Ursprungs und identisch mit dem slavischen Namen des Werwolfs; da beide blutgierige, auf Menschenmord ausgehende Geschöpfe sind, und der Vampyr gleich dem Werwolf Tiergestalt anzunehmen vermag, so konnten sie in der Vorstellung des Volkes leicht mit einander vermengt werden und demzufolge der Name des einen auf den Begriff des anderen übergehen. Auf Kreta und Rhodos heisst der Vampyr Katachanas, auf Cypern: Sarkomenos.

Zum Vampyr wird bei den Neugriechen ein Mensch, welcher exkommuniziert starb, welcher seiner Gevatterin beiwohnt, wer von den Eltern verflucht, wer eines gewalt-

samen Todes gestorben ist oder unbestattet blieb. Untrügliches Zeichen eines Vampyrs ist, wenn die Leiche im Grabe nicht verwest, sondern anschwillt und ihre Haut straff wie ein Trommelfell wird, womit in der Regel ein blühendes Aussehen des Toten verbunden ist. Frisch und kräftig bleibt der Vampyr, weil er sich vom Fleische und Blute der Lebenden nährt, wobei zunächst die hinterlassenen Glieder der eigenen Familie an die Reihe kommen. Ein besonderer Leckerbissen ist für ihn die Leber.

Nach dem Volksglauben auf Chios klopft der Vampyr oft nachts an die Thüren der Häuser und ruft einen der Bewohner bei Namen: antwortet derselbe, so stirbt er Tags darauf; gibt er keine Antwort, so bleibt er unversehrt. Als dämonisches Wesen ist er der Verwandlung in verschiedene Gestalten fähig, auch die Gabe zu fliegen wird ihm zugeschrieben.

Kommt ein Verstorbener in den Verdacht des Vampyrismus, so wird zunächst für die Ruhe seiner Seele eine Messe gelesen. Hat diese keinen Erfolg, so öffnet man sein Grab, und falls die oben geschilderte Beschaffenheit der Leiche den Verdacht zu bestätigen scheint, nimmt der anwesende Priester eine Beschwörung des bösen Geistes vor. Half auch dies nicht, so riss man früher dem Toten das Herz aus, hackte es in Stücke und verbrannte hierauf den ganzen Körper. Vereinzelt kam auch das Festnageln des Toten vor. In Mytilene werden die Gebeine derjenigen, die nicht ruhig in den Gräbern liegen wollen, auf ein in der Nähe befindliches kleines Eiland übergeführt und hier wieder begraben, weil der Vampyr salziges Wasser nicht überschreiten kann.

Es ist wahrscheinlich, sagt Andree, dass mit dem Namen die Griechen auch einzelne den Vampyr betreffende Vorstellungen von den Slaven entlehnten, doch finden sich die wesentlichen Grundlagen dieses Aberglaubens bereits im hellenischen Altertum vor, wofür Bernhard Schmidt die Belege zusammenstellte.

Auf Zakynthos wird nur derjenige, welcher am Weihnachtsabend — 25. Dezember — das Licht der Welt erblickt, zum Kalikantsaros oder Werwolf. Ein solcher Mensch ist nämlich nach des Volkes Wahn genau neun Monate vorher an Mariä Verkündigung — 25. März — gezeugt worden, und man hält es für eine Ungeheuerlichkeit, dass ein sündhaftes Weib zu der-

selben Zeit empfange und gebäre, zu welcher die jungfräulich reine Gottesmutter empfangen und geboren hat. Für den Frevel der Eltern büsst nun das schuldlose Kind, indem es in den zwölf Nächten ein Werwolf wird; denn wenn auch der Kalikantsaros gerade keine Wolfsgestalt annimmt, so treffen doch alle übrigen charakteristischen Merkmale des Werwolfs bei ihm ein. Das nächtliche Umhertreiben, die tierische Wildheit, die langen scharfen Krallen und Zähne, mit denen er Menschen zerfleischt, sowie die periodische Dauer der Verwandlung weisen deutlich auf den Werwolf hin.

Pisko erwähnt als albanesische Bezeichnungen für Vampyre die Worte: Lugat und Sampiri. Nach Hahn haben die Tosken in Süd-Albanien von den Griechen die Bezeichnung Wurwolak übernommen, während die Gegen in Nord-Albanien das Wort Wukodlak anwenden, das auch alle Südslaven gebrauchen, die Serben, Montenegriner und Bulgaren. Die Walachen sagen: Strigoï oder Staffii; die Dalmatiner wie erwähnt: Denatsch oder Orko. Die eigentliche rumänische Bezeichnung ist: Warkolatsch, wörtlich: Nager.

Hahn erzählt: Nach albanesischem Aberglauben unterliegt eine Vampyrleiche nicht der Verwesung. Das Grab ist allnächtlich von einem Lichtschimmer umgeben. Nach 40 Tagen erhebt sich die Leiche und beginnt umzugehen. Sie stellt allerlei Unheil an, im eigenen Hause und bei Verwandten; der Vampyr schläft bei der Witwe und schwängert sie. In Perlepe soll es vor einigen Jahrzehnten solche Wurwolak-Abkömmlinge gegeben haben. Sie waren von aller Welt ängstlich gemieden, aber da sie die Kunst besassen, die Wurwolaks in den Gräbern festzubannen, verschrieb man sie sich oft nach anderen Städten, wo Wurwolaks umherschwärmten.

Ähnliches berichtet Pisko: Vampyre sind nach nordalbanesischem Glauben verdammte Seelen, welche nicht einmal in der Hölle Aufnahme finden und deshalb ruhelos umherirren. Man hört sie öfters stöhnen, sieht sie auch in Gestalt einer Katze oder eines anderen Tieres. Sie gehen gern in die Häuser, wo sie bei Lebzeiten gewohnt haben, zerstören die Gärten und richten alle möglichen Verwirrungen an, legen sich sogar zu ihren am Leben gebliebenen Frauen ins Bett und schwängern sie. Es ist kennzeichnend für die Leichtgläubigkeit des Volkes,

dass Frauen, welche nach jahrelangem Witwentum ein Kind gebären, mit den Worten entschuldigt werden: Ihr verstorbener Mann ist ein Vampyr und hat sie besucht. —

Nur der Sohn einer solchen Vereinigung — I biri i lugatit oder: I biri i sampirit genannt — ist imstande, einen Vampyr zu erkennen und unschädlich zu machen. Zu diesem Behufe durchzieht er, gefolgt von einem Tambourinschläger, nachts die Strassen der Stadt; und wenn der Vampyr, angelockt durch die Töne des Tambourins, erscheint und zu tanzen beginnt, tötet der Vampyrjäger ihn durch einen Schuss.

Die Angehörigen eines Verstorbenen, der als Vampyr gilt, pflegen ferner auf dessen Grabe ein Feuer anzuzünden und dieses mit ungelöschtem Kalk zu bedecken; oder es springt jemand dreimal mit einem Pferde über das Grab der Breite nach. Durch das eine Mittel wie durch das andere wird der Vampyr verhindert, aus dem Grabe zu entweichen.

In einem Dorfe des Peloponnes kam eine Witwe in die Hoffnung. Sie beteuerte, dass sie seit dem Tode ihres Gatten mit keinem Manne Umgang gepflogen hätte. Folglich musste ihr verstorbener Mann ein Vampyr geworden sein und seine Frau als solcher geschwängert haben. Man zog also am Samstag — dem Tage, an welchem die Vampyre ihr Grab nicht verlassen — auf den Friedhof, grub die Leiche aus, zerstückelte sie, und es musste jeder Bauer ein Stück davon essen, um sich fortan gegen alle Vampyre geschützt zu halten. — Die christlichen Gegen von Elbassan glauben, dass kein Christ ein Gespenst werden könne. Sie kennen keine eigentlichen Vampyre, sondern nur diese zwei Arten von Geistern: Türkenleichen oder Ljuwghat; und Zigeunerleichen oder Karkant Schülji, auch: Koükoüt genannt. Die Türkenleichen, mit ungeheuren Nägeln, gehen in ihre Sterbetücher eingehüllt umher, erdrosseln die Menschen und verzehren das Vieh mit Haut und Haaren. Die Zigeunerleichen schwärmen hauptsächlich im Januarmonat; ihr Hauch ist tötlich. Die anderen Albanesen, ausser jenen von Elbassan, kennen für die Vampyre keinen Religionsunterschied.

Die Gefahr, ein Vampyr zu werden, besteht auch für solche, die in ihrem Leben fromm und brav waren und kein Vampyrblut in den Adern hatten. Wenn nämlich ein Haustier unter eine Leiche kriecht, muss diese ein Vampyr werden. Bei den

Tosken in Süd-Albanien tritt dies auch ein, wenn ein Haustier, besonders eine Katze, über die Leiche hinüberspringt. Endlich bringt es ihr dasselbe düstere Schicksal, wenn ein Vogel über sie hinwegfliegt. Um das Furchtbare zu verhüten, halten Freunde und Verwandte bei der Bahre eines Verstorbenen ununterbrochene Wacht.

Wenn bei den Balkanvölkern ein Aufgegebener leben bleibt, betrachtet man ihn als zhivi oder lebenden Vampyr, in seinem Körper ist der Netschastivi, der Unreine. So einer, meint Krauss, lebt sich schliesslich selber in den Wahn ein, er sei nicht er; oder in seinen Vorteil, wenn er pfiffig ist, und dann wird er ein Prorok, ein Wahrsager, oder Wratsch, ein Heilmann.

Es gibt zahllose Schutzmittel gegen die Vampyre: Lenormant erwähnt eine akkadische Beschwörungsformel, in der von Anbinden weisser und schwarzer Streifen ans Bett die Rede ist zum Schutze gegen das Schreckgespenst des Vampyrs. — „Wenn jemand Eisen zwischen die Gräber wirft, so gehört das zu den emoritischen, heidnischen, Gebräuchen", hiess es bei den Juden des Mittelalters. „Thut er es aber wegen der Handwerker, so ist es erlaubt." Das zwischen die Gräber geworfene Eisen diente, nach Ansicht des Orientalisten Heinrich Lewy, wohl als Schutzmittel gegen den Werwolf. Dieser galt hier nicht als ein verwandelter lebender Mensch, sondern als ein dem Grabe in Wolfsgestalt entstiegener Leichnam. Entzaubert ward er dadurch, dass man Eisen und Stahl über ihn warf. Als einen anderen emoritischen Gebrauch bezeichnete man es bei den Juden, wenn jemand „einen angebrannten Stab oder ein Eisen unter seinen Kopf legte als Amulet"; erlaubt war dies aber, wenn man sagte: „es geschieht, um die Dinge zu verwahren". Dieses Amulet war besonders in Gebrauch, um die Wöchnerinnen zu schützen. Eisen bricht allen Zauber, das ist ein alter Glaube. Die Mutter Mohammeds erhielt den Rat, vor ihrer Niederkunft ein Stück Eisen um den Hals und die Arme zu binden.

In Norwegen muss die Wöchnerin Stahl bei sich tragen. In der Pfalz gibt man bei Entbindungen eine Axt unter das Bett der Frau. Stahl und Eisen legt man dort ferner unter die Thürschwelle und in die Wiege als Schutz gegen Behexung. Im europäischen Volksglauben heisst es: Eisen vertreibt Elfen und Feen und vernichtet ihre Macht. Die orientalischen

Dschinnen leben in solcher Furcht vor dem Eisen, dass der blosse Name desselben schon ein Zaubermittel gegen sie ist.

Mehrfach wurden von mir Weissdorn und Schlehdorn als Schutzmittel gegen die Vampyre erwähnt. In Slavonien trägt man, um sich vor Hexen zu schützen, Schlehdorn im Kleide eingenäht. In Häusern, wo es kleine Kinder gibt, befestigt man an den Fenstern Schlehdorn. Aber dieses Schutzmittel geniesst nicht nur heute hohes Ansehen, sondern wurde schon in den ältesten Zeiten angewendet. Heinrich Lewy verweist auf den griechischen Gebrauch, bei Geburten und Leichenbegängnissen Weissdorn an der Thüre anzuheften, um das Haus vor dämonischen Einflüssen zu schützen. Die Spina alba hat Janus der Carna verliehen, um damit allen bösen Schaden von den Thüren abzuwenden, besonders die gräulichen Strigen, welche in der Nacht kommen und den Kindern das Blut aussaugen und die Eingeweide ausfressen.

Im alten Rom wurden am 1. Juni Weissdornruten und Wegedorn über Thüren und Fenstern angebracht, um das Unheil, Noxas, zu verscheuchen und die Krankheitsgeister abzuhalten. Der Aberglaube ist und bleibt das ewig Unveränderliche. Sterben viele Leute in einem Dorfe, dann sagt man: „Ein Wukodlak geht um!“ Um zu erfahren, in welchem Grabe er liegt, führt man in einer bestimmten Nacht — in der Samstagsnacht, in welcher die Vampyre in ihren Gräbern bleiben — ein schwarzes Fohlen ohne alle Abzeichen auf den Kirchhof und treibt es über jedes verdächtige Grab. Wo es den Sprung nicht wagt, liegt der Wukodlak. Dieses Grab öffnet man, nimmt die Leiche heraus und, wenn sie noch nicht verwest ist, durchsticht man sie mit einem spitzigen Weissdornpfahl.

Die Walachen glauben bei rascher Aufeinanderfolge von Todesfällen in derselben Familie, dass sich unter diesen jüngst Verstorbenen ein Vampyr befinde. Man öffnet ihre Gräber, und der Sarg, in welchem man ein Loch bemerkt, ist die Wohnung des gesuchten Vampyrs. Man feuert in dieses Loch einen Schuss hinein und treibt einen Weissdornpfahl durch die ganze Breite des Sarges und der Leiche, um den Vampyr festzubannen. Stirbt ein solcher Mensch, den man schon bei Lebzeiten als Vampyr verdächtigte, so wird von den Rumänen an sein Leichengewand ein Dornenzweig geheftet, damit ihn dieser am Verlassen des

Grabes hindere. Gibt der Geist trotzdem keine Ruhe, oder wird diese Massregel nicht ausgeführt, so wird die Leiche ausgescharrt und geköpft.

Wie lange ist es denn her, dass man in deutschen, österreichischen und ungarischen Landen Leute, die man bei ihren Lebzeiten schon als Zauberer und Hexen bezeichnet hatte, nach ihrem Tode als Vampyre betrachtete, dass man ihre Leichname ausgrub und zerstückelte oder verbrannte. Um das Jahr 1817 waren solche Gräuel bei den slavischen Völkerschaften in Ungarn etwas ganz Gewöhnliches. Und vereinzelt kommen derartige Unglaublichkeiten noch in neuerer, ja in allerneuester Zeit vor.

Andree berichtet nach Mannhardt von Leichenausgrabungen infolge dieses Glaubens aus den Dörfern Mariensee und Wonneberg. Noch 1855 wollte der Pöbel den an der Cholera verstorbenen Probst von St. Albrecht in Danzig ausgraben, weil er das rote Mal auf dem Gesichte gehabt.

Folgender, ebenfalls von Andree erzählter Fall gehört der neuesten Zeit an. Die Frau des Waldwärters Gehrke zu Pniewo im westpreussischen Kreise Schwetz war im Februar 1870 gestorben und auf dem Kirchhofe zu Biechowo beerdigt worden. Gleich darauf erkrankte ihr Ehemann sehr heftig und ebenso seine Kinder. Es herrscht in dortiger — meist polnischer — Gegend der Aberglaube, dass, wenn nach dem Tode eines Familiengliedes plötzliche Krankheiten in der Familie auftreten, dies der Verstorbene verschulde, indem er alle seine Verwandten nachhole, um sich mit ihnen im Grabe zu vereinigen. Um diesem vorzubeugen, schaufelte der Bruder des erkrankten Gehrke in Gemeinschaft mit einem gewissen Jahnke zur Nachtzeit das Grab auf, öffnete den Sarg und legte Leinsamen und ein Fischernetz hinein. Die hinzugekommene Frau des Jahnke meinte aber, das werde nicht helfen, da die Verstorbene ja eine auffallend rote Gesichtsfarbe habe und in Wirklichkeit noch nicht tot sei, obwohl sie schon vor vier Wochen beerdigt war. Man griff daher zu einem drastischen Mittel: der Leiche wurde mit einem Spaten der Kopf abgestochen und dann unter den Arm gelegt. Durch das Kreisgericht zu Schwetz erfolgte Bestrafung der Teilnehmer an diesem Akte wegen Grabschändung, wobei auf ihre Behauptung, dass der erkrankte Gehrke infolge der statt-

gefundenen Operation in kurzer Zeit wieder gesund geworden sei, keine Rücksicht genommen wurde.

Im Sommer 1873 brach im Umkreise von Stryj eine Cholera-epidemie aus. Stryj ist eines der weltnahen Zentren Galiziens, mit den Ländern der Gesittung und Aufklärung vielfach verbunden. Trotzdem glauben die Bauern dieser Gegend an Menschen, die bei Lebzeiten Zauberer waren und nach ihrem Tode als Krankheitsstifter und Todesbringer nächtlicher Weile umgehen. Solche Menschen-Geister sollten auch die Cholera in das Land hereingezaubert haben

In Wiener Blättern vom 1. August 1873 fand ich Folgendes: Die Bauern von Tuchla waren alle überzeugt, dass ihr verstorbener Dorfschulze Nikolaj Macewko als Vampyr unter ihnen hause und auch die Cholera ihnen aufgehalst habe. Mit dem Dorfschulzen Olega Ilkon aus Libossora an der Spitze marschierten sie zum Grabe des Nikolaj Macewko, rissen die Leiche des Verdächtigen heraus und trieben einen Pfahl in seinen Kopf, einen in die rechte Rippe und einen in den Rücken. Zur grösseren Sicherheit schoss Olega Ilkon seinem toten Amtsvorgänger eine Kugel in das Herz. Der so bearbeitete Leichnam wurde darauf zerrissen und zerhackt, und jeder Bauer nahm ein Stückchen von demselben als Präservativ mit sich nach Hause; also genau, wie es in dem früher erwähnten Falle in einem peloponnesischen Dorfe zuging. Als man in den anderen Gegenden des Kreises Stryj von diesem Vorgang vernahm, beeilte man sich — ihn nachzuahmen. So führte der Dorfschulze Ludwig Geiring in Slawka seine Gemeinde zu einem Grabe, wo man einen die Cholera verursachenden Vampyr vermutete. Sonderbarerweise aber starb Ludwig Geiring — trotz der Vernichtung des Vampyrs — noch am selben Tage an der Cholera. Allein wir dürfen nicht annehmen, dass dieser Misserfolg der Choleravertreibung den Aberglauben in jener Gegend vernichtet hätte!

Im Morgenblatt vom 8. November 1899, in der Rubrik der kleinen Chronik, brachte die „Neue Freie Presse“ einen aus Budapest gesandten Beitrag zur Bekämpfung der Diphtheritis: Um die in der Gemeinde Krassova des Krasso-Szörenyer Komitates ausgebrochene Epidemie zu vertreiben, gruben die rumänischen Bauern des Ortes nachts gleich dreissig Leichen aus und zerstückelten sie.

Das Bukarester Tagblatt berichtete in der Nummer vom 17. Mai 1902 unter der Spitzmarke „Ein schrecklicher Aberglaube“ folgendes: In der Gemeinde Prejam im Distrikte Vilcea haben unbekannte Thäter den Leichnam eines vor kurzem verstorbenen 13jährigen Knaben ausgegraben und den Körper in einem an das Dorf grenzenden Walde auf einem Roste zu Asche verbrannt. Die verbrannten Gebeine des Knaben sowie Fetzen von den Kleidern, mit denen er begraben worden war, wurden dann später von der Gendarmerie aufgefunden und gaben zur Entdeckung der That Anlass. Wie man glaubt, wurde die That von Familienangehörigen des Verstorbenen verübt, um den Vampyr zu verhindern, auch den Tod anderer Mitglieder der Familie herbeizuführen, welche gleich nach dem Ableben des Knaben schwer erkrankt waren.

In der ungarischen Gemeinde Nagy-Zarlencz wurde, wie die „Korrespondenz Hungaria“ am 7. November 1902 erzählte, das Haus der Witwe Pápa nächtlicherweile mit Steinen beworfen. Da der Urheber des Bombardements nicht entdeckt werden konnte, kam der Sohn der Witwe auf den Gedanken, dass der tote Vater nachts sein Grab verlasse und umgehe. Er scharrte den verdächtigen Leichnam aus, schleppte ihn weit fort und verbrannte ihn.

21. Mystische Krankheits-Ursachen und Anzeichen: das Jahr und seine Tage.

Kismet und Koran. — Vorbedeutungen. — Bestimmung. — Südslavische Ansichten. — Schicksalsgöttinnen. — Der rätselhafte Alte. — Das Jahr und seine Tage. — Bedeutung der Geburtsstunde und des Tages der Geburt. — Das Sonntagskind. — Die Wochentage im Aberglauben und in der osmanischen Geschichte. — Der Freitag. — Günstige Tage für Hochzeiten bei den Rumänen. — Südslavische Unheilstage. — Die Festtage der Christen. — Das jüdische Neujahr. — Wichtige Nächte und Tage bei den Moslems. — Die Rolle des Neumonds. — Die Monate. — Beste Heiratszeit. — Sonnen- und Mondfinsternis in der osmanischen Geschichte als Todesursachen und -Anzeichen. — Kometen. — Worte des Hungers bedeuten Hungersnot. — Andere historische Unfallanzeichen.

Der Glaube an Vorbedeutungen hat sich von den Römern, Griechen, Hebräern und anderen Völkern des Altertums auf die Osmanen fortgeerbt. Ein zum türkischen Sprichwort gewordenes Wort Naïmas lautet zwar: „Wer sich sein Los prophezeit, macht sich dasselbe.“ Aber trotzdem und trotz der Worte des Propheten, welcher blos den Glauben an gute Vorzeichen billigte, den an böse indessen als Aberglauben verwarf, ist das schlimme Vorurteil vorherrschend geblieben.

Nach orientalischer Ansicht ist alles Kismet, Schicksal, Bestimmung. Alles ist von Anbeginn des Lebens von Gott festgesetzt. Im Koran heisst es, in der II Sure: „Allah bestimmte es so . . . Allah ist es, der Leben und Tod giebt.“ Koran XXXV 12: „ . . . . und kein Alternder altert oder nimmt ab an Alter, ohne dass es in einem Buche steht.“ Ein Engel, der in der Gebärmutter wohnt, notiert nämlich schon im Momente der Empfängnis des Künftigen Geschlecht, verzeichnet die Dauer seiner Existenz, die Werke, die er alle Tage thun wird, und das glückliche oder unglückliche Los, das ihm beschieden

ist. Koran LVII 22: „Kein Unheil geschieht auf Erden oder euch, das nicht in einem Buche der ewigen Ratschlüsse Allahs stünde, bevor wir es geschehen liessen . . .“ IX 51: „Sprich: Nimmer trifft uns ein anderes, als was Allah uns verzeichnet.“ XXXV 12: „Und kein Weib wird schwanger oder kommt nieder ohne Allahs Wissen.“ III 139: „Und niemand stirbt ohne Allahs Erlaubnis gemäss dem Termine setzenden Buche.“

Das Kismet wagt sich aber, nach einer türkischen Ueberlieferung, nicht an einen Menschen, der einen Bau unternommen hat, solange dieser nicht gänzlich ausgeführt ist. Deshalb sucht man häufig sein Leben durch einen nicht endenden Bau zu verlängern. Ein Bau, der — trotzdem er nicht ganz zu Ende geführt wird — doch nicht den Tod seines Besitzers verhindert hat, bleibt als Ruine stehen oder wird nur weitergeführt, nachdem man unter vielen Beschwörungszeremonien und Opfern die Scheitan, Ifrit und Ghul, die darin wohnen, vertrieben zu haben glaubt.

In der 39. Sure, Vers 29 sagt der Koran: „Sprich: Euch ist ein Tag festgesetzt, von dem ihr keine Stunde hemmen noch beschleunigen könnt.“ Ebenso heisst es bei den Balkanslaven: Jahr und Monat, Tag und Stunde, Minute und Sekunde haben von Anbeginn des Lebens eines Menschen ihre Leiden und Freuden vorher festgesetzt. Kein Mensch kann entweichen, wer er sei, wo er sei. Krankheit und Tod wissen, wann und bei wem sie zu erscheinen haben. Irrt sich die Umiratschka, das Totenweib — sagen die Serben — dann bleibt der Kranke trotz aller Anfechtungen, trotz scheinbar verzweifelten Zustandes am Leben, dann findet die Seele selbst noch unter dem Fingernagel Zuflucht. Sonst aber muss man auf die Sekunde verscheiden, ein Tropfen Wasser, eine Krume Brot zwingt dazu, es gibt keine Frist . . .

Daher ist eine passive Resignation natürlich. Jedwede systematische Ankämpfung gegen Krankheiten ist unnütz. Kann ein Arzt helfen, wenn die Orissnitzi, die Schicksalsfräulein, geschrieben haben, dass man sterben müsse? Braucht man die Hülfe des Arztes, wenn die Orissnitzi geschrieben haben, dass man noch leben solle?

Die Schicksalsgöttinnen, Orissnitzi, hausen am Ende der Welt, nahe bei der Sonne, in einem tiefen, schattigen Thale.

Nach einigen Ansichten schreiben sie ihre Bestimmungen mit unsichtbaren geheimnisvollen Federn und unlesbaren Lettern dem Kinde auf das Haupt, daher ihr Name: von rissuwan, zeichnen, schreiben. In einigen von Krauss mitgeteilten Volksliedern erscheinen sie zumeist als grausame Wesen, die durch die gastlichste Bewillkommnung, den süssesten Honigbrotkuchen, den besten Wein, das köstlichste Oel, durch alle die Fülle von Knoblauch und Nüssen, und selbst durch Goldmünzen, nicht erweicht werden.

Bei den Nord-Albanesen finden wir drei alte gute Bekannte, die griechischen Moiren, als Fatiten wieder. Hahn schildert in seinen „Albanesischen Studien" diese Schicksalsfräulein folgendermassen: Am dritten Abend nach der Geburt eines Kindes erscheinen an seinem Bettlein drei unsichtbare Frauen, Fatiten genannt. Sie gehen eine nach der anderen am Bettlein vorüber, und die Letzte verkündet das Schicksal des Neugeborenen; es ist unabänderlich, und die beiden anderen Fatiten stimmen dem Ausspruch der dritten unweigerlich bei. Um die wichtigen Frauen günstig zu stimmen, bereitet man ihnen einen feierlichen Empfang. Man richtet für die Fatiten einen Tisch her, darauf stellt man drei Brote, drei Gefässe mit Wasser, drei Gefässe mit Honig und drei Mandelkerne; alle Kostbarkeiten des Hauses legt man dazu, damit die Fatiten sich nehmen können, wonach ihr Herz begehrt. Die Thüren des Hauses stehen halb offen, damit die drei Frauen leicht und ungehindert passieren, und die Hunde entfernt man, um nicht durch ihr Gebell die hohen Damen zu erschrecken.

Zu diesem Abend, welcher Poganik genannt wird, kommen die Verwandten und Freunde aus der ganzen Ortschaft unaufgefordert im Hause der Wöchnerin zusammen. Jede Frau bringt einen Blätterkuchen, ein Brezelbrot und eine Holzflasche Wein mit. Man schmaust das Mitgebrachte und wünscht fort und fort der Mutter und dem Kinde: Tüchtige Füsse, tüchtige Füsse, gleichsam als wollte man damit die unsichtbar im Zimmer weilenden Fatiten hypnotisieren. Von dem mitgebrachten, durch die unsichtbare Gegenwart der Fatiten geheiligten Essen nimmt man etwas nach Hause wieder mit und giebt es denen, die zum Poganik nicht mitkommen konnten; solche Speisereste bringen Gesundheit und Glück.

Bei den attischen Albanesen sind die drei altgriechischen Moiren in einem einzigen Schicksalswesen verschmolzen; dieses heisst hier sogar Moira. Im sogenannten Altserbien bringt man den Schicksalsfräulein die Gaben ebenfalls in der Dreizahl dar. Man legt zum Kinde in die Wiege, in einen Lappen gewickelt: 3 Weizenkörner, 3 Salzkörner. Ferner: einige Geldstücke, einen Bissen Brot und einige zauberkräftige Pflanzen. Hat man den Schicksalsfräulein keine Gaben vorbereitet, so werden sie böse. Von den Dreien sagt zunächst die Erste ihre Meinung, dann spricht die Zweite und sie kann den Ausspruch der Ersten mildern oder schärfen, die Dritte endlich bestimmt das so von der Zweiten Ausgesprochene als ein Unabänderliches. Bestimmt werden: Die Zahl der Lebensjahre, der Beruf des Menschen, die Art des Todes, Armut oder Reichtum, Glück oder Unglück, das Datum der Ehe und die Person, die man heiraten wird. Daher nennt man auch den Bräutigam und Gatten: Sugjenik, den Beschiedenen, die Braut und Frau: Sugjeniza, die Beschiedene.

Ausser den Schicksalsfräulein gibt es bei den Südslaven noch einen „rätselhaften Alten," der die gleiche Rolle spielt. Er haust irgendwo in einer unbekannten Welt und teilt den Neugeborenen ihre Schicksalslose aus. Man nennt den Alten einfach: Greis, zuweilen Usud, endlich: Bog, Gott.

Das Schicksal ist also von allem Anfang an bestimmt. Die gute und die böse Stunde, günstige und ungünstige Tage, und selbst günstige und ungünstige Monate, spielen daher im Volksglauben der Orientalen feststehende Rollen. Von der Geburt bis zum Tode beobachtet man sorgfältig alle abergläubischen Bestimmungen, denn von solcher Beobachtung hängt die Gesundheit eines jeden Menschen ab.

Schon die Stunde, in der man geboren ist, entscheidet nach Ansicht aller morgenländischen Völker über das zukünftige Schicksal des Menschen. „Tagewähler" nennt die Lutherische Bibelübersetzung — V. Mose XVIII, 10 — diejenigen, welche an glückliche und unglückliche Tage glauben. „Ihr sollt nicht auf Vogelgeschrei achten und Tage wählen," gebietet Moses — III. Buch XIX. 26 — und erwähnt damit eine der ältesten Arten des Aberglaubens, welche bis zum heutigen Tage sich erhalten hat und — wie Andree sagt — „ihrer universellen

Verbreitung zufolge als ein Zeugnis für die Einheit des menschlichen Geistes dasteht." Auch Hesiod kennt die Tagewählerei und lehrt, an welchem Tage Knaben, an welchem Mädchen zu guter Vorbedeutung geboren werden und an welchem sie sich verheiraten sollen. — Wer um die zwölfte Stunde — Mitternacht oder Mittag — geboren wurde, ist nach südslavischem Glauben ein Unglückskind; ebenso werden in der Zeit bald nach Sonnenuntergang nur unglückliche Menschen geboren, die frühe Morgenstunde, vor Sonnenaufgang, bringt lauter Glückskinder und Schönheiten.

Wie die Stunde der Geburt ist auch der Tag, an welchem man das Licht der Welt erblickt, wichtig. Doch gehen die Ansichten der verschiedenen Völker des Orients über die günstige oder ungünstige Bedeutung der Tage in diesem Fall häufig weit auseinander. Die Serben nennen ein Sonntagskind: Dobrosretnjik, weiblich: Dobrosretnjiza, Glückskind. Aber nicht alle Slaven denken so. Bei den Kleinrussen beispielsweise sind bekanntlich am Sonntag geborene Kinder Unglücksmenschen. Bei den Bulgaren sind die Subotnizi, die Samstagskinder, als Glückspilze den Eltern willkommen. Von Freitagskindern glauben die christlichen Balkanvölker allgemein: sie seien gegen Hexenzauber gefeit.

Die Juden legen noch heute, wie im frühen Mittelalter, grossen Wert auf glückliche und unglückliche Geburtstage. Namentlich die Spaniolen glauben fest an folgende Bestimmung der einzelnen Tage: Wer am Sonntag geboren wurde, wird eine hervorragende Rolle im Guten oder Schlechten spielen, wird ein berühmter Rabbi oder ein berüchtigter Dieb werden, weil am Sonntag Licht und Finsternis sich schieden; Kinder, welche Montags zur Welt kommen, werden jähzornig und boshaft, denn am Montag haben sich die stürmisch wogenden Wassermassen geteilt und abgegrenzt; Kinder vom Dienstag werden reich, aber ausschweifend, denn am Dienstag entfaltete die Natur ihre Reichtümer, und die Erde entwickelte ihre Kräfte; Kinder vom Mittwoch werden klug und weise, denn am Mittwoch sind die Himmelslichter geschaffen worden; Kinder des Donnerstags werden wohlthätigen Sinnes, denn am Donnerstag schuf Gott die Vögel und die Fische, die sorgenlos leben und ihre Nahrung selbst finden; Kinder des Freitags werden fromm und strenggläubig,

weil an diesem Tag alles von der Weihe des nahenden Sabbats erfüllt ist; Kinder vom Samstag nennen die Einen Glückskinder, Andere sagen. Knaben am Sonnabend geboren, müssen an einem Sonnabend sterben, weil ihretwegen der Sabbat, durch die nach einer Woche vorzunehmende Beschneidung, entweiht ist. Im Widerspruch dazu heisst es endlich: Jeder am Sabbat geborene Knabe wird ein Heiliger. — Als unglückliche Tage bei den Arabern gelten. der Sonntag, weil er der Todestag des Propheten ist; der Donnerstag, weil an ihm eine Menge Heilige den Märtyrertod erlitten. Ganz besonders unglücklich aber sind bei den Arabern der Sonnabend und der letzte Mittwoch des Monats Saffer. Jedoch sind unter diesen Tagen einige, welche für gewisse Verrichtungen glückbringend sind; so der Sonntag zur Vollziehung der Ehe und der Donnerstag zum Aderlass. Fällt einer der unglücklichen Tage in die Zeit der Beiramsfeste, so wird er zu einem glücklichen. Der erste Tag eines Monats, möge er heissen wie er wolle, und der Freitag werden als glücklich betrachtet. Letzterer, weil er der Sabbat der Mohammedaner ist, weshalb er auch den Beinamen El Fadileh — der vortreffliche — erhalten hat. — Bei den Persern ist das Befragen des Orakels — „istechare" oder „fal" — eine wichtige Sache; wenige Perser gehen an ein Unternehmen selbst von geringer Bedeutung, ohne vorher das Schicksal zu Rate zu ziehen. Man bedient sich dazu des Rosenkranzes oder des Korans und des Hafis, indem durch Einstechen in das Buch eine Stelle aufgeschlagen wird, oder endlich einer Art Würfel, des „raem'l"; für letztere Prozedur gibt es eigene Deuter, Raemmal genannt. Glückliche und unglückliche Tage werden in Persien von den Astrologen vorausbestimmt und in den Tafeln des berühmten Astronomen Chadsche Nässir aus Märageh befinden sich diejenigen Tage verzeichnet, an welchen es gut ist, zur Ader zu lassen, zu baden, zu heiraten. Jeder Tribus hat seine eigenen glücklichen und unglücklichen Wochentage, die sich an freudige oder traurige historische Erinnerungen des Stammes knüpfen, eine reiche Auswahl solcher Tage besitzt der regierende Stamm der Kadscharen. Auch die osmanische Geschichte legt grossen Wert auf bestimmte Tage, so auf den Montag, den Donnerstag und den Sonnabend — auf die beiden letzteren im Gegensatze zu den arabischen Ansichten: Suleiman der Grosse trat von Kon-

stantinopel seinen Zug nach Ungarn an einem Montag, dem 23. April 1526, an. Das war ein nach den Meinungen der Morgenländer von günstigen und ungünstigen Tagen doppelt glücklicher Tag, weil auf ihn auch das Fest Chiars, des Hüters des Quells des Lebens, des Begründers der Fluren, fiel. Am Tage des Festes Chiars zog bis zur Zeit Machmud II. der Sultan gewöhnlich aus dem Winterpalaste Konstantinopels in den Sommerpalast; und an diesem Tage werden die Pferde des kaiserlichen Marstalles mit Feierlichkeit auf die Weide getrieben. Der Montag gilt den Osmanen besonders als der zum Reisen günstigste Tag, weil viele grosse Propheten, wie Mohammed und andere bedeutende Männer, eine der zwei wichtigsten Reisen des Menschen — nämlich die Reise ins Leben oder aus dem Leben — durch Geburt oder Tod — an einem Montag angetreten haben. Als Sultan Achmed seinen Eidam Ibrahim zum Grosswesir erhob, sandte er ihm zur Auszeichnung Montags — als einem glücklichen Tage, irgend etwas zu beginnen — statt des gewöhnlichen goldenen Siegels, welches das Zeichen oberster Gewalt, den Smaragd mit eingegrabenem Namenszuge, den er am Finger trug, als schöne Vorbedeutung glücklicher und edler Geschäftsführung, durch welche sich dieser Grosswesir thatsächlich auch hervorthat. — Ein Ausspruch Mohammeds lautet: „Allah segnet den Donnerstag und den Sonnabend.“ An einem Donnerstag des Jahres 1514, als an einem glücklichen Tage, brach Sultan Selim ins Lager zu Maltepe zum Kriege gegen die Perser auf. Wenn ein Prinz am Donnerstag geboren wird, so herrscht im Sultanshause grosse Freude. Ein am Donnerstag Geborener wird aber auch in den unteren türkischen Volksklassen als ein zu guter Stunde auf die Welt Gekommener betrachtet. An einem Sonnabend liebten osmanische Feldherren die Belagerung von Festungen zu beginnen. An einem Sonnabend, dem 16. Juni 1736, befahl Sultan Machmud I. den Auszug des Heeres, das nach Persien marschierte. Weil der Grosswesir im Jahre 1716, statt einen der günstigsten drei Wochentage, als Sonnabend, Montag und Donnerstag, zum Uebergang zu bestimmen, seinen Uebergang bei Peterwardein auf Dienstag, und zwar nicht einmal in der Frühe, sondern nachmittags festsetzte, so ward dies nach Meinung der türkischen Historiker die Ursache der für die Osmanen unglücklichen Schlacht, denn der Dienstag ist bei den Türken

ein unglücklicher Tag. Bei den Mameluken in Aegypten aber waren die Diwanstage Dienstag und Donnerstag. Vielfach ist nach osmanischer Ansicht auch der Mittwoch ein unheilbringender Tag. Namentlich wird der Mittwoch des Neumondes nach morgenländischem Aberglauben für den unglücklichsten Tag des ganzen Monats angesehen: an einem solchen Tage 1592 starb der Grosswesir Mohammeds III., Sinan Pascha, der osmanische Marius, der fünfmalige Grosswesir; der hartnäckige Albanese, der barbarische Feind der Christen und aller Kultur; der Eroberer Jemens und Georgiens, der Verheerer Ungarns und der Walachei; und die osmanische Geschichte sah darin eine neue Berechtigung dieses Aberglaubens. — Auch bei anderen Völkern des Orients wird der Mittwoch als ein verhängnisvoller Tag betrachtet: Bei den südslavischen Völkern lässt sich, wie Krauss erwähnt, ein Mädchen am Mittwoch nicht kämmen, noch ihre Haare flechten; sonst wird sie „ergraut bei der Mutter ihre Haare kämmen und flechten", wird sie eine alte Jungfer werden. Etwas Aehnliches erfahren wir durch Quedenfeldt aus dem westlichen Reiche des Islams: ein Marokkaner lässt sich am Mittwoch nicht das Kopfhaar rasieren.

Bei den Bulgaren sind Dienstag und Freitag Unglückstage. An beiden tritt man keine Reise an, beginnt man kein wichtiges Geschäft und verlobt sich nicht, denn sonst würde ein Teil bald verwittwet sein. Schon am Vorabend des Freitags dürfen bei den Bulgaren die Frauen nicht spinnen, da dieses den Augen nachteilig wäre. Der Freitag ist fast überall ein Tag des Unglücks: Nach der Ansicht der Balkanslaven erliegt der Kranke unfehlbar dem Leiden, das ihn an einem Freitag befallen hat. Am Freitag wird niemand eine Reise anzutreten wagen. Eine Syrerin, die nur ein einziges Kind hat, wird nie am Freitag in ihrem Hause waschen lassen, aus Furcht, dass dann ihr Kind erkranken müsste. Nur bei den Mohammedanern gilt der Freitag als ein heiliger und glücklicher Tag: Der Freitag, der schon von Alters her Aphroditen geheiligt war, ist auch dem religiösen und begattenden Vereine vor allen anderen Tagen der Woche geweiht, wie dies schon sein Name, Dschumaa, der Tag des Vereines, besagt; am Freitag führte einstmals die Sultanin-Mutter in der Begleitung der Wesire dem Sultan Ibrahim regelmässig die neuen Opfer seiner Lust zu.

Dieser wöchentliche Hofdienst der Minister und Grossen zur Begleitung der neuen Sklavinnen ins Bett des Sultans hat zwar nur unter Ibrahim stattgefunden, aber nach ihm ist das Hof- und Staatszeremoniell bis heute stehen geblieben, dass in einer der sieben heiligen Nächte des Jahres, nämlich in der Nacht Kadr, welche für die gilt, wo der Koran vom Himmel gesendet worden, die höchsten Staats- und Hofbeamten den Sultan auf seinem Rückwege aus der Aja Sofia nach dem Sserai mit vielfachen Hochzeitslaternen begleiten, um dadurch die Nachtfeier der Brautnacht zu begehen, welche der Sultan mit einer Sklavin-Jungfrau zubringt, in der Hoffnung, dass, wie in dieser Nacht der Koran vom Himmel stieg, aus dem Hause Osmans ein Thronerbe vom Himmel gesendet werde.

Ein besonders glücklicher Moment am Freitag ist für die Moslems der Augenblick des Mittagsgebetes, wenn von den Minarets der Ausruf: „Gott ist gross!" ertönt. Laut der Vorschrift des Islams wird das Mittagsgebet nicht in dem Augenblicke, wo die Sonne in den Meridian tritt, sondern einige Minuten darnach verrichtet, weil nach einer bekannten Ueberlieferung des Propheten im Augenblicke des astronomischen Mittags alltäglich der Teufel die Sonne als die Krone der Weltherrschaft zwischen seine Hörner nimmt, damit als Pantokrator der Erde stolziert, dann aber wieder dieselbe abgiebt, wenn der Gebetsausruf: „Gott ist gross!" ertönt.

Bei den Rumänen sollen Verlobung und Hochzeiten nur an Zeitpunkten vorgenommen werden, die als günstige bekannt sind. Die besten Tage hierfür sind Sonntag und Donnerstag; Montag ist ungünstig, weil er den Beginn der Woche bildet, und es könnte ein Unternehmen an diesem Tage eine Reihe von Widrigkeiten nach sich ziehen. Auch der Dienstag ist nicht empfehlenswert, denn auf diesen Tag fiel der Anfang der Welt, und da darf man überhaupt kein auf lange Dauer abzielendes Werk in Szene setzen, weil dies leicht schief gehen könnte. Mittwoch ist — besonders für einen Hochzeitstag — ein böser Tag, weil er „verwittwet", unpaar ist, und das nachmalige Ehepaar sehr bald unpaar, verwittwet werden könnte. Freitag ist an und für sich schon ein Unglückstag. Aber wenn die guten Tage mit hohen Kirchenfesten wie Weihnachten, Ostern zusammentreffen, dann sollen Werbung, Verlobung oder Hochzeit auf ein andermal ver-

legt werden. Im Allgemeinen gelten Spätherbst und Winter, also die Zeit nach Beendigung der Feldarbeit, hierfür als die geeigneteste Periode. Damit das Glück voll sei, wird für solches Beginnen die Vollmondzeit angeraten.

Am Sabbat feiert nach südslavischem Glauben die Kuma, die Pest.

Die Entheiligung der Ruhetage wird nach Ansicht aller Orientvölker durch böse Krankheiten gestraft. Eine Mohammedanerin, die am Freitag, eine Jüdin, die am Sonnabend, eine Christin, die am Sonntag arbeitet, muss zur Strafe im Laufe eines Jahres erblinden Dagegen befiehlt ein syrischer Gebrauch den Christen, Juden und Moslems: Wenn du an heftigem Kopfschmerz leidest, so lasse dich am Sonntag, Sonnabend oder Freitag rasieren und bleibe dann drei Wochen unrasiert, und das Leiden wird verschwinden und nicht wiederkommen. Die Erleichterung, die am Sonntag in einer schweren Krankheit eintritt, bedeutet bei den Serben nichts Gutes.

Ausser den gewöhnlichen Unheilstagen der Woche, dem Dienstag, Mittwoch und Freitag, haben die Südslaven, wie Krauss nach Ilitsch berichtet, nicht weniger als noch 59 besondere Unglückstage im Jahre, davon am meisten, nämlich 9, im Januar, und am wenigsten, nämlich 2, im Juni: Wer an einem dieser Tage geboren wird, lebt nicht lange und wird grosse Armut leiden; wer an einem dieser Tage erkrankt, wird an dieser Krankheit sterben oder bleibt siech; wer an einem dieser Tage heiratet, hat kein Glück in seiner Ehe; wer endlich an einem dieser Tage übersiedelt, wird im neuen Hause nur Unglück und Krankheit finden.

Die grossen Festtage des Jahres haben jeder seine besondere Bedeutung für die Gesundheit des Menschen und die Volksmedizin: Die Griechen in Konstantinopel reiben den Körper eines Schwerkranken mit dem für wunderthätig gehaltenen Wasser aus der Kirche Balikli ein; an dem Tage, da diese Kirche ihr Spezialfest feiert, wallfahrten Alle zu diesem heiligen Wasser; wer sich an Ort und Stelle mit dem Wunderwasser bestreicht, ist geschützt vor kommenden Krankheiten und findet Heilung von alten Leiden.

Der Mittwoch der Charwoche heisst in Syrien: der Mittwoch des Propheten Hiob. Angehörige aller drei Religionen

begeben sich vor Sonnenaufgang ans Meeresufer und waschen sich mit dem Meerwasser Gesicht, Hände und Füsse. Das schützt vor Krankheiten und heilt selbst Erbübel. Einige thun dies in blosser Erinnerung an die Heilung Hiobs; andere glauben Genaueres zu wissen: dass nämlich gerade an diesem Mittwoch ein Engel die Wunden des Propheten Hiob mit Meerwasser gewaschen und geheilt habe.

Eijub Abela erzählt auch von einem anderen Aberglauben, der sich in Syrien an einen Tag der Charwoche knüpft. Um im Laufe des Jahres keine Zahnschmerzen zu bekommen, schneiden sich die Christen in Syrien in aller Frühe des Charfreitags, ehe sie noch etwas gegessen oder getrunken haben, die Nägel.

Am 23. April alten Styls, am Georgstag, kann man sich leicht Mittel gegen verschiedene Krankheiten verschaffen: Als sympathetisches Mittel gegen Augenkrankheiten haben die Griechen in Mazedonien und die Albanesen ein besonderes Kraut im Gebrauch. Hahn nennt es griechisch: Sfarfe, albanesisch: Schpentere. Dieses Kraut ist aber nach dem Aberglauben beider Völker nur wirksam, wenn es am Georgstag gesammelt worden ist. An diesem Tage gehen die Albanesen ins Feld, um sich auch gegen Kopfschmerzen und Leibweh zu schützen. Sie schmücken sich das Haupt mit einem Blumenkranz und um den Gürtel winden sie einen Kranz von Schwalbenkraut; der Blumenkranz heilt Kopfschmerzen, der Schwalbenkrautkranz behütet vor Leibweh. Die serbischen und bulgarischen Bauern schlachten am Georgstage weisse Lämmer. Das Blut der Tiere lässt man ins Gras fliessen, das blutbenetzte Gras bildet dann eine Arznei gegen alle möglichen Krankheiten.

Bei den Serben glaubt man, dass Kinder, die am Himmelfahrtstage geboren wurden, sieben Jahre krank sein werden.

Die christlichen Frauen und Mädchen in Syrien versäumen nie, am Abend vor Pfingsten ihre Hände und Füsse mit Henna zu färben; thun sie es nicht, so werden sie dereinst in Kummer sterben.

In einer von Krauss mitgeteilten südslavischen Sage wird der Aberglaube erwähnt, dass man die Pest herbeizaubern könne, wenn man um Johannis-Mitternacht Milch von zwei Schwestern in ein Grab schütte.

Die Christinnen in Syrien schwärzen sich am Abend vor dem Barbaratag die Augenwimpern mit dem Russe des Weihrauchs: das schützt vor allen möglichen Augenleiden.

Bei den Montenegrinern wäscht man sich einfach während des Glockenläutens am Tage der Auferstehung mit gewöhnlichem Wasser die Augen, um Augenweh zu heilen; dasselbe leichte Mittel beseitigt auch Flechten und andere Ausschläge. Ein Balsam für alle Wunden ist bei den Montenegrinern die Butter, die am Allerseelentage geschlagen wurde.

Die Nächte von Johannis, Georg, Pfingsten, Weihnachten und die Nächte im Fasching werden nach südslavischem Glauben von den Hexen für ihre Versammlungen bevorzugt. Die Bauern pflegen sich daher zu diesen Zeiten, um sich gegen Hexenzauber zu schützen, Brust, Fussohlen und Achselgegend mit Knoblauch einzureiben.

In der ersten Weihnachtsnacht stehen im bosnischen Hochlande alle Christen vor Morgengrauen auf und verrichten vor brennenden Kerzen ihre Andacht. Wer bei dieser Gelegenheit seinen Schatten an der Wand nicht sieht, der wird im Laufe eines Jahres sterben. Das Jahr rechnet man bei fast allen Christen im Orient von Weihnachten zu Weihnachten. Am ersten Weihnachtsmorgen wird in jedem von Altgläubigen bewohnten Bauernhause in Bosnien ein Fruchtbrei, Cicvara, mit Schmalz gekocht. Ist der Brei gar und schwimmen oben dicke Fettaugen, so beugen sich die Hausleute der Reihe nach über das Gefäss und schauen in die Fettaugen. Wer sein Bild nicht erblicken kann, muss im selben Jahre sterben.

Am Vorabend des heiligen Basil, in der griechischen Neujahrsnacht, brennt in den Häusern der christlichen Albanesen ein Feuer die ganze Nacht hindurch. Die gesegnete Frau, die es fertig bringt, bei dem Feuer von Abends bis Früh zu wachen, wird leicht und schmerzlos entbinden.

Die Dalmatiner geben ihren Kranken ein Wasser, das am Dreikönigstag geweiht worden ist, zu trinken; es hat die Kraft, alle Krankheiten zu hemmen und fehlt deshalb in keinem Hause. Bei den Albanesen schliesst man am Morgen des 6. Januars aus den Winden auf den Verlauf des Jahres. Südwind bedeutet: Erntesegen und Krankheiten, Ostwind: magere Ernte, aber Gesundheit.

Bei den christlichen Fellachen in Syrien herrscht der Brauch, am Abend vor Epiphanias Holz vom Maulbeerbaum zu verbrennen. Es ist gestattet, solches Holz zu stehlen, um es für diesen Zweck zu benützen. Das Verbrennen des Maulbeerbaumes ist ein Gott wohlgefälliges Werk, weil dieser Baum, wie die Legende erzählt, sich einst im stolzen Uebermut geweigert hat, sich vor Christus zu verneigen. Wer den übermütigen Baum gerade an diesem Abende straft, der erwirbt sich des Himmels Wohlwollen, und sein Leben wird um soviel Tage verlängert, als Funken aus dem Feuer springen.

Bei den Juden ist der Neujahrstag derjenige, an dem der Himmel die Schicksale der Menschen für das ganze kommende Jahr festsetzt. — Nach dem Glauben der Moslems wurde der Koran in der gesegneten Nacht Kadr — in einer der letzten Ramasan-Nächte — aus dem siebenten Himmel herabgesandt. In dieser Nacht werden von Allah alle menschlichen Schicksale für das kommende Jahr entschieden und bestimmt. Der Koran sagt selbst in der 44. Sure „In dieser Nacht entscheiden wir, nach unserem Befehle, mit Weisheit alle Dinge". Die 97. Sure ist „die Nacht El Kadr", die Nacht der Macht, betitelt und lautet: „Im Namen Allahs, des Erbarmers, des Barmherzigen! Siehe, wir haben den Koran in der Nacht El Kadr offenbart. Und das lehrt dich wissen, dass die Nacht El Kadr ist besser als tausend Monde. Hinabsteigen die Engel und der Geist in dieser Nacht mit ihres Herrn Erlaubnis zu jeglichem Geheiss. Frieden ist sie bis zum Anfang der Morgenröte".

In dieser Nacht der Allmacht und Herrlichkeit, in welcher der Engel Gabriel den Koran aus dem siebenten Himmel brachte, findet in der Jildis-Moschee ein Nacht-Selamlik statt, und der Kalif erhält eine Jungfrau zur Genossin, wie ich bereits bei der Erwähnung des Freitags berichtet habe.

Am Vorabende des dem Ramasan vorhergehenden Monats Schaaban beten die Moslems bei Beginn der Dämmerung, wenn die Mondsichel ganz fein am Himmel sichtbar wird, mit dem Antlitz ihr zugewendet, um ein gesegnetes Jahr und um Gesundheit. Als glückliche Geburtsnacht gilt bei den Moslems die fünfzehnte Nacht des Monats Schaaban, die heilige Nacht der Diplome, in welcher alljährlich die beiden Schutzengel, welche die guten und bösen Handlungen der Menschen aufzeichnen,

sowie der Todesengel ihre Bücher an den Stufen des göttlichen Thrones niederlegen und andere dafür erhalten. Eine Nacht fürchterlicher Rechenschaft und Todesbestimmung. Ali der Doktorssohn ward in solcher Nacht geboren, und zur selben Stunde begann auch das 11. Jahrhundert nach der Auswanderung des Propheten, woraus später für die Geschichtschreiber ein doppelt gutes Vorurteil resultierte. Denn, wie ich gelegentlich des Zahlen-Aberglaubens sagen werde, ist jeder im Anfange des Jahrhunderts Geborene durch das Vorurteil begünstigt, „dass er wirksamen Einfluss nehme auf die Begebenheiten des Säkulums, dass er seinen Namen an die Stirn desselben hefte, dass er es bei den Stirnhaaren mit sich fortreisse und es beherrsche". Wenn in Syrien Frauen oder Mädchen langes Haar zu bekommen wünschen, müssen sie sich am Abend vor Beginn des Neumonds die Spitzen der Zöpfe abschneiden lassen. Wenn jemand bei Mondenschein im Freien das Haupt entblösst, so läuft er nach syrischem Bauern-Aberglauben Gefahr, grindig zu werden.

Die Albanesen haben ebenfalls, wie Hahn berichtet, den Neumond ihrem medizinischen Aberglauben dienstbar gemacht. Wenn der erste Neumond am Himmel steht, so sehen ihn die Kinder und die Mädchen durch ein Sieb an und singen, indem sie sich mit einem Silberstück oder sonst etwas silbernem über das Gesicht streichen, folgendes Lied: „Neuer Mond. Junges Mädchen. Dir Krankheit, mir Gesundheit. Dein Kopf Brei, mein Kopf Stein." Zum Neumond sprechen in Albanien die Kranken: „Du magst zunehmen, mein Uebel mag abnehmen." Flechten, deren eigentlicher Name albanesisch Urti, neugriechisch Leichena ist, bezeichnet man in Elbassan langschweifig als: „Das Uebel, welches wie der Mond zunimmt, voll wird und abnimmt und dabei juckt". Man heilt es, indem man bei abnehmendem Mond Asche auf den Hautfleck streut und dabei dreimal sagt: „Ert urti e perputi, ert ghini e perpini, es kam der Fleck und verunreinigte; es kam die Asche und trank den Fleck auf."

Die griechischen Wahrsagerinnen rufen den Mond zur Erde herab, damit er sich in eine junge Kuh verwandle und der Mutter Milch gebe, um den Säugling zu ernähren. Die Neumondstage sind nicht geheuer, sagen die Südslaven. Da treiben, besonders im März, die Hexen ihr Unwesen. Ein an einem

solchen Tage geborenes Kind kann leicht gegen einen Wechselbalg vertauscht werden. In Bosnien und Slavonien sagt man: Wer vor dem Neumond eine Verbeugung macht, stirbt im selben Monat gewiss nicht.

Endlich haben auch die einzelnen Monate als solche ihre spezielle Bedeutung für die Gesundheit der Menschen. Nach syrischer Ansicht ist vornehmlich der Februar der Gesundheit der alten Leute schädlich. Bei den Bulgaren darf man sich im Februar durchaus nicht verloben Von den Frühlingsmonaten wird dem März die meiste Aufmerksamkeit gewidmet. Ich erwähne die Gebräuche, die namentlich in Mazedonien geübt werden, als vorbildlich für die meisten anderen Völker des Balkans: Am Morgen des 1. März schlagen die Albanesen Menschen und Haustiere mit einem Kornelkirschenzweig; das soll für die Gesundheit von grossem Vorteil sein Die albanesischen Frauen nähen am 1. März einen Lappen fest zusammen und sagen dabei: „Wir nähen und nähen die Pest, die Schlangen und die Krankheiten zusammen.“ Zum Schutze gegen Sonnenstich und Sommersprossen bindet man den Kindern am 1. März einen dreifarbigen, Mannak genannten Faden, um den Arm, einen zweiten um den Hals. Um alles Uebel vom Hause abzuwehren, zieht man einen Mannak auch längs der Schwelle der Hausthür. Man bezeichnet allgemein solche Fäden als Märzfäden. Die Gräkowalachen in Mazedonien binden mit den Märzfäden schon am Vorabend des ersten März den Kindern eine kleine Silbermünze um den Hals oder um die Hand zum Schutz gegen Zauber und Krankheiten. Es besteht vielfach in jenen Ländern der Brauch, diese Märzfäden am 9. März auf Weinlaub oder Bäume zu hängen, von wo sie dann der durch Lieder herbeigerufene Storch holen soll; man sagt dort auch, wie Dr. Sajaktzis erzählt, dass die Störche es sind, die den Kindern die Ostergeschenke bringen.

Der April steht im üblen Rufe: Am 1 April geborene Kinder werden nach südslavischem Glauben Diebe und Lügner und haben kein Glück in ihren Geschäften; man begründet dies damit, dass Judas am 1. April geboren wurde. Auch nach syrischem Aberglauben haben die am 1 April geborenen Kinder den Hang zum Lügen.

Im Frühling sind im ganzen Orient „Kuren zur Reparirung der Lebenskräfte“ beliebt. Man geniesst drei bis vier Wochen alle Morgen Molken, Viperbrühe und frisch ausgepresste Kräutersäfte, Fumaria, Taraxacum. Nach Ansicht der Albanesen muss erkranken, wer im Frühjahr die erste Schwalbe, die erste Turteltaube oder den ersten Kuckuck sieht und dabei noch nüchtern ist. Erkrankt man infolge einer solchen Unachtsamkeit, dann sagt man: die Schwalbe, die Turteltaube oder der Kuckuck hat mich besiegt. Ebenso ist es nach albanesischem Glauben ein die Gesundheit schädigendes Beginnen, wenn man am 1. Mai nüchtern ins Freie tritt. Man legt deshalb, um nicht nüchtern aufstehen zu müssen, im Frühjahr stets ein Stück Brot neben das Bett und isst gleich beim Erwachen einen Bissen.

Bei den alten Römern wurde im ganzen Mai, als einem Unglücksmonat, keine Ehe eingegangen, sowie dies auch von den Feralien und den drei grossen Unglückstagen, dem 7. Mai, 8. Juli und 8. November, galt, an welchen die Unterwelt offen stand. Bei den Bosniern sammelt das Volk im August die Heilkräuter im Felde.

In Konstantinopel darf man an verschiedenen Tagen des August nicht im offenen Meere baden, weil dann die Haut braune Flecken bekommt; besonders nicht nach Regen: das bringt Fieber.

Bei den Albanesen der nördlichen Landesteile sind die Hundstage deshalb gefürchtet, weil um diese Zeit die Poltergeister, weibliche Hexen, unsichtbare Wesen, in die Häuser kommen, dort singen, spielen und tanzen, den schlafenden Personen Geld und Kleider entwenden, die Pferde aus den Ställen holen. Die Geister geben des Morgens zwar alles wieder, aber beschädigt: das Geld zerkratzt, die Kleider schmutzig, die Pferde schwitzend. Manchmal begnügen sich die Geister, von der Strasse aus die schlafenden Menschen durch Steinwürfe in die Fenster zu erschrecken. Der österreichisch-ungarische Generalkonsul Pisko, der die Sage von den Poltergeistern in Janina gehört hat, verzeichnet auch den Aberglauben, der dort in Verbindung mit dieser Sage herrscht: dass schwerkrank an Leib und Seele werde, wer diese sonst unsichtbaren Geister einmal erblickt habe; spreche er aber gar über die ihm zuteil gewordene Erscheinung, dann müsse er sterben.

Die Serben meinen, dass ein Kind, das am 1. November geboren wurde, nie glücklich sein könne. Ich verweise noch auf einige ähnliche Gebräuche und Ansichten, die in anderen Kapiteln erwähnt sind und die ich hier nicht mehr zitiere, um Wiederholungen zu vermeiden, und schliesse die Rundschau über die Jahreszeiten mit der im Orient allgemein verbreiteten Meinung: die beste Jahreszeit, um sich zu verehelichen, ist jene, wenn der Mond im Zeichen des Skorpions sich befindet.

In der osmanischen Geschichte fehlen natürlich auch Sonnen- und Mondfinsternis nicht unter den tragischen Anzeichen. Eine Mondfinsternis hat stets unglückliche Vorbedeutung für den Grosswesir, weil er, der Mond des Reiches, sein Licht von der Sonne desselben, dem Sultan empfängt. Eine Sonnenfinsternis aber ward stets als für den Sultan selbst Unglück verkündend verrufen: Der Tyrann Murad IV., der weder Glauben noch Aberglauben kannte, erschrak infolge einer in seinem Geburtsgestirn stattgehabten Sonnenfinsternis, welche er als einen Vorboten seines nahen Lebensendes ansah, und er liess sich hierüber weder vom Hof-Astronomen, noch vom Leibarzte, noch vom Hof-Imam eines Besseren belehren.

Am 25. Mai 1760 gab eine gänzliche Sonnenfinsternis, welche zwei Stunden dauerte, zu vielfältigem Volksgerede Anlass, und die Prediger belehrten das Volk, wie der Reichsgeschichtschreiber seine Leser, dass aus Finsternissen nichts zu schliessen sei, denn als am Todestage Ibrahims, des Sohnes des Propheten, eine Sonnenfinsternis eintrat, sagte der Prophet: „Sonne und Mond sind zwei Wunderwerke Gottes, die sich nicht verfinstern wegen des Todes von irgend jemand.“ Die Verdunkelungen grosser Staatslichter durch Tod oder Absetzung waren im Osmanenreiche allerdings eine zu häufige Erscheinung, als dass der Aberglaube, die Sonnenfinsternis habe dieselben vorbedeutet, noch länger gedeihen konnte. Auch ausserordentlich heftige Stürme haben für die Orientalen beängstigende Vorbedeutung: Die Orkane der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings vom 4. März 1749 schienen den Bewohnern Konstantinopels durch die entwurzelten Baumriesen, die entdachten Türme den Fall oder Tod hervorragender Männer im Staate vorzubedeuten, und wirklich starben in diesem Jahre ein halbes Dutzend erlauchter Gelehrter und Staatsmänner.

Als Wahrzeichen des tragischen, durch Mord erfolgten Endes Sultan Osmans II. führt die osmanische Reichsgeschichte an: den grossen Brand des Besestan zu Konstantinopel, die Ueberschwemmung durch einen Wolkenbruch, der einen Teil Konstantinopels unter Wasser setzte, das Phänomen der Zufrierung des Bosporus, die dadurch verursachte Hungersnot, den Fall von Meteorsteinen; die Erscheinung eines grossen Kometen; und endlich die beiden Sonnenfinsternisse, welche sich im Jahre der Geburt und des Todes dieses Sultans ereigneten.

Am 12. November 1577 war zu Konstantinopel ein Komet am Himmel aufgeflammt, der den alten Volksglauben, dass sein Erscheinen Herrschertod und Reichsumwälzung vorbedeute, bestätigte. Die Mufti und der Erbauer der unterirdischen Sternwarte zu Galata, der Hofastronom Takieddin, berechneten mitsammen, dass dies derselbe Komet sei, der schon elfmal als Vorbote wichtiger Weltbegebenheiten erschienen; freilich in ungleichen Zwischenräumen, denn derselbe Komet sollte den Tod Abels, die Sündflut, Nimrods Tyrannei wider Abraham, den Untergang des Stammes Aad, den des Stammes Themud, die Geburt des Moses, den Untergang des Pharao, die Schlacht von Bedr, die Ermordung Osmans, die Ali's, die Regierung Jesid's vorausgesagt haben, bald nach Jahrzehnten, und bald nach Jahrhunderten, nun zum zwölften Mal erschienen, brachte er zwölf Tage später den Tod des Schah Ismael, des Todfeindes der Osmanen.

Grossen Eindruck machte zu Konstantinopel auch ein am Jahrestage des Todes Sultan Achmeds zuerst sichtbarer Komet, von blutrotem Lichte, in der Form eines gebogenen Säbels, dessen Schneide von Osten herüber die Hauptstadt zu bedrohen schien, was damals anfangs auf neuen persischen Krieg; zwei Jahre hernach aber auf den in der Moldau ausgebrochenen polnischen und die darauf folgende Thronumwälzung gedeutet und mit einer umlaufenden Prophezeihung von einem Sultan, welcher Rom erobern, nach zwölf Jahren aber dem Schwerte der Christen erliegen sollte, in Verbindung gesetzt ward.

Ein ganz merkwürdiges Wahrzeichen, dessen die osmanische Geschichte erwähnt, war folgendes: Nach seiner Thronbesteigung erschien ein Sultan, um die Huldigung der Grossen entgegenzunehmen. Erwartungsvoll standen die Aga mit verschränkten

Armen, des ersten Wortes nach der Besitznahme des Thrones harrend. Aber: „Ich bin hungrig, gebt mir zu essen," sagte der nach vorübergegangenem Seeübel esslustige Sultan; und dieses Wort, als üble Vorbedeutung einer Hungersnot ausgelegt, bestätigte die noch im selben Jahre eingetretene grosse Teuerung und den Volksaberglauben an die Vorbedeutung zufällig gesprochener Worte.

Der Turban, welcher einmal dem Sultan Suleiman II. vom Kopfe fiel, galt ebenfalls als eine schlimme Vorbedeutung für das Schicksal des Herrschers. Ein osmanischer Historiker, Muderris Nuuman, beweist ausführlich aus der „Lehre von den guten und üblen Vorbedeutungen", wie Nadirschah notwendig unter dem Säbel fallen musste, weil unter den Geschenken des Sultans ein mit Juwelen besetzter Säbel sich befand. „War doch auch," sagt er, „der Kiajabeg Osman, das Opfer des Kongresses von Niemirow, bald darauf hingerichtet worden, als ihm Pirisade, der damalige Imam des Sultans, eine aus Papier ausgeschnittene Scheere als Geschenk sandte." Muderris Nuuman führt bei dieser Gelegenheit, als die unglücklichen Wahrzeichen, welche Sturz und Unfall prophezeihen, an: wenn Turbane vom Haupte fallen, Zelte zur Erde stürzen, Rossschweife und Fahnen umgekehrt werden und dergleichen mehr, wie deren bei dem Auszuge Kara Mustafa's zur Belagerung Wiens und bei anderen Gelegenheiten stattgefunden hätten; und schliesslich zählt dieser Geschichtschreiber des osmanischen Volksaberglaubens nicht weniger als sieben ungünstige Wahrzeichen auf, „die sich der nach Wien entsandte Grossbotschafter Köprili zu Schulden kommen liess und welche der Grossbotschaft ungünstigen Ausgang vorbedeuteten."

22. Vorbedeutungen im Traume, im Hause und beim Essen.

Vorbedeutung der Träume für Krankheiten und Tod. — Ein Wort Mohammeds. - Der Traum des Cyrus. — Der Traum Erthogruls und Osmans. — Der Traum des Grosswesirs Tarchundschi Achmed. — Bulgarisches Sprüchwort. — Mazedonische Traumdeutung. — Südslavisches. — Rumänisches. — Tod und Tote in Träumen. — Rumänische Anzeichen des Todes. — Knarren von Balken. — Ausfallen der Nägel. — Zimmerkehren. — Jucken, Schlucken, Sausen im Ohr. — Haarflechten. — Niesen. — Gänsehaut. — Gähnen. — Flecken. — Lachen unter Thränen. — Weinen. — Waschen. — Seife. — Wäsche. — Priester. — Schatzfund. — Verkehrtes Thun. — Der Schatten. — Kleidung. — Essen und Krankheitszauber.

Dass Träume einen Wert für die Feststellung von Krankheiten haben, wird von N. Vaschide und H. Pieron vom Pariser Institut durch die Reihe von Thatsachen, die sie gesammelt haben, belegt. Sie gehen von dem Gedanken aus, dass der Geist im Schlaf die äussere Welt verlässt und sich den inneren Vorgängen zuwendet während wir wachen, herrschen die äusserlichen Empfindungen vor. Das Gehirn ist mit dem, was ausserhalb des Körpers vorgeht, beschäftigt, und wenn von innerlichen Quellen nicht dringliche Rufe kommen, achtet es nicht darauf, was im Innern vorgeht. Ueberkommt uns der Schlaf, so ist es umgekehrt. Die innerlichen organischen Empfindungen herrschen vor und beschäftigen den Geist ausschliesslich, wenn nicht äussere Anforderungen nachdrücklich bemerkbar gemacht werden. Aus diesem Grunde kann eine im Laufe des Tages begonnene Schlussfolgerung oder ein für die wachen Stunden zu verwickeltes Problem im Schlaf zu einem erfolgreichen Ergebnis gebracht werden. Das Gehirn wird nicht durch Unterbrechung gestört. Es gibt, schreibt eine englische Zeitschrift, hauptsächlich drei Arten Träume; die ersten enthüllen das Temperament des Träumers, die zweiten verkündigen Krankheiten vor-

aus und die dritten sind Krankheitssymptome. Sanguiniker träumen über Lieder, Feste, Lustbarkeiten, Kämpfe, Spiele; Melancholiker träumen im Allgemeinen von Geistern, Einsamkeit, Tod, Phlegmatiker von weissen Gespenstern, Wasser, feuchten Orten, und Gallenleidende von dunkeln Körpern, Ermordungen, Brandstiftungen und dergleichen. Heitere Träume bedeuten gesunde Zustände, ruhige Träume sind günstig Träume von Bädern oder von kaltem Wasser prophezeien kritischen Schweiss. Träume von heftigen Schmerzen sind, wenn sie nicht die Folge von äusseren Ursachen sind, Zeichen von Verletzungen, Entzündungen oder Brand in irgend einer Form. Berge mit jähen Abgründen oder unentwirrbare Wälder in Träumen bedeuten oft eine Erkrankung der Leber. Feuer ist das böse Omen der Anämie. Aengstlichkeit in Träumen ist ein Zeichen von Herzleiden. Träume von Ueberanstrengung und Erschöpfung bezeichnen Hysterie, Träume von Geschmacksgenüssen Verdauungsleiden. Erschreckende Träume und schreckliche Bilder zeigen gastrische Affektionen an. Furcht und Angst deuten auf schlechte Blutzirkulation. Alpdrücken von abstossenden Tieren, wie Ratten, Schlangen und Reptilien, bezeichnen Leiden in Folge von Alkoholismus. Auch dem Asthma geht Alpdrücken voraus. Kurze, schreckliche Träume in der Art des Alpdrückens prophezeien gewisse Herzstörungen. Wirkliche Romane, die sich manchmal von einer Nacht zur anderen fortsetzen, sind charakteristisch für Leute, die an Hysterie leiden. Kinder von Alkoholikern sehen in ihren Träumen häufig Tiere wie Katzen, Hunde, Pferde, Löwen oder andere schreckliche Raubtiere, gewöhnlich aber die Tierart, die ihnen am vertrautesten ist. Wenn sich Träume mehrere Nächte hintereinander wiederholen, so ist das ein sicheres Zeichen körperlicher Störungen. —

Nach dem überlieferten Worte Mohammeds sind die nächtlichen Erscheinungen ein Teil des Prophetentums, und die „guten Träume kommen vom Herrn“ Solche Träume vor der Geburt grosser Herrscher, als Weissagungen künftiger Macht, von den Zeugen derselben lange hernach erzählt und ausgelegt, sind — wie Hammer sagt — ein uralter Kunstgriff morgenländischer Geschichtschreiber, nach ihnen von den abendländischen ältesten und neuesten wiederholt. Herodot erzählte uns den Traum des Grossvaters des Cyrus, dessen Mutter Man-

dane mit ihrem Wasser ganz Asien überschwemmte. Die Mutter Dschengis-Chan's wurde, wie die Geschichtschreiber des Ostens berichten, im Traume von einem Lichte, das sie mit dem Munde auffing, geschwängert.

Mit besonderer Liebe verweilt die Sage der Osmanen bei der Erzählung einer prophetischen Erscheinung, womit der fromme Ertoghrul, der Vater Osmans, und bei der Erzählung eines machtweissagenden Traumes, womit der junge Osman, der Begründer der Dynastie der Osmanen, beglückt ward. Die Erfindung und Ausstattung dieser Träume liegt im Geiste des Morgenlandes und der Moslems. Ganz einfach und dem Traume Jakobs nachgeahmt, dem der Herr mehr als einmal im nächtlichen Schlummer erscheint und ihm den Segen seines Geschlechts verkündet, ist der Traum Ertoghruls: Er war auf einer seiner Wanderungen im Hause eines frommen Mannes zur Nacht eingekehrt. Als man sich zur Ruhe begeben sollte, nahm der Hausherr aus seinem Wandschranke, der hinter Ertoghrul stand, ein Buch heraus und legte es auf die höchste Stelle im Zimmer; auf die Frage Ertoghruls, was für ein Buch dies sei, antwortete ihm der Hausherr, es sei Gottes Wort, die heilige Schrift, durch den Propheten dem Menschen verkündet, der Koran. Nachdem sich Alle zur Ruhe begeben, nahm Ertoghrul das heilige Buch und las es stehend die ganze Nacht hindurch bis an den Morgen, wo er sich auf kurze Zeit niederlegte. „Während des Morgenschlafes, als der wahren Zeit wahrhaftiger Träume“, hatte er eine prophetische Erscheinung und vernahm die Stimme: „Dieweil Du mein von ewig her bestehendes Wort so hoch geehrt, sollen hochgeehrt sein Deine Kinder und Kindeskinder durch kommende Geschlechter und Zeiten.“ Nicht so einfach im Geiste patriarchalischer Ueberlieferung, sondern in dem Geiste romantischer Sage, und schon mit geschichtlichen Begebenheiten verwebt, ist der Traum Osmans, welcher seiner Vermählung mit Malchatun, „Schatzfrau,“ der schönen Tochter des frommen Scheichs Edebali, vorausging und sogar reich war an Szenen von Werbung, Nebenbuhlerschaft und Kampf.

Hammer erzählt nach osmanischen Quellen: Edebali, ein frommer und gelehrter Scheich aus Adana, im Lande Karaman, hatte sich, nachdem er in Syrien die Studien des Gesetzes vollendet, zu Itburuni, einem Dorfe in der Nähe von Eskischehr,

der Hauptstadt des heutigen Sandschaks Sultanöni, niedergelassen. Osman besuchte den Scheich öfters, und als er eines Tages dessen Tochter, die schöne Malchatun, gesehen, entbrannte er zu ihr in heftiger Liebe. Seinem Begehren um ihre Hand willfahrte jedoch der Vater nicht, weil er die Gesinnungen des Jünglings nicht für beständig, auch seine Tochter demselben nicht für ebenbürtig genug hielt. Noch zwei Jahre verflossen, ehe Osman durch die Hand der Schatzfrau des heissesten seiner Wünsche teilhaftig ward, ehe ihr Vater, durch des Jünglings Treue und anhaltende Liebe bewegt, sich die Auslegung eines Traumes zu Osmans Gunsten gefallen liess.

Eines Abends, als Osman im Hause Edebali's als Gast übernachtend, voll Geduld, welche nach dem Sprichwort des Arabers der Schlüssel des Genusses, und voll Gedanken an den Gegenstand seiner Liebe, durch die er sich schweigend und entbehrend fast das Märtyrertum verdient, zu Bette gegangen war, leuchtete ihm aus verborgener Welt das folgende Traumbild in das von aussen schlummernde, nach innen geöffnete Auge. Er sah sich und den Scheich, seinen Gastherrn, ausgestreckt liegen. Aus Edebali's Brust stieg der Mond auf, der wachsende, der sich zu Osman neigend als Vollmond in dessen Busen barg und versank. Da wuchs aus seinen Lenden ein Baum empor, und wuchs und wuchs an Schönheit und Stärke immer grösser und grösser, und spreitete seine Aeste und Zweige aus, immer weiter und weiter über Länder und Meere bis an den äussersten Gesichtskreis der drei Teile der Erde seinen Schatten verbreitend. Unter demselben standen Gebirge wie der Kaukasus und der Atlas, der Taurus und der Hämus, gleichsam die vier Pfeiler des unendlichen Laubzeltes; es strömten, als die vier Flüsse dieses paradiesischen Baumes, unter den Wurzeln desselben der Tigris und der Euphrat, der Nil und der Ister hervor. Schiffe deckten die Flüsse und Flotten die Meere, Saaten die Felder und Wälder die Berge. Aus den Bergen sprangen Quellen in befruchtender Fülle, und sie durchrieselten das Rosen- und Cypressengemisch edenischer Fluren und Haine. Aus den Thälern türmten sich Städte auf mit Domen und Kuppeln, mit Pyramiden und Obelisken, mit Pracht- und Turmsäulen, von deren Spitzen funkelte der Halbmond, von deren Galerien erscholl Gebetausruf in das Konzert tausendstimmiger Nachtigallen und tausendfarbiger Papa-

geien, die im kühlenden Schattendach sangen und kosten; des Schattendaches zahllose Blätter aber waren schwertförmig gebildet. Jetzt erhob sich ein siegender Wind und senkte die Spitzen derselben gegen die Städte und zuvörderst gegen die Kaiserstadt Konstantins, die an dem Zusammenfluss zweier Meere und zweier Erdteile, als ein Diamant zwischen zwei Saphiren und zwei Smaragden gefasst, den Edelstein des Ringes erdumfassender Herrschaft bildet. Eben wollte Osman den Ring anstecken, als er erwachte. Die Auslegung des Traumes, als Vorbild der Weltregierung eines aus Edebali's und Osman's Lenden entsprossenen Herrschergeschlechts, ebnete alle Schwierigkeiten, welche der Vermählung mit der schönen, durch den Vollmond dargestellten Malchatun entgegengestanden hatten. Die Vermählung wurde zwar nicht mit dem Pomp späterer sultanischer Hochzeiten, aber nach allen Vorschriften des Gesetzes und des Beispiels des Propheten gefeiert. Ein junger Scheich Edebali's, der fromme Derwisch Turud, verrichtete die vorgeschriebenen Förmlichkeiten und erhielt dafür vom Bräutigam das Versprechen eines Wohnortes in der Nähe einer Moschee und am Ufer eines Flusses.

Minder erfreulich war der historisch beglaubigte Traum des berühmten osmanischen Grosswesirs Tarchundschi Achmed: Als ihm einmal in einer Nacht nichts gutes geträumt hatte, nahm er früh im Diwan Abschied von seinen Kollegen, als ob es der letzte sei. Seine Ahnung täuschte ihn nicht. Wenige Stunden darauf ward er, der gestern noch Allmächtige, erwürgt.

Ein serbisch-bulgarisches Sprüchwort sagt: San je klapnja, a Bog je istina, der Traum ist eine Phantasterei, Gott allein die Wahrheit. Aber den Glauben der Bulgaren an die Vorbedeutung der Träume hat dieser Ausspruch nicht erschüttert. — Mystisch wie das vorherbestimmte Schicksal des Menschen, ist das Eintreten der Krankheiten und des Todes. Jede einzelne Krankheit kündigt sich durch ein besonderes Zeichen an. Dieses Zeichen sehen die Balkanchristen in der Stellung und dem Gebahren der menschlichen Umgebung oder der Haustiere, in gewissen Vorfällen im häuslichen Leben, besonders aber in Träumen.

In Mazedonien erraten, wie Lübeck erzählt, Serben und Bulgaren aus den Träumen nicht blos das Nahen einer Krank-

heit, sondern auch die Person, welcher das Uebel zustossen wird. Träumt man, das Haus stehe in Wolken oder in Finsternis gehüllt, so bedeutet dies im Allgemeinen Krankheit. Träumt man, dass einem die Zähne ausfallen, so wird jemand aus der Verwandtschaft bald sterben, sagt man in Bulgarien und Serbien. Träumt jemand, dass ein Stier ihn verfolge, dass er in Nacht und Nebel oder Finsternis schreite, dass er beim Reiten vom Pferde stürze, dass er aus einem umkippenden Wagen geschleudert werde, dass der Pope ihn umhalse, umarme oder küsse — dann sucht ihn die Krankheit so heftig heim, dass ihm das Grab bald sicher ist. Wenn eine Frau träumt, sie bemühe sich einen Webstuhl aufzustellen, so bedeutet das in Serbien einen Todesfall im Hause; es wird symbolisiert mit der Aufstellung der Leichenbahre. Träumt man von einem Toten, so bedeutet es einen Unglücksfall. Träumt man vom Tode selbst, so lebt man lange. Träumt ein Rumäne, er habe mit einem Toten ein Gespräch geführt und sei von ihm mitgerufen worden, so muss er folgendermassen verfahren: An drei aufeinanderfolgenden Tagen muss er sich am frühen Morgen zum offenen Fenster stellen, mit der Rechten jedesmal eine Zwiebel hinauswerfen und dabei ausrufen: „Wer mich nachts plagt, der habe mit mir nichts zu schaffen, sondern mit der Zwiebel!“ — Träumst du vom Heiraten, so wirst du bald sterben, sagen die Südslaven. Wenn man im Traume einen nackten Menschen schaut, so giebt es im Hause bald einen Todesfall. Das glaubt man allgemein, denn einen Verstorbenen entkleidet man, um ihn zu waschen.

Auch nach der Anschauung der Rumänen erscheint der Tod niemals urplötzlich, wie ein deus ex machina, um dem Menschenkinde den Lebensfaden abzuschneiden. Er gibt vielmehr den Verwandten des zum Sterben Verurteilten oder diesem selbst allerlei Winke. Es existieren deren zahllose, so dass ein rechter und echter rumänischer Bauer eigentlich auf Schritt und Tritt Voranzeigen seitens des Todes zu sehen berechtigt ist. Als solche gelten, wie Flachs nach rumänischen Autoren erzählt: Das Krachen von Möbeln, Zimmerwänden, Heiligenbildern, Zimmerbalken; das anscheinend grundlose, plötzliche Platzen von Glas oder Thongegenständen, das Herabfallen eines Heiligenbildes, Spiegels, des Mörtels von der Wand; das selbstthätige Aufgehen von Thüren, das unaufhörliche Miauen und die Un-

reinlichkeit der Hauskatzen, wenn gerade jemand von den Hausgenossen krank ist, und das dem Krähen ähnliche Gackern der Henne; wenn das Vieh zu ungewohnter Zeit brüllt, wenn eines von den Zugtieren an dem Karren, der die oben getraute Frau zu ihrem neuen Heim bringt, zu brüllen beginnt; wenn Hunde heulen und zugleich neben dem Hause die Erde aufwühlen; wenn sich auf den Händen schwarze Flecken bilden; wenn man von frischem Acker, von Gruben oder Grabmälern, von trübem Wasser, ausgelöschten Kerzen, geschlachtetem Vieh träumt oder davon, dass man die Zähne verliert. Alle diese Anzeichen bringen die traurige Kunde, dass irgend jemand von der engeren Familie oder dem weiteren Verwandtenkreis bald sterben werde.

In Bulgarien meint man: Wenn in einem Hause ein Balken, ein Thürstock oder das Möbel knarrt; wenn zwei Wandnägel von selber ausfallen — so stirbt jemand im Hause. Aehnliches meint man überall.

Wenn man jemanden mit dem Besen haut, wird der Geschlagene auch bald weggekehrt werden, glauben die Slaven des Balkans.

Man soll ein Kind — erzählen einem die Walachen — nicht mit einem Besen schlagen; das macht die Kinder mager.

Nach Sonnenuntergang, heisst es in Syrien, darf man nicht mehr das Zimmer mit dem Besen kehren, weil man sonst fürchten müsste, das jüngste Kind der Familie zu verlieren. Im Notfall ist das Auskehren erlaubt, doch muss die Hausfrau nachher die Spitzen des Besens verbrennen.

In Syrien besteht ferner der Gebrauch, dass man, wenn ein Mitglied der Familie verreist ist, solange weder das Haus auskehren, noch die Möbel putzen oder rühren darf, bis man annehmen kann, dass der Reisende auf seinem Wege den ersten Strom oder Bach bereits überschritten habe. Sonst wird der Reisende krank oder er stirbt.

Jucken, Schlucken, Sausen im Ohr — dafür hat man auch im Orient ähnliche Bedeutungen angenommen wie im Occident: Bei den Albanesen bedeutet Jucken im Auge: Regen; Jucken an der rechten Hand: man wird Geld hergeben müssen; Jucken an der linken Hand: man wird Geld erhalten; Jucken an den Lippen: ein Freund kommt; Jucken an der Nase: Streit und

Kampf; Sausen im linken Ohr: eine schlechte Nachricht; Sausen im rechten Ohr: eine gute Nachricht.

In Syrien bedeutet Jucken an den linken Augenbrauen: ein Freund kommt zu Gast; Jucken an den rechten Augenbrauen: eine schlechte Nachricht ist auf dem Wege; im Gegensatze zu den sonst üblichen Bedeutungen wird hier das Angenehme der linken Seite, das Unangenehme der rechten Seite zugeschrieben. Ebenso bedeutet bei den Syrern, gleichwie bei den Albanesen: Jucken an der linken Hand: man wird Geld bekommen; Jucken an der rechten Hand: man wird Geld ausgeben müssen. Ferner sagt man in Syrien: Wem es im Ohr klingt, von dem spricht man. Man zählt alle seine Bekannten auf und ist bei der richtigen Person angelangt, wenn das Klingen im Ohr aufhört. Bei den Albanesen glaubt und thut man dasselbe, wenn jemand vom Schlucken befallen ist. Um jemand vom Schlucken zu befreien, hält man es in Syrien für gut, wenn man ihn durch falsche Anklage erregt; in Konstantinopel legt man als Befreiungsmittel eine frischgeköpfte Ente auf die Magengegend.

Ohrensausen vertreibt man sich nach serbischer Meinung am besten durch die Reinigung des Ohres mit einem Splitter vom Holze, in das der Blitz eingeschlagen hat.

Wem das rechte Auge immer zuckt, wem die rechte Wimper zittert, dem droht nach mazedonischem Aberglauben tötliche Krankheit.

Wem das Ohr ineinemfort juckt und kitzelt, dem droht eine schwere Krankheit, vielleicht der Tod, sagen die Bulgaren und Serben. Wenn ein Frauenzimmer beim Haarflechten einen Zopf nicht zu Ende flicht, so stirbt im Laufe eines Jahres jemand im Hause, sagt man in Bosnien, in der Herzegowina und in Serbien. In Syrien glaubt man auch, wie überall, dass etwas Erzähltes auf Wahrheit beruhe, wenn ein Zuhörer dabei niest. Wer aber bei einer Leiche niest, der wird krank. Um die bösen Folgen dieses Niesens zu verhüten, muss man der betreffenden Person, soviel Male als sie geniest hat, sofort den Saum des Hemdes einreissen.

Plötzlicher Schauer, Gänsehaut wird von den Albanesen als höfliche Anfrage des Todes gedeutet, ob man mit ihm gehen wolle. Man sagt deshalb schnell: „S jam ghati, ich bin noch nicht vorbereitet!“ Beim Gähnen, sagt man in Marokko, soll

man die Hand vor den Mund legen. Sonst uriniert der Teufel hinein. Und zwar decke man den Mund mit der inneren Handfläche der rechten Hand oder mit der äusseren Handfläche der linken zu, da die innere Handfläche der letzteren, wegen der unreinlichen Verrichtungen, die sie übt, unwirksam ist. Auf der Handfläche oder auf den Daumen auftretende gelbe Flecken heissen bei den Bosniern: Mrtva Knâ, Totenfärbung. Erscheint die Färbung auf der rechten Hand, so stirbt ein Hausgenosse; auf der linken Hand: ein Freund im Dorfe. Bei den Bulgaren glaubt man dasselbe. Erblickt man einen solchen Fleck, wenn man im Hause ist, so stirbt ein Hausgenosse; wenn man den Fleck im Gehöft bemerkt, so stirbt einer von den Dienstleuten; entdeckt man ihn auf der Strasse, so bedeutet er den Tod eines Nachbars.

Die Syrer sagen: Diejenigen Personen, denen beim Lachen Thränen in die Augen treten, sterben fern von ihrem Vaterland. Wenn ein kleines Kind in Gegenwart der Mutter weinend nach dem Vater verlangt, so bedeutet dies nach syrischem Aberglauben den bevorstehenden Tod der Mutter. Bei den Syrern ist es nicht erlaubt, die eben gewaschenen, noch nicht abgetrockneten Hände vor dem Gesicht einer Person, die man liebt oder ehrt, hin und her zu schwenken. Man könnte die Person bespritzen. Trennung von ihr, durch Krankheit oder Tod, wäre die Folge.

Nach dem Waschen – sagen die Walachen – soll man die Hände nicht nach rechts oder links schlenkern, ehe sie getrocknet sind. Befolgt man dies nicht, dann magert man ab. Ein verheirateter Mann oder eine verheiratete Frau dürfen sich nach Ansicht der Syrier nicht mit ungebrauchter Seife waschen. Thut dies ein Mann, so verliert er seine Frau, thut dies eine Frau, so verliert sie ihren Mann. Man lässt daher eine frische Seife von einem Unverheirateten oder einem Kinde zuerst gebrauchen. Dagegen soll eine Frau, die ihrem Manne langes Leben wünscht, seine Wäsche nur mit einer Seife waschen, die vorher noch nicht gebraucht worden ist. Dies bewirkt, dass der Mann die Frau überlebt. Man darf einen Wasserkrug nie leer nach Hause tragen, sonst wird das Haus leer wie der Krug, die Bewohner sterben aus. Wenn bei Dalmatinern ein Priester zu Besuch kommt und seinen Hut auf ein Bett legt, so ist zu befürchten, dass die Person, die in diesem Bett zu schlafen pflegt, im Laufe

eines Jahres sterben muss. Wer einen verborgenen Schatz findet, ist nicht immer zu beneiden. Die Albanesen glauben, dass derjenige, dem das passiert, bald nach dem Funde sterben müsse.

Die moslemischen, jüdischen und christlichen Frauen in Syrien wagen alle nicht, die Steppdecke — Lehaf — am Sonntag frisch zu überziehen, denn sonst muss die darunter schlafende Person erkranken. Wenn in Syrien eine Person aus Versehen die Bettdecke verkehrt über sich zieht, so ist dies ein böses Zeichen, es bedeutet den baldigen Tod der betreffenden Person.

Nach Heinrich Lewy gehörte es bei den Juden im frühen Mittelalter zu den emoritischen, nämlich heidnischen Gebräuchen, wenn man sagte „Ziehe Dein Hemd verkehrt an, damit Du Träume habest, ziehe Dein Hemd nicht verkehrt an, damit Du keine Träume habest.“ Im deutschen Aberglauben muss beim Zauber Vieles verkehrt gemacht werden: Wer ein Stück von der Wäsche verkehrt oder links anzieht, wird nicht beschrieen.

Albanesen, Neugriechen und andere Bewohner der europäischen Türkei fürchten sich vor dem Schatten. Wenn man mit seinem Schatten spielt, so bringt dies Krankheit, zuweilen den Tod.

Eine syrische Frau wird nie ihren Schleier selbst nähen; sonst wird der Schleier ihr Leichentuch. Auch lässt sich in Syrien niemand einen Riss in der Kleidung, solange dieselbe am Leibe ist, zusammennähen; denn dies erinnert an das Zusammennähen des Leichentuchs über der Leiche und bedeutet ein mutwilliges Spielen mit dem Tode. —

Beim Einkaufen der Speisen wie beim Essen muss man sich vor allem möglichen Zauber hüten. Der Ägypter verbirgt die eingekauften Lebensmittel sorgfältig vor dem bösen Blick. Im Augenblick, wo man Speise zu sich nimmt, ist man für Krankheitszauber äusserst empfänglich. In Syrien hält man kleine Kinder fern von einem Ort, wo Brot hergestellt wird. Dieser Umstand beruht auf der moslemischen Ansicht von der Enstehung des Affen: Einst beging eine Frau die Sünde, mit einem Stück Brot den Schmutz vom Körper ihres Kindes wegzuwischen. Zur Strafe dafür ward die Frau in eine Schildkröte, das Kind in einen Affen verwandelt. Die Bosnier und Bulgaren entsetzen sich vor ungesalzenem Brot. Denn, wenn man beim Brotkneten vergisst, dem Mehl Salz oder Talg bei-

zumengen, so wird jemand im Hause oder von der Verwandtschaft sterben. Auch glaubt man vielfach, dass jemand vom Hause im Laufe des Jahres sterben müsse, wenn der Sauerteig im Hause wurmig wird.

Beim Essen ist den Mohammedanern grosse Reinlichkeit vorgeschrieben. Nach dem Essen wäscht man sich Hände und Lippen. Man soll nichts hinunterschlucken, was zwischen den Zähnen stecken bleibt. Man reinigt den Mund mit Zahnstochern und Zahnbürsten und spült ihn zum Schlusse mit Wasser. Wenn man aufstösst, so ist es ein Zeichen, dass man genug habe, worauf der Hausherr den Gast nicht mehr nötigt. Nach der Vorschrift des Propheten ist es verboten, die Speisen anzublasen, um sie zu kühlen. Ein heilsames Verbot ist: beim Essen soll man nicht reden.

Allgemein ist im Orient die Sitte, begünstigten und befreundeten Personen Bissen vom eigenen Essen zu schicken. Der Sultan sendet seinen Favoriten das Essen aus seiner Küche. Der Hausherr steckt dem Gaste einen Bissen direkt in den Mund. Nichts von den Speisen, die zu Tische gekommen sind, darf in die Küche zurückkommen. Die Überreste von den Speisen werden verschenkt an Arme und Kranke. Die Überbleibsel vom Sultanstisch gelten als heilbringend. In Syrien bekommt jeder beim Essen eine besondere Portion Brot. Der Nachbar darf eigenmächtig nichts davon abbrechen, sonst nimmt er damit gleich ein Stück des Lebens mit. Nur die Hausfrau darf ihrem Manne und ihren Kindern von ihrem Brot geben, ohne dass ihre Gesundheit dadurch Schaden erleidet.

Ein syrisches Sprichwort aber sagt: Wenn jemand meinen Bissen isst, wird er Gegenstand meines Hasses. Wenn zwei Verlobte miteinander essen und der Bräutigam seiner Braut einen Bissen in den Mund stecken will, so darf sie es nicht annehmen. Sie fürchtet seinen Hass zu erwecken. Dieser Hass ist eine Folge der tiefeingewurzelten Ansicht, dass man jemandem mit dem Bissen auch ein Stück vom Leben wegesse.

Wenn man sich beim Essen verschluckt, so sagt man fast überall im Orient — ganz wie bei uns — es wird einem nicht gegönnt. In Syrien ist besonders diese Ansicht vorherrschend: wenn man sich beim Essen geschenkter Früchte verschluckt, so ist dies ein Zeichen, dass das Geschenkte nur widerwillig gegeben

wurde. Das Verschütten von Salz oder Oel bringt Unglück und Krankheit, sagt man bei den Griechen und Dalmatinern; das Verschütten von Wein aber bedeutet Glück und Gesundheit. In Mazedonien gilt das Verschütten von Oel oder flüssiger Butter als Anzeichen naher Krankheiten im Hause. Die Griechen betrachten das Niesen bei Tische als ein böses Omen.

Nach südslavischem Gebrauch dürfen Eltern, denen ein Kind gestorben ist, erst dann frisches Obst geniessen, wenn sie solches zuerst einer armen Waise gegeben haben, „zur Erinnerung an die Seele ihres toten Kindes." Andernfalls kann dieses im Jenseits nicht die Früchte des Paradieses geniessen und muss an seinen Fingern nagen.

Auf eine eigentümliche Weise reinigen viele Beduinen die Eingeweide, indem einer dem Anderen einen Mund voll Wasser in den Anus mit voller Kraft hineinbläst. So berichtet Wrede in dem Buche über seine Reise nach Hadramant.

Ich füge hier einige von Heinrich Lewy, nach den Aeusserungen des im Jahre 338 gestorbenen Abbaji, mitgeteilte abergläubische Gebräuche der Juden des frühen Mittelalters an; sie lauten. „Früher glaubte ich, man vermeide es, den Schaum zu trinken, weil es unappetitlich ist. Später wurde ich belehrt, dass es schädlich ist, weil man den Schnupfen davon bekommt. Trinken des Schaumes erzeugt Schnupfen. Blasen des Schaumes erzeugt Kopfweh. Wegstossen des Schaumes erzeugt Armut. Wie schützt man sich davor? Man lässt den Schaum vergehen. Stammt Schnupfen vom Weine, so trinke man Bier. Stammt Schnupfen vom Biere, so trinke man Wasser. Stammt Schnupfen vom Wasser, dann giebts kein Heilmittel. — „Früher glaubte ich, man vermeide es aus Sauberkeitsrücksichten, Kraut, das auf den Tisch gefallen ist, zu essen. Später wurde ich belehrt, dass man es vermeide, um nicht üblen Geruch aus dem Munde zu bekommen." — „Früher glaubte ich, man giesse deshalb aus dem Kruge, aus dem man trinken will, zuerst ein wenig Wasser oben ab, weil oft Spänchen darauf schwimmen. Später wurde ich belehrt, es geschehe wegen des bösen Wassers . . ."

23. Zahlen-Aberglaube.

Man thue nichts zugleich. — Ungerade Dinge. — Die Zahl Eins. — Drei. — Die Bedeutung der Vierzahl. — 24 und 40. — Historische Zahlen. — Die Fünf, ihre Bedeutung in der Kultur der Orientalen und als Schutzmittel. — Das Chamsa. — Die ausgestreckte fünffingerige Hand. — Die Sechs. — Die grosse Bedeutung der Sieben in der Religion, bei den Hochzeitspräsenten, in der Armee. — 14 und 28. — 7 und 70. — Die Acht. — Die Neun. — Die tatarische Neunzahl. — 5 mal 9 Tage. — Das 9jährige Alter der Mädchen. — Die Zehnzahl. — 100. — 1000. — 77. — Gleichziffrige ungerade Zahlen. — Die 13.

Alles, was zugleich geschieht, ist von Uebel: Die christlichen Fellachen taufen nie zwei Kinder an demselben Tage in derselben Kirche, aus Furcht, dass das später getaufte Kind nicht lange leben bleiben werde. Auch in Bosnien wird es streng befolgt, dass in einem und demselben Hause an einem Tage nicht zwei Kinder getauft werden, da sonst das eine von beiden im Laufe des Jahres sterben müsse. Die Serben glauben, dass blutsverwandte Kinder, die im selben Kalendermonat geboren wurden, von einander abhängen. Stirbt eines, so muss das andere bald nachsterben. Um Letzteres zu verhüten, legt man zum verstorbenen Kinde in den Sarg einen Schilfrohrstab und spricht: „Ova trska neka trune mesto ovog drugog deteta: Möge das Schilfrohr statt des zweiten Kindes verwehen!" Ein zweites Mittel heisst „Otvoranje is puta, die Oeffnung auf dem Wege": man öffnet den Sarg, wenn man ihn zum Friedhof bringt. Ein drittes Mittel ist: Loskauf, indem statt des verstorbenen Kindes ein anderes gleichaltriges dem überlebenden Kinde gesellt wird. Zwei kleine Kinder, die noch nicht sprechen können, lässt man in Syrien nicht nebeneinander sitzen, weil sonst das eine von beiden stumm bleiben würde. Wenn zwei Kinder mit ihren

Köpfen aneinanderstossen, gibt es grosses Entsetzen unter den Zuschauern und man veranlasst die Kinder, schnell auszuspucken. Thun sie das nicht, dann besteht doppelte Gefahr: eine für die Kinder, welche grindig werden müssten; eine für die Mütter, welche in Zukunft dunkelfarbige Nachkommen auf die Welt bringen würden. Wenn zwei Menschen zugleich aus derselben Quelle Wasser trinken, müssen sie zugleich sterben, sagt man in Bosnien, der Herzegowina und Montenegro. Die Juden in Palästina sagen: „Zwei verwandte Familien sollen nicht in einem Hause wohnen". Sobald eine Epidemie ausbricht oder ein Unglück in einem Hause stattfindet, wo gegen dieses Gebot gesündigt wurde, so ist dies die gerechte Strafe. Aus Syrien berichtet Eijub Abela noch folgende schlimme Anzeichen: Wenn jemand die Sterne zu zählen versucht, indem er mit den Fingern auf sie deutet, so läuft er Gefahr, Warzen an den Fingern zu bekommen. Ein verheirateter Goldschmied übernehme nie die Anfertigung einer ungeraden Zahl von Armbändern oder Ohrgehängen; sonst verliert er seine Frau. Eine verheiratete Frau stricke nie eine ungerade Zahl von Strümpfen; sonst verliert sie ihren Mann. Endlich darf in einem syrischen Hause in einem Zimmer nie eine ungerade Zahl von Lichtern brennen; sonst verlieren die Hausleute ihr jüngstes Kind.

Besondere Beachtung verdient der Zahlen-Aberglaube. Eins ist in der Türkei eine heilige Zahl. Von der Zwei wurde soeben bereits ausführlich berichtet.

In Indien ist die Drei eine „dumme" Zahl, in der Türkei dagegen ist sie, wie die Eins, eine heilige. Drei ist die Zahl der Schicksalsgöttinnen, welche nach südslavischem Aberglauben die Krankheiten und das Datum und die Art des Todes dem Menschen schon an der Wiege vorausbestimmen. Drei mit Honig bestrichene Stückchen Brot wickelt man in einen Fetzen ein, um aus einem verseuchten Hause die Krankheit in ein anderes zu übertragen. 3 Monate wartet die moslemische Frau — als Witwe oder Geschiedene — bis zu ihrer Wiederverheiratung. 3 Mal kann man sich bei den Moslems scheiden und mit demselben Manne oder mit derselben Frau wieder verheiraten, dann aber muss die Frau erst mit einem anderen Manne verheiratet gewesen sein, ehe sie zu ihrem früheren Gatten zurückkehren darf. Drei Dinge sind den

Beduinen zu berühren verboten: Schwein, Aas und Blut. Von den Vervielfältigungen der Dreizahl ist die 30 bedeutungsvoll. Mit dreissig Dichtern hielten doppelt so viel Gesetzgelehrte gleichen Schritt auf der Bahn litterarischen Ruhms, unter der Regierung des Eroberers Mohammed.

Die Vierzahl gibt, nach Hammer, als eine dem Morgenländer beliebte und heilige Grundzahl, den Teilungsgrund der ersten Staatsämter an: Vier Säulen stützen das Zelt; vier Engel sind nach dem Koran die Träger des Thrones; vier Monde regieren die Regionen der Luft nach den vier Kardinalpunkten des Himmels; die vier Kardinal-Tugenden sind dieselben in der Ethik der Griechen und der Asiaten; die vier immer gleichzeitig lebenden grössten Meister des beschaulichen Lebens werden vom Sofi die vier Pfähle — „Ewtad“ — genannt; und nach den vier Evangelisten bildete Mohammed seine vier nächsten Jünger, die vier ersten Chalifen des Islams. Aus diesem Grunde setzte Sultan Mohammed der Eroberer vier Säulen oder Stützen des Reichs „Erkiani dewlet“ fest in den Wesiren, in den Kadiaskeren, in den Defterdaren und in den Nischandschi, welche zugleich die vier Säulen des Diwans, des Staatsrates sind. Der Name Diwan bedeutet Dämonen, weil Staatsräten dämonische Klugheit und dämonische Thätigkeit innewohnen soll.

Der Kanun, das Grundgesetz des Eroberers Mohammed, wodurch er, oder vielmehr in seinem Namen sein letzter Grosswesir Mohammed der Karamanier, die Einrichtung der Staatsverwaltung und die Abstufung der Reichswürden ordnete, legt der Einteilung der Staats- und Hofämter durchaus die Vierzahl unter, welche von den vier Säulen, die das Zelt stützen, hergenommen ist, und welche schon — wie oben gesagt — in den nächsten vier Jüngern und Chalifen des Propheten und auch in den vier Waffengefährten Osmans, des Stifters der Dynastie, historischen Grund hat. Nach der Vierzahl hat der osmanische Geschichtschreiber Aali seine Uebersicht der Staatsverwaltung unter dem Eroberer Mohammed II. geordnet.

Von den vier neugestochenen kaiserlichen Siegeln behält eins, das viereckige, der Sultan selbst, die anderen drei runden erhalten der Grosswesir, die Obersthofmeisterin und der Vorsteher der ersten Kammer des Sserai. Vier Zweige der Gesetzwissenschaft gibt es, nämlich: die Glaubenslehre, die Rechtsgelehr-

samkeit, die Ueberlieferungskunde und die Auslegungskunde der Schrift. Vier Söhne, Feldherren, Statthalter, Könige — im Osten: in Chorasan, im Westen: in Iraks, im Norden: in Aserbeidschan, und im Süden, in Fars — stützten die ungeheure Macht ihres Vaters Timur. Vier legitime Frauen darf der Moslem haben. Viermal bedenke man sich, ob man sich scheiden soll. Viermal müssen die freiwillig gestehenden Ehebrecher und Ehebrecherinnen das Geständnis ihrer Schuld aussprechen, ehe es giltig ist. Oder vier Zeugen müssen sie beweisen.

Die Vierzahl ist dem künstlichen Gewebe osmanischer Staatseinrichtung überall so tief eingeschlagen, dass auch ihre Vervielfachung wichtig ist; die vierundzwanzig Stammväter der Türken — von den 24 Enkeln Oghus-Chans her — haben in vierundzwanzig Begen oder Emiren der baharitischen und tscherkessischen Mamluken in Aegypten bis zu ihrer Ausrottung fortgelebt. Nach den vierundzwanzig Begen kamen die vierundzwanzig Statthalter, wovon zwölf die ägyptischen und zwölf die syrischen Länder regierten.

Alle jene Völker in der Türkei, welche an Vampyre glauben, nehmen an, dass die Geister erst am vierzigsten Tage nach ihrem menschlichen Ende ihre verderbliche Thätigkeit beginnen. Die Vierzigtägige heisst die Wöchnerin. 40 Tage liegt bei den Gräko-Walachen die Glückshaube eines neugeborenen Kindes unter dem Altar der Kirche, dann ist es geweiht. 40 Tage lang, sagen die bosnischen Bauern, muss man Knoblauch essen, um gute Augen zu bekommen. 40 Oka Skutariner Wasser machen — nach einem albanesischen Sprüchwort — einen schlechten Kerl; 40 Oka Tiranaer Wasser aber einen Knabenliebhaber. 400 Reiter hatte Erthogrul, als er sich in Anatolien festsetzte und die osmanische Weltherrschaft vorbereitete.

Schedi versuchte als Nachahmer Firdusi's die osmanische Geschichte als Epos zu behandeln, ward aber nach Vollendung der ersten viertausend Distichen durch den Tod unterbrochen. Hingegen schrieb Scheich Gütscheni deren zehnmal soviel, nämlich vierzigtausend, im Geiste des Mesnewi Dschelaleddin Rumi's.

Aber auch zwei blutige 40000 kennt die Geschichte des Orients: Weil Sultan Selim vierzigtausend Ketzer durch Schwert oder Kerker gemordet, wie Nuschirwan, nennen ihn die osmanischen Geschichtschreiber, wie diesen, den Gerechten.

Adam baute die Kaaba in Mekka — das erste Mal bauten sie die Engel — aus Steinen, welche die Engel von 5 Bergen — Libanon, Ararat, Sinai, Oelberg und Hara — zusammentrugen.

Der Islam besteht in 5 Dingen; erstens: im Bekenntnis: „Es ist nur ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet"; zweitens: im Gebet fünfmal des Tages, drittens: in den gesetzmässigen Almosen (ein Fünftel vom Vermögen); viertens: im Fasten während des Monats Ramasan; fünftens: in der Wallfahrt nach Mekka. Die Fünfzahl, die heilige pythagoräische Zahl des Heils, tritt in den vorzüglichsten Einrichtungen der Araber besonders hervor: Fünf sind die Verhältnisse des Schutzes und der Unterwürfigkeit, als die fünf Finger der Hand arabischen Schutzrechtes: Der Scheich, der Alte oder Graue, der Vorstand des Stammes, das Haupt innerer Verwaltung; der Akid, der Anführer des Stammes im Kriege, dessen Ansehen und Einfluss dem des Scheichs weises Gleichgewicht hält, der Kadi oder Richter, zur Entscheidung wichtiger Fälle, nach dem Sinne des Gesetzes; der Wassi, Vormund oder Patron, nicht nur den Unmündigen gesetzt, sondern von Schwachen zum Schutze wider Mächtige erwählt, und der Dachil, jeder, der sich in den Schutz des Anderen zur Sicherung seines Lebens und seiner Güter geflüchtet. Die Blutrache der Araber geht bis auf das fünfte Geschlecht über. Das Pferd endlich, dem Araber unentbehrlich, hat fünf edle Rassen.

Bei den Seldschuken fand sich die fünfmalige Heermusik, zu den fünf Zeiten des Gebets; und die Osmanen übernahmen diesen Gebrauch.

Die Zahl 5 gilt im ganzen Orient, bei Moslems, Juden und Christen, als Schutzmittel gegen den bösen Blick. Zahlreiche Talismane verwenden das „Chamsa", die Fünfzahl. Die Juden in Marokko schützen sich gegen bösen Zauber durch metallene Hände mit 5 ausgestreckten Fingern; ferner haben sie Lampenträger, deren oberer Teil eine Hand mit fünf ausgestreckten Fingern darstellt; alle Ketten der Lampen und die zur Verzierung angebrachten kleinen Messingplättchen bestehen aus je 5 Teilen. Quedenfeldt sieht in der Hand eine magische Bedeutung der Fünfzahl. Ten Kate meint, dass der Sitz des, einem Amulet gleichen Zaubers der Hand vielmehr in der Hand selbst

angenommen werde, weil die Hand als ein ithyphallisches Amulet aufzufassen und nicht nur verwandt, sondern oft identisch sei mit Hufeisen, Halbmond, Hörnern. Die Hand als Symbol der aufgehenden Sonne, daher rot dargestellt, habe zu gleicher Zeit eine ithyphallische, also beschützende Kraft. Der Glaube an die schützende Kraft der Hand mit den ausgestreckten Fingern ist auch in Algier allgemein. In roter, manchmal auch gelber Farbe sind solche Hände an den Häusern der Moslems und Juden aufgezeichnet oder in Porzellan geformt, in der Höhe der Thüren befestigt.

Die zur Hochzeit geschmückte Tripolitanerin — heisst es bei Andree — macht, um sich vor dem bösen Auge zu schützen, das Chamsa, welches darin besteht, die Hände mit der nach aussen gekehrten Handfläche vor sich zu halten. Zu demselben Zwecke hängen an ihren Zierraten eine Menge runder Spiegelchen nebst goldnen Chamsas, welch letztere eine Hand vorstellen sollen, aber eher wie ein kleiner Kamm mit fünf langen Zähnen aussehen. Diese zwei Gegenstände bilden überhaupt einen Lieblingsstaat der Frauen in Tripolis und Tunis.

Höst erzählt in den „Nachrichten von Marokko und Fes" — Kopenhagen 1761, Seite 238 — von der Furcht der Mohammedaner Marokkos bezüglich der Zahl fünf: „In Gegenwart des Königs fünf zu sagen, ist nicht anständig; sondern es heisst alsdann vier und eins, vierzehn und eins, vierundzwanzig und eins. Die Ursache ist, dass es, da eine Hand fünf Finger hat, so ausgelegt werden könnte, als wollte man gleichsam Hand an den König legen; oder auch, dass es so ausgedeutet werden möchte, als ob der König mit bösen Augen auf sie sähe, gegen welche sie sich mit der Zahl fünf bewaffnen wollten. Denn es herrscht unter ihnen ein grosser Aberglaube in Hinsicht böser Augen, welche die Franzosen „Mauvais regards" und die Portugiesen „Quebranto" nennen, gegen welche sich die Mauren mit ihren fünf Fingern bewaffnen, so sie gegen das Angesicht wenden oder auch über das Thor ihrer Häuser setzen."

Wir finden dieselben Nachrichten auch bei Gerhard Rohlfs, der sich dabei auf Jackson als Quelle beruft. „Es lässt sich nicht bezweifeln," fügt Goldziher, daran in einem im „Ausland" 1884 publizierten Aufsatz über „die Zahlen im mohammedanischen Volksglauben" anknüpfend, hinzu, „dass die Scheu der Marok-

kaner vor der Zahl fünf auf das bei Höst an letzter Stelle vermutungsweise angeführte Motiv zurückzuführen ist."

Die steinerne Hand der Alhambra ist, nach Goldziher, nicht Sinnbild oder Symbol der Wissenschaft, noch auch das der fünf Hauptgebote des Islams, an welche, nach Schack, vor dem Thore des Rechtsspruches erinnert werden sollte; hingegen ist es wahrscheinlich, dass diese auf dem grossen hufeisenförmigen Bogen über dem „Babal saria" — Porta della Justizia — befindliche Hand dieselbe amuletische Bedeutung habe, welche das gleiche Zeichen über dem Thore des gewöhnlichen Maurenhauses beansprucht. Dasselbe sollte den bösen Blick abwenden von dem Prachtbau und seinen Bewohnern. Wenn diese Vermutung der Wahrheit entspricht, meint Goldziher, so bietet die Thatsache, auf welche sie gerichtet ist, zugleich einen historischen Anhaltspunkt für das Alter des Aberglaubens von der magischen Bedeutung der Zahl fünf und des Zeichens der Hand bei den arabischen Mohammedanern

In der That wird die ausgebreitete Hand in Nord-Afrika, wie schon erwähnt, als wirksamer Zauber gegen den bösen Blick betrachtet und noch heute gilt, was Shaw in seiner nordafrikanischen Reise berichtet: dass sowohl Türken als auch Mauren in Nordafrika die Figur der offenen Hand den Kindern an einer Schnur um den Hals binden und dieselbe Figur an den Häusern und Schiffen anbringen. Dies kommt, nach Shaw, wahrscheinlich daher, weil fünf von ihnen als ominöse Zahl betrachtet wird. Darum hört man von ihnen auch folgende Beschwörungsformel: „Fünf komme in eure Augen," wenn sie die feindlichen Ränke eines Widersachers hintertreiben wollen.

Auch Daumas spricht in eingehender Weise über die Rolle der offenen Hand als Schutzmittel gegen den bösen Blick in Algier. Sie wird in roter oder gelber Farbe gemalt über dem Hausthor angebracht, den Kindern wird eine goldene oder silberne Hand als Amulet um den Hals gebunden oder an ihrer Mütze befestigt. Die Aermeren pflegen ihren Kindern eine Reihe von fünf Münzen zu demselben Zwecke an die Kopfbedeckung zu knüpfen. Die fünf Finger an dem Hausthor sind auch in Syrien häufig, ebenso gewöhnlich sind sie in Palästina zu sehen; endlich begegnet man ihnen in Aegypten.

Goldziher bemerkt endlich, dass es mit der Bedeutung dieser

Figur im morgenländischen Volksaberglauben zusammenhängt, wenn man auf den alten türkischen Kriegsfahnen in der Regel neben dem Schwerte des Ali, dem „Dul fikar“ mit der Doppelklinge, eine Hand mit ausgebreiteten Fingern in das Zeug hineingestickt sieht; das böse Auge sollte hierdurch von den unter der Fahne kämpfenden rechtgläubigen Kriegern abgewendet werden.

Sechs Hauptartikel umfasst der Glaube; erstens: den Glauben an Gott; zweitens: an seine Engel, drittens: an seine heiligen Schriften; viertens: an seine Propheten, fünftens: an seine Eigenschaften; und sechstens: an den jüngsten Tag.

In der alten von Pythagoras aus dem Morgenlande herübergebrachten Lehre von der Bedeutsamkeit der Zahlen behauptet, wie Hammer sagt, die Sieben, als die auf die Epochen der Natur und die Entscheidung der Begebenheiten einwirkendste, den wichtigsten Platz, und sie ist eine der heiligen Zahlen. Die Kaaba bauten das erste Mal die Engel, nach der Legende des Islams; das zweite Mal baute sie Adam aus Steinen, welche die Engel brachten; nach der Vollendung des Baues gingen die Engel siebenmal um die Kaaba herum, wie im höchsten Himmel um des Ewigen Thronzelt. Abraham erneuerte den Bau und den siebenmaligen Umgang. Der siebente Bau der Kaaba ist endlich der erste geschichtliche.

Die erste türkische Belagerung oder vielmehr Einschliessung Konstantinopels begann, nachdem diese Stadt siebenmal von den Arabern belagert, einmal auch sieben ganze Jahre lang von denselben berannt und ausser den Mauern verheert worden war. Konstantinopel ist die siebenhügelige Hauptstadt, deren schrecklichstes Gefängnis in alter Zeit der Blutbrunnen der sieben Türme war. Die letzten sieben Namen der Liste berühmter Ulema unter Mohammed I. sind — was uns besonders interessant ist — die von eben so vielen Aerzten. Sieben gelehrte Wesire hatte Mohammed II. um sich versammelt. Aus sieben „Odschak“ — Herdschaften — bestanden die besoldeten Truppen des alten osmanischen Heeres, nämlich: aus den Janitscharen, Sipahi, Silihdaren, Topdschi, Toparabadschi, Dschebedschi und Bostandschi. Aus zweimal sieben Waffengattungen aber bestand die gesamte Macht des Heeres.

Sieben war die Zahl der regelmässigen ägyptischen Truppen.

Sieben Stamme waren die fürchterlichen Handlanger des Blutbefehls Suleiman's, welche auf seinen Befehl seinen Grosswesir, Günstling und Freund Ibrahimpascha im Schlafe erwürgten und auch des Sultans Sohn, den Prinzen Mustafa, im Auftrage des Vaters umbrachten. — Sieben ist die Lieblingszahl der Brautgeschenke für sultanische Töchter. So bestand das Brautgeschenk — „das Zeichen" genannt — für Schachsultan, die Schwester Sultan Mustafas III., nach Hammers Schilderung zeremoniellmässig aus zweimal sieben kostbaren Dingen: aus einem diamantenen Ringe; aus grossen smaragdenen Tropfen als Ohrgehänge; einem mit Diamanten, Smaragden und Perlen besetzten Schleier; einem Paar Spangen mit smaragdenen Knöpfen und Perlenquasten; einem Paar diamantener Armbänder; einem mit Diamanten besetzten Gürtel; einem Spiegel; einem mit grossen Perlen und Rubinen besetzten Talar; einem Paare mit Smaragden, Perlen und Rubinen gestickter Pantoffel; einem Paare ebenso besetzter Stelzenschuhe; drei Stücken reichen konstantinopolitanischen Stoffs; und den gewöhnlichen Tassen mit Blumen, Früchten und Zuckerwerk; da findet man zunächst: „die sieben Sphären, in denen sich der Genius der Morgenländerinnen bewegt", nämlich: „Diadem, Ring, Halsband, Ohrgehäng, Armband, Knöchelring und Gürtel." Gürtel, Schleier und Pantoffel sind schon seit der ältesten Zeit im Morgenlande so kostbar, dass persischen und ägyptischen Königinnen ganze Städte als Gürtel-, Schleier- und Pantoffelgeld angewiesen waren. So gesellen sich denn jenen sieben Sphären die anderen sieben kosmetischen Sphären, die Shawle und reichen Stoffe zu Kleidern, die Pantoffel und Stelzschuhe, die Früchte, Blumen und Zuckerwerk; und damit erschöpfen sich die zweimal sieben hergebrachten Geschenke, die der Bräutigam der Braut sendet, wofür sie sich dankbar erweist, indem sie ihm zur Erwiderung ein Bündel in ein Schnupftuch eingewundener Stoffe als Gegengeschenke gibt; daher das Märchen vom geworfenen Schnupftuche.

Des Sultans sieben Rossschweife sind die sichtbaren Zeichen seiner Macht. Sieben Fahnen sandte Sultan Suleiman bei der Bestallung seines Grossweairs Ibrahim diesem. Diese sieben Fahnen, weiss, grün, gelb, zwei rote und zwei gestreifte, sollten die glücklichen Einfälle der sieben Planeten auf den Feldzug des Heeres verbürgen.

Mohammed IV bestieg den Thron als siebenjähriger Jüngling, Murad III. kam dagegen als viermal Siebenjähriger zur Herrschaft und galt deshalb als ausgereift und zur Regierung voll befähigt.

Die Sultanin Baffa beherrschte viermal sieben Jahre lang mit dem Gemahle Murad III. und unter dem Sohne Mohammed III. aus dem Harem das Reich; und zweimal sieben Jahre blieb sie, seit des Enkels Achmed Thronbesteigung, ohne Einfluss und Bedeutung, blos in der Erinnerung oder Sehnsucht voriger Herrschaft und Grösse, im alten Sserai eingekerkert. — Im viermal siebenten Jahre seines Alters, nachdem er den im zweimal siebenten Jahre bestiegenen Thron zweimal sieben Jahre gefüllt, starb Sultan Achmed I., der zweimal siebente Sultan der Osmanen, welcher während seiner Regierung sieben Mal die Grosswesire gewechselt, sieben Söhne hinterliess, und als der erste Sultan mit sieben christlichen Mächten Vertrag geschlossen, was osmanische Historiker nicht wenig betrübte.

Von den sieben Söhnen, die Achmed I. hinterliess, bestiegen drei in der Folge den Thron — Osman II., Murad IV. und Ibrahim I. — aber zwei von diesen wurden entthront und ermordet, und die vier anderen — Mohammed, Suleiman, Kasim und Bajesid — fielen als Opfer ihrer regierenden Brüder, nicht gleich beim Regierungsantritte nach dem alten blutigen Kanun als Vorsichtsmassregel zur Sicherung des Thrones, sondern später aus eigenem Blutantriebe von Verdacht und Mordlust. So war in Sultan Achmeds Leben die Siebenzahl von gleich unseliger Bedeutung für den Herrscher wie für den Vater. Denn endlich ward auch sein siebenter Sohn der grausamste Tyrann, welcher den vom Vater her verfallenen Bau des Reiches nur mit Blut zusammenzukitten versuchte. Nur einmal erwähnt die Geschichte in Achmeds Regierungsgeschichte eine erfreuliche Sieben: Zu Konstantinopel vermählte Achmed sieben seiner Tanten an ebensoviele Herren des Steigbügels oder äusserer Hofämter.

Trübe Erinnerungen knüpfen sich mit der Sieben auch an jenen ungeheuerlichen Befehl des Wüterichs Selim, welcher in Asien sowohl als in Europa alle der Lehre des Derwisches Torlak Verdächtigen von sieben Jahren bis Siebzig aufzeichnen und umbringen liess. — Von der Achtzahl ist nur zu sagen, dass

die Professoren an den acht hohen Schulen der Moschee Mohammeds gewöhnlich die Achter hiessen und in den Reichsgeschichten gemeinhin als die acht Paradiese der Gelehrsamkeit paradierten. — Grössere Rolle spielte stets die Neunzahl, besonders bei Tataren und Mongolen. Nach mongolischem Brauche muss man neunmal mit der Stirn die Erde berühren, wenn man sich dem Herrscher naht. Geschenke für osmanische Grosswesire brachten tatarische Botschafter gewöhnlich in der beliebten Neunzahl: neun goldgestickte Tischzeuge, neun Shawle, neun Stücke zottigen Atlas, neun Stücke Sammt, neun Stücke aufgeworfenen Kattun, neun Stücke einfachen Kattun, neun Stücke Atlas von Tebris, neun Miskale reiner Bergmumie, neun Bezoare. Der Fürst von Schirwan brachte dem Welteroberer Timur ebenfalls alle beliebten Geschenke des Morgenlandes in der beliebten tatarischen Neunzahl dar, neun Säbel, neun Bogen, neun Zelte, neun Baldachine, neun Schalen, neun Stücke reicher Stoffe, neun edle Pferde, neun Sklavinnen, aber nur acht Sklaven, der neunte er selbst. „Diese Freimütigkeit" — sind Scherefeddin's Worte — „gefiel dem Herrn, und der Sklave blieb zur Belohnung dafür König von Schirwan."

Timur ist von seinen Eroberungszügen neun Mal in seine Residenz Samarkand zurückgekehrt. Bei den Festen dieses Tatarenkaisers leiteten neun berittene Tschausche die Anordnungen. Timur starb auf dem Marsche zur Eroberung von China nach viermal neunjähriger Regierung, von viermal neun lebenden Prinzen, Söhnen und Enkeln betrauert, nachdem er fast achtmal neun Jahre alt geworden war.

Eine glücklich erachtete Zahl ist die von fünfmal neun Tagen, dem Produkte der pythagoräischen fünf und der tatarischen neun, in welcher Zeit die Festungswerke von Kars, Eriwan und Schamachije erbaut worden sein sollen. Mit dem neunten Jahre endlich beginnt für die moslemischen Mädchen jenes Lebensalter, in welchem das Gesetz des Islams, nach des Propheten Beispiel, die Vollziehung der Hochzeit unter vorausgesetzter Mannbarkeit gestattet.

Von gewaltiger Bedeutung, namentlich im osmanischen Volksglauben, ist die Zehn. Sie gilt, sagt Hammer, noch vor der Vier als die vollkommenste aller Zahlen, weil mit ihr der Cyklus der Zähler geschlossen, wieder von vorne anfängt. Die sinnliche

Bewährung dieser Vollkommenheit finde der Morgenländer in den Fingern und Zehen, in den zehn Sinnen – den fünf äusseren und den fünf inneren — in den zehn Teilen des Korans und den zehn Lesarten desselben, in den zehn Geboten des Pentateuch, in den zehn Jüngern Mohammeds, in der zehnfachen Unterteilung des Heeres, in den Onbaschi, Jusbaschi, Bimbaschi, in den Anführern von zehn, hundert, tausend Soldaten, in den zehn astronomischen Himmeln und in den dieselben nach orientalischen uralten Vorstellungsarten leitenden Vernunftgenien. Der Lauf der orientalischen Studien umfasst zehn Wissenschaften, nämlich· Grammatik, Syntax, Logik, Metaphysik, Philologie, Tropik, Stylistik, Rhetorik, Geometrie und Astronomie. Der Besoldung nach heissen die Professoren die Zwanziger, Dreissiger, Vierziger, Fünfziger, Sechziger.

Hammer verweist an vielen Stellen seiner osmanischen Geschichte auf das geschichtliche Vorurteil der Morgenländer, dass mit dem Eingange jedes Jahrhunderts ein grosser Mann auferstehe, welcher dasselbe ringend bei den Hörnern fasst und siegend seine Zeit sich unterwirft. Es wird hervorgehoben, dass Osman als Reichsgründer mit dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung auftrat. Der grosse Sultan Suleiman dankte dem Umstande, dass er am Eingange des zehnten Jahrhunderts der Hidschret geboren worden, das günstige Vorurteil, womit die Völker seine Thronbesteigung bewillkommneten. Nach den uralten Vorstellungsweisen von der Wichtigkeit und Vollkommenheit der Zehnheit konnten eben das zehnte Jahrhundert der Hidschret, das damals begann, und Suleimann, der zehnte Herrscher der Osmanen, sich in der Morgenländer Augen nicht anders als höchst wichtig und bedeutungsvoll ankündigen.

Die osmanischen Geschichtschreiber legen ferner den höchsten Wert darauf, zu konstatieren, dass Suleiman, der zehnte Sultan der Osmanen, in seiner Regierung alle Vollkommenheiten der Zehnzahl vereinigt, und gleichsam die zehnte Vernunft, nach der Vernunft-Hierarchie der Morgenländer die menschliche, auf dem ihr angewiesenen Gebiete der Erde persönlich vorstellt.

Die auf die Regierung und Person Suleimans angewandte Zehnzahl hat sich nach den Historikern folgendermassen geschichtlich bewährt: Suleiman im ersten Jahre des zehnten

Jahrhunderts der Hidschret geboren, der zehnte Sultan der Osmanen, Vater von zehn Kindern, war mit zehn Eigenschaften grosser Regenten begabt; zehn Grosswesiren vertraute er die Zügel der Regierung an; zehn ausgezeichnete Staatssekretäre, zehn grosse Gesetzgelehrte, zehn grosse Dichter und zehnmal zehn eroberte Städte und Schlösser haben seine Herrschaft verherrlicht. So ist er der Vollender der vollkommenen Zehnzahl.

Unter den grössten Erwartungen begann auch mit der Tag- und Nachtgleiche des 1592. Jahres nach Christi Geburt das zweite Jahrtausend der Hidschret, weil nach dem erwähnten historischen Aberglauben des Morgenlandes der Beginn jedes Jahrhunderts die Epoche der Erscheinung eines grossen Mannes ist, dessen Geist sein Jahrhundert beherrscht. Diese Erwartungen wurden zwar in Persien einigermassen durch den Regierungsantritt Schach Abbas des Grossen erfüllt, aber im osmanischen Reiche ebenso getäuscht, als die der christlichen Welt bei dem Ausgange des ersten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung, wo das Ende der Welt erwartet ward, dagegen war der Beginn des elften Jahrhunderts der Hidschret, wie der des elften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, eine Epoche voll Verwirrung und Unruhe.

Bei den Südslaven ist die 77 eine bevorzugte Ziffer. Die Südslaven unterscheiden 77½ Krankheiten. Der Bruchteil scheint nichts Wichtiges zu bedeuten. Der Ausdruck 77 aber ist eine häufige Zahlenangabe und findet sich auch bei anderen Völkern zur Bezeichnung ungezählter oder unzählbarer Dinge. In Pommern beispielsweise sagt man: Die 77erlei Geschichten klagen mich, in Schwaben: nimm eins der 77erlei Fieber von mir. — Ueberdies hat das südslavische Volk Vorliebe für gleichziffrige ungrade Zahlen: 33, 77, 777, 55, 555, 99, 999, oder für Zahlen, von drei Ziffern aufwärts, wo die ersten zwei oder letzten zwei Ziffern wenigstens dieselben sind: 550, 500, 3000, 330, 300.

Die Zahl 13 endlich ist überall in der Welt eine unselige. Dschem, dieser unglückliche Prinz und Thronrivale Sultan Bajesids, endete im sechsunddreissigsten Jahre seines Alters, nach dreizehnjähriger Gefangenschaft, durch Vergiftung, als Opfer der Rach- und Mordsucht des Papstes Alexander VI. In Persien sagt man, um die Zahl 13 zu vermeiden, statt derselben: 12 plus.

Man zählt beispielsweise: 12, 12 plus, 14. Beim Totenmahl der Serben dürfen Gäste, Teller, Bestecke nur in ungrader Zahl — die 13 ausgenommen — vorhanden sein und die Teller und Bestecke nicht gewechselt werden. Sonst gibt es Unglück. Nach dalmatinischem Aberglauben muss, wenn 13 Personen bei Tische sitzen, diejenige Person sterben, die sich dem Spiegel gegen über befindet. In den meisten Hôtels des Orients giebt es keine Zimmer-Nummer 13.

---

24. Die Tierwelt in der Krankheitsmystik.

Affe. — Katze. — Hund. — Fuchs. — Mäuse. — Hase. — Pferd. — Kuh. — Ziege. — Vogelgeschrei und Vogelflug. — Ein Verbot des Moses. — Der Königsgeier und das Haus Osman. — Geier und Raben. — Krähen. — Dohlen und Cholera. — Uhu und Eulen. — Bachstelze, Turteltaube, Schwalbe. — Kuckucksorakel. — Kuckuckssagen. — Hahn und Henne. — Storch. — Schmetterling. — Bohrwurm. — Fische. — Schlangenkultus im Altertum. — Schlangensalbe. — Marokkanischer Aberglaube. — Albanesische Ansichten. — Schlangenhäute als Mittel gegen Diphterie. — Hausschlangen. — Die Schlange und die Erotik. — Die Schlange und die Menstruation.

Vom Affen bis zum Schmetterling und bis zur Schlange hat fast jedes Tier seine Bedeutung als Orakeltier im Volksgebrauch der Orientalen. Das Erscheinen eines Vogels, das Begegnen mit einem Vierfüssler, das Klopfen des Bohrwurms, alles hat seine mystische Beziehung auf Leben und Gesundheit des Menschen. Aehnliche nicht orientalische Tier-Orakel hat schon Hopf in einer interessanten Arbeit zusammengestellt, welche ich in den nachfolgenden Mitteilungen häufig zu Parallelen heranziehe.

Der Affe gilt fast immer als unheilbringend: Im Talmud schon ist es ein schlimmes Zeichen, wenn man von einem Affen träumt. Als Nero im Traume sein Ross als Affe gesehen hatte, ward er von seinem baldigen Tode überzeugt. Lucian nannte es eine schlimme Vorbedeutung, wenn man am frühen Morgen einem Affen begegnete. Die Spartaner waren derselben Ansicht. Bei den Beduinen ist der Affe ein Unheilbringer; trotzdem nennen sie ihn, um das Böse zu täuschen, euphemistisch: Glücksbringer. Blos die Kohls in Indien sagen dem Affen Gutes nach; sie meinen: wenn man auf der Brautschau einen Affen trifft, so bedeutet dies Reichtum in der zukünftigen Ehe.

Bei den Moslems in Syrien werden die Katzen, wie der christliche Syrer Eijub Abela erzählt, stets gut behandelt, weil man von ihnen glaubt, dass sie über die Menschen wachen. Doch darf man sie nicht streicheln oder liebkosen. Sonst wünschen sie, um der Zärtlichkeit nie wieder verlustig zu gehen, den Menschen Kinderverlust an. Im germanischen Volksglauben gilt bekanntlich die schwarze Katze als Hausgeist, ja Gefolgsgeist des Hausvaters: nach altdeutscher Ansicht stirbt die schwarze Katze dem Hausherrn vor. Träumt man in der Christnacht von einer schwarzen Katze, so erkrankt man nach Neujahr gefährlich. Bürsten sich zwei Katzen unter dem Fenster einer Krankenstube, so sind des Kranken Stunden gezählt. Wenn die Katze traurig miaut, so glaubt man in Schwaben, dass im Hause bald jemand sterbe

Ein besonderes Kapitel würde der Hund verdienen, so zahlreich sind die abergläubischen Ansichten, die sich mit ihm verknüpfen: Im altgermanischen Glauben war der Hund dem Wotan und den Nornen geweiht, und er zeigte durch sein Heulen dem betreffenden Hause ein bevorstehendes Unglück an. Grimm erwähnt, dass man die Hunde für geistersehend hielt, und dass man von ihnen annahm, sie merkten das Umgehen der Hel, der Pest. Noch heute sagt man, wie Rochholz erzählt, in Schleswig von nächtlich heulenden Hunden: „Die Hel ist bei den Hunden“; man meint damit: die Hunde wittern die umherziehende Pestseuche voraus. Alle Balkanvölker glauben Aehnliches: die Hunde, heisst es bei ihnen, ahnen das Nahen der Todesfrau, sehen dieselbe sogar. Die Hunde sind, nach südslavischer Meinung, die Erzfeinde der Pest; in einer von Krauss mitgeteilten und von mir bereits zitierten Pestsage gibt sich die Pestfrau einem Menschen zu erkennen und verspricht ihm, ihn zu verschonen, wenn er sie ins Dorf trage, damit die Hunde ihr nicht zusetzen könnten. Eine von Lenormant aufgefundene assyrische Tafel besagt: „Speit ein Hund im Hause, so stirbt der Hausherr; verunreinigt ein Hund den königlichen Thron im Palaste, so stirbt der König, und die Feinde werden sein Land nehmen; verunreinigt ein Hund den Tempel, so gibt es Gewitter, Ueberschwemmung, Hunger, grosse Sterblichkeit, Erdbeben; und Nergal, der die Leichen verschlingt, wird die Menschen mit seinem Arme zerfleischen.“

Nach Rochholz bedeutet es in Schleswig, nach Wuttke auch in Schlesien, der Mark, Tirol und Oesterreich, wenn ein Hund bei einem Hause heult und dabei die Schnauze zur Erde kehrt, dass jemand sterben werde. Richtet der Hund aber heulend die Schnauze zum Himmel, so deutet dies auf bevorstehende Feuersbrunst. Das Gleiche befürchtet man in Konstantinopel.

Allgemein erwartet man einen Todesfall im Hause, wenn ein fremder Hund ins Haus hineinbellt. In Lauenburg meint man, dass jemand bald sterben werde, wenn der Hund im offenen Fenster mit dem Kopfe nach dem Zimmer zu sitzt; diesen von Wuttke erwähnten deutschen Aberglauben findet man auch bei den Kalmücken und Kamschadalen. Ein Anzeichen des Todes ist es nun bei allen Südslaven, wenn ein Hund vor dem Hause heult und trotz aller Prügel nicht zu heulen aufhört. Aehnlich ist es bei den Albanesen: wenn ein Hund vor dem Hause heult, ohne das Haus anzusehen. Bei den Walachen, Griechen, Armeniern, Juden und Türken, im ganzen osmanischen Reiche, wie in der Hauptstadt, findet man denselben Aberglauben.

Um das vom Hunde angekündigte Uebel zu bannen, stellt man einen Pantoffel vor das Fenster; bei einigen Völkern ist der Pantoffel des linken, bei anderen nur der des rechten Fusses wirksam. Der syrische Christ Eijub Abela berichtet aus seiner Heimat: „Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn der Hund vor dem Hause heult, besonders wenn im Hause sich ein Kranker befindet; um Unheil abzuwenden, muss man im Zimmer des Kranken einen Schuh verkehrt hinlegen und den Hund wegjagen.“ Aber wenn die Hunde vor dem Hause einer Gebärenden heulen, dann glauben die syrischen Juden, dass ein Knabe zur Welt komme. Im babylonischen Talmud heisst es schon: „Die Rabbiner haben gelehrt, dass der Todesengel in die Stadt kommt, wenn die Hunde wimmern; wenn die Hunde freudig bellen, so kommt der Prophet Elias, der die Knaben bringt. Die Ansicht gilt aber nur dort, wo keine Hündin ist.“ Auch in Krain, Dalmatien, Montenegro, Bosnien und Serbien glaubt man, dass jemand im Hause bald sterben müsse, wenn der Haushund nachts winselt und heult.

Wenn ein Hund mit den Hinterfüssen die Erde aus dem Hofe scharrt, so bedeutet das, meint man in Bulgarien, dass

bald für jemanden aus dem Hofe oder dem Hause die Erde aufgescharrt werden würde. Hier sagt man auch: es müsse jemand in der Nachbarschaft sterben, wenn im Hause ein Hund wie ein Wolf heult. Man ruft dem Hunde zornig zu. „Heule nur, heule, sollst dir den Kopf ausheulen, ja wohl!" Das wolfsartige Heulen des Hundes erwähnt auch schon Plutarch als böse Vorbedeutung. Beim Abschlusse des Bündnisses zwischen Antonius, Lepidus und Cäsar galt es als äusserst unheilvolles Zeichen, dass die Hunde wie die Wölfe heulten. Gubernatis sagt, dass man noch heute in Italien erschrecke und Unglück und Tod befürchte, wenn ein Hund wie ein Wolf heule. Vom Wolfe selbst, der bei anderen Völkern, wie man bei Hopf liest, vielerlei Bedeutung hat, weiss ich nichts den Orient Betreffendes. In Bosnien meinen die Mohammedaner: Wenn eine schwangere Frau einen Fuchs trifft, so wird das Kind im Leben Glück haben.

An die Mäuse heftet sich vielfacher, auf Tod und Krankheitsanzeichen bezüglicher Aberglaube. In der Schweiz sagt man: Wenn eine Maus nachts in das Bett eines Schläfers kommt, wird Letzterer am kommenden Morgen Unglück haben. Zernagt eine Maus einem Kranken das Bettstroh unter dem Hauptkissen oder die Kleidungsstücke, so muss der Patient bald sterben; wenn die Maus vor dem Fenstersims hin- und herläuft, so verkündet dies den Tod, weil man in der Schweiz das Zimmerfenster öffnet, um die Seele des eben Verstorbenen — nach altem Glauben in Gestalt einer Maus gedacht — hinauszulassen. Endlich erwähnt Rochholz noch diese Meinung, die in der Schweiz sich geltend macht: Stösst eine Scheermaus in der Tenne, unter der Dachtraufe, dem Hausofen oder gar unter dem Ehebette ein Loch aus, so stösst sie den Vater zum Hause hinaus; von solchen frischen Löchern sagt man: „sie suecht nach 'ere Seel." — Birlinger erzählt von einem ähnlichen Aberglauben in Schwaben: Wenn eine Maus ein Loch im Boden macht, das zugestopfte des andern Tages wieder offen ist, so schiebt die Maus eins von der Familie hinaus. Im ganzen Orient ist die Mäuseplage arg, und allgemein herrschen dort die erwähnten abergläubischen Ansichten.

Der Feldhase ist bei den meisten Völkern ein Tier, das einen bösen Leumund hat. Nur bei den alten Griechen und Römern war ihm eine gute Vorbedeutung zugeschrieben worden.

Die altdeutschen Heiden glaubten: Elfen, Hexen und allerlei Unholde schlüpften in Gestalten von Hasen, meistens in dreibeinige. In Mazedonien gilt das Begegnen mit einem Hasen als Anzeichen, dass man krank werden würde. Wer in Bosnien den Hasen, wenn er durch ein Dorf an einem Hause vorüberläuft, zuerst erblickt, der muss sterben.

In Deutschland ist es ein leichenverkündendes Zeichen, wenn das Pferd des zu einem Kranken gerufenen Geistlichen den Kopf senkt; wenn das Ross, das den Leichenwagen zieht, einen Begleiter desselben besonders ansieht, so wird dieser, nach einem zu Aristau im Freienamte bestehenden Volksglauben, nicht mehr lange zu leben haben. Ferner erwähnt Rochholz, dass es im Fricktbaler Dorfe Eicken und in Döttingen an der Aare Todesankündigung sei, wenn am Fenster eines schwer Erkrankten des Abends von der Strasse her ein Ross sichtbar wird. Einen nahen Todesfall deutet man in denselben Gegenden daraus, wenn ein Pferd im Stalle schwitzt; wahrscheinlich meint man, an altheidnischen Glauben anknüpfend, das Ross sei vom unsichtbaren Todesgott geritten. Am Rhein glaubt man, wenn Pferde vor einem Hause nicht vorbei wollen und scheuen, so werde bald jemand in dem betreffenden Hause sterben. Ich erwähne diese abergläubischen deutschen Ansichten, weil man sie fast überall in der Türkei wiederfindet.

Will die rumänische Bauernmaid eine Beantwortung der brennenden Frage, wann sie endlich ihre bändergeschmückten Zöpfe aufstecken und, wie es sich für eine verheiratete Frau schickt, sittig unter einem Tuche verbergen darf, „so muss sie," erzählt uns Flachs nach rumänischen Autoren, „am Neujahrsmorgen in den Kuhstall gehen und, wenn dort zufällig eine Kuh in gemächlicher Ruhe auf dem Stroh liegt, ihr einen Fusstritt mit den Worten ‚Hei — jetzt'' versetzen. Rührt sich die Milchspenderin nicht, so wird das Fusstrittspiel fortgesetzt und weiter gesprochen: ‚Hei — ein andermal, hei — übers Jahr, hei — in zwei Jahren' und so weiter, bis die Kuh sich endlich bemüssigt sieht, sich zu erheben. So viele Stösse die arme Kuh erhalten, so viele Jahre werden noch verstreichen, ehe die Dirne in den heiligen Ehestand treten wird."

In Albanien, das unerschöpflich ist an abergläubischen Sitten, ist selbst die Ziege ein Unglückstier. Verzweifelt ist

namentlich der Albanese, wenn er plötzlich auf eine ganze Ziegenherde stösst.

Eine vielartige Bedeutung wird dem Vogelgeschrei beigelegt. In der ganzen Welt achtet man ängstlich auf Stimmen der Bewohner der Lüfte, auf die Art ihres Fluges, auf ein Zusammentreffen mit den Vögeln zur frühen Morgenstunde oder am Abend.

Bei den heidnischen Arabern, heisst es bei Andree, waren Zeger und Hijavet zwei fast gleich bedeutende Ausdrücke für Vogelflug· Zeger wird gebraucht, wenn man mit einem Stein nach dem Vogel wirft und ihm zuschreit. Fliegt er dann zur rechten Hand, so ist es ein gutes, zur linken Hand, ein böses Zeichen. Hijavet ist allgemeiner die Deutung der Namen aufstossender Vögel, ihres Niederlassens, ihrer Rufe.

Moses III. Buch XIX 26 verbot den Israeliten streng, auf Vogelgeschrei zu achten; das zeigt, wie alt dieser Aberglaube ist, und wie unausrottbar. Wir finden ihn in allen fünf Weltteilen und erfahren häufig, dass die gleiche Sitte bei den zivilisierten Völkern Europas, wie bei den barbarischen Ureinwohnern auf den Philippinen besteht. Auf Luzon beispielsweise wird es niemand wagen, einen Vogel, der sich in das Innere eines Hauses verirrt hat, zu haschen; thut einer es, so muss er in Krankheit verfallen. Aus dem Rufe des Caracara-Habichts entnehmen die indianischen Medizinmänner die Prophezeiung, wer vom Stamme bald sterben werde. — Bei den Alten glaubt man beobachtet zu haben, dass Gegenden, aus denen die Milane weggezogen waren, von der Pest befallen wurden.

Als glückbringende Vorbedeutung des Königtums galt den Osmanen das Schweben des Königsgeiers über dem zu künftiger Herrschaft auserwählten Haupte. Humai — schreibt Hammer — heisst bei den Persern und Türken der Königsgeier, der edelste der Raubvögel, weil er, nach der durch Sage überlieferten Naturgeschichte des Morgenlandes, kein lebendes Tier, sondern nur die Gebeine der von anderen getöteten zur Nahrung nimmt, und seine Jungen mit vorzüglicher mütterlicher Liebe unter seinen weiten Schwingen beschützt, daher derselbe das Sinnbild mütterlicher Liebe und königlicher Milde schon bei den alten Aegyptern, auf deren Hieroglyphen-Gemälden er mit der Feder des Gesetzes in der einen Klaue und mit dem Ringe der Herrschaft in der anderen, über dem Haupte der Könige schwebt.

In dem Schahnameh tragen die Helden die Federn des Simurgh, welcher kein anderer als der dreifache Geier des Zendavesta ist, als Talismane auf dem Haupte, wie in Aegypten die Priester als Lehrer und Ausleger des von Königen gegebenen Gesetzes die Feder des Sperbers. Die grosse Fürstin, die einzige Königin, welche die altpersische Geschichte nach morgenländischen Quellen vor Alexander kennt, und der sie die Erbauung des Palastes, des tausendsäuligen, zu Persepolis zuschreibt, trägt den Namen Humai, des Königsgeiers; das aus Humai gebildete, im ganzen persischen und osmanischen Reiche noch heute allgemein übliche Wort Humajun entspricht dem deutschen kaiserlich-königlich, oder eigentlicher, dem Augustus der Römer. Glücklich also, völkerbeherrschend ist das Haupt, über welches der Königsgeier seine weiten Flügel ausbreitet; der durch ihren Schatten Gesegnete wird als grosser und mächtiger Fürst die Völker beglücken unter dem Schatten seiner Flügel. Was der Adler den Römern, ist der Königsgeier den Morgenländern, und wie dem Tarquinius Priscus noch als Privatmann seine Gemahlin aus dem vom Adler ihm geraubten und wieder aufgesetzten Hute die Grösse künftiger Herrschaft vorhersagte, so Osman, dem Sohne Ertoghrul's, der fromme Derwisch Abdal Kumral: In dem Passe von Ermeni sah der Derwisch, der Tradition zufolge, wie ein Königsgeier mit seinen Flügeln des jugendlichen Osmans Haupt überschattete, und er legte ihm dieses Wahrzeichen als glückliche Vorbedeutung osmanischer Herrschaft aus, deren Flügel bald zwei Meere und zwei Erdteile, das weisse und das schwarze Meer, Asien und Europa, decken würden.

Zudem traf es sich, dass der Name Osman mit dem Geier in inniger Verwandtschaft steht. Osman heisst nämlich nach der Bedeutung arabischer Wurzel der Beinbrecher. Nun heisst aber auch der Königsgeier, welcher nach der zitierten Darstellung Hammers im ganzen Morgenlande das Symbol der Herrschaft und Königsmacht ist, von den alten Aegyptern an bis auf die heutigen Zeiten, vorzugsweise der Beinbrecher unter den Vögeln, weil er, lebendige Beute verschmähend, sich nur von den Beinen der Erschlagenen nährt. Dann hiessen schon in der grauesten Vorzeit türkischer Geschichte die drei Söhne Oghus-Chans, von deren erstem auch Gök-Chan, der Chan des Himmels, der Stammbaum Osmans abgeleitet wird, die Brecher, weil sie einen ge-

fundenen Bogen in drei Stücke zerbrachen. Wie sie den Bogen zerbrachen, brachen ihre Nachkommen Burgen und Festungen; die Herrschergrösse und Siegesmacht des Königsgeiers Humai, des Beinbrechers unter den Vögeln, lebte in „humajun“, dem kaiserlich-königlichen, wörtlich. Königsgeierlichen Herrscherhause Osmans, des Beinbrechers fort. Aber diese glückliche Bedeutung hat der Geier nur bei den Osmanen. Sonst erweckte sein Erscheinen seit jeher und überall die Gedanken an Leichen. Es wird berichtet, dass sich Geier auf dem Tempel des Genius des römischen Volkes und der Eintracht niederliessen, als Sulla seine Massenmorde in Rom ausführen liess. Dem Heere des Brutus und Cassius erschienen bei Philippi Geier und Raben als schreckliche Leichenkünder. Augustinus Niphus behauptete: Geier, Raben und Krähen begleiten die Heere, weil sie eine Vorahnung des für sie abfallenden Leichenschmauses haben. Dem Marius und dem M. Tullius Cicero wurde durch Raben der Tod angekündigt, wie Valerius Maximus erzählt. Plutarch beberichtet, dass der Tod Alexanders des Grossen in Babylon durch Raben angezeigt wurde.

Der Glaube an die böse Bedeutung der Raben herrscht in ganz Deutschland. Im Illerthal glaubt man, wenn Raben über einen hinwegfliegen, so muss der Betreffende bald sterben. An anderen Orten fürchtet man den baldigen Tod eines Hausbewohners, wenn die Raben um das Haus fliegen und dabei ihr: Grab! Grab! rufen. — Im Aargau bedeuten Raben, die in einer Reihe auf ein Haus zufliegen, die Reihe der schwarzen Leichengänger. In Böhmen, Südfrankreich, in der Bretagne, bei den Nuba-Negern in Inner-Afrika glaubt man Aehnliches; die Letzteren halten die Raben für böse Geister und Menschenfresser. Unter den heidnischen Arabern vor Mohammed galt der Rabe ebenfalls als Unglücksvogel; ein günstiges Ereigms wurde jedoch geglaubt, wenn ein Rabenpaar, ein Männchen und ein Weibchen, mit einem Wanderer zusammentraf und gleichen Flugs über den Weg flog.

Der Rabe — südslavisch: Karvan, Gavran, Garvan, „Crna Ptiza“ oder „Schwarzer Vogel“ — gilt bei allen Balkanvölkern als Todesbote. Bei den Juden im Mittelalter und bei den meisten orientalischen und slavischen Völkern wird die Eigenschaft solch

böser Vorbedeutung auch den Hähnen zuteil, welche rabenartig krähen.

Von den Krähen sagt man in Europa in verschiedenen Ländern: Jedes Haus hat zwei Krähen. Wenn das Haupt der Familie stirbt, setzen sich die Vögel auf das Dach und schreien so lange, bis die Leiche hinausgeführt worden ist, dann verschwinden sie auf Nimmerwiederkehr. In ganz Persien ist die Krähe als Unglücksvogel angesehen, ebenso in der Türkei, in Persien, China, Siam, Indien; nach altindischem Glauben erhielt die Krähe von Yama das Recht, die Leichenspeise zu essen. Im indischen Kāmasūtram aber wird „das künftige Glück des Liebhabers als Wohlergehen durch Offenbarung des Vogelfluges" geschildert, wenn beispielsweise bei ruhigem Himmel eine Krähe krächzt. Auch an einer anderen Stelle, in der Schmidt'schen Uebersetzung Seite 406 und 407, wird im Kapitel von der Hingebung an den Geliebten von der „Verehrung der Krähen" in freudigem Sinne gesprochen.

In Bulgarien sagt man: Fangen gegen Abend die Garagaschki, die Krähen zu krächzen an, so wird ehestens eine Krankheit oder ein grosses Sterben eintreten.

Hopf erzählt in seiner früher erwähnten Abhandlung: Im August 1885 erschienen in Regensburger und Münchner Zeitungen alarmierende Nachrichten über das plötzliche Abziehen sämtlicher Dohlen; man erinnerte sogleich daran, dass 1873 nach einem ähnlichen Vorkommnisse die Cholera ins Land kam. Man glaubte also, dass die Dohlen die Epidemie vorausfühlten. — Vorahnungs-Möglichkeit nahender Krankheiten wird in vielen Gegenden Deutschlands, in Südfrankreich, in der Bretagne auch den Sperlingen zugeschrieben. Die Sperlinge — in anderen Gegenden auch die Seidenschwänze — zeigen dadurch den baldigen Ausbruch der Pest an, dass sie in eiliger Flucht ihre Nester und Eier verlassen. — Die Elster ist gleichfalls ein Unglücksvogel; fliegt sie in der Bretagne oder in Südfrankreich, auch in einigen Gegenden Deutschlands, quer über ein Dorf oder über ein Haus, so glaubt man an den baldigen Tod eines Dorfbewohners. — Das Erscheinen und Schreien des Uhus verkündet allen Völkern kommendes Unheil: Hungersnot, Krieg, Verderben, Krankheit, Tod. Ein günstiges Uhu-Auspicium — ähnlich dem osmanischen Geier-Auspicium — erzählt Flavius Josephus: als nämlich unter

Tiberius der jüdische König Agrippa gefesselt an einem Baume neben seinem Palaste stand und in dem Baume über ihm ein Uhu erschien, weissagte ihm daraus ein deutscher Augur, dass er, seiner Fesseln ledig, König von Judäa werden und seinen Thron seinen Kindern hinterlassen werde, allerdings fügte der Augur hinzu: wenn aber ein solcher Vogel noch einmal über Agrippas Haupte zu sehen sein würde, so müsste er innerhalb fünf Tagen sterben. - Die Zwergohreule gilt heute in der Schweiz wegen ihres Rufes: Tod! Tod! Tod! als Totenengel; ebenso in Italien: sie schreit, sagt man hier, bei dem Hause eines Kranken drei Tage vor seinem Tode, ist aber kein Kranker im Hause, so kündigt sie wenigstens einem der Hausbewohner die Bräune an. Nicht minder als bei den Schweizern und Italienern ist die Zwergohreule bei den Kalmücken, Javanesen und den Eingeborenen auf Borneo und Sumatra als Unglücksvogel verschrieen. — Von dem Schleierkauz behauptete Plinius, sein lateinischer Name Strix stamme von stringere, weil der unheilvolle Vogel nachts Kinder aus der Wiege raube und ersticke. Ovid leitete strix von stridere, zischen, her. Rochholz zitiert das im Aargau bekannte Sprüchlein vom Steinkauz: „Wenn dir die Wiggli schreit, wirsch balt aussi trait . . .“ Wuttke erwähnt den deutschen Volksglauben, dass der Steinkauz durch sein Schreien in der Nähe eines Hauses einen Todesfall ankündige, besonders wenn er abends nach zehn Uhr und mehrere Abende nach einander vor demselben Hause schreie. In Böhmen ruft der Steinkauz am Fenster eines Kranken durch sein: Poid! Poid! Komm! Komm! — wie Grohmann in seiner Schilderung des Aberglaubens in Böhmen berichtet — den Patienten in den Tod. Die ganze Familie dieses Vogels geniesst in allen Weltteilen den gleichen schlechten Ruf. So erwarten die Westaustralier — wie im 52. Bande des Globus, Seite 383 erzählt wird — den Tod eines Angehörigen, wenn sie den Ruf einer Eule vernommen haben. Bei den Nuforesen von Doreh auf Neuguinea gilt der Schrei der Eule während der Beratung über irgend eine öffentliche Angelegenheit als unheildrohend. Auf Java und den anderen Sunda-Inseln glaubt man: wenn eine Nachteule sich auf den Dachfirst setzt, so wird in einer hinter dem Hause gelegenen Wohnung Feuer ausbrechen; setzt sie sich dagegen auf einen Baum und wendet während des Schreiens den Kopf einem Hause zu, so

wird ein Verwandter dieser Hausbewohner krank; dies berichtete Emil Metzger im 44. Bande des Globus. Aehnliches glauben die Dajaks auf Borneo, die Eingeborenen in Ilocos Norte auf der Philippinen-Insel Luzon, die Chinesen, Siameser und Inder.

In China und Siam nennt man die Eule: Todesvogel. In Indien wird von den Eingeborenen jede Hütte niedergerissen, auf die sich eine Eule gesetzt hat. Diesen Aberglauben findet man schon in den altindischen Schriften· im Rigveda wird der Fromme angewiesen, den Tod und den Gott des Todes durch Beschwörungsmittel zu vertreiben, wenn die Eule ihr hässliches Geschrei ausstösst; im Pañcatantra vergleicht der König der Krähen die feindliche Eule, welche gegen Nacht kommt, mit dem Gotte der Toten; und im Mahabharata wird der Gott des Bösen, welcher hell sieht und im Trüben fischt, ebenfalls mit der Eule verglichen, die jede Gestalt in der Nacht unterscheidet. Wie in Europa, Asien und Australien, ist die Eule auch in Afrika und Amerika Gegenstand der Angst und des Schreckens. In Dahome heisst die Eule: Der Azeche, der Kannibale, welcher die Feinde tötet und verzehrt, also eine Aehnlichkeit mit der Strix, der Kinder fressenden, der alten Römer. — Bei den Nuba-Negern ist es, nach Ignaz Palme, ein sicheres Zeichen des nahen Todes eines Familienmitgliedes, wenn sich nachts eine Eule auf das Dach eines Hauses setzt und ihren Ruf ertönen lässt. Bei allen Indianerstämmen ist die Eule ein unbedingt unheilbringender Vogel.

Spring erzählt im 32. Bande des Globus von den Pima-Indianern in Arizona· sie denken sich den unheimlichen Nachtvogel als Diener des Todes, der die Seelen der Verstorbenen in das Jenseits zu tragen hat, und deuten einen nahen Eulenruf als Zeichen des nahen Todes. Es kann nach alledem nicht Wunder nehmen, dass die Eule auch bei allen Völkern des Orients als ein Unglücksvogel bekannt ist.

Die Albanesen sagen Wenn die Eule auf dem Dache des Hauses krächzt, zeigt sie den Tod an. Wenn aber im Hause sich eine gesegnete Frau befindet, so bedeutet das Krächzen der Eule blos die Geburt eines Mädchens. Merkwürdig ist, dass der letzterwähnte Aberglaube auch bei den Wenden in der Lausitz anzutreffen ist: krächzt eine Eule auf dem Dache eines Hauses, in dem sich eine gesegnete Frau befindet, so bedeutet

dies eine glückliche Niederkunft. Eulen, Uhu und andere Nachtvögel — südslavisch: Cuk, Sova, Sovul jaga, Lunja, Unjaca, Jejina und Buba — zeigen durch ihre unheimlichen Rufe in der Nähe menschlicher Behausungen nach südslavischem Aberglauben fast immer den Tod an. Setzt sich ein Uhu auf ein Haus und lässt seinen Ruf ertönen, so wird einer von den Bewohnern sterben, „ausser es schiesst jemand mit Eisennägeln, die in der Kirche während des Hochamtes unter dem Altarkissen gelegen, den Vogel sofort herab.“ Wenn eine Schleiereule vor einem Hause ruft, so muss nach bosnischer Ansicht der Hausherr oder die Hausfrau noch im selben Jahre sterben.

Bei den Rumänen sagt die Eule den Tod an, wenn sie während des Tages in der Nähe eines Hauses ihre widerwärtige Stimme ertönen lässt. In der Gegend von Naszbd in Siebenbürgen heisst die Eule schlechtweg „der Totenvogel“ In manchen Volksliedern wird dieser bösen Eigenschaft der Eule gedacht. So wird in einem Totenlied aus der Umgebung von Krasno in der Bukowina das Totenglöcklein ungefähr folgendermassen apostrophiert:

Klinge, klinge, Glocke klein;
Wieder zieht ein Seelchen ein.
Klinge, klinge, trauervoll,
Dass im Thal man's hören soll;
Denn so kam's auch in der That,
Ganz wie es gerufen hat
Eule, die Unglücksprophetin,
Eule, die Unheilverkünderin.

Wenn ein Kamtschadale im Frühjahr die erste Bachstelze sieht, muss er erkranken. Bei den Albanesen findet man Aehnliches: wer die erste Turteltaube, die erste Schwalbe oder den ersten Kuckuck im Frühjahr sieht und dabei noch nüchtern ist, wird krank. Der Kuckuck hat als Orakeltier stets eine bedeutende Rolle im Aberglauben der Völker gespielt. Im indischen Rigveda wird er als ein Vogel genannt, der alles weiss, was geschehen ist und geschehen wird. Das altgermanische Leben zerfiel durch das Kuckucksorakel in Schicksalsjahre, die von der Ankunft des Vogels und dem Beginn des Kuckucksrufes des einen Frühjahrs bis zur Wiederbefragung des Kuckucksorakels im nächsten Frühjahr dauerten. Der Monat des alt-

nordischen Kalenders, welcher die Zeit vom 22. April bis 21. Mai der jetzigen Rechnung einnimmt, hiess Gauksmonadr, Kuckucksmonat. — Im Couronnemens Renart erzählt der Fuchs seinem Weibe, dass ihm der Kuckuck noch 13 Lebensjahre prophezeit habe. In Niedersachsen singen die Kinder: „Kuckuck vam häven! Wie lang scholl ick leven?“ Die schwäbischen Buben fragen, wenn sie im Frühling in den Wald gehen, den Kuckuck: wie alt sie werden. In Haubach singt man: „Kuckuck, Kuckuck! Schrei mir meine Jahre an! Schrei mir sie in Deckelgräba — wieviel Jahre darf ich leba?“ — Dieses Sprüchlein wiederholt man dreimal, dann zählt man die Rufe des Kuckucks; jeder Ruf bedeutet ein Jahr.

Denselben Gebrauch finden wir bei den Völkern des Balkans. Man sagt hier: Wer wissen will, wie lange er zu leben habe, der zähle im Frühling die Rufe nach, die er vom ersten Kuckuck hört. So viele Rufe er nachzählen kann, so viele Jahre wird er leben. Der Kuckuck sagt einem jedoch nicht blos, wie lange er leben werde, sondern verkündet auch Krankheiten, bei den Albanesen sogar den Tod. Wenn die Rumänen den Kuckuck im Frühling zum erstenmal schlagen hören, und zwar rechts oder vor sich, dann hat das weiter keine Bedeutung; aber Böses, ja sogar Tod will es besagen, wenn der Kuckucksruf zur Linken oder von rückwärts her erschallt.

Wenn ein Kuckuck über dem Hause ruft oder den Kamin erklettert, so muss jemand in dem Hause sterben, ist ein allgemeiner Glaube.

Krauss teilt drei serbische Sagen mit, die sich auf den Ursprung dieses Glaubens beziehen: Nach der ersten Sage war einmal ein Weib — Kukavica, der Kuckuck, ist nämlich in der serbischen Sprache weiblich. Diesem Weibe war der einzige Bruder gestorben; darob jammerte es so lange: „Kuku le, Weh geschrien!“ bis es eine Kukuvica geworden war. In der zweiten Fassung verfluchte der Bruder die Schwester, weil sie durch ihre Klagen seine Ruhe gestört. In der dritten Fassung verdammte Gott das Weib, weil es so viel gegen den himmlischen Beschluss geklagt hatte. In Serbien wird vielfach auf das Grab eines Toten, der Schwestern zurückgelassen hat, ein Kuckuck ans Holz zu Häupten des Begrabenen gesetzt.

In Bulgarien erzählen die Bäuerinnen: es war einmal eine

Frau, die hatte einen einzigen Sohn, der hiess Gugo, nämlich Hugo, da in den slavischen Sprachen das H immer mit G übersetzt wird. Als Gugo früh verstorben war, war der Mutter Gram ohne Ende. Morgens und Abends weilte sie am Grabe des Kindes, immer weinend und klagend und rufend: Gugo-Gugo! Darob verwandelte Gott sie in einen Vogel und nannte sie nach ihrem Rufen: Gugutscha oder Gugutka, Kuckuck. Unter den Altgläubigen in Bosnien gilt es als frevelhaft, den Kuckucksruf nachzumachen oder den Vogel zu töten. Wer das thut, dem stirbt der Vater oder die Mutter.

Hahn oder Henne gehören ebenfalls seit Urzeiten zu den Orakeltieren. Bei den alten Persern und den indogermanischen Völkern bedeutete der Hahnenschrei Gutes. In der deutschen Mythologie kann der Hahn wohl die bösen Geister verscheuchen, nicht aber den Tod; und er tritt sogar als Todesbote auf, so, wenn er im Verein mit der Henne Stroh schleppt, oder wenn er in ein Haus hineinkräht. Bei den Südslaven heisst es wenn der Hahn um halb 12 Uhr nachts kräht, so fährt ein Schütteln durch den Leib der Toten. Kräht der Hahn noch vor Abend, so stirbt, nach einem Aberglauben in Istrien und Kroatien, jemand im Hause. Das Gleiche steht bevor, wenn der Hahn, um zu krähen, auf einen der steinernen oder hölzernen Grundpfeiler des Hauses fliegt. — Die jüdischen Gelehrten des frühen Mittelalters sagten: es gehöre zu den emoritischen, nämlich heidnischen Gebräuchen, wenn jemand spricht: „Schlachtet diesen Hahn, der am Abend gekräht hat; diese Henne, die am Abend gekräht hat; diesen Hahn, der rabenartig kräht; gebt der Henne einen Hahnenkamm zu fressen, da sie kräht, wie ein Hahn.“ Indessen waren diese auf Hahn und Henne bezüglichen abergläubischen Ansichten bei den Juden nicht auszurotten. Sie bestehen im Orient noch heute bei allen Völkern. Allzufrühes Gackern der Henne im Morgengrauen bedeutet beispielsweise einen bevorstehenden Todesfall im Hause.

Das Krähen der Henne ist in der deutschen Mythologie von trauriger Vorbedeutung. Grimm und Grünbaum, letzterer im 39. Bande der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, führen zahlreiche passende Stellen an. In Italien, sagt Gubernatis, darf ein solch unheilvolles Geschöpf weder verkauft, noch verschenkt, sondern es muss sofort getötet und von

seinen Besitzern gegessen werden. In Russland und Böhmen gilt derselbe Gebrauch. In Böhmen gibt es noch speziellen Aberglauben in Bezug auf eine krähende Henne: kräht eine weisse Henne, so wird jemand im Dorfe sterben, kräht eine rote, so wird es brennen, kräht eine schwarze, so kommen Diebe. In der Slovakei bricht man einer krähenden Henne die Füsse und wirft dann das Tier ins Wasser In Norddeutschlands Sagen wird als Mittel gegen das Uebel, welches die krähende Henne androht, empfohlen. die unheilkündende Henne in die Tranktonne zu stecken und ihr den Hals umzudrehen; oder sie am Spiess zu braten:

Wenn die Henne kräht vor dem Hahn,
Und das Weib redet vor dem Mann,
Soll man die Henne braten
Und das Weib mit Prügeln beraten.

In fast allen Ländern erfährt man gleiche Weisheit: von Norwegen bis China, von Italien bis Persien. In China und Persien befürchtet man von dem schrecklichen Krähen der Henne sogar das Aussterben der ganzen Familie. In Kroatien sagt man: fängt eine weisse Henne in einem Gehöft wie ein Hahn zu krähen an, so muss man sie sofort abschlachten, ihr Fleisch aber darf man nicht essen, weil es furchtbar schädlich ist, wie Gift. Das Gleiche gilt in Steiermark und Istrien von der schwarzen Henne. In Bosnien sagt man, wenn eine Henne wie ein Hahn kräht· „Es bedeutet ein grosses Sterben.“

In Südbulgarien prophezeit das Krähen der Henne den Tod nur einer einzigen Person im Hause; man verkaufe, um, wenn möglich das Unheil abzuwenden, die Henne schleunigst; oder noch besser: man mache sie einem Kloster zum Geschenk. Wenn in Syrien eine Henne wie ein Hahn zu krähen anfängt, so ist das von schlimmer Vorbedeutung für die Leute des Hauses. Man tötet die Henne sofort und sagt, dass man es deshalb thue, weil sie etwas wagte, was ihr nicht zustand. Wenn in Albanien eine Henne wie ein Hahn kräht, ist das ein Anzeichen des Todes für das Haus, in welchem das Absonderliche geschieht. Wenn die Henne bei ihrem merkwürdigen Krähen aber nach Osten schaut, so hat dies nichts zu bedeuten

Der Storch tritt, nach Wuttke, in der Altmark als leichenverkündend auf: wenn die Störche über eine Menschengruppe

fliegen, muss einer daraus bald sterben. Das Gleiche glaubt man, wie Gubernatis erzählt, in Italien: die Störche bedecken, wenn sie in Scharen fliegen, den Himmel wie Wolken und bringen die Sonne, die Quelle alles Lebens, zum Verschwinden. In den Balkanländern gibt es, soviel ich weiss, keine ähnliche, mit dem Erscheinen von Störchen verknüpfte Ansicht. Dagegen legt man bei den Gräkowalachen in Mazedonien am 9. März den sogenannten Märzfaden, welcher den Kindern zum Schutz gegen bösen Zauber um Hals und Hände gewickelt wird, auf Weinlaub oder Bäume, damit ihn die Störche holen, wofür sie dann zu Ostern die Geschenke bringen; also Oster-Storch oder Oster-Hase.

Wer früh Morgens einen schwarzfarbigen Schmetterling erschaut, der lebt das Jahr nicht aus, ist ein südslavischer Aberglaube. Der Dämmerungsfalter zog nach Oken zuerst die Aufmerksamkeit während eines allgemeinen Sterbens auf sich. Da er auf dem Halsschild einen Flecken wie einen Totenkopf trägt, ward er zum Todespropheten.

Im klopfenden Bohrwurm hat man von jeher den klopfenden Tod zu hören geglaubt. Sebastian Brandts Spruch besagt. „Deshalb gedenk und setz' Dir für, der Tod klopft all Tag an die Thür.“ In der Türkei entsetzt man sich, wenn man das schreckliche Hämmern des Bohrwurms vernimmt und rückt schleunigst aus der Nähe des Gegenstandes ab, in welchem das unheimliche Geschöpf arbeitet.

Die Fische gelten als Symbol der Fruchtbarkeit. Bei jüdischen Hochzeiten im Orient muss die Braut aus diesem Grunde über eine mit Fischen gefüllte Schüssel springen.

In der ganzen Welt verbreitet ist der Schlangenkultus; man pflegte ihn im alten Indien, in Egypten, bei den Israeliten, in Hellas und Rom. Man findet ihn heute in ganz Europa bei den indogermanischen, den slavischen und romanischen Völkern, in Kleinasien, Persien, Kaschmir, Tibet, Kambodscha, China, Ceylon, bei afrikanischen Stämmen, bei den Indianern, in Mittel- und Südamerika und auf australischem Gebiete. Bei den Alten stand die Schlange mit den Gottheiten des Lichtes und des Lebens in Verbindung Eine Stelle in Moses IV. Buch, 21. Kapitel, Vers 8 lautet: Da sprach der Herr zu Moses: „Mache Dir eine eherne Schlange und richte sie zum Zeichen auf, und wer sie ansieht,

der soll leben.“ Dies bezieht sich auf die vorhergegangene Stelle in Vers 6: „Da entsandte Jehovah wider das Volk die Brandschlangen, die bissen die Leute, so dass viele von den Israeliten starben.“ Im 1. Buche Moses 49. Kapitel, Vers 17 heisst es: „Eine Schlange wird auf der Strasse sein, eine Hornviper am Wege, die das Ross in die Ferse beisst, so dass der Reiter rückwärts sinkt.“ Aehnlich werden im 5. Buch Moses VIII 15 Brandschlangen neben Skorpionen erwähnt. Küchenmeister meinte, dass es sich nicht um wirkliche Schlangen, sondern um den Medinawurm handelt. Ebstein ist nicht dieser Meinung. Jedenfalls, stellt er fest, waren es diese feurigen Schlangen, welche das Aufrichten der ehernen Schutzschlange veranlassten. — Im antiken Mythus ist der Schlange eine Doppelrolle zugeteilt. Sie ist erstens das Symbol der schaffenden, zweitens der zerstörenden Naturkraft. In der ersteren Eigenschaft liegt die Idee der Erhaltung und der Heilung, und schon daraus würde es, wie Anton Nagele bemerkt, erklärlich sein, dass die Schlange das Attribut des Aeskulap war Allein man würde irren, wenn man die Fixierung dieser Idee dem griechisch-römischen Mythus zuerkennen wollte, da bereits im indischen Mythus die Schlange, Ananda, mit fünf Köpfen auftritt und schon in der pythagoräischen Zahlenmystik die Fünfzahl als Hygiea sich darstellt. Auch der indische Aeskulap, Dhanvantari, erscheint auf den Bildern von der Schlange Vasuki, die identisch ist mit der Ananda, umwunden.

Ueber die Art, wie Aeskulap zur Schlange kam und mit dieser an den Sternhimmel versetzt wurde, erzählt der Mythus: als Aeskulap den Glaukos, den Sohn des Minos, vom Tode ins Leben zurückrufen sollte, kam — während er mit dem Stabe in der Hand, über seine Aufgabe nachdachte — eine Schlange herbei, die sich an dem Stab emporringelte. Erschreckt hob er den Stab, schleuderte die Schlange zu Boden und erschlug sie, als sie flüchtete. Bald darauf nahte eine zweite Schlange, die ein Kraut im Munde hielt, das sie auf den Kopf der getöteten legte. Die erwachte sofort und beide entflohen. Mit demselben Kraut heilte Aeskulap seinen Schutzbefohlenen, rief er den Glaukos vom Tode ins Leben zurück. Und seitdem blieb die Schlange sein Attribut.

Auf einem Bilde gibt Hygiea der Schlange des Aeskulap aus einer Schale zu trinken. Hygiea ist übrigens an die Stelle der

Athene getreten; die Schlange der Athene Päonia gibt nach Herodot die Heilsaugurin in Kos und besonders in Epidaurus ab, wo die Priester ihre Kranken nach den Weissagungen der Schlange behandeln. Auch im Heiligtum des Heilgottes Trophonios zu Lebadea spielt die Orakelschlange eine grosse Rolle, und noch Pausanias sah des Trophonios Bildsäule mit dem Schlangenstabe. Als in Rom eine furchtbare Seuche wütete, wurde auf den Rat der sybillinischen Bücher die Schlange des Aeskulap aus dem Tempel zu Epidaurus nach Rom gebracht und ihr ein Tempel auf einer Tiberinsel errichtet. — Die Schlange ist das Symbol übernatürlichen Wissens. Die Schlange ahnt Pest, Hunger und Erdbeben voraus. Die alten Araber glaubten, dass man durch das Essen eines Schlangenherzens oder einer Schlangenleber die Sprache der Tiere, namentlich der alles wissenden Vögel erlernen könnte.

Hopf bezeichnet diese Ansicht als Erbgut aller aus Asien stammenden arischen Völker: in der Edda hört Siegfried, nachdem er vom Blute des Drachen gekostet und sein Herz gegessen hat, die Adlerinnen mit einander über sein Schicksal reden. Die Berührung einer Schlange schärft das Gehör. Während Helenus und Cassandra im Tempel des Apollo schliefen, krochen Schlangen in ihre Ohren, worauf sie feinhörig wurden. — Im schwedischen Volksglauben wird die Heilkraft mancher Brunnen weissen Schlangen zugeschrieben, und Saxo erzählt zwei Sagen, wo der Geifer dreier Schlangen, einem Medikamente beigemischt, dieses heilkräftig machte. Man findet hier eine Aehnlichkeit mit dem Anguinum, welches Plinius erwähnt. In einem russischen Volksmärchen wird von einer Stadt der Schlangen erzählt, die von einer im Kreise gewundenen, sich selbst in den Schwanz beissenden Schlange bewacht wird. In dieser Stadt der Schlangen gibt es eine wunderwirkende Schlangensalbe für Augenkrankheiten.

Im südlichen Marokko glaubt man, dass die Schlangen oft in der Nacht zu den Frauen kommen, die ihre Kinder säugen, sich an die Brüste der Ammen legen und den Säuglingen das Ende ihres Schwanzes in den Mund stecken. Solche Kinder erkennt man später an bläulichen Lippen. Wenn man einer Schlange vor Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang begegnet,

so bedeutet dies nach albanesischem Volksglauben den bevorstehenden Tod von Verwandten. Wrede sah einen Haufen Beduinen, die auf einen Raubzug ausgezogen waren, nach einer Viertelstunde zurücklaufen, weil eine Schlange vor ihnen über den Weg gekrochen war

Aehnliches glauben alle Balkanslaven. In Bosnien aber meinen die Mohammedaner, dass, falls eine schwangere Frau eine Schlange trifft, das Kind im Leben Glück haben wird. – In Serbien legt die Mutter in das Amulet, das sie ihrem Kinde zum Schutze gegen alles Uebel um den Hals hängt, ein Häuptchen Knoblauch, welches auf folgende Weise gezogen werden muss: die erste Schlange, die man im Jahre erblickt, muss man töten, ihren Kopf vom Leibe lostrennen und zerstossen: in diese Stücke thut man den Zechel von einem Häuptchen Knoblauch und pflanzt das Ganze im Garten ein. Das Häuptchen, das dann entsteht, kommt ins Amulet. Bei den Gewürzkrämern und Bazar-Apothekern in Stambul erhält man Schlangenhäute, die als unfehlbares Mittel gegen Diphtherie gelten. — Nach deutscher Sage lebt in jedem Hause ein Schlangenpaar, mit dessen Leben das des Hausvaters und der Hausmutter zusammenhängt. Im Frickthaler Dorfe Magden vermutet man, nach Rochholz, fast in jedem Hauskeller eine Hausschlange, die sich in aussergewöhnlichen Fällen blicken lasse und schon durch ihr blosses Klappern auf einen Todesfall deute. Auch bei den Juden im frühen Mittelalter kannte man Hausschlangen. Ein alter hebräischer Schriftsteller zitiert diesen „emoritischen“ Gebrauch. — In Rom war die Schlange das Symbol der Fruchtbarkeit, und in Pompeji wurde sie häufig als genius patris familiae, als die zeugende Kraft der Familie dargestellt. — Nach der arabischen Legende war die Schlange ursprünglich die Königin aller Tiere und tausend Jahre vor dem Menschen geschaffen worden. Sie war die Gespielin der Eva. Die Seelen mohammedanischer Heiligen gehen in Schlangen über. Jedes Quartier in Kairo hat eine Schlange als Schutzgeist. In Bagdad glaubt man, dass der Schutzgesit Imam zuweilen in den Leib einer Schlange kriecht. Es ist deshalb verboten, einer Schlange wehe zu thun Wer das Verbot missachtet, wird von der Schlange nachts getötet. „Jeder Mensch hat eine Schlange als Schutzgeist“, ist südslavischer Glaube. Gedeihen und glücklicher Fortgang des menschlichen Lebens

sind aufs innigste mit dieser Schlange verknüpft. Stirbt die Schlange, so stirbt auch bald ein Mitglied des Hauses. Diese Hausschlange nennen die Serben: Zmija, die Bulgaren: Zmij, Smok, Domakinja oder Saibije. Ihr Aufenthalt bei den Bulgaren ist der Kuhstall.

Falls in einem Hause oder in einem Baume eine zweiköpfige Schlange — Stupan genannt — haust, so soll man sie in Frieden lassen, heisst es bei den Südslaven; wer sie erschlägt, muss sterben. Wenn aber ein solcher Stupan von selbst verreckt, so reisse man das Haus ein oder fälle den Baum.

Die Montenegriner respektieren ebenfalls die Gegenwart der Hausschlange. Aber sie glauben auch, dass die Vampyre in Gestalt schwarzer Schlangen kommen, um die Menschen zu stechen.

Der Hausgeist der Albanesen heisst Wittore. Man stellt sich ihn vor als eine kleine dicke Schlange mit bunter Haut. Diese Schlange wohnt in der Hausmauer und pfeift, wenn Ereignisse bevorstehen. Stirbt im Hause der Mannesstamm aus, dann verschwindet der Hausgeist. In der Gegend von Elbassan in Albanien ist der Hausgeist Wittore nicht bekannt. Dort nennt man Wittore eine glückliche Frau, die viele Kinder besitzt. In der kleinen Walachei glaubt man seit alten Zeiten an die Serpi de casa, die Hausschlange, den Geist des Herdes. In der Winterszeit richtet man diesem Hausgeist ein Lager in der warmen Asche des Herdes her; morgens und abends stellt man ihm eine Schale Milch zum Trinken hin.

In allen Teilen der Welt, sagt Ellis, sind der Schlange und den ihr verwandten Arten, der Eidechse und dem Krokodil, unheildrohende oder erotische Anschläge auf das Weib zugeschrieben. An verschiedenen Stellen meines Buches habe ich nun Gebräuche und Ansichten mitgeteilt, die geeignet sind, die Meinung von Ellis zu unterstützen. Hier erwähne ich des Zusammenhanges wegen noch folgendes: schon in rabbinischer Ueberlieferung ist die Schlange das Symbol geschlechtlicher Wünsche.

In vielen Weltgegenden werden jungfräuliche Priesterinnen dem Schlangengotte gewidmet und ihm angetraut. Die Basutos in Südafrika lassen ihre jungen Mädchen um eine aus Lehm geformte Schlange tanzen. In Deutschland glaubte man noch

bis ins 18. Jahrhundert, dass sich das Haar einer menstruierenden Frau, wenn man es vergräbt, in eine Schlange verwandle.

Bei den Naturvölkern bringt man die Menstruation häufig mit der Schlange oder anderem kriechendem Getier in Verbindung: Bei den Chiriguanos von Bolivia liefen — wie Frazer bei Ellis erzählt — die alten Weiber beim Eintritt der Menstruation eines Mädchens mit einem Stecken umher und suchten die Schlange, die das Mädchen verletzte .... Frazer wies auch auf die griechische Sage hin, nach der eine Prinzessin in der Pubertätszeit sich nicht von der Sonne bescheinen lassen soll, da sie sonst in eine Eidechse verwandelt werde. In einigen Gegenden Brasiliens darf ein Mädchen beim Herannahen der Menstruation nicht in den Wald gehen aus Furcht vor den verliebten Angriffen der Schlange. Ebenso ist es, nach Schomburg bei Ellis, auch bei den Macusi-Indianern in British-Guiana Brauch.

In den nördlichen Territorien Südaustraliens wird die Menstruation einem Bandikut zugeschrieben, der die Vagina kratze, bis sie blute. Ploss und Bartels zeigen an diesen Beispielen, die auch Ellis übernommen hat, dass in den verschiedensten Teilen der Welt die Menstruation als ursprünglich durch eine Schlange verursacht angesehen wird, und dass diese Auffassung häufig mit einer erotischen oder mystischen Idee verbunden sei. Ploss und Bartels wissen keine Erklärung dafür, wie diese Verbindung entstanden sei. Ellis meint, man könne nur annehmen, dass die Gestalt und das Aussehen der Schlange, sowie auch ihre giftige Natur, zusammen mit dem Geheimnisvollen, das überall mit der Schlange verbunden werde — ein Mysterium, das durch seine von Uranfang der Welt datierende Verbindung mit dem Weibe noch verstärkt wird — dazu beigetragen habe, diesen über die ganze Welt verbreiteten Glauben bezüglich des Ursprungs der Menstruation aufzubauen . . . Schliesslich erwähnt Ellis auch die Bemerkungen von Robertson Smith: die Schlangen seien die letzten schädlichen Tiere, die der Mensch am schwersten ausrotten könne, daher auch die letzten, die mit den Dämonen in Verbindung gebracht werden; sie waren die einzigen Tiere, die direkt und fortgesetzt mit dem arabischen Dschin oder Dämon

in Zusammenhang gestellt wurden; auch die Schlange im Paradiese war ein Dämon und nicht eine temporäre Vermummung des Teufels; vielleicht wurde die Schlange zum Teil gerade deshalb, weil sie als letzte Verkörperung der dämonischen Kraft galt, mit dem Weibe in Verbindung gebracht, da ja das Weib stets mit den ältesten religiösen Anschauungen verknüpft wurde.

Ein ausführliches Namen- und Sachregister wird dem zweiten (Schluss-)Bande beigegeben.

In Vorbereitung befindet sich und wird im Herbst 1903 in gleichem Verlage erscheinen:

* Kultur, Aberglaube * und Sittlichkeit in Russland.

Nach eigenen Ermittelungen und auf Grund vorwiegend russischer Quellenstudien

von

Bernhard Stern.

Dieses Werk schliesst sich an das Buch „Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben in der Türkei“ insofern an, als es uns nun auch den Menschen in Russland auf seiner Wanderung von der Wiege bis zum Sarge, durch Krankheiten bis zum Tode zeigt und uns durch die Leidenschaften, Sitten und Gebräuche eines mächtigen östlichen Reiches führt. Aber dieses neue Werk umfasst womöglich **noch weitere Gebiete** und ist dank dem fast verwirrenden Reichtum seines Inhaltes **eine wahrhaft grundlegende Geschichte der Zivilisation in Russland,** ein Werk, das bisher noch von Niemandem geschrieben wurde, ja das noch Keiner zu schreiben unternommen hat. Von der Fülle seines Inhaltes geben die nachfolgenden Andeutungen Kenntnis: **Das Werk schildert uns auf historischer Basis die Entwickelung der Kultur, Bildung und Sittlichkeit, führt uns zurück in die heidnischen Zeiten und Sitten und geleitet uns dann stufenweise durch die Fortschritte des Zarenreiches bis zu den Epochen, da Russland christlich, da es endlich europäisch wurde. Dann aber entwickelt es vor unseren Augen das krasse Bild der Macht der Finsternis, die noch heute Russland gefangen hält.** Nicht nur im Volksaberglauben zeigt sich dies, sondern auch in den noch überaus zahlreich erhaltenen unleugbar unerschütterten heidnischen Gebräuchen und Vorstellungen. Die weite Verbreitung solcher Heiden-Sitten durch das ganze russische Völkergemisch lernen wir kennen, da der Verfasser, wie in seinem Buche über die Türkei, immerfort historische und ethnographische Parallelen und Vergleiche heranzieht. **Eingehend**

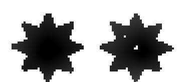
Medizin, Aberglaube
und
Geschlechtsleben in der Türkei.

Mit Berücksichtigung der moslemischen Nachbarländer und der ehemaligen Vasallenstaaten.

Eigene Ermittelungen und gesammelte Berichte.

Von

Bernhard Stern.



Berlin 1903.

Verlag von H. Barsdorf.

Inhalt des vierten bis sechsten Teiles.

	Seite
Vierter Teil	3—132
25. Liebe und Liebeszauber	3— 13
26. Die Ehe im Islam: Der Koran und die Polygamie	14— 22
27. Die Frauen des Profeten Mohammed	23— 28
28. Pflichten und Rechte der moslemischen Eheleute	29— 39
29. Der Koran über Ehescheidung und Witwen	40— 46
30. Ehebruch	47— 55
31. Sultanische Heiraten und Hochzeiten	56— 73
32. Weibermacht am Sultanshofe	74— 99
33. Hochzeitsbräuche der Völker in der Türkei	100—123
34. Beschaffenheit der Braut und des Bräutigams	124—132
Fünfter Teil	135—258
35. Sexuelles Lexikon	135—142
36. Menstruation	143—151
37. Schamgefühl und Keuschheit	152—165
38. Lasterhaftigkeit	166—179
39. Oeffentliche Prostitution	180—191
40. Das Vorgehen bei der Geschlechtsfunktion	192—201
41. Die Arten der Geschlechtsfunktion	202—209
42. Päderastie und Sodomie	210—221
43. Eunuchen und Perversitäten	222—234
44. Onanie und künstliche Instrumente	235—242
45. Geschlechtskrankheiten	243—247
46. Impotenz	248—258
Sechster Teil	261—376
47. Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit	261—268
48. Abortus	269—275
49. Hebammen	276—281
50. Gebräuche in der Schwangerschaft	282—290
51. Die Niederkunft	291—309
52. Die Wöchnerin	310—318
53. Muttermilch und Ammen	319—329
54. Das Kind	330—340
55. Knaben und Mädchen	341—351
56. Missgeburten und Namensgebung	352—360
57. Beschneidung	361—376



Vierter Teil.

25. Liebe und Liebeszauber. — 26. Die Ehe im Islam: Der Koran und die Polygamie. — 27. Die Frauen des Propheten Mohammed. — 28. Pflichten und Rechte der moslemischen Eheleute. — 29. Der Koran über Ehescheidung und Witwen. — 30. Ehebruch. — 31. Sultanische Heiraten und Hochzeiten. — 32. Weibermacht am Sultanshofe. — 33. Hochzeitsbräuche der Völker in der Türkei. — 34. Beschaffenheit der Braut und des Bräutigams.

25. Liebe und Liebeszauber.

Liebestränke. — Bei den Römern. — In Frankreich. — Im heutigen Orient. — Südslavisches Kohlenorakel. — Bosnisches Liebesmittel. — Ein serbisches Heilmittel gegen Liebeszauber. — Rumänische Gebräuche und Orakel. — Liebesmittel im Kâmasûtram der Inder — Begriff der Liebe im Orient. — Ein bosnisches Liebesduett. — Persische Sitten. — Aus der osmanischen Geschichte. — Todesstrafe für heimliche Liebe. — Der Zauber buschiger Augenbrauen. — Der Liebesphysiolog Omer Haleby über Liebeszauber. — Aberglaube in der Liebe und der Ehe. — Marokkanisches. — Syrisches. — Bosnisches. — Rumänisches.

Liebestränke sind zu allen Zeiten gebräuchlich gewesen! Ovid schrieb ihnen die Kraft zu: Personen beiderlei Geschlechts, die sich früher ganz gleichgültig, in einander verliebt zu machen. Oft waren die Mittel, die man zu solchen Liebestränken nahm, abergläubische und unschädliche, in anderen Fällen bestanden die Tränke aus giftigen Stoffen, die entweder gerade aufs Geschlechtsleben reizend wirkten, sogenannte Aphrodisiaca, oder die Person, namentlich weiblichen Geschlechts, durch Betäubung in tiefen Schlaf versetzten, wie Strammonium, Hyoscyamus, Belladonna, so dass dann der Wüstling leichtes Spiel hatte, seinen Lüsten zu fröhnen.

Die Alten brauten solche Liebestränke, um dem Gegenstande ihrer Anbetung Gegenliebe — wie Pockengift — einzuimpfen. Der Italiener Porta erzählt Wunderdinge von der Wirkung des Hippomanes, einer schwarzen Haut, die — von der Grösse einer getrockneten Feige — auf der Stirn neugeborener Füllen wuchs, von den Griechen zu Pulver verbrannt und mit dem Blute des Liebenden als Philtrum gebraucht wurde.

Auch die Römer wussten dergleichen Liebestränke zu bereiten. Lucullus soll durch einen solchen den Verstand und zuletzt das Leben eingebüsst haben. Gleiches Unglück hatte auch der Dichter Lucretius, der sich im Liebeswahn das Leben nahm. Apulejus soll das Herz der reichen Pudentilla durch ein Philtrum gewonnen haben, das aus Spargel, Krebsschwänzen, Fischlaich, Taubenblut und der Zunge des fabelhaften Vogels Jsop zusammengesetzt war. In Frankreich existierte der Aberglaube, man könnte sich geliebt machen, wenn man auf seinem Herzen den Kopf eines Hühnergeiers trüge, oder wenn man dem geliebten Gegenstande das letzte Haar eines Fuchsschwanzes zu verschlucken gäbe. Marx führt ferner als Ingredienzien zu Liebestränken früherer Zeiten an: Lorbeerzweige, das Gehirn eines Sperlings, die Knochen von der linken Seite einer von Ameisen angefressenen Kröte, das Blut und Herz von Tauben, die Testikel des Esels, Pferdes, Hahns und ganz besonders Menstrualblut. Von letzterem als Liebeszaubermittel ist noch später sowohl in diesem Abschnitt, als auch im Kapitel über die Menstruation die Rede.

Im heutigen Orient ist der Glaube an Liebeszauber sowohl bei den Moslems als bei den Christen und Juden, bei Hoch und Niedrig, allgemein.

Ein südslavischer Bauer — namens Nowak Opalitsch mit dem Spitznamen Schumnjak, wohnhaft in Zabrgje — gebrauchte nach Mitteilungen von Friedrich S. Krauss für „Liebessachen“ folgendes Kohlenorakel: Er warf zwei Kohlenstücke ins Wasser, das eine für den Burschen, das andere für das Mädchen. Ist es vom Schicksal bestimmt, dass aus dem Burschen und dem Mädchen ein Paar werde, so vermengen sich die beiden Kohlenstücke gleich. Trifft es sich, dass das Mädchen den Burschen haben möchte, er sie aber nicht, oder umgekehrt, so jagt eine Kohle der anderen nach und kann sie nicht erreichen.

Um die Gegenliebe eines spröden Wesens zu gewinnen, blicken bosnische Abergläubische durch Zauberringe auf den geliebten Gegenstand, der dann sofort in heisser Liebe für die ihn so betrachtende Person entbrennen muss. Ein solcher Ring — erzählt eine moslemische Sage — war Ursache, dass ein junger Türke in Dervent zum Vatermörder wurde. Eine Schöne wollte

den Sohn erobern und schaute durch ihren Zauberring auf den Geliebten; dabei streifte ein Blick auch den Vater, und nun entbrannten Vater und Sohn gleichzeitig in wilder Leidenschaft zu demselben Mädchen, so dass der eifersüchtige Jüngling den Vater tötete.

Ein serbisches Heilmittel gegen Liebeszauber und Liebesmittel ist ein von den Serben, Montenegrinern und Herzegowinern Raztanak traza, von den Südslaven im Allgemeinen Samdokas genanntes Kraut. Nach einer Mitteilung von Leist ist dieses Kraut nichts Anderes als das Doldengewächs Ligusticum officinale, welches früher auch in Deutschland zu abergläubischen Zwecken in Bezug auf Erwecken oder Abwehr von Liebe benutzt worden sein mag, wie die deutsche Benennung Liebstöckl anzeigt; in Europa wird die Wurzel des Liebstöckl noch heute bei Krankheiten der Haustiere als Heilmittel verwendet. Die Pflanze ist im mittleren Europa selten, in den wärmeren Gebirgsgegenden der europäischen Türkei aber häufig anzutreffen. Sie heisst bei den Türken. amus; bei den Arabern: kemun meluki; bei den Persern: nancha; bei den Indern: dschoanni.

Das rumänische Bauernmädchen kennt, wie Flachs nach rumänischen Autoren erzählt, folgende Mittelchen, um die Liebe eines bestimmten Mannes sich zuzuwenden, sei es selbst, dass er einem anderen Mädchen oder einer Frau abspenstig gemacht werden soll: die Jungfrau wickelt eine metallumsponnene Geigensaite, also die G-Saite der Violine, um ihren Finger zu einem Knäuel zusammen. Da die Saite die Macht besitzt, des härtesten Mannes Herz zu erweichen, so steht sie offenbar mit dem Menschenherzen in irgend einer mystischen Beziehung. Der Knäuel wird sodann am Saume des Unterkleides eingenäht. Im Laufe dieses selben Tages muss die Dirne dreimal zu verschiedenen Tageszeiten je dreimal folgendes Sprüchlein hersagen „So wie die Saite sich um meinen Finger gedreht, so möge sein Sinnen und Trachten um mich sich drehen!“ — Die Dirne knetet aus Wachs ein Mannesfigürchen, stellt es zum lodernden Feuer und spricht dabei: „So wie dieses Püppchen am Feuer sich erweicht, so soll das Herz meines Liebsten für mich weich werden!“ — Aelteren heiratslustigen Mädchen wird von hilfsbereiten Zigeunerinnen folgendes Verfahren empfohlen: die Maid

begebe sich in eine Sennhütte, hüte sich aber, die Hunde, welche die Hütte bewachen, zu reizen. Aus dem Viehtroge der Sennerei nehme sie ein Klümpchen Salz und gehe damit wieder nach Hause. Am darauffolgenden Tage salze sie damit gehörig ihre Speisen. Dazu gebe sie noch ein glückbringendes Gewürz oder Gewächs — Knoblauch, Basilienkraut, Immergrün, ein Fichten- oder Erlenzweiglein. Nach eingenommener Mahlzeit soll sie den ganzen Tag über in der Sonne bleiben, wobei der Durst nicht gestillt werden darf. Während der nächsten Nacht wird ihr dann ein vom Schicksal bestimmter Mann im Traum erscheinen, ihr Wasser reichen und sie als Gattin heimführen. Dieser Traum wird bald auch zur Wirklichkeit werden. — Die rumänischen Frauen kennen ferner viele Zauberlieder, deren Rezitierung unter Beobachtung vorgeschriebener Formalitäten Erfolg in der Liebe bringt. Als Beispiel diene nachstehender, von Flachs wortgetreu übersetzter Liebeszauberspruch. „Am Sonntag Morgen, als der Tag sich erhellte, bin ich aufgestanden und habe mich aufgemacht von meinem Hause, von meinem Tische auf den Weg. Auf den Steg bis zur grossen Strasse. Die Leute, die mich sahen, sagten: Das ist Marghiola, die Schöne, nicht Diana die Schöne, sondern Marghiola, die Liebreiche, die aus der ganzen Welt Erlesene! Wie der Busuioc auserlesen ist von allen Blumen, von allen Düften; wie der Pope nicht in die Kirche kann ohne Busuioc und ohne Isope — so mögen die Burschen ohne mich nicht tanzen können. Alle anderen Dirnen mögen ihnen neben mir wie Krähen dünken, wie schmutzige Krähen, die man über den Zaun wirft". Dieser Liebeszauberspruch muss über einer wassergefüllten Schüssel rezitiert werden, in welche vorher ein mit roten Seidenfädchen umwickeltes Busuiockräutlein, eine Münze und ein Erlenzweig gethan wurden.

Das Kâmasûtram der Inder sagt im Abschnitte über „besondere Praktiken": „Diejenige Frau, die einen Mann auf einer Rohrpfeife blasen hört, die bestrichen ist mit Salvinia cucullata, Costus speciosus, Tabernaemontana coronaria, Flacourtia cataphracta, Pinus deodora und Asteracantha longifolia, wird ihm unterthan." Im Abschnitte „über das Bezaubern der Frauen" wird noch eine Salbe aus Blättern von Tabernaemontana coronaria, genannt. Costus speciosus (arabicus) und Flacourtia cataphracta wirkt bezaubernd. Eine andere Salbe ist das Oel, hergestellt aus den

Blättern von Boerhavia procumbens, Sida cordifolia (rhombifolia), Ichnocarpus frutescens (oder Hemidesmus indicus), gelbem Amaranth und blauem Lotus; daraus werden auch Kränze hergestellt. Wer ein Pulver aus getrocknetem Nelumbium speciosum, blauem Lotus und Mesua Roxburghii mit Honig und ausgelassener Butter geniesst, der wird reizend; eben diese, verbunden mit den Blättern von Tabernaemontana coronaria, Flacourtia cataphracta und Xantochymus pictorius geben eine Salbe. — Man trage das Auge eines Pfauen oder einer Hyäne, mit Gold bestrichen, in der rechten Hand: das wirkt bezaubernd. Ebenso trage man eine Brustbeere und eine Muschel als Amulet, welche nach den Regeln des Atharvaveda geweiht sind."

Ferner heisst es im Kapitel über das Gewinnen (Schmidtsche Uebersetzung 467): „Vom Winde verwehte Blätter, Totenopferüberreste und das Bestreuen mit dem Pulver von Pfauenknochen wirkt bezaubernd. Das Pulver einer von selbst gestorbenen Kreiszicherin (Geierweibchen), vermischt mit Honig, und ein Bad mit Myrobalanenfrüchten wirkt gewinnend. Euphorbia neriifolia und Euphorbia antiquorum in Stücke zerschnitten, mit Pulver von rotem Arsenik und Schwefel versehen, siebenmal getrocknet und zu Pulver verrieben und vermischt mit Affenkoth, ist — wenn man damit ein Mädchen bestreut — ein Mittel, dass das Mädchen keinem Anderen gegeben werde. Die Frau, die man mit Pulver von Euphorbia antiquorum-Dornen, vermischt mit Boerhavia procumbens, Affenkoth und der Wurzel von Methonica superba bestreut, liebt keinen Anderen."

„Stückchen der Wurzel von Acorus calamus, mit dem Oele vom Mangobaume bestrichen, berge man in einem Aste des Dalbergia Sissoo-Baumes, den man ausgehöhlt hat; nach sechs Monaten herausgenommen, gibt das, wie man sagt, die bei den Göttern hochgeschätzte Salbe, die gewinnend wirkt. Ebenso nehmen dünne Spähnchen von dem Harze der Acacia Catechu den Geruch der Blumen desjenigen Baumes an, in den man sie hineinlegt, nachdem man ihn ausgehöhlt hat; dies gibt die bei den Gandharven beliebte Salbe, welche gewinnend wirkt, wie man sagt. Panicum italicum, mit Tabernaemontana coronaria vermischt und mit Mangoöl bestrichen, geben — wenn sie sechs Monate lang in einem Mesua Roxburghii-Baume gelegen haben,

den man ausgehöhlt hat — die bei den Schlangen-Dämonen beliebte Salbe, die gewinnend wirkt, wie man sagt. Ein Kamelknochen, in eine Eidechse gesteckt und vermittelst eines Stäbchens aus Kamelknochen mit Antimon versehen, gibt ein heiliges Collyrium, welches gewinnend wirkt, wie man sagt."

Der edlere Begriff der Liebe, wie er bei uns im Occident aufgefasst wird, existiert weder bei den Südslaven, noch bei den Orientalen. Kurz und drastisch spricht ein in Plehane in Bosnien gesungenes Liebesduett:

„O Mädchen, roter Apfel,
Der Sommer verstrich,
Nicht erklomm ich dich." –
„Ach, mein Liebster, du mein Atlaspolster,
Der Sommer verstrich,
Nicht legt' ich mich unter dich."

Auch die Liebe, welche die persischen Dichter in ihren Poesien besingen, hat entweder einen symbolischen oder einen höchst profanen Sinn; auf das Wort „Ischk" — Liebe — folgt immer der Begriff „Wasl", die fleischliche Vermischung.

In hohem Grade abergläubisch, gibt die Perserin viel auf Zauber, Hexerei, Glücksstern, besonders in Sachen der Liebe, und sie wendet allerlei Mittel und Amulete von sonderbarstem Inhalt an, um sich einen Mann zu verschaffen oder wenigstens die Fruchtbarkeit ihrer Rivalinnen zu verhindern. Dr. Polak erzählt von einem berühmten Minaret in der Nähe von Isphahan, zu welchem Mädchen und Witwen, um einen Mann zu bekommen, wallfahrten. Es führen zwei Stufen hinan; auf jede derselben wird eine Nuss gelegt, welche die Pilgerin podice knacken muss, während sie dabei eine bestimmte Strophe rezitiert. — Den Liebeszauberer zu spielen, ist häufig gefährlich. So wurde in der Türkei zur Zeit Achmeds III. auf den Bericht des Statthalters von Rakka: dass der unter dem Namen Ebubekr und dem Beinamen „Seijah", „der Reisende", bekannte persische Scheich aus Aserbeidschan durch Künste der Zauberei das Volk bethöre und Weiber verführe — dessen Hinrichtung befohlen. Aus der Regierungsepoche desselben Herrschers berichtet uns die Geschichte sogar einen Fall, dass der blose Gedanke an Erweckung der Liebe mit Tod bestraft wurde, weil dieser Gedanke eine Dame des sultanischen Harems heimlich umschloss;

der unglückselige Denker war der Neffe des mächtigen Grosswesirs Köprili, der Oberststallmeister Kiblelisade Alibeg; weder seine eigene Stellung, noch seines Oheims Schutz konnten ihn retten.

Hammer erwähnt im IV. Bande seiner Geschichte diesen merkwürdigen Fall „eines von dem Reichsgeschichtschreiber Raschid nach den sichersten Erzählungen angegebenen, höchst zart, aber doch klar berührten, und sonst nirgends in osmanischen Geschichten vorkommenden Majestätsverbrechens des entweihten kaiserlichen Harems“. Die Strafanzeige erfolgte seitens des Kislaraga, des obersten Eunuchen: weil „Alibeg einer der Herrinnen, deren Leib im Schatzgemache der Keuschheit aufbewahrt, heimlich anhänglich.“ Also nicht erst die That, nicht das Stelldichein, sondern die blosse Anhänglichkeit, das heimliche Gefühl für eine Sultanin oder Sklavin des kaiserlichen Harems erscheint hier als Majestätsverbrechen, das dem Hehler so unglücklicher Liebe den Martertod brachte.

Die Herrschaft Achmeds III. zeichnete sich durch solche Vorfälle auffallend aus. Denn Hammer berichtet noch von einem dritten derartigen Falle. Der betraf einen reichen persischen Armenier, welcher zu Konstantinopel unter dem Namen „Gümischemdase“, „Silbermass“, bekannt war. Die Anklage lautete, dass er mit einem sittenlosen Weibe in ihres Mannes Abwesenheit gezecht; in ihrem Hause ergriffen, wurde er vor das Gericht gestellt. Wiewohl das Vorurteil wider ihn, „weil die persischen Armenier überhaupt gern Weibern nachhängen“, so war doch der Beweis verdammlicher Unzucht nicht leicht herzustellen; da bezeugte ein Haufen eifriger Moslems vor Gericht, „dass dieser verfluchte Ungläubige mit dem Bogen seiner dichten Augenbrauen immer wie mit dem Bogen des Teufels Unruh aufgeregt, den moslemischen Frauen im Vorbeigehen Worte zugeworfen habe,“ weshalb er denn zum Strange verurteilt und vor dem Wesirchan, mitten im persisch-armenischen Viertel, aufgehängt ward.

Der letzte Grund der Hinrichtung ist ein vollgültiger nach dem Gesetze des Islams; aber selbst dieses liefert keinen zum Todesurteile ob verliebten Temperamentes und eroberungssüchtiger Beweglichkeit buschiger, hoher Augenbrauen . . .

Obwohl also Liebeszauberei in der Türkei keineswegs gefahrlos ist, giebt der türkische Liebesphysiolog Omer Haleby zahlreiche solcher Zaubermittel an und empfiehlt besonders die „Blutbeschwörung". „Wenn ein Mann eine Frau coitieren möchte" — denn aller Endzweck der „Liebe" ist bei den Orientalen, wie gesagt, der simple Coitus — „und wenn die Frau ihm widersteht, so lege er alle seine Wünsche und seinen ganzen Willen in seine Augen. Wenn er dann die geliebte Frau erblickt, so fixiere er ihre Augen scharf und übe dabei auf seinen linken Arm genügenden Druck aus, um sein Blut in Bewegung zu bringen; und wenn die geliebte Frau so nahe ist, dass sie ihn zu hören vermag, spreche er „Es giebt keinen Gott ausser Gott! Und ebenso sicher ist es, dass mein Blut eher versiegen wird, als dass meine Begierde, dich zu besitzen, erstickt werden kann!" Dieses Zeichen des Liebeswillens muss die Einbildung der Frau derartig beeinflussen, dass ihre Phantasie ein geschickter Advokat des Verliebten wird und für dessen Sache sofort plaidiert. In den Organen der Frau entsteht eine solche Irritation, dass die Sinnlichkeit Herrin über ihren Leib wird. Und da unter den Organen der Frau die Gebärmutter das impressionabelste und dasjenige ist, welches die meiste Macht über das Gehirn hat, so resultiert daraus, dass die Erregung der Gebärmutter die Frau zum Aufgeben ihres Widerstandes zwingt und die geliebte Person in die Arme des Verliebten treibt. Hilft das Mittel beim ersten Male nicht, so wiederhole man es ein zweites, selbst ein drittes Mal. Auch sende man der Geliebten rote Rosen, auf welche man dreimal nacheinander mit ganzer Willenskraft seine Wünsche geblasen hat. Könnt ihr der Frau näherkommen, so beeinflusset sie noch mehr mit eueren Blicken, fascinieret sie förmlich und befehlt ihr, euch zu lieben und euch anzugehören. Wenn ihr sie nicht so nahe sehen könnt oder nicht in die Lage kommt, zu ihr zu sprechen und vielleicht mit dem Zeigefinger ihre Stirn zu berühren, so reitet an ihrem Fenster vorbei, tummelt kühn euer Ross oder stehet stundenlang vor ihrem Hause und fixiert es ununterbrochen. Auch Musik und Gesang sind mächtige Mittel intellektuellen Liebeszaubers."

Die Bezauberung, die durch den Blick ausgeübt wird, heisst: Asimah; die gute Suggestion: Ahham; die böse Suggestion: Rörr. Ein Zweig der Asimah ist die Schelnech oder Fascination. So-

bald nämlich der Zauber des Blickes zu wirken begonnen hat und ihr der bezauberten Person nahe seid, legt die Hand auf ihr Haupt und befehlet ihr energisch, aber mit süsser Stimme und sanft das, was sie nach euerem Wunsche thun soll. Ist sie inmitten einer Menge, saget ihr: Folge mir! . . . Diese Fascination wirkt ebensowohl bei der Frau, die man besitzen möchte, wie bei einem Tiere, das man zähmen will.“ — —

Ich füge hieran gleich Gebräuche und Aberglauben, welche das Schicksal in der Ehe und die Liebe und Treue des Gatten oder der Gattin betreffen.

In Marokko beräuchert man Fledermausbälge mit dem Harze von der Wurzel einer Umbellifere. Wenn die Frau dieses Mittel in die Kleider des ungetreuen Ehemannes legt, so ist sie sicher, seine Liebe wiederzugewinnen. In Syrien bestehen, wie der Syrer Eijub Abela erzählt, folgende Gebräuche: die Zahl der die Aussteuer bildenden Gegenstände darf nicht gerade sein; ist sie nämlich gerade, so läuft die Frau Gefahr, mehr als einen Mann zu heiraten, indem sie ihren ersten Mann durch seinen Tod verliert oder von ihrem ersten Mann verstossen wird. Wenn die Frau Gegenstände, die zu ihrer Aussteuer gehören, verkehrt hinstellt oder hinlegt, so muss dies ihrem Manne leiblichen Schaden zufügen. Wenn sie aus Versehen die Schuhe einer anderen Frau anzieht, so wird sie ihren Gatten bald durch den Tod verlieren. Eine Frau darf die Blumen aus ihrem Haar keiner anderen Frau geben; die nimmt mit den Blumen auch die Liebe ihres Mannes fort. Die Christin in Syrien glaubt, dass ihr Mann sie nicht liebe, wenn er vor Sonnenaufgang erwacht, aufsteht und das Haus verlässt. Die Mohammedanerin wird traurig, wenn das Meer im Augenblick, da sie badet, zu steigen anfängt dies ist für sie ein Zeichen, dass ihr Mann sich von ihr abwende. Um den ungetreuen Gatten wieder zu fesseln, müssen sowohl Christin als Mohammedanerin, falls sie ganz sicher gehen wollen, dieses Mittel anwenden: die betroffene Frau gibt von ihrem Urin dem unbeständigen Mann heimlich etwas in sein Getränk. Dadurch wird er wieder in sie verliebt. Die gleiche Wirksamkeit, welche Frauen dem Urin zuschreiben, erhoffen junge Mädchen durch einige Tropfen ihres Monatsflusses, wenn sie bei einem bestimmten Mann Liebe erwecken wollen. Der letzterwähnte

Aberglaube ist nicht blos im Orient, sondern auch in Mitteleuropa bekannt. Wenn in Syrien umgekehrt ein Mann die Liebe seiner Frau erhöhen oder ihre Untreue verhindern will, muss er sich die Nägel schneiden, das Abgeschnittene verbrennen und die Asche heimlich der Frau in einem Getränke oder in einer Speise geben.

Wird in Bosnien ein Mann seiner Gattin untreu, so begiebt sich die Betrogene zur weisen Frau des Ortes. Die holt einen Frosch, legt ihn in eine kupferne Pfanne und röstet das Tier langsam über offenem Kohlenfeuer. Aus dem schmerzerfüllten Gequake des gemarterten Tieres errät die Herzensheilerin das Mittel, welches der betrogenen Gattin wieder die Liebe ihres Gatten verschafft.

Will das rumänische Mädchen in Erfahrung bringen, ob ihr künftiger Gatte reich oder arm sein wird, so zählt sie — wie Flachs nach rumänischen Quellen berichtet — am St. Vasil-Tage, dessen Namenstag auf den 1. Januar fällt, an einem Zaun die Pfähle, an beliebiger Stelle anfangend, von rückwärts derart ab, dass sie mit zehn beginnt und mit eins aufhört. Ist der so als letzter gefundene Pflock berindet, so wird ihr Mann reich sein; ist der Pflock aber kahl, so ist ihr in der Ehe Armut beschieden. Ob ihre Ehe eine glückliche sein wird, kann sich die rumänische Bauerndirne selbst vorhersagen: man lässt ein mit Wasser gefülltes Gefäss, in welches ein wohlriechendes Kräutlein, ein Aestchen vom Apfelbaum und eine Silbermünze gelegt werden, die Neujahrsnacht hindurch stehen. Erscheint dem Mädchen im Traume ihr künftiger Herr und Gebieter mit „Grünem“, also Pflanzen, Blättern, so ist dies von guter Vorbedeutung; träumt sie dabei auch von Büffeln oder aber blos von Büffeln, so wird die Sonne des Glückes ihren Hausstand nicht bescheinen.

Wie es ihr endlich im allgemeinen in der künftigen Ehe ergehen wird, das erfährt die rumänische Braut in folgender Weise: eine befreundete Frau, von der es bekannt ist, dass sie eine „gute“, glückbringende Hand hat, befragt die Zukunft. Sie zieht sich in ein Kämmerlein zurück und stellt vier Schüsselchen auf den Tisch. In das eine Schüsselchen legt sie eine Schweinsborste, in das zweite Blumen, in das dritte einige jener Goldfäden, die einen Teil des Kopfschmuckes der Braut ausmachen,

in das vierte endlich Brot. Hierauf werden die Schüsselchen mit Tüchern bedeckt. Das neugierige Mädchen tritt ein und soll wählen. Sie hebt ein Tuch auf und weiss auch schon, woran sie ist: hat sie das Schüsselchen mit der Schweinsborste gewählt, so ist triftiger Grund zur Traurigkeit vorhanden, denn das bedeutet, ihr Mann werde alt und die Ehe unglücklich sein; Blumen bedeuten wenige, aber glückliche Tage, die Goldfäden: dass es ihr wohl an nichts fehlen, die Welt sie sogar glücklich wähnen werde, dennoch werde ihr Herz von Bitternissen genährt sein; das Brot bedeutet: ungetrübtes Glück in der Ehe.

---

26. Die Ehe im Islam: Der Koran und die Polygamie.

Die Bibel über die Heiligkeit der Ehe. — Indische Auffassung. — Mohammeds Ansicht von dem Zwecke der Ehe. — Gott und Familie. — Der ledige Stand nach Meinung der Rumänen. — Moses über Vielweiberei. — Jüdische Polygamie in der Gegenwart. — Die moslemische Polygamie. — Der Einfluss der Vielweiberei im Osmanenreiche. — Der Türke Omer Haleby legt für die Polygamie eine Lanze ein. — Die Vielweiberei der heidnischen Araber. — Der Koran. — Verbotene Ehen. — Ausnahmegesetze für den Propheten. — Die Ehen in Persien. — Miets-Ehen.

Prophet Hesekiel XVI 1 charakterisiert die Heiligkeit der Ehe, da er Jerusalem seine Untreue vorhält und es symbolisch mit einem buhlerischen Weibe vergleicht. Es wird geschildert, wie Jehova vorüberkam an diesem Weibe, das er von Geburt an gehegt und gepflegt, durch seine Güte gross gemacht und zum höchsten Reize gebracht, und wie es sich befand, dass die Zeit der Liebe für dieses Weib gekommen war. „. . . da breitete ich meine Decke über dich und bedeckte deine Blösse und verband mich dir mit einem Eide und ging ein Bündnis mit dir ein — das ist der Spruch des Herrn Jehova. Und du wurdest mein. Aber du pochtest auf deine Schönheit und hurtest infolge deines Rufes und gossest deine Hurerei auf alle Vorübergehenden . . .“

Schön wie das Alte Testament — es sei nur noch an das Hohe Lied erinnert — schildern auch altindische Religionsschriftsteller Liebe und Ehe. So heisst es bei Bhartrihari: „In dieser Welt hat die Liebe den Zweck, zwei Herzen in einem einzigen Gedanken zu einigen. Wenn die Gefühle nicht tief sind, so ist es wie die Vereinigung zweier Leichen. Die Ehe ohne Liebe ist ein Körper ohne Seele, sagt Tiruvalluver, der

göttliche Paria.“ Bei den Moslems aber ist das Sinnliche der Hauptzweck: eines Tages fragte Ali, der Schwiegersohn Mohammeds, den Propheten über Heirat und Coitus. Der Prophet erwiderte: „Der Coitus ist eine der Ursachen der Erhaltung unserer Gesundheit. Jeder unter euch, der fähig ist zur Vermischung, soll sich verheiraten, die Ehe mässigt die bösen Begierden und leitet ab vom Wege, der zur Blutschande und zum Ehebruch führt.“ Die Heiligkeit der Familie steht tief unter der Frömmigkeit. Der Koran befiehlt IX 24: „Sprich, so euere Väter und euere Söhne und euere Brüder und euere Weiber … euch lieber sind als Allah und sein Gesandter, … so wartet, bis Allah mit seinem Befehle kommt …“ Und in der 64. Sure 14 heisst es: „O ihr, die ihr glaubet! An eueren Gattinnen und Kindern habt ihr einen Feind!“ nämlich, weil die Fürsorge für sie den Gottesdienst vergessen machen kann.

Bei den christlichen Balkanvölkern gilt ledigen Standes zu bleiben als unstatthaft, ja sogar — wie bei dem rumänischen Bauernvolke — als Sünde, die selbst durch reichliche Pomana — Spenden zu kirchlichen Zwecken — nicht leicht wettgemacht werden kann.

Im 5. Buche Moses XVII 17 heisst es: „… Er soll sich viel Frauen halten, damit sein Herz nicht abwendig werde.“ Aber im 2. Buche Chronik XI 21 wird erzählt: „König Rehabeam hatte Maache, die Tochter Absaloms, lieber als alle seine anderen Frauen und Kebsweiber; denn er hatte 18 Frauen und 60 Kebsweiber genommen und erzeugte 28 Söhne und 60 Töchter.“ Im 1. Buche der Könige XI 1 und 3 wird bekanntlich erzählt, dass König Salomo 700 Frauen und 300 Kebsweiber hatte.

Auch die heutigen Juden im Orient, besonders in Arabien, Syrien und Palästina, sind teilweise Polygamisten und erkennen das von Rabbi Gerson im XII. Jahrhundert gegebene Gesetz der Monogamie nicht an. Sie nehmen sich namentlich dann die Freiheit, eine zweite Frau zu heiraten, wenn die erste keine Kinder, oder auch schon, wenn sie keine Knaben zur Welt bringt. Doch darf, wie bei den Moslems, die erste Frau verlangen, dass der zweiten ein abgesonderter Haushalt gegeben werde. Als eine bemerkenswerte Thatsache führt Dr. Polak an, dass bei den in Persien lebenden Juden die Polygamie zulässig ist.

Im Allgemeinen ist die Polygamie unter den Moslems

durchaus nicht so allgemein, als man in Europa annimmt. Vincent erzählte, dass er bei sämtlichen maurischen Stämmen der Westsahara keinen einzigen Mann fand, der mehrere Frauen gehabt hätte; in Indien sollen etwa 95, in Persien sogar 98 Prozent Monogamisten sein. Auch die Türken begnügen sich meist mit einer einzigen Lebensgefährtin. Nur vornehme und reiche Leute heiraten mehrere Frauen und kaufen sich ausserdem Sklavinnen; wiewohl der öffentliche Sklaven- und Sklavinnenhandel verboten ist, blüht der heimliche desto mehr. Der Preis für eine Sklavin schwankt zwischen 100 und 10000 Franken.

Ueber Vorteile oder Nachteile der Polygamie soll hier nicht Erschöpfendes gesagt werden. Ich will nur das zitieren, was Hammer als Gegner von historischem Standpunkte zu sagen weiss, und dann einem modernen türkischen Liebesphysiologen, Omer Haleby, das Wort lassen zu einer charakteristischen Verteidigung der Polygamie.

Die Mehrzahl der Weiber, welche häusliche Ruhe stört, und die Einheit der Familienherrschaft nicht befördert, hat — wie Hammer meint — von der ältesten Zeit her, so bei asiatischen als bei afrikanischen Tyrannen, für ein Hilfsmittel der Herrschergewalt und männlicher Machtvollkommenheit gegolten, weil dort, wo die Neigung des Mannes sich in mehrere Weiber teilt, keine desselben ausschliessliche Lebensgefährtin und Schicksalsgenossin wird, sondern alle gleich entwürdigt sind. Diese Ansicht barbarischer Politik sei doppelt falsch, aus guten, durch die Geschichte bestätigten Gründen; denn erstens werde selbst dort, wo die Mehrzahl der Weiber gesetzlich, von edleren männlichen Naturen der Vorzug vor den übrigen Gespielinnen der Lust doch nur einer, als der wahren Herrin zuerkannt, wovon die osmanische Geschichte in Roxelane, der allmächtigen Gemahlin Suleimans des Grossen, ein leuchtendes Beispiel gegeben; zweitens: bei gemeinen Naturen, welche blos Sklaven sinnlicher Lust, ohne vorherrschende Willenskraft und höheren Lebenszweck, teilen die entwürdigten vor anderen gewürdigten Günstlinginnen die Fetzen des zerrissenen Kleides des Herrscherruhms und Völkerglückes lachend unter sich, wovon Sultan Ibrahims Herrschaft ein merkwürdiges Belege.

An einer anderen Stelle schreibt Hammer noch Folgendes über die Polygamie und die Stellung der Frau im Orient: der

Stufengrad, auf welchem das Weib als Frau, als Gemahlin, als Beischläferin steht, wird in den vorderasiatischen zwar ebenso wie in den europäischen Sprachen klar abgeschattet, aber keine der ersten hat ein Wort für die eigentliche Hausfrau, sondern nur für den Hausherrn; bei den übrigen Benennungen der Verhältnisse des Weibes zum Manne liegt der Begriff abgesonderter Eingeschlossenheit oder eines Gemaches zu Grunde. Das arabische Wort Harem, irrig in Europa für gleichbedeutend mit Lottergemach gehalten, bezeichnet den Begriff unantastbaren Heiligtums; des Persers Schebistan bedeutet das Nacht- oder Schlafgemach, und des Türken Odalik — welches in den europäischen Sprachen durch das französische Odalisque eingewandert — steht zunächst dem deutschen Frauenzimmer. Der Morgenländer betrachtet also die Weiber in der gewöhnlichen Beziehung nicht als Personen, oder auch nicht als Sachen, sondern als einen abgeschlossenen, für Fremde unantastbaren Raum der Lust, als ein Gemach, wie auch das deutsche Gemachel oder Gemahl ausweist. Ein anderes ist es mit dem Namen der Mutter und der Söhne gebärenden Günstlingin; jene heisst die Walide, die Gebärerin, diese die Chasseki, die Innigste, jene hat die Oberaufsicht über das Harem, diese ist den innigsten Lüsten geweiht; und bald wird die eine, bald die andere, oft aber werden beide als Theilnehmerinnen der Herrschaft beigezogen, so dass der arabische und persische Ehrentitel, „die Herrscherin und Frau des Harems“, welcher nur die Herrschaft über dasselbe in sich schliesst, gar oft in der Wirklichkeit zur Frau des Reiches und Herrin des Herrschers ausgedehnt worden ist.

Schon im ältesten Persien, der Pflanzschule des ausgebildetesten Despotismus und der sinnreichsten Sklaverei, fehlt es nicht an Beispielen, dass Frauen nicht nur Herrinnen des Harems, sondern auch der Könige, nicht nur Tyranninnen des Herzens, sondern auch des Reichs sind, wobei bemerkt sei, dass die Vierzahl der nach dem Islam gesetzmässigen Frauen sich schon in den vier Gemahlinnen des Darius findet, welche Atossa, Artystone, Parmys und Phaidyme hiessen. Die persische Roxelane hat der türkischen durch ihren Namen Ruschen, „die Leuchtende“, vorgeleuchtet; und ebenso war der osmanischen Herrschsüchtigen die Perserin Parisatis, „die von einer Peri Geborene“, durch ihre

blutige Massregeln ausschliessende Herrschaft ein historisches Vorbild. Die kriegerische Entschlossenheit und Tapferkeit Rhodogunes, welche — im Schmücken der Locken begriffen — mit ungekämmten Haaren zu Pferde sass, als sie die Nachricht von feindlichem Einfalle erhielt, und dieselben nicht eher ordnete, als bis sie den Feind geschlagen, findet in der Türkei ihresgleichen im männlichen Mute, mit dem sich Kösem, die Griechin, der Heeresrotten zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft bediente. In der vorosmanischen, tatarischen und türkischen Geschichte strahlen viele Namen grosser Frauen, welche als Mutter oder Günstlingin mit dem Sohne oder Gemahle die Herrschaft des Reiches teilten; nur die Geschichte arabischer Dynastien kennt kaum einen oder den anderen Namen thateingreifender Herrscherinnen, aber desto mehr frommer und gelehrter Frauen und Dichterinnen, oder romantischer Ideale von Schönheit und Liebe. Der Despotismus des Kalifats stand dem des persischen Reiches, des Königs der Könige, an eisernem und blutigem Zwange nicht nach, und dennoch zollte der Araber den Frauen jene Huldigung, welche den Geist arabischen Rittertums beseelt, und welche, durch die Kreuzzüge und die Mauren nach Europa verpflanzt, die Rauheit des europäischen Rittertums veredelt hat. Aus diesen Thatsachen der Geschichte — meint Hammer — geht hervor, dass die Einmischung der Frauen in die Reichsgeschichte als Herrscherinnen selbst mit dem höchsten Despotismus nicht unverträglich sei; dass hingegen ehrfurchtsvolle, denselben gezollte Huldigung deshalb nicht ein Recht ihrer Teilnahme an Regierungsgeschäften anerkenne; dass der asiatische Despotismus nicht, wie andere Schriftsteller meinen, aus dem Zwange des Harems, und umgekehrt dieser nicht aus jenem abzuleiten sei, indem selbst bei den freiheitsliebenden Griechen die Frauen im Gynaikeion nicht viel besser gehalten wurden, als in morgenländischen Harems, und indem unter dem despotischen Joche arabischer Kalifen und Emire sich dennoch die Blüte ritterlicher Frauenhuldigung durch Lied und Schwert entfaltet habe.

Nach Ansicht des Arabers gebührt den Frauen der Zoll der Huldigung aller edleren Gefühle des Mannes, die Unterjochung aller Leidenschaften unter dem dieselben veredelnden Zepter der Liebe, der höchste Schmuck der Ehre und der Rede, die ausschliessende Herrschaft über die Nebenbuhlerinnen, aber

keineswegs die Herrschaft im Reiche, welche des Mannes ist durch die Legitimität des Herkommens und des Rechtes des Stärkeren. Von dieser Zartheit arabischer Gefühle hat türkische Natur keinen Grundzug, und dennoch zeigt uns die osmanische Geschichte den Despoten so oft von der Sklavin beherrscht, und den Diwan vom Harem aus gegängelt.

Die Russin Roxelane, die Venetianerin Baffa, die Griechin Kösem, und andere Frauen, so schliesst Hammer seine Betrachtung, haben ausschliesslich den Sultan, und durch denselben, wenigstens zum Teil, das Reich beherrscht; und diese vorwiegende Herrschaft von Einer war noch ein Segen im Vergleich zum Verderben, welches beispielsweise unter Sultan Ibrahim durch die vielköpfige Herrschaft der Weiber hereinbrach; die Russin, die Venetianerin, die Griechin, herrschten über Suleiman, Murad III. und Achmed I. als Monarchinnen, aber der weibische entnervte Ibrahim unterlag der Ochlokratie des Harems.

Im Gegensatze zu Hammer, dem von abendländischer Moral erfüllten, von historischen Erfahrungssätzen geleiteten Geschichtschreiber des Orients, sagt der nur nach dem Diktate orientalischer Sinnlichkeit denkende und urteilende Türke Omer Haleby, die Polygamie sei aus folgenden Gründen der Monogamie vorzuziehen: Mit einer Mehrzahl der Frauen ist der Mann sicherer, eine gewisse Anzahl von Kindern zu haben; braucht er nicht die Unfruchtbarkeit, die Zwietracht und die Unverträglichkeit zu fürchten, welche die Ehe mit einer einzigen Frau so leicht mit sich bringt — die Ehe mit einer einzigen Frau, die darum so oft auch die allmächtige wird. Die Monogamie ist nur dann vernünftig, wenn man sich nicht in der materiellen Position befindet, mehr als eine Frau zu erhalten. In einem solchen Falle aber soll man der einen Frau treu sein und unter keinem Vorwande ehebrechen.

Wenn die eine Frau unfruchtbar bleibt, dann nehme man eine Sklavin, zu dem einzigen Zwecke, sie zu schwängern; wenn sie dann ein Kind geboren hat, behandle man sie gut, aber ohne zu vergessen, was man der legitimen Frau schuldig ist; schon deshalb, weil diese Frau durch Allahs Willen immer noch fruchtbar werden kann. Man erinnere sich der Geschichte Abrahams und Hagars und dass Gott selbst eine Frau, die alt war und ihre Regel verloren hatte, wie Sarah, zur Mutter machte. Aber den

erwähnten Fall ausgenommen — nämlich den Fall der materiellen Unmöglichkeit — ist die Monogamie, nach Ansicht des Omer Haleby, dem Befehle Allahs entgegengesetzt; und zwar: weil sie erstens zum Ehebruch treibt durch den Ueberdruss, die Monotonie, durch die geringe Aufmerksamkeit, die eine Frau für den Gatten hat, wenn sie die einzige bleibt, wenn sie ihn so beherrscht, dass er ihr Sklave wird; zweitens: weil die Monogamie die Geburten und die Vermehrung der Gläubigen nicht genügend begünstigt; drittens: weil die Monogamie die ithyphallischen Thorheiten fördert, fast in gleichem Masse wie die absolute Enthaltsamkeit; und viertens: weil sie den Naturgesetzen widerspricht, welche alle männlichen Wesen als Polygamisten geschaffen hat, wie beispielsweise den Hahn, das Pferd, den Hund, den Stier . . .

„Das“ — so resümiert Omer Haleby — „das sind die Prinzipien. In der Praxis aber nehme man Rücksicht auf seine Konstitution, sein Temperament, seine Beschäftigung und auf die Einschränkungen, welche die Funktionen des Gehirns verlangen. Gewiss, es steht euch frei, nur eine Frau zu haben, wenn eine euch genügt und wenn sie fruchtbar ist; aber haben dürft ihr vier Frauen, wenn euer Vermögen euch das gestattet und wenn ihr jeder von den Vieren dieselben Aufmerksamkeiten, dieselbe Sorge, die gleichen Summen für ihre Bedürfnisse und ihren separaten Haushalt zuteil werden lasset. Dank der Polygamie braucht ihr nie ausserhalb des Hauses zu suchen, was ihr daheim stets haben könnt. Ihr findet in eurem eigenen Hause alle Freuden, die ihr begehrt, alle leiblichen Genüsse und Erregungen.“

„Die Monogamie aber kann leicht zum Ehebruch, zur Onanie, zur Päderastie verführen; denn die Laster kommen, wie Unglücksfälle, immer in Gruppen und Ketten, eines hängt sich an das andere an. O, ihr Gläubigen, folget nicht den Prinzipien und Ratschlägen jener Götzendiener, welche sich fälschlich Diener Jesu nennen, denn sie geben vor, ihn als Meister anzuerkennen, und machen aus seiner Lehre den Tempel Satans und der Vielgötterei!“ — —

Die heidnischen Araber hatten acht bis zehn Frauen, dadurch entstand ein zerrüttetes Hauswesen. Mohammed riet den Arabern daher, höchstens vier Frauen zu heiraten, und auch dann nur, wenn es ihre Verhältnisse zugäben. Darauf bezieht

sich die Stelle in der IV. Sure des Korans: „Fürchtet ihr, gegen Waisen nicht gerecht sein zu können, so nehmet nach Gutdünken nur eine, zwei, drei, höchstens vier Frauen. Fürchtet ihr aber auch so noch, nicht gerecht sein zu können, so nehmet nur Eine, oder lebet mit Sklavinnen, die ihr erworben." — Verboten sind folgende Ehen: „Ihr dürft keine Frau heiraten, die euer Vater geheiratet — es sei denn schon längst geschehen (nämlich: was vor der Offenbarung des Korans geschehen, wird als geschehen zugelassen). Denn solches ist schändlich und abscheulich und eine üble Weise. Ferner ist euch verboten zu heiraten: euere Mütter, euere Töchter und euere Schwestern; euere Muhmen und Basen, von Vater und Mutter Seite; euerer Brüder Töchter; euerer Schwester Töchter; die Ammen, welche euch gesäugt, euere Milchschwestern; die Mütter euerer Weiber und euere Stieftöchter, die ihr in eueren Schutz genommen, und die von solchen Weibern geboren sind, welchen ihr schon beigewohnt; habt ihr ihnen aber noch nicht beigewohnt, so ist's keine Sünde, jene zu nehmen. Ferner: die Frauen euerer Söhne, die von euch herstammen; zwei Schwestern zugleich, es sei denn schon längst geschehen. Auch dürft ihr keine freien, bereits verheirateten Frauen nehmen; nur euere Sklavinnen machen eine Ausnahme. So schreibt Gott es euch vor. Alles Uebrige, was hier nicht verboten, ist euch erlaubt. Ihr könnet euch nach dem Verhältnisse eueres Vermögens Frauen nehmen, nur keine schlechten und liederlichen." Ferner heisst eine Stelle im Koran V: „Auch ist euch erlaubt, zu heiraten freie Frauen, die gläubig sind, auch freie Frauen von denen, welche die Schrift vor euch erhalten haben, wenn ihr ihnen ihre Morgengabe gebet und züchtig mit ihnen lebt und sie nicht zu Ehebrecherinnen und Beischläferinnen macht". — Für sich selbst beansprucht Mohammed, der fast alle Vorschriften nach seinen eigenen Wünschen modelte, natürlich auch hier die Ausnahme. Im Koran XXXIII lässt er Gott sagen: „Dir, o Prophet, erlauben wir, deine Frauen, die du durch eine Morgengabe erkauft und ebenso deine Sklavinnen, welche dir Gott geschenkt (sowohl die im Kriege erbeuteten, als die gekauften), und die Töchter deiner Oheime und Muhmen, von Vater und Mutter Seite, die mit dir aus Mekka geflüchtet sind, und jede gläubige Frau, die sich dem Propheten überlassen und die er heiraten will. Diese Freiheit sollst du

haben vor den übrigen Gläubigen. Wir wissen es recht gut, was wir hinsichtlich ihrer Frauen und Sklavinnen befohlen haben; dennoch begehst du kein Verbrechen, wenn du Gebrauch von dieser Freiheit machest. Du kannst zurücksetzen, wen du willst, und zu dir nehmen, wen du gerade willst, ja selbst die, welche du früher verstossen, wenn du jetzt Verlangen nach ihr hast; dies alles soll kein Verbrechen für dich sein." — Dem Propheten mögen Zweifel aufgestiegen sein, ob er fähig sein könnte, bei solcher Freiheit alle Frauen, nach denen sein Herz etwa Verlangen trug, zufriedenzustellen. Deshalb lässt er sich wieder von Gott trösten: „Es wird dennoch leicht werden, ihre Augen zu befriedigen, dass sie sich nicht betrüben und sich alle zufrieden geben mit dem, was du jeder gewährst." Eine etwas dunkle Stelle verbietet allerdings einiges selbst dem Propheten: „Es ist dir aber nicht erlaubt, noch Weiber daneben zu halten (Kebsweiber, Konkubinen, so meinen die Ausleger), noch deine Frauen mit anderen zu vertauschen, wenn die Schönheit dieser dir auch noch so sehr gefällt, nur deine Sklavinnen machen davon eine Ausnahme." Auf das Vertauschen bezieht sich auch Koran IV: „Wenn ihr eine Frau gegen eine andere vertauschen wollt, und ihr habt der einen bereits ein Talent gegeben, so dürft ihr nichts davon wiedernehmen. Solltet ihr es wohl auch wiedernehmen? Eine Schandthat wäre dies und offenbar Sünde. Wie dürftet ihr auch etwas wiedernehmen, da ihr bei einander gewesen waret und ein festes Bündnis geschlossen hattet?"

Bei den heutigen Persern ist es Sitte, dass man auf Reisen, Expeditionen oder bei Bedienstungen in der Provinz nie seine Frau mitnimmt, sondern fast an jeder Station, wo man länger verweilt, eine „Sighe" heiratet — eine Frau mietet. In der Stadt Kirman pflegen die Mullas jedem Ankömmling, der nur einige Tage sich dort aufhält, ein Weib zur „Sighe" anzubieten. In Persien gelten ferner, nach Dr. Polak, wenn auch nicht die Heiraten in der Familie, so doch die innerhalb desselben Stammes als Regel; der Affchare nimmt eine Frau aus dem Stamme der Affcharen, der Kaschkai aus dem der Kaschkais. Ein Nomadenmädchen verschmäht die glänzendsten Anträge von Städtern, sie verheiratet sich nur in ihrem Tribus.

27. Die Frauen des Propheten Mohammed.

Mohammeds 11 Frauen. — Die erste Frau Chadidschah. — Die Treue des Propheten. — Sauda. — Aïschah. — Hafsa. — Saïnab. — Omm Salama. — Saïnab II. — Die erste Scheidung im Islam. — Dschauaïria, die achte Gemahlin des Propheten. — Safia. — Omm Habiba. — Des Propheten Extratour mit der Koptin Mariam. — Der Zorn der Hafsa. — Allahs Hilfe für den Propheten. — Maïmanna, die elfte Gattin Mohammeds. — Das Andenken der Prophetenfrauen. — Wie Mohammed seine Frauen zur Anspruchslosigkeit bekehrte. — Nachahmer des Beispiels Mohammeds: Sultane mit mehr als vier Frauen.

Mohammeds erste Frau hiess Chadidschah. Sie blieb bis zu ihrem Tode, obwohl sie um 10 Jahre älter war als der Prophet, stets in seiner Gunst. Als sie im Alter von 65 Jahren gestorben war, kränkte sich der Prophet bitterlich und verwand den Kummer niemals. Noch lange nachher hing er ihrem Gedenken in Liebe und Treue nach. Aïschah, die spätere Lieblingsfrau Mohammeds, fragte ihn eines Tages: „O Apostel Gottes! Chadidschah war doch schon alt; hat Euch Allah nicht eine jüngere und bessere Frau gegeben, um sie bei Euch zu ersetzen?“ Aber der Prophet erwiderte: „Nein, gewiss nicht! Allah hat mir keine Bessere gegeben. Chadidschah liebte mich, als ich arm und ohne Stütze war. Sie glaubte meinen Worten in der Zeit schon, als die Welt mich noch der Lüge zieh. Sie war grossmütig und edel gegen mich, als alle Menschen meine Feinde waren. Sie gab mir alles, was sie besass; opferte für mich Gut und Blut.“

Der Chadidschah folgte Sauda, Tochter des Semaa, Witwe des Sokran, eines der ersten Bekenner des Islams. Sie überlebte Mohammed und starb unter dem Kalifate Omars.

Die eingangs erwähnte Lieblingsfrau Aïschah wurde vom Propheten geheiratet, als sie sieben Jahre alt war. Aber die

Ehe begann erst zwei Jahre später. Im Verlaufe dieses Zeitraumes heiratete Mohammed die Hafsa, Tochter Omars, Witwe des Hobeïsch. Sie lebte 8 Jahre mit dem Propheten und starb viele Jahre nach seinem Tode, im Jahre 45 der Hidschret, unter dem Kalifate Moawijes. In die Hände Hafsas legte man das erste Exemplar des Korans, das auf Befehl Abu Bekrs, des Schwiegervaters und Nachfolgers Mohammeds, des ersten Kalifen, gesammelt worden war.

Die fünfte Frau Mohammeds war Saïnab. Sie war ausser Chadidschah die einzige der Prophetengattinnen, welche bei Mohammed starb; alle anderen — neun an der Zahl — überlebten ihn.

Die Saïnab und seine sechste Frau Omm Salama heiratete Mohammed kurz nach seiner zweiten Expedition nach Nedschd und nach dem Verbote vom Weintrinken und Hazardspielen. Der Saïnab gab Mohammed — denn man zahlt im Orient für die Frau — eine Mitgift von 400 Dinar Gold. Omm Salama soll ausserordentlich schön gewesen sein.

Nach der Expedition gegen die Beni Koraïsche, dem Massacre unter ihnen, der Gefangennahme und dem Tode seines alten Feindes, des Juden Salam, heiratete Mohammed als siebente Frau eine andere Saïnab, welche ihm sein Adoptivsohn Sid abtrat. Die Trennung von Sid und Saïnab war die erste Scheidung im Islam, und dieser Eheschluss ward für Mohammed infolge des Skandals, den er verursachte, von vielen Verdriesslichkeiten begleitet, wie ich im Abschnitte über die Ehescheidung ausführlicher erzähle.

Mohammed war damals 57 Jahre alt. Eine neue glückliche Expedition gegen die Beni Mostalak wurde mit einer neuen Ehe des Propheten gefeiert. Mohammed heiratete als achte legitime Frau die schöne Dschauaïria, die berühmt ward „durch die Heiterkeit ihres Charakters und das Angenehme ihrer ganzen Persönlichkeit." Sie blieb 5 Jahre beim Propheten und überlebte seinen Tod um 35 Jahre.

Nach der Expedition von Chaibar gegen die Juden fasste Mohammed die Idee, sich noch eine neunte Frau zuzugesellen. Seine Wahl fiel auf eine Tochter des Tribus Aaron, genannt Safia. Die Ehe wurde mit grossem Pompe in El Sahba gefeiert, auf dem Marsche der Armee nach Medina. Safia lebte

mit Mohammed drei Jahre und einige Monate; sie starb erst im Jahre 60 der Hidschret.

Nach seiner Rückkehr von Medina vermählte sich Mohammed mit Omm Habiba, Tochter des Scherifs von Mekka, Witwe des Abdallah. Die Ehe durch Prokuration hatte schon früher stattgefunden, als sich die Witwe noch in Abessinien befand. Omm Habiba war die zehnte der legitimen Frauen Mohammeds.

Um jene Zeit — Mohammed zählte damals 59 Jahre ereignete sich ein Vorfall, der den Frieden im Hause des Propheten bedenklich störte.

Damals kamen in Medina einige von Mokaukas, Fürsten von Alexandrien und Aegypten, für Mohammed bestimmte Geschenke an: ein Eunuch, namens Maïudh, und vier junge Mädchen. Eines der letzteren, die Koptin Mariam, übte eine solche Wirkung auf den Propheten aus, dass er beschloss, mit ihr zu schlafen; er hätte sie auch gern zur Frau genommen, durfte dies aber nicht, weil sie eine Sklavin war Um den Skandal zu vermeiden — denn er selbst hatte solches als Ehebruch erklärt — wollte er die süsse Sünde im Geheimen begehen.

Dieser Beischlaf geschah in der Wohnung seiner abwesenden Gattin Hafsa, und zwar auf deren eigenem Bette, und noch dazu an einem Tage, an welchem der Beischlaf des Propheten der Hafsa oder der Aïscha gebührt hätte. Als Hafsa solches vernahm und Mohammed zur Rede stellte, war Letzterer — trotz seiner Vielweiberei und Tyrannei im Familienleben ein arger Pantoffelheld — tief erschrocken und versprach der Hafsa, die Koptin Mariam nicht mehr berühren zu wollen, wenn sie das Geschehene geheim halte; Hafsa aber gab sich erst zufrieden, als ihr der Prophet noch ausserdem zusagte, dass zum Lohne ihres Schweigens ihr Vater Omar und Aïschas Vater Abubekr dereinst seine Nachfolger in der Regierung werden sollten. Trotz alledem erzählte Hafsa der Aïscha den Vorfall. Nun erzürnte Mohammed und zur Strafe für die Schwatzhafte schied er sich einen ganzen Monat lang von allen seinen Frauen und brachte diese Zeit in den Zimmern der Mariam zu, bis er auf die Verwendung des Engels Gabriel die Hafsa wieder in Gnaden aufnahm. Die Mariam aber behielt er nebst ihrer Schwester Schirina ebenfalls bei sich bis zu seinem Tode; Mariam überlebte ihn um fünf Jahre und liegt zu Medina begraben.

Diesen Vorfall machte Mohammed zum Thema der 66. Sure des Korans, betitelt „das Verbot“, wo er sein Vorgehen durch Gott rechtfertigen lässt. Es heisst da: „O Prophet, warum willst Du, um das Wohlgefallen deiner Weiber zu erlangen, Dir verbieten, was Gott Dir erlaubt hat?“ (In der 5. Sure lautet ein Vers: „O ihr Gläubigen, verbietet euch nicht das Gute, was euch Gott erlaubt hat.“ — Dieser Vers ist gegen das asketische Mönchsleben gerichtet). Da der Prophet irgend eine Begebenheit einer seiner Frauen als Geheimnis anvertraute, diese aber dasselbe ausplauderte, wovon Gott ihn in Kenntnis setzte, da hielt er ihr einen Teil ihrer Plauderei vor und einen Teil verschwieg er, zu ihrer Schonung. Und als er ihr dieses vorhielt, da fragte sie. „Wer hat Dir denn Anzeige davon gemacht?“ Er aber antwortete: „Der, so da alles weiss und kennt, hat es mir angezeigt.“ Wenn ihr Beide (Hafsa und Ajscha) nun euch wieder zu Gott wenden wollet, da euere Herzen abgewichen sind, so ist es gut; verbindet ihr euch aber wider ihn (Mohammed), so ist sein Schutz · Gott und Gabriel . . Wenn er sich von euch scheidet, so kann es sehr leicht sein, dass sein Herr ihm zum Tausche andere Frauen gibt, die besser sind denn ihr, nämlich: gottergebene, wahre gläubige, demutsvolle, bereuende, fromme und enthaltsame, die teils schon Männer erkannt haben, teils noch Jungfrauen sind.“

Diese Drohung half, wie wir gesehen haben. Während jeder Moslem sich an das Gesetz halten musste, dass seine Frauen um ihre ihnen bestimmten Nächte nicht betrogen werden durften, umging hier Mohammed zu seinem eigenen Vergnügen und Vorteil das Gesetz durch Gottes Hülfe und Gnade, indem er wiederum für sich alles als erlaubt hinstellen lässt.

Kurze Zeit nach diesem Ereignisse ging es ans Sterben. Aber schon vom Tode gezeichnet, heiratete Mohammed in Schorf, 6 Meilen südlich von Mekka, angethan mit dem Ihrâm, dem Pilgerkleide, mit Umgehung des Gesetzes, das den Coitus auf der Pilgerfahrt und im Pilgerkleide verbietet, noch eine Frau, die elfte; das war Maïmanna, Tochter des El Harrith, die letzte seiner legitimen Gattinnen. Bald darauf starb der Prophet. Als Maïmanna viele Jahre später zu Mekka im Sterben lag, sagte sie. „Traget mich hinaus aus Mekka; denn der Apostel Allahs hat mir vorhergesagt, dass ich nicht in dieser Stadt

sterben solle." Sie liess sich nach Schorf bringen und verschied in einem Zelte neben jenem Baume, unter dem sie ihre Hochzeitsnacht mit Mohammed gefeiert hatte.

Insgesamt hatte also Mohammed 11 Frauen; die Mariam blieb nur seine Concubine. Seit dem Tode Chadidschas, welche Zeit ihres Lebens die einzige gewesen war, lebte Mohammed immer mit weit mehr Frauen, als der Islam es gestattet hat, zuletzt mit 9 auf einmal; denn Saïnab I. war schon vor Mohammeds Tode gestorben.

Das Andenken aller dieser Frauen ist hochverehrt. Alle führen sie den Titel: „Mutter der Gläubigen." Selbst Timur, der ebenso wie gegen die Ungläubigen auch gegen die Gläubigen wütete, besuchte während der Belagerung von Damaskus die vor der Stadt gelegenen Gräber der Omm Selma oder Salama und der Omm Habiba — der sechsten und der zehnten Gemahlin des Propheten — um ihren sterblichen Ueberresten den Zoll seiner Ehrerbietung darzubringen.

Mohammeds Lieblingsgattin war Aïscha. Der Tradition zufolge wohnte sie dem Momente bei, da der Engel des Todes Asraïl, am 12. Tage des Monats Rebi el Auel, mittags, im Jahre XI der Hidschret, den Propheten um spezielle Erlaubnis bat, bei ihm eintreten und seine Seele hinwegnehmen zu dürfen.

Leichtes Auskommen dürfte der Prophet mit allen seinen Frauen nicht gehabt haben. Ausser den Beispielen, die schon früher erwähnt wurden, mag dies auch durch Nachfolgendes erhärtet werden, welches allerdings abermals beweist, dass Allahs Hülfe nie versagte.

Als Mohammeds Frauen von ihm die Mittel zu grösserem Luxus forderten, liess er ihnen die Wahl, bei ihm zu bleiben oder sich von ihm zu scheiden. Aïscha wählte sogleich Ersteres und die anderen Frauen folgten ihr nach. Darauf bezieht sich die Stelle in der 33. Sure des Korans: „Sage, o Prophet, zu deinen Frauen: Wollt ihr den Genuss des irdischen Lebens mit seiner Pracht, gut, so will ich euch anständig versorgen und auf ehrbare Weise entlassen. Wollt ihr aber Gott und den Gesandten Gottes und die Wohnung des zukünftigen Lebens, dann hat Gott für die Rechtschaffenen unter euch eine grosse Belohnung bereitet. O ihr Frauen des Propheten, wer von euch eine offenbare Schändlichkeit begeht, deren Strafe soll zwiefach

verdoppelt werden . . . Wer aber von euch Gott und seinem Gesandten gehorsam ist und rechtschaffen handelt, die belohnen wir zwiefach und bereiten ihr eine ehrenvolle Versorgung. O ihr Frauen des Propheten, ihr seid nicht wie die anderen Frauen. Wenn ihr Gott fürchtet, dann seid nicht zu freundlich in euren Reden, damit nicht der nach euch lüstern werde, dessen Herz liebeskrank ist; sondern redet nur so, wie es sich schickt." Mohammed richtete sich für seine Person alles nach seinem Geschmacke und Wunsche ein: „O ihr Frauen des Propheten", sagt er, „bleibt auch hübsch zu Hause . . ., denn Gott will von euch, weil ihr zu dem Hause des Propheten gehört, allen Greuel entfernt und mit einer besonderen Reinheit euch gereinigt sehen."

Das Beispiel der Uebertretung, das Mohammed gab, da er selbst mehr als vier Frauen heiratete, blieb bei den Kalifen und Sultanen nicht ohne Nachahmung. Als der unersättlichen Laune und Lust Sultan Ibrahims die Horde der Sklavinnen und auch der Hof von sieben Sultaninnen-Chasseki, von sieben Frauen-Günstlinginnen, noch nicht genügte, vermählte er sich eine achte als legitime Gemahlin, wider den Kanun, welcher dies osmanischen Herrschern verwehrt; ein Kanun, welchen aber schon vor Ibrahim Sultan Suleiman durch die Vermählung mit Roxelane, Osman II. durch die Heirat mit der Tochter des damaligen Mufti übertreten haben. Der Kislaraga und der Grosswesir waren die Bevollmächtigten des Sultans Ibrahim, welche für ihn den Heiratsvertrag unterschrieben. Das Vermählungsfest wurde zu Daudpascha gefeiert, und zum Hochzeitsgeschenke brachten die Wesire ausser Schmuck und Kleinodien jeder eine schöne Sklavin, so dass das Hochzeitsgeschenk zugleich den Geschmack der Braut und den des Bräutigams zu befriedigen strebte.

28. Pflichten und Rechte der moslemischen Eheleute.

Die Gattinnen-Rechte. — Die besondere Wohnung jeder einzelnen Frau. — Die Einteilung der Nächte. — Der Koran über den Gehorsam der Frauen. — Omer Haleby über Pflichten und Rechte. — Die Sklavin als Weib. — Moslemisch-christliche Ehen. — Der Koran über diese Frage. — Ein Fetwa des Mufti Abdullah. — Die List des Patriarchen Parthenios. — Osmanisch-byzantinische Fürsten-Ehen.

Ueber die Pflichten der moslemischen Eheleute gegeneinander heisst es im Koran IV: „Wenn ihr nun euere Frauen freundlich behandelt und euch fürchtet, ihnen Böses zu thun, so weiss Gott wohl, was ihr thut.“ — Ferner in derselben Sure: „Es kann nicht sein, dass ihr alle euere Frauen gleich liebet, wenn ihr es auch wolltet; nur wendet euch nicht von einer Frau mit sichtbarer Abneigung ab, lasst sie hierüber in Ungewissheit.“

Wenn man schon verheiratet ist und sich noch eine Frau nimmt, muss man dieser 3 Nächte nacheinander widmen; wenn sie eine Jungfrau ist, so gewähre man ihr 7 Nächte nacheinander. Ohne Zustimmung der Frau darf der Mann in der Wohnung, die ihr eingeräumt ist, nicht das Kind, das er von einer anderen Frau hat, weilen lassen; dasselbe gilt für die Kinder, welche die Frauen früher von anderen Männern hatten. Jede der Frauen hat Anrecht auf eine besondere Wohnung, sei es ein Haus für sich, oder sei es eine von allen Seiten separierte und abgeschlossene Reihe von Zimmern.

Die erste Gattin hat das Recht auf besondere Aufmerksamkeiten und Vorteile. Wenn der Mann zur zweiten, dritten oder vierten Frau eine Witwe oder eine von ihm selbst früher verstossene Frau zurücknimmt, so ist er verpflichtet, ihr 3 Nächte nacheinander zu widmen.

„Könnt ihr," fragt Omer Haleby die erste Frau, „bei eueren Vorrechten deswegen eifersüchtig sein? Werdet ihr eifersüchtig sein ob der sieben Nächte, die euer Gatte einer Jungfrau widmen muss, mit deren Blume er sein Haus schmückt? Sind das nicht Dinge, deren ihr euch auch erfreut habt? Wachet deshalb nicht allzustreng über eueren Vorrechten! Seid nicht ungeduldig in Bezug auf die Zärtlichkeiten, die ihr von euerem Manne erwarten dürft. Sie werden euch ohnehin zu teil. Denn wenn auch der Mann das Recht hat, seine Zärtlichkeiten qualitativ nach seinem Belieben, nach dem Feuer seines Herzens einzurichten, so hat er jedenfalls in quantitativer Hinsicht die Pflicht, seine Nächte abwechselnd mit seinen Frauen zu verbringen, darf er nicht die eine zum Nachteil der anderen begünstigen, falls ihr ihm dies nicht freiwillig gestattet, wie es Sauda that, da sie — vom Propheten verstossen und wieder geheiratet — ihre erste Nacht und ihre Rechte auf das Bett des gemeinsamen Gatten an Aïscha abtrat. Wenn Sauda so gehandelt hat, um nur wieder in Gnaden vom Propheten zurückgenommen zu werden, so geschah es, weil sie nichts anderes im Auge hatte, als sich am Tage des grossen und höchsten Gerichtes in der Reihe der reinen und züchtigen Frauen unseres heiligen Propheten zu sehen. Weshalb also solltet ihr, o Töchter des Islams, eifersüchtig und ungeduldig sein, da doch euer Mann, selbst im Falle von Krankheiten verpflichtet ist, seine Nächte unter seine verschiedenen Frauen zu verteilen, falls ihr ihn nicht ermächtigt, bis zu seiner Genesung mit einer einzigen seiner Lebensgefährtinnen zusammen zu bleiben!? — Auch hierfür gibt es einen Präzedenzfall: Mohammed versammelte in einer schweren Krankheit alle seine Frauen um sein Bett und bat sie, ihm zu erlauben, bis zu seiner völligen Wiederherstellung bei Aïscha zu bleiben."

Ob die Frauen der Bitte willfahrten, das berichtet Omer Haleby jedoch nicht. Er fügt blos hinzu, um etwa Widerspenstige zu warnen: „Vergesset niemals: auch wenn ihr das gesetzliche Recht habt, euren Mann dafür strafen zu lassen, falls er sich gegen die Gleichheit vergeht, die er allen seinen Frauen schuldet — vergesset nicht, dass er auch das Recht hat, euch zu schulmeistern und mit Stockschlägen zu traktieren, wenn ihr seinen Befehlen ungehorsam seid!"

Bezüglich dieses Gehorsams der Frau gegen den Mann wird im Koran IV gesagt: „Rechtschaffene Frauen sollen gehorsam und verschwiegen sein . . . Denjenigen Frauen, von welchen ihr fürchtet, dass sie durch ihr Betragen euch erzürnen, gebet Verweise, enthaltet euch ihrer, sperret sie in ihre Gemächer und züchtiget sie. Gehorchen sie euch aber, dann suchet keine Gelegenheit, gegen sie zu zürnen."

Und in Bezug auf die „Demutspflicht" der Frauen heisst es in der 66. Sure 10—12: „Allah stellt ein Gleichnis für die Ungläubigen auf: Das Weib Noahs und das Weib Lots. Beide standen unter zweien unserer rechtschaffenen Diener, doch verrieten sie Beide, und Beide vermochten nichts für sie bei Allah. Und gesprochen ward· „Gehet ein ins Feuer mit den Eingehenden!" . . . Und es stellt Allah ein Gleichnis auf für die Gläubigen. Das Weib Pharaos, da es sprach: „Mein Herr, baue mir ein Haus im Paradiese und rette mich vor Pharao und seinem Thun." Und Marjam, Imrâns Tochter, die ihre Scham hütete. Drum hauchten wir unseren Geist in sie, sie war eine der Demütigen." —

„Vergesset nicht," ruft daher Omer Haleby den moslemischen Frauen zu, „dass der Mann der Arbeiter ist; dass von seinen Werken die Zierden stammen, die eure Schönheit vermehren; dass die Kraft seiner Arme euch, euere Kinder, euere Dienerschaft, euer Haus schützt! Dass aus seinem membrum euere höchsten Wonnen, euere grössten Glückseligkeiten fliessen. Ahmet deshalb in Allem und Jedem das Verhalten der verehrten Frauen des Propheten nach: so wie jene seid aufmerksam, suchet nur die Wünsche und Bedürfnisse eures Gatten zu befriedigen. Wenn ihr coïtiret, thut es mit jenem tiefen Gefühl, das der Grösse des Aktes, den ihr erfüllt, vollauf entspricht. Gebet euch dem Akte ganz hin, leget in ihn eure Seele, eueren Geist, eueren Leib! Denket, dass ihr in diesem bedeutsamen Momente die Mitarbeiterin eueres Mannes wie des Universalgeistes der Liebe seid, der die ganze Natur auferweckt in der Zeit des schönen und wohlriechenden Monats Mai. Wenn aber die Umarmungen eures Mannes zu hastig sind, um die Freude in eueren Busen zu senken, wenn ihr nicht an seinen Gefühlen ganz teilnehmen, seinen Genuss durch eueren eigenen nicht vermehren könnt — dann lasst ihn dies wenigstens glauben.

Allah, der alles sieht und barmherzig ist, wird euch diese unschuldige List verzeihen, und ihr werdet euch so die Zärtlichkeit eures Gatten, seine Achtung und Wertschätzung erhalten! O Frauen, suchet nicht euere wahren Freuden in unregelmässigem oder heftigem Coïtus; suchet sie weder in der Onanie welcher Art immer, noch in der Päderastie, weder in den Praktiken der Sappho, noch in Haschischträumen oder Liebestränken! Suchet sie blos in der Erfüllung eurer Pflichten als Frau, als Herrin des Herdes, als Mutter der Familie. Diese drei Dinge nebst dem strenggläubigen Coïtus sind die einzigen, die euch das Recht auf einen Platz im Paradiese geben und aus euch Huris machen werden, ewig coïtierende und ewig jungfräulich bleibende. Seid gute Mohammedanerinnen, indem ihr nicht blos zum einfachen Vergnügen coïtieret, sondern um dem grossen Gesetze der Universalität zu gehorchen, um euer Antlitz mit den Feuern der Mutterfreuden zu beleuchten, um so euere Glückseligkeit auf Erden und im ewigen Leben zu sichern. Hat nicht Mohammed gesagt, dass Gott den verfluche, der seine Frau blos aus dem Grunde verstosse, weil sie seine Lüste nicht mehr befriedige!? Und sagte Mohammed nicht seinen Schülern: „Respektieret die Ehe als einen Zustand, der die Ausbreitung des Menschengeschlechts zum Ziele hat!“ Und ist euch, o Frauen, nicht aus diesem Grunde die Möglichkeit gegeben worden, dass ihr euch von euerem Manne, wenn er impotent ist, scheiden könnt?“ —

An einer Stelle im Koran, Kapitel IV heisst es: „Wer nicht Vermögen genug besitzt, um freie gläubige Frauen heiraten zu können, der nehme gläubig gewordene Sklavinnen; doch heiratet sie nur mit Einwilligung ihrer Herren. Auch diese müssen züchtig und dürfen nicht schlecht sein, noch sich fremde Liebhaber halten.“ Dem aber fügt der Koran etwas später noch hinzu: „Sklavinnen sind nur demjenigen erlaubt, welcher freie Frauen fürchtet, der Sünde wegen, in welche sie leicht verfallen. Doch ist's besser, keine Sklavin zu nehmen.“

Die Beiwohnung durch ihren Herrn galt schon bei den Hebräern als sicheres Recht der Sklavin. Das 2. Buch Moses XXI 10 erwähnt als Rechtssatzung: „Wenn er sich eine Andere nimmt, darf er jener nichts von dem abbrechen, was sie an Fleischnahrung, Kleidung und Beiwohnung zu beanspruchen hat.

Wenn er ihr diese drei Dinge nicht leistet, so soll sie umsonst, ohne Entgelt frei werden." Das moslemische Gesetz befiehlt über die Sklavin als Genossin in der Ehe und in der Liebe folgendes: Wenn man eine Sklavin kauft, darf man mit ihr, falls sie nicht mehr Jungfrau ist, nicht vor einem Monate schlafen; bei den Sklavinnen, die noch Jungfrauen sind, erwarte man zuerst die Menstruation, ehe man sie berührt; und falls sie krank ist, warte man drei Monate. Thut man anders, so ist es Sünde. Wenn man eine Sklavin verkaufen will, muss man wenigstens einen Monat vor jenem Zeitpunkte, an dem man sie weggibt, mit ihr zu verkehren aufhören.

In Persien sind die Kinder der Sklavin gesetzlich anerkannt. Sie geniessen volle Gleichberechtigung mit denen der anderen Frauen. Auch hört die Sklavin mit dem Augenblick ihrer Niederkunft auf, Sklavin zu sein.

Omer Haleby gibt eine ausführliche Erläuterung bezüglich der türkischen Gebräuche und Gesetze, die sich auf die Sklavin und ihr Verhältnis zu dem mit ihr geschlechtlich verkehrenden Herrn beziehen: Die Rechte, die der Herr über die Sklavin hat, legitimieren die Kinder, die aus ihren gegenseitigen Beziehungen entstammen; doch muss zuerst das Erstgeborene jeder Sklavin ausdrücklich anerkannt werden. Wenn der Herr für das Kind, das sie im Leibe trägt, keinen anderen Vater als sich selbst anerkennt, hat er das Recht, das Kind, welches die Sklavin in ihrem Schosse birgt, als sein eigenes zu betrachten. Die Legitimität des Kindes hängt ab von der freien Anerkennung des Vaters, und der Letztere kann das Recht der Anerkennung ausüben, selbst wenn er über das Schicksal des Kindes schon disponiert, es weggegeben oder verkauft hat. Er kann gleichfalls das Kind anerkennen, nachdem er die Mutter-Sklavin verkauft und sie dann erst geboren hat, falls die Niederkunft in den ersten sechs Monaten nach dem Verkauf stattgefunden. In diesem Falle resultiert daraus die Legitimität des Kindes, die teilweise Befreiung der Mutter-Sklavin und die Aufhebung des Verkaufsvertrages. Dem Herrn ist es freigestellt, die Sklavin nach ihrer Freilassung zu heiraten. Wenn aber die Freigelassene die Heirat verweigert, so kann er sie nicht wieder unter seine Macht zurückbringen, noch sie zwingen, seine Hand zu acceptieren. Nur die Kinder, welche dem illegitimen Verkehre eines

Mannes mit der Sklavin eines anderen entstammen, können als Bastarde angesehen werden. —

Das Los der Sklavin ist demnach keineswegs ein so trauriges, wie man glauben möchte; manche Sklavin ward Mutter eines grossen Herrschers und dann selbst Beherrscherin des Harems, oft auch des Reiches; die Mutter des Abdul Asis war eine kurdische, die Mutter des gegenwärtigen Sultans Abdul Hamid II. eine armenische Sklavin. Schlecht geht es den Sklavinnen nur, so lange sie sich beim Sklavenhändler befinden. So geschah es zur Zeit Mustafas III., dass eine Sklavin des Konstantinopeler Sklavenmarktes aus Rache für üble Behandlung dahin getrieben wurde, die Kinder des Sklavenhändlers umzubringen; zur Strafe ward sie in der Ecke des Sklavenmarktes aufgehängt.

Am Sultanshofe gab es manchmal Zerwürfnisse zwischen Söhnen eines Sultans, die einer Ehe mit einer vornehmen Dame, und solchen Söhnen, die einer Sklavin entstammten. Als berühmtester Fall sei dieser von Hammer erzählte angeführt: „Die erste Sorge Mohammeds II. nach seiner Thronbesteigung war, den Bruder Achmed dem Vater Murad ins Grab nachzusenden. Achmed war, um uns des Ausdruckes der Byzantiner zu bedienen, der in Purpur geborene Sohn der Prinzessin von Sinope, der Tochter Isfendiaroghlis, während Mohammed von einer Sklavin geboren war, und unerlässlich schien deshalb dem Sohne der Sklavin der Mord des im Purpur geborenen Bruders zur Sicherung des Thrones. Während die Prinzessin von Sinope im Thronsaal erschien, über seines Vaters und ihres Gatten Tod dem Stiefsohne-Sultan ihre Trauer zu bezeigen, sandte dieser Ali, den Sohn des Ewrenos, in das Harem, ihren Sohn, seinen Bruder, im Bade zu ersticken. Am folgenden Tage ward der Sohn des Ewrenos, der Mörder selbst, aus dem Wege geräumt, und die Mutter des Ermordeten, die Prinzessin von Sinope, ward einem Sklaven, namens Ishak, zum Weibe gegeben. Gleiches Los hätte Mohammed, der Sohn einer Sklavin, gern seiner zweiten Stiefmutter, weil sie ebenfalls eine Prinzessin — eine serbische — war, zugedacht, aber aus Furcht, dass deren Vater Georg den Schimpf durch Krieg rächen möge, sandte er diese Gattin seines verstorbenen Vaters ihrem Vater auf ehrenvolle Weise mit Geschenken, mit Anweisung an-

schulichen Witwengehaltes und mit Erneuerung des bestehenden Friedens, zurück."

Eine wichtige Frage im Islam war allezeit die ob des Verhaltens, das man gegenüber ungläubigen Frauen beobachten müsse. Im Koran II 220 heisst es: „Nehmet keine Götzendienerin zur Frau, bis sie gläubig geworden. Wahrlich, eine gläubige Sklavin ist besser, als die freie Götzendienerin, und wenn sie euch noch so sehr gefällt. Verheiratet auch keine an einen Götzendiener, bis er gläubig geworden."

Koran LX Vers 10—12 ordnet in dieser Angelegenheit noch an: „O ihr Gläubigen, wenn gläubige Frauen zu euch übergehen, dann prüfet sie (ob sie, nur um aufrichtig den Islam anzunehmen, und nicht aus unreinen Absichten zu euch übertreten) . . . Lernt ihr sie nun als wahre Gläubige kennen, so schicket sie nicht wieder zu den Ungläubigen zurück; denn die Ehe ist ihnen gegenseitig verboten. Gebet aber ihren Ehemännern zurück, was sie für ihre Morgengabe verwendet haben (das war nämlich eine der Friedensbedingungen zu Hodeibia). Ihr habt dann keine Sünde davon, wenn ihr sie dann heiratet, insofern ihr denselben ihre Morgengabe gebet. Verhindert auch euere Frauen nicht, sich in den Schutz der Ungläubigen zu begeben (sich mit den Ungläubigen zu verheiraten); jedoch könnt ihr das zurückfordern, was ihr für ihre Morgengabe verwendet habt, ebenso wie jene zurückfordern können, was sie verwendet zur Morgengabe ihrer Frauen, die zu euch übergegangen sind . . . Wenn einige von eueren Frauen zu den Ungläubigen überlaufen, und später macht ihr Beute, so gebet den gläubigen Männern, deren Frauen entlaufen sind, soviel davon, als sie für deren Morgengabe verwendet haben . . . O Prophet, wenn gläubige Frauen der Ungläubigen zu dir kommen und dir eidlich versprechen, dass sie Gott kein Wesen an die Seite setzen und nicht stehlen, nicht huren und ihre Kinder nicht mehr töten wollen . . . so nimm ihre eidliche Versprechung an und bitte für sie Gott um Vergebung." Die Angelegenheit ist indessen bis heute ziemlich ungeklärt geblieben.

Im Jahre 1723 erliess der Mufti Abdullah zu Stambul ein interessantes und charakteristisches „Fetwa". Folgendermassen lautet diese Entscheidung bezüglich der Vermischung mit nichtmoslemischen Frauen: „Was die Ketzer, die Schiiten, betrifft,

so sind die Männer durch Totschlag auszurotten, die Knaben und Weiber Sklaven, das Gut derselben Beute. Weiber und Knaben werden durch andere Mittel als Totschlag zur Annahme des Islams gezwungen, doch ist's nicht erlaubt, die Weiber zu beschlafen, ehe sie den Islam angenommen. In betreff der ursprünglichen Ungläubigen, der Christen, so sind Knaben und Weiber Sklaven, die Habe Beute, ihre Knaben und Weiber können zur Annahme des Islams nicht gezwungen werden; doch ist es, ihre Weiber, auch wenn sie nicht Mosleminnen geworden, zu beschlafen erlaubt."

Hammer, der dies Fetwa mitteilt, fügt hinzu: Das ist überaus feine Unterscheidung moslemischen Kriegsrechtes, vermöge welcher der Ketzerin, aber nicht der Ungläubigen, der Islam aufgezwungen, jene nur als Bekehrte, diese aber auch als Unbekehrte dem Moslem geliefert wird. Dieser Widerspruch, wodurch die mohammedanische Ketzerin schlimmer fährt, als die Christin, insoweit die erste zur Glaubensänderung gezwungen werden kann, die zweite nicht, und wodurch diese schlimmer daran als jene, insoweit sie als Christin der Notzucht gesetzlich Preis gegeben ist, erklärt sich aus der dogmatisch-juridischen Ansicht, vermöge welcher die ursprüngliche Ungläubige keine Verbrecherin in Glaubenssachen, weil sie nie die Lehre des Islams bekannt hat, die Ketzerin hingegen als eine von der wahren Lehre abfällige Sträflingin zur Wiederkehr gezwungen wird; aber eben weil sie dem Islam so viel näher durch früheren Abfall und nächsten Zwang, ist ihr Leib zu schonen, sie muss zur Aenderung ihrer Glaubenslehren, und darf nicht zur Entäusserung ihrer Ehre gezwungen werden, während die Christin zwar frei in der Glaubenswahl, aber Gemeingut der Lust. Dazu kommt noch die politische Rücksicht, dass der Uebersprung von der orthodoxen Lehre zu einer ketzerischen viel leichter vorauszusetzen, als der Abfall vom Islam zum Christentum, und dass also die Verführung in Glaubenssachen weit minder in den Armen der Christin, als in denen der Ketzerin zu besorgen steht.

Zur Zeit des Sultans Mohammed IV. erwirkte der griechische Patriarch Parthenios, indem er sich seines Namens — des „Jungfräulichen" — würdig zeigte, die Abstellung der damals vielfach üblichen Mietehen von Türken und Griechinnen. Diese Ehen, nur auf bestimmte Zeit geschlossen, hiessen „Kabin." Kebsver-

träge. Der „eben so schlaue als jungfräuliche“ Patriarch ging zum Mufti und begehrte Fetwa. „Ob es den Moslems erlaubt, sich mit einem Weibe, das Schweinefleisch esse und Wein trinke, fleischlich zu vermischen, und ob Kinder, aus solcher unreinen Vermischung entsprossen, nicht schon im Mutterleibe des Islams unwürdig?“ Der Mufti antwortete nach reiflicher Ueberlegung, dass solche Ehen gesetzlich nicht erlaubt. „So müsset,“ entgegnete der Patriarch, „ihr dieselben in Rumili verbieten, wo dieselben nur zu gemein sind.“ Der Mufti besprach sich mit dem Grosswesir, und es erschien ein Befehl, welcher den Moslems die Ehe mit Christinnen verbot, es sei denn, dass sie sich zuvor zum Islam bekehrten. Der englische Konsul Rycaut ist der Gewährsmann dieser ebenfalls von Hammer zitierten Entscheidung. — Die osmanischen Sultane haben sich nichtsdestoweniger häufig mit Christinnen vermählt.

Saridsche Pascha, Befehlshaber der Flotte, raubte einst am Eingang der Dardanellen von einem fränkischen Schiffe eine für den Kaiser von Byzanz bestimmte fränkische Prinzessin für das Harem Sultan Bajesids, der schon früher mit zwei Christinnen, einer Serbin und einer Europäerin — zwei Prinzessinnen — vermählt war.

Kaiser Cantacuzen verlobte im Jahre 1346 seine Tochter dem Sultan Urchan, der dreissig Schiffe, eine Menge Reiterei und die Angesehensten seines Hofes die kaiserliche Braut zu holen schickte. Der Kaiser brach mit dem Heere, Hofstaate und der Familie nach Selymbria auf, wo in der Ebene vor der Stadt ein mit Tüchern verhängtes Gerüst aufgeschlagen ward, auf welchem, nach dem alten, bei Vermählungen von Prinzessinnen an Auswärtige üblichen Zeremoniell des byzantinischen Hofes, die Braut vor ihrer Abreise dem Volke zur Schau gezeigt werden musste. Daneben war das kaiserliche Zelt, worin die Kaiserin und ihre drei Töchter sich befanden; am dem zur Uebergabe bestimmten Abende blieb die Kaiserin mit den anderen zwei Töchtern im Zelte, der Kaiser sass zu Pferde, alle Uebrigen standen ringsherum erwartungsvoll; da fielen auf ein gegebenes Zeichen die seidenen, mit Gold durchwirkten Vorhänge des Schaugerüstes von allen Seiten zugleich nieder, und die Braut des Sultans stand in der Mitte knieender Eunuchen, welche sie mit Fackeln beleuchteten, dem Volke zur Schau. Es erscholl

der Zusammenstoss von Trompeten, Pfeifen und Schalmeien und anderer musikalischer Instrumente, und als derselbe verhallt, sangen die Sänger die zum Preise der Braut verfertigten Hochzeitsgedichte ab. Nach den anderen gewöhnlichen Uebergabs-Zeremonien byzantinischer Prinzessinnen-Bräute wurden Soldaten, Staatsbeamte, Griechen und Türken mehrere Tage hindurch mit festlichem Mahle bewirtet; hierauf ward die griechische Prinzessin mit Jubel hinweggeführt ins Brautbett des sechzigjährigen osmanischen Barbaren, dem als zwölfjährigen Knaben der Vater Osman ein griechisches Schlossfräulein zur ersten Braut geraubt hatte. Zwischen der ersten und zweiten Vermählung liegt ein halbes Jahrhundert von Eroberungen; statt der geraubten Griechenbraut wurde nun dem Sultan eine mit Staatsgepränge willig überlieferte griechische Kaiserstochter vermählt.

Die Beziehungen zwischen den so verschwägerten Herrscherhäusern der Osmanen und Byzantiner waren infolge dieser Heirat von auffallender Freundschaftlichkeit. 1348 besuchte Urchan mit seiner ganzen Familie und dem Hofstaate den Schwiegervater zu Skutari in der am asiatischen Ufer gelegenen Vorstadt seiner Residenz, und mehrere Tage verflossen in Jagden und Tafeln. Der Kaiser mit Urchan, seinem Eidame, sass an einem Tische, die vier Söhne des Sultans von früheren Gemahlinnen an einem anderen daneben, ringsherum die vornehmsten Griechen und Türken auf Teppichen, die auf der Erde ausgebreitet waren. Dann blieb Urchan zwar im Lager und bei der Flotte zurück, der Kaiser aber mit seiner Tochter Theodora, der sultanischen Gemahlin, und ihren vier Stiefsöhnen begaben sich nach Konstantinopel, wo sie drei Tage lang mit der Kaiserin-Mutter und den Prinzessinnen-Schwestern zubrachten, und dann reichlich beschenkt nach Bithynien zurückkehrten.

Am Hofe Suleimans des Grossen ward eine Russin allmächtige Gemahlin des Herrschers. Durch Reiz und Talent hatte sie sich von der Sklavin nicht nur zur Gemahlin Suleimans aufgeschwungen, sondern als alleinige Genossin seines Bettes lenkte sie den Fürsten auch noch, als schon lange die Reize ihrer Schönheit verblüht sein mussten, durch die Ueberlegenheit ihres Geistes und Charakters nach ihrem Willen.

Ein sanfter Wille war das nicht, denn diese Russin Churrem-Roxelane wird von der Geschichte der Hinrichtung von zwei

Grossweziren — Ibrahim und Achmed — und des Sohnesmordes, welchen Suleiman an Mustafa beging, geziehen, auch wird sie beschuldigt, im Bruderzwiste den blutigen Samen des Bruderkrieges, dessen Folge die Massregel der Einsperrung der Prinzen im Käfige des Harems war, ausgestreut und die Entnervung des Herrschers herbeigeführt zu haben; ihr Grabmal im Friedhofe der Suleimanije, an der Seite des grössten Kaisers der Osmanen, den das Weib, wie er das Reich, unumschränkt beherrschte, dieser Russin Grabmal, sagt Hammer, steht in der Mitte der Kaiserstadt, auf dem dritten der sieben Hügel Istambuls, ein weit ahnungsvolleres Denkmal als auf dem Hippodrome des griechischen Konstantinopels jene Reiterstatue, deren Inschrift die russische Eroberung der Stadt prophezeite.

Von anderen Fällen, da fremdgläubige Frauen osmanische Herrscher und durch sie das osmanische Reich beherrschten, ist später in dem Abschnitte, der den Einfluss des Harems ausführlicher schildert, die Rede.

29. Der Koran über Ehescheidung und Witwen.

Vorschriften über Versöhnungsversuche. — Familien-Schiedsrichter. — Bedenkzeit. — Geschenke für die geschiedenen Frauen. — Aufforderung an die Männer zur Milde. — Scheidung in Persien. — Alt-arabische Scheidung vom Bett, aber nicht vom Hause. — Mohammeds Philippika dagegen. — Mohammeds Uebertretung seines eigenen Gesetzes. — Allahs Hilfe für Mohammed. — Der Koran über die Witwen.

Der Koran befahl, die Ehescheidung nicht voreilig auszusprechen, und sagt in der Sure IV „Wenn eine Frau von ihrem Ehemanne Zorn oder Abneigung zu befürchten hat, so ist es keine Sünde, die Sache gütlich unter sich beizulegen, denn Wiedervereinigung ist besser als Scheidung.“ IV 39 ordnet an: „Fürchtet ihr eine Trennung zwischen Ehegatten, so beauftraget Schiedsrichter aus seiner und ihrer Familie, und wollen sie wieder friedliche Einigung, so wird Gott ihnen huldvoll sein... Wenn ihr euch vertragt und euch fürchtet, ihnen Böses zu thun, so ist Gott versöhnend ... Wenn sie sich aber trennen, wird Gott Beide mit seinem Ueberflusse segnen“ – nämlich mit Ruhe und Frieden.

Ferner heisst es im Koran über die Ehescheidung in der II. Sure 226—230: „Die, welche geloben, sich von ihren Frauen zu trennen, sollen vier Monate es bedenken; nehmen sie das Gelübde dann zurück, so ist Gott versöhnend und barmherzig. Bestehen sie aber dann durchaus auf Ehescheidung, so hört und weiss es Gott auch. Die geschiedene Frau muss dann noch so lange warten, bis sie dreimal ihre Reinigung gehabt, und sie darf nicht verheimlichen, was Gott in ihrem Leibe geschaffen.

Doch billiger ist es, dass der Mann, wenn sie es wünscht, sich wieder ihrer annimmt, und dass sie gegenseitig nach bekannter Vorschrift umgehen; jedoch hat der Mann die Herrschaft über sie ... Die Ehescheidung ist zweimal erlaubt, dann müsst ihr sie in Güte behalten, oder mit Vermögen entlassen. Es ist euch nicht erlaubt, etwas von dem zu behalten, was ihr ihnen vordem geschenkt ... Trennt er sich zum dritten Male von ihr, so darf er sie nicht wieder nehmen; oder sie müsste zuvor einen anderen Mann geheiratet haben, und dieser hat sich von ihr scheiden lassen; dann ist es keine Sünde, wenn sie sich wieder vereinigen."

Sich von bereits beschlafenen Frauen zu trennen, bedarf es demnach einer viermonatlichen Bedenkzeit. Die Vorschrift, dass eine geschiedene Frau drei Monate warten muss, bis sie wieder heiraten darf, findet sich auch in den jüdischen Gebräuchen, wie Ullmann nach Geiger erwähnt. Um sich von einer noch nicht berührten Frau zu trennen, bedarf es für den Moslem keiner Bedenkzeit. Es heisst nämlich im Koran II 237—238: „Es ist keine Sünde, sich von der Frau zu trennen, wenn ihr sie noch nicht berührt, oder ihr noch kein Vermächtnis verschrieben habt, doch müsst ihr dann, der Reiche und der Arme, jeder nach Umständen und Billigkeit, für ihren Unterhalt sorgen. Entlasset ihr sie, bevor ihr sie berührt, aber nachdem ihr ein Vermächtnis verschrieben habt, so erhalte sie die Hälfte des Verschriebenen, wenn nicht anders sie oder der, welcher die Ehepakten in Händen hat, in dieser Hinsicht Nachgiebigkeit zeigt ..."

Koran XXXIII 43: „O ihr Gläubige, wenn ihr gläubige Frauen heiratet und euch von ihnen trennen wollt, bevor ihr sie berührt habt, so ist keine Zeit für euch bestimmt, wie lange ihr sie noch behalten müsset, gebet ihnen aber Geschenke und entlasset sie freiwillig, auf anständige Weise."

Koran, 65. Sure: „O Prophet, wenn ihr Weiber scheidet, so scheidet sie zu ihrer bestimmten Zeit und berechnet die Zei genau ... Vertreibt sie nicht aus ihren Wohnungen, welche sie vor der ihnen bestimmten Zeit nicht verlassen dürfen, oder sie hätten sich offenbarer Schandthat schuldig gemacht ... Du kannst ja auch nicht wissen, ob nicht Gott inzwischen etwas Neues eintreten lässt (nämlich: etwas, wodurch sich die Gemüter

versöhnen und von der Scheidung abstehen). Wenn nun ihre bestimmte Zeit abgelaufen ist, dann behaltet sie oder trennt euch von ihnen auf billige und vorschriftsmässige Weise, und nehmet dazu rechtliche Männer aus euerer Mitte als Zeugen, und nehmet auch Gott zum Zeugen ..."

Koran, 65. Sure 6: „Die Frauen, von welchen ihr euch scheidet, lasset wohnen, wo ihr wohnet, nach Bequemlichkeit der Wohnung, die ihr besitzet, und thuet ihnen keine Gewalt an, dass ihr sie in Aengstlichkeit versetzet. Sind sie schwanger, so verwendet für sie, was sie nötig haben, bis sie sich ihrer Schwangerschaft entledigt haben."

Koran II 242. „Und den Geschiedenen sei eine Versorgung nach Billigkeit festgesetzt; dies ist eine Pflicht für einen Gottesfürchtigen."

In Persien erfolgt die Scheidung — „Telak" — in der Regel, wenn die Frau kinderlos bleibt, zweitens, wenn sie liederlich und der Untreue verdächtig ist, drittens, wenn sie der Mann — „bed khadem" — von bösem Schritt — glaubt, nämlich wenn bald nach ihrem Eintritt ins Haus sich ein Unglücksfall ereignet; man hält sie dann für ein böses Omen und sucht sich ihrer zu entledigen. Nur in den seltensten Fällen erfolgt die Scheidung auf Klage der Frau wegen Vernachlässigung der ehelichen Pflichten von seiten des Mannes. Ausser diesem Grunde kann der Mann zur Erteilung des Scheidebriefs in Persien nicht gesetzlich angehalten werden.

Sitte der Araber war es — sagt Ullmann in seinen Bemerkungen zum Koran — dass sie, wenn sie sich von einer Frau schieden, diese aber dennoch im Hause behalten wollten, solches mit der Erklärung thaten: „Sei mir von nun an wie der Rücken meiner Mutter" — wodurch die Frau für den Mann und alle übrigen Verwandten in allen Beziehungen wirklich in das Verhältnis einer Mutter trat. Von einer Frau namens Chaulah bint Thalabah schied sich ihr Mann unter der Formel: „Du bist mir wie der Rücken meiner Mutter". Darauf liess Mohammed in der 58. Sure, welche „die Streitende" betitelt ist, in Vers 1—4 Folgendes verkünden: „Gehört hat Allah das Wort jener, die mit dir über ihren Gatten stritt und sich bei Allah beklagte; und Allah hört eueren Wortwechsel; siehe, Allah ist hörend und sehend. Diejenigen von euch, welche sich von

ihren Weibern scheiden, indem sie sprechen: „Du bist mir wie der Rücken meiner Mutter“ — ihre Mütter sind sie nicht! Siehe, ihre Mütter sind nur diejenigen, welche sie geboren haben; und siehe, wahrlich, sie sprechen ein widerwärtiges Wort und Unwahrheit . . . Und diejenigen, welche sich unter solchen Worten von ihren Weibern scheiden und dann ihre Worte wiederholen — die Freilassung eines Sklaven sei ihre Strafe dafür, bevor sie einander wieder berühren dürfen.“

Ferner wurden Adoptivsöhne wie natürliche Söhne betrachtet, und die Hindernisse bei Verheiratung, welche letzteren durch Verhältnisse der Verwandtschaft im Wege standen, galten auch für erstere. Beide Sitten wollte Mohammed aufheben und sagte in der 33. Sure, 4: „Gott hat nicht zwei Herzen in den Menschen gelegt“, nämlich: eingebildete Verwandte können nicht wie wirkliche leben; ferner bezüglich des anderen Gebrauches: „auch hat Gott nicht euere Frauen, von welchen ihr euch mit der Erklärung scheidet, dass sie euch seien wie der Rücken euerer Mutter, zu eueren wirklichen Müttern gemacht, auch nicht euere angenommenen Söhne zu eueren wirklichen Söhnen.“ Sure 33, 40. Vers: „Der Prophet ist nicht der Vater eines unserer Männer, sondern Allahs Gesandter und das Siegel der Propheten.“

Mohammed befahl dies vornehmlich aus persönlichen Gründen, weil er selbst die Frau seines Freigelassenen Seid, den er als Sohn adoptiert hatte, geheiratet, was er der Sitte gemäss nicht hätte thun dürfen. Ullmann bemerkt in seinen Kommentaren zur 33 Sure des Korans: Seid Ebn Haretha, früher Sklave des Mohammed, dann von ihm freigelassen und als Sohn angenommen, erhielt von ihm die Seineb, Tochter des Dschahasch und der Amima, welche Mohammeds Muhme war, zur Frau. Später aber verliebte sich Mohammed selbst in die Seineb und wollte, dass sich Seid von ihr scheide, damit er sie heirate. Die Seineb und ihr Bruder Abdallah waren aber dem entgegen, worauf Mohammed scheinbar von seinem Begehren abstand, bis es ihm endlich doch gelang, Beide sowohl als auch den Seid für sich zu gewinnen, so dass Seid sich von Seineb trennte und Mohammed Letztere heiratete.

Dies rechtfertigte der Prophet in der 33. Sure des Korans, indem er Allahs Hülfe für seine Leidenschaft und seinen Egoismus in Anspruch nahm: „Es ziemt nicht den gläubigen Männern

und Frauen, so Gott und sein Gesandter irgend eine Sache beschlossen, sich die Freiheit herauszunehmen, anders zu wählen ..."
Mohammed stellt seine Liebe zu Seineb als von Gott gebilligt und bestimmt hin. Dann lässt er sich selbst von Gott apostrophieren. „Du sagtest zu dem, dem Gott und dem du Gnade erzeigt (nämlich: zu Seid, dem Gott Gnade erzeigte, als er Moslem wurde; dem Mohammed Gnade erzeigte, dass er ihn zum Sohne annahm). „Behalte dein Weib und fürchte Gott!" Da suchtest du die Liebe in deinem Herzen zu verheimlichen, welche doch Gott veröffentlicht haben wollte. . . Da sich endlich Seid hinsichtlich seiner Frau entschlossen hatte, da gaben wir sie dir zur Frau, damit die Gläubigen sich kein Vergehen mehr daraus machen, wenn sie, nachdem sie ihrethalben sich entschlossen haben, die Frauen ihrer angenommenen Söhne heiraten; denn was Gott befiehlt, das muss geschehen. Was Gott dem Propheten erlaubt hat, ist auch kein Verbrechen für ihn." Für den Propheten war eben alles erlaubt.

Dagegen sorgte Mohammed dafür, dass seine von ihm geschiedenen Frauen und die Witwen, die nach seinem Tode zurückblieben, nicht wieder heiraten durften, indem er den Gläubigen verkündete: „Des Propheten Frauen sind euere Mütter." Und an einer späteren Stelle in derselben Sure heisst es: „Es ziemt sich nicht, dass ihr den Gesandten kränket und je seine Frauen nach ihm heiratet (nämlich: die, von denen er sich getrennt oder die er nach seinem Tode hinterlassen hat); denn dieses wäre ein schweres Verbrechen vor Gott." —

Bezüglich der Witwen ordnete der Koran Folgendes an. II 241—242: „Diejenigen von euch, welche sterben und Gattinnen hinterlassen, sollen ihnen Versorgung für ein ganzes Jahr testieren, ohne sie aus dem Hause zu vertreiben. Gehen sie aber hinaus, so trifft euch keine Schuld für das, was sie mit sich selber nach Billigkeit thun."

Ueber die Wiederverheiratung der Witwen heisst es in der Sure II 234—236: „Wenn ihr sterbet und Frauen hinterlasset, so müssen diese vier Monate und zehn Tage warten. Ist diese Zeit um, dann ist es keine Sünde, wenn sie mit sich nach Billigkeit verfahren. Auch ist es keine Sünde, wenn ihr vor dieser Zeit schon den Antrag zu heiraten einer Witwe machet, oder wenn ihr diese Absicht in der Brust verborgen haltet. Ver-

sprecht euch aber nicht heimlich mit ihnen, wenigstens thut es in keuschen Worten; die Verbindung selbst aber schliesset nicht vor der bestimmten Zeit."

Vor Mohammed bestand die Sitte, dass, wenn ein Mann starb, dessen Frau einem Verwandten anheimfiel samt ihrem Vermögen. Der Prophet verbot dies im Koran IV· „O ihr Gläubigen, es ist nicht erlaubt, Frauen durch Erbschaft sich anzueignen; hindert sie auch nicht, einen anderen zu nehmen, um einen Teil ihrer Morgengabe dadurch zu erhalten; es sei denn, sie hätten ein offenbares Vergehen begangen; gehet vielmehr billig mit ihnen um. Wenn ihr sie aber hasset, so kann es leicht sein, dass ihr gerade etwas hasset, worin von Gott grosses Glück für euch bereitet ist."

Das Levirat ist vielfach als eine Art successive Polyandrie und Rest früheren Anrechts der Brüder an dem Weibe aufgefasst worden. Joseph Müller hat in seiner kleinen Schrift über das sexuelle Leben bei den Naturvölkern zahlreiche Beispiele zusammengefasst. Ich erwähne hier nur, dass es nach Moses 5. Buch XXV 5 als ein Recht der Frau, für den Mann als lästige Pflicht galt. Von den Beludschen erzählte Heinrich Pottinger: „Das Verlöbnis hält man so heilig, dass, wenn der Bräutigam vor der Vermählung stirbt, sein Bruder durch die Regeln der Ehre und Schicklichkeit sich verpflichtet fühlt, die Braut zu heiraten." Bei den Arabern war, wie bei den Semiten überhaupt, das Levirat anerkannter Brauch gewesen. Der Koran verbot später, Frauen gegen ihren Willen zu erben. „Doch" — sagt Klemm — „es schlägt die Witwe selten den Antrag ihres Schwagers ab, weil durch solche Vereinigung das Familieneigentum beisammen bleibt."

Winckler erwähnte — in einem Vortrag in der Gesellschaft für Ethnologie 1898 — eine arabische Inschrift, welche Vater und Sohn als gemeinsame Erzeuger eines anderen Sohnes anführt; er schliesst daraus auf Weiberkommunismus im Glücklichen Arabien. Joseph Müller bestreitet die Berechtigung dieser Folgerung, zitiert dagegen — in seiner Schrift über das sexuelle Leben der Naturvölker — Strabos Mitteilungen über polyandrische Verhältnisse bei den Minyern des Glücklichen Arabiens: Alle Brüder hätten dort eine Frau gemeinsam; wer zuerst komme, stelle seinen Stab vor die Thür, gehe hinein und begatte sich.

Männer aus einer anderen Familie, die das thaten, galten als Ehebrecher und wurden mit dem Tode bestraft. Strabo berichtet weiter, dass die Minyer sich auch mit Mutter und Schwester begatteten, also eine Art Familienkommunismus innehielten. Immer aber ist dies nach Joseph Müller nicht völlige Promiskuität; denn ein Eindringling musste dies mit dem Leben büssen.

Strabo erzählt schliesslich eine amüsante Geschichte, wie eine Königstochter von wunderbarer Schönheit sich mit List ihrer fünfzehn Brüder erwehrte, die alle nach ihr Lust hatten. Sie machte Stäbe, denen der Brüder ähnlich, und stellte sie vor die Thür, immer beobachtend, dass es stets ein anderer Stab war, als der des Bruders, der oben hereinkam. Als einmal alle Brüder beisammen waren und doch noch ein Stab vor der Thür der Schwester lehnte, ward die List entdeckt. Was dann geschah, darüber schweigt die Geschichte.

30. Ehebruch.

Hebräische Gesetze. — Der Koran über Ehebruch. — Strafe der Steinigung. — Unterschied zwischen Freien und Unfreien. — Eine türkische Ansicht. — Moslemische Traditionen. — Persische Strafen. — Der türkische Gesetzgelehrte Ibrahim Haleby über Ehebruch. — Die Kronzeugen. — Strafen für Ehebrecher. — Der einzige Fall einer Steinigung im Islam. — Straflosigkeit in bestimmten Fällen. — Korrektionelle Strafen. — Der angebliche Ehebruch der Prophetengattin Aïscha. — Warnung des Korans vor Verleumdungen. — Politische Folgen der Verleumdung Aïschas. — Südslavische Ansicht über Ehebruch.

Auf Ehebruch war bei den Hebräern in frühester Zeit die Todesstrafe gesetzt; so verfügte Moses im 3. Buche XX 10 und im 5. Buche XXII 22. An der letzteren Stelle heisst es sogar: auch Bräute, die dem Bräutigam die Treue brechen, sollen mit dem Verführer zu Tode gesteinigt werden. Später wurde dieses Gesetz gemildert. In den Sprüchen Jesus des Sohnes Sirachs heisst es XXIII 19: Ehebrecherinnen und Ehebrecher sollen gestraft werden; aber von Todesstrafe ist hier nicht mehr die Rede.

Im IV. Buche Moses V 21 wird die Ehebrecherin mit körperlichen Leiden, mit einem hoffnungslosen Siechtum, von Gott selbst bestraft: „Jehovah macht dich für deine Volksgenossen zu einem Bilde feierlicher Verwünschung, indem Jehovah, wofern du schuldig bist, deine Hüfte schwinden, deinen Bauch aber anschwellen lässt, wenn du ein von den Priestern bereitetes fluchwürdiges Wasser trinkst. Dieses Wasser soll eindringen in deine Eingeweide, so dass der Bauch schwelle und die Hüfte schwinde.“

Unerschöpflich in Verdammung des Ehebruches ist der Koran. In der Sure IV heisst es: „Wenn euere Frauen sich durch Ehebruch vergehen, und vier Zeugen aus euerer Mitte

bezeugen dies, dann kerkert sie in euerem Hause ein, bis der Tod sie befreiet oder Gott ihnen sonst ein Befreiungsmittel anweist." Vergehen sich Sklavinnen nach der Verheiratung durch Ehebruch, „so sollen sie die Hälfte derjenigen Strafe, welche freien Frauen auferlegt ist, erleiden." Sklavinnen werden deshalb gelinder bestraft, weil bei ihnen keine so gute Erziehung vorauszusetzen ist, sagt Ullmann in seinem Koran-Kommentar. Nach der Sunna sollen Ehebrecher, wenn sie Freigeborene sind, gesteinigt werden; wenn sie aber Sklaven sind, erhalten sie blos hundert Geisselhiebe.

Der Türke Omer Haleby sagt den ehebrecherischen Frauen — denn zumeist hat das Gesetz die Frauen im Auge — Folgendes: „Ihr, die ihr ehebrechet, wisset, dass die Bastonnade und die Todesstrafe euch bedrohen. Höret, wie das Benehmen der Ammewije war, welche sich durch Ehebruch vergangen hatte· sie wurde zur Strafe der Steinigung verurteilt; aber, da sie schwanger war, wurde ihre Strafe dem Gesetze gemäss suspendiert. Nach ihrer Niederkunft und nachdem sie mehrere Monate die Frucht ihres Verbrechens genossen hatte, erschien sie vor dem Propheten, auf ihren Armen das Kind tragend, mit einem Stück Brod in den Händen. O Herr, rief sie, du siehst das Kind schon imstande, seiner mütterlichen Pflege entraten zu können; ändere deshalb nicht mehr die gesetzliche Strafe für mein Verbrechen. Ich könnte vom Tode überrascht und verdammt werden, meine Sünde in der Hölle zu büssen; es ist deshalb besser, wenn ich das Leben dieser Welt verliere, als die Glückseligkeit in der ewigen ... Glaubet, o Töchter des Islams, dass die bitteren Thränen und diese Beweise der Reue der frommen Ammewije ihre Sünde in den Augen Gottes und der Menschen hinwegwuschen. Denn Gott ist gerecht und barmherzig!"

Ertappt in Persien der Mann seine Frau in flagranti, so dürfte er, streng genommen, sie töten. Da aber der Beweis mittels Zeugen schwer zu führen, ja nach der Forderung Alis. „Necesse est videre stylum in pixide", kaum möglich ist, zieht man die Scheidung vor; selbstverständlich muss dann die Frau den Ansprüchen auf ein Heiratsgut entsagen.

Der Code des Ibrahim Haleby behandelt ausführlich die Arten des Ehebruches und die entsprechenden Strafen, die das

türkische Gesetz dafür bestimmt. Es heisst dort: Ehebruch ist ein Akt der Unreinlichkeit, dessen man sich mit einer Person schuldig macht, auf die man keine legitimen Rechte hat. Beweis des Verbrechens ist: entweder das freie Geständnis der Schuldigen; oder die Deposition der Zeugen vor Gericht. Im ersten Falle müssen die Verbrecher ihr Geständnis viermal in vier verschiedenen Sitzungen des Gerichts wiederholen. Danach ist das Verbrechen erwiesen, und die Strafe tritt ein. Sie sind keiner Körperstrafe ausgesetzt, wenn sie sich mit Unkenntnis des Gesetzes oder damit entschuldigen, dass sie sich der Schwere des Verbrechens nicht bewusst gewesen. Wenn beispielsweise ein Mann mit seiner Frau nach einer vollkommenen und kontraktlichen Scheidung schläft; wenn ein Herr mit einer Sklavin nach ihrer absoluten Freilassung schläft; wenn ein Herr mit einer Sklavin schläft, die ihm als Geissel gegeben wurde, in Wahrheit aber einem seiner Blutsfreunde gehört, und wenn der Schuldige erklärt, er habe nicht gewusst, dass er das nicht thun dürfe so wird ihm die Strafe erlassen ... In allen diesen Fällen ruft der Beischlaf, obgleich er illegitim ist und das Gesetz verletzt, doch keineswegs eine legale Strafe hervor; denn er verhindert den Vater nicht, das Kind, das aus einem solchen Verkehre hervorgeht, anzuerkennen und zu legitimieren. Anders aber ist es, wenn man das Verbrechen mit der Sklavin eines Blutsverwandten begeht; ob in diesem Falle der Schuldige Ignoranz des Gesetzes vorschützt oder nicht — er ist strafbar.

Im Falle ein Ehebruch durch Zeugen erwiesen wird, so ist vorgeschrieben, dass vier tugendhafte und glaubwürdige Männer eine einmütige Deposition beibringen. Sie müssen gleichzeitig vor dem Tribunal erscheinen und einstimmig deponieren, aber nicht unter der Benennung einer einfachen „Dschima“, einer simplen angeblichen Vereinigung der Schuldigen, sondern unter der Benennung „Sena“, Ehebruch. Und sie müssen sagen, dass sie Zeugen des Aktes selbst gewesen seien, sie müssen kel mil fi mikhale, stylum in pixide, gesehen haben. In solchem Falle sollen sich die Zeugen keine Skrupel darüber machen, dass sie ihre Blicke auf jene Körperteile ihrer Nebenmenschen gerichtet hatten, welche der Koran und die Scham unter anderen Umständen anzuschauen verbieten. Denn in solchem Falle hat der Mensch die Pflicht, das Uebel zu betrachten, um es zu

strafen. Im übrigen aber sind weder Ohrenzeugen noch substituierte Zeugen von der Justiz annehmbar; und selbst die Augenzeugen gelten dann nichts mehr, wenn ihre Depositionen einmal verworfen worden sind, weil sie ungenügend waren. Denn diese Depositionen müssen vollkommen übereinstimmen bezüglich der Zeit und des Ortes des Verbrechens und bezüglich der Mitschuld der Frau. Dem Richter ist strengste Vorsicht und Aufmerksamkeit zur Pflicht gemacht. Der geringste Widerspruch in den Zeugenaussagen über die Mitschuld der Frau hebt die belastenden Zeugnisse auf. Die Deposition der Zeugen muss in Gegenwart des beschuldigten Ehebrechers statthaben; die beschuldigte Frau aber braucht nicht anwesend zu sein. Auch muss die Deposition der Zeugen sofort nach dem Verbrechen erfolgen und der Termin der Verhandlung sich nicht über einen Monat erstrecken. Den Zeugen steht es frei, auszusagen oder nicht; und beides ist lobenswert. In ersterem Falle dienen sie der Wahrheit und erhalten das Verdienst, ein Verbrechen entdeckt und die Bestrafung veranlasst zu haben, und sie nehmen teil an der Erhaltung der öffentlichen Sittlichkeit. Im anderen Falle aber ist ihr Schweigen ein humaner Akt gegen den Nächsten. Denn der Prophet sagte: „Derjenige, welcher den Moslem, seinen Bruder, deckt — der wird auch seine Frau am Tage des Gerichts von der göttlichen Barmherzigkeit gedeckt sehen.“

Die Strafe für Ehebrecher ist, wenn die Personen, die das Verbrechen begangen haben, „Möüchssin“ sind: die Strafe Redschim, die Strafe der Steinigung. Als „Möüchssin“ aber betrachtet man solche Männer und Frauen, die grossjährig sind, gesunden Geistes, gesunden Leibes, moslemisch, frei und bereits verheiratet. Fehlt dem Manne oder der Frau eine dieser sechs Eigenschaften, so können die Schuldigen nur zur Strafe der Auspeitschung verurteilt werden. Ein im Fastenmonat Ramasan begangener Ehebruch wird in jedem Falle mit dem Tode bestraft; da gibt es keine Milderungsgründe. Das Gleiche geschieht im Falle der Unverbesserlichkeit und der Wiederholung, oder es trifft unabwendbar den Mann, wenn die Frau infolge eines Aktes der Vergewaltigung stirbt.

Die Auspeitschung besteht in hundert Peitschenhieben bei freien, in fünfzig bei dienenden Personen. Die Hiebe dürfen nicht allzuheftig sein, damit sie nicht den Tod der Verbrecher

herbeiführen; noch allzuschwach, so dass sie den Zweck des Gesetzes, das die Besserung erstrebt, nicht erfüllen. Die Hiebe dürfen auf alle Körperteile — den Kopf und die Geschlechtsteile ausgenommen — ausgeteilt werden. Der schuldige Mann muss bei Empfang der Körperstrafe aufrecht stehen und ein Hemd anhaben. Die bestrafte Frau muss sitzen und bekleidet sein, darf jedoch kein mit Pelzwerk gefüttertes Kleid anhaben. Unabhängig von diesen Strafen kann die Behörde als Strafe für den Ehebruch auch die Strafe der Verbannung aussprechen. Wenn der Ehebruch mit einer geraubten Sklavin ausgeübt wurde, so muss der Räuber noch eine Entschädigung in Geld an den rechtmässigen Besitzer der Sklavin zahlen.

Die Strafe der Steinigung muss öffentlich stattfinden. Der verurteilte Mann soll mitten in einem Felde frei stehen, die verurteilte Frau aber bis zu ihrem Busen in einer Grube eingegraben sein. Die Zeugen des Verbrechens müssen die ersten Steine auf die Verurteilten werfen; dann folgen die Mitglieder der Behörden, dann nimmt das Volk Teil am Steinewerfen, welches so lange fortgesetzt wird, bis die Bestraften kein Lebenszeichen mehr geben. Wenn die Zeugen sich weigern, an der Prozedur teilzunehmen, oder wenn sie gar nicht am Tage des Gerichts erscheinen, oder wenn sie in der Zeit von der Fällung des Urteils bis zur Exekution verstorben sein sollten — so hebt dies die Todesstrafe für die Schuldigen auf.

In dem Falle, dass die Ehebrecher nicht infolge von Zeugenaussagen, sondern infolge ihres eigenen Geständnisses verurteilt wurden, müssen die Mitglieder der Behörden die ersten Steine werfen.

Den so Bestraften darf die Ehre eines Begräbnisses nicht verweigert werden.

Wenn die ehebrecherische Frau sich im Zustande der Schwangerschaft befindet, so hebt dies für den Augenblick jede Strafe auf. Und wenn sie ihr Verbrechen selbst eingestanden hat, so erfreut sie sich der Freiheit bis nach ihrer Niederkunft; und selbst darüber hinaus noch so lange, als das Kind ihrer Milch und ihrer mütterlichen Sorge bedarf.

Zu Zeiten Mohammeds IV. wurde zu Konstantinopel eine Ehebrecherin, das Weib eines Schuhflickers, welche mit einem Juden, einem Leinwandhändler, beim Ehebruch ertappt worden

war, gesteinigt. Seit der Gründung des Islams hatte diese von dem Koran für den Ehebruch verhängte Strafe nicht stattgefunden, weil der Prophet, als die Strafe auf einen seiner tapfersten Feldherrn angewandt werden sollte, ein milder Ausleger des im Namen des Himmels zu strenge gegebenen Gesetzes, als unerlässliches Bedingnis die Aussage von vier wahrhaftigen Augenzeugen gefordert hatte, so dass weder damals, noch seitdem die durch den Koran verhängte Strafe der Steinigung in Anwendung gekommen war. Dies war der Regierung Sultan Mohammeds IV. unter der Oberstlandrichterschaft Bejasisade Achmed Efendis vorbehalten. Dieser, ein ebenso strenger wie gelehrter Orthodoxe, Verfasser der „Willensandeutung in den Andachtsübungen des grössten Imams“, ruhte nicht, bis er einige verdächtige Zeugen zur Ablegung des Augenbeweises vermocht hatte, worauf dann vor der Moschee Sultan Achmeds eine Grube gegraben, das Weib des Schuhflickers und der Jude eingegraben, dieser, weil er Tags zuvor, in der Hoffnung, sein Leben zu retten, Moslem geworden, aus besonderer Gnade zuvor geköpft, das Weib aber vor dem Volke unter einem Haufen von Steinen begraben wurden. Der Sultan hatte sich in den Palast Faslipaschas auf den Rennplatz begeben, um diesem Schauspiele strenger Gesetzanwendung selbst zuzuschauen.

Nicht als Ehebrecher betrachtet werden darf der Moslem, welcher einer freien Frau die Gunstbezeugung bezahlt hat. Desgleichen kann weder über Mann noch Frau die Todesstrafe verhängt werden, wenn sie den Ebebruch in einem fremden Lande oder in einer gegen den legitimen Souverän revoltierenden Gegend begangen haben. In diesen beiden Fällen darf nur eine korrektionelle Strafe diktiert werden.

Strafbar sind ferner fremde Männer, die des Ehebruchs mit einer Frau des Landes, oder einheimische Männer, die mit einer fremden Frau Ehebruch verüben.

Korrektionelle Strafen gebühren insbesondere: für den Ehebruch mit einer nahen Verwandten, für eine unreine Handlung, die eine unmündige Person begeht; für eine Handlung, die ein Mann in der Dunkelheit und aus Irrtum begeht an einer fremden Frau, an einer Sklavin seiner Frau, seines Vaters oder seiner Mutter; für Liawta oder Päderastie mit einer Person männlichen oder weiblichen Geschlechts; für das verächtliche Geschäft der

Kuppelei; für Unzucht mit Tieren; für Verheiratung mit einer Witwe oder geschiedenen Frau, so lange sie noch nicht aus dem Iddet — aus der Periode, die sie bis zur Wiederverheiratung abwarten muss — heraus ist; für den freien Verkehr der beiden Geschlechter, wenn ein Mann und eine Frau, die nach dem Gesetze sich nicht sehen dürfen, sich in familiärer Weise treffen, miteinander plaudern, schäkern und gemeinsam ein Mahl nehmen, für jeden Mangel des Respekts in den Gesten eines Mannes gegenüber einer Frau, die ihm fremd und nicht verwandt ist; für die Vernachlässigung der Gleichheit, die der Mann allen seinen legitimen Frauen schuldet; aber dies gilt nur, sobald der Mann nach einer ersten Verwarnung sein Vergehen wiederholt; endlich gebührt eine korrektionelle Strafe für den Ungehorsam der Frau gegen den Willen des Mannes. —

So wie es in allen diesen Gesetzen den Richtern vorgeschrieben ist, sie nur mit grösster Vorsicht und nach genauer Prüfung des Thatbestandes anzuwenden, ebenso wird auch den Gläubigen anbefohlen, in ihren Anklagen, Beschuldigungen und Aussagen die peinlichste Wahrheitsliebe zu beobachten.

Im Koran XXXIII 58 heisst es: „Und diejenigen, welche die gläubigen Männer und Frauen unverdienterweise verletzen, die haben die Schuld der Verleumdung und offenkundiger Sünde zu tragen."

Koran XXIV 4 15, 18–20, 23—25 behandelt die falsche Anklage des Ehebruchs. Der Anlass hierzu war folgender: Aïscha, die dritte und liebste Frau des Mohammed, die ihn bei dem Feldzuge gegen den Stamm Mozdalek im fünften Jahre der Hidschret begleitete, kam in der Nacht vom Wege ab. Safan Ebn Al'Moattel, einer der vornehmsten Heerführer, blieb zufällig auch zurück und fand des Morgens die Aïscha schlafend. Als Aïscha erwachte und Safan erblickte, warf sie den Schleier übers Gesicht. Safan, ohne weiter ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, liess sie sein Kamel besteigen und brachte sie zurück. Durch diesen Vorfall suchten Mohammeds Feinde, namentlich ein gewisser Abdallah Ebn Obba, Aïschas Tugend zu verdächtigen, was dem Mohammed grossen Kummer verursachte. Zu seiner Beruhigung und zum Troste der Aïscha, ihres Vaters Abu (oder Ebu) Bekr und des Safan wurden in der XXIV Sure nachfolgende Verse offenbart, welche diese Verleumdung als eine

Prüfung und zur Erhöhung des Seelenheils der Betroffenen beitragend darstellt: „. . . Wer eine ehrbare Frau des Ehebruchs beschuldigt und dies nicht durch vier Zeugen beweisen kann, den geisselt mit achtzig Hieben; denn er ist ein Bösewicht; derjenige sei ausgenommen, der später bereuet und sich bessert; denn Gott ist versöhnend und barmherzig . . Haltet die Partei, welche mit der Verleumdung unter euch auftrat, nicht für ein Uebel; im Gegenteil, dies ist gerade besser für euch (nämlich zur Prüfung und Erhöhung des Seelenheils beitragend). Ein jeder von dieser Partei soll nach Verhältnis des Verbrechens, dessen er sich schuldig gemacht hat, bestraft werden (in dem in Rede stehenden Falle erhielten vier Personen jeder achtzig Peitschenhiebe). Der Rädelsführer aber, der die Verleumdung vergrössert hat, soll peinliche Strafe erleiden (nämlich: Abdallah Ebn Obba, der zur Strafe nicht Moslem werden durfte, sondern als Ungläubiger sterben musste). Haben nicht die gläubigen Männer und die gläubigen Frauen, als ihr dies hörtet, das Beste davon in ihrem Herzen gedacht, und gesagt: das ist offenbare Lüge? Hatten sie vier Zeugen dafür aufgebracht? Da sie nun keine Zeugen aufbringen konnten, so werden sie von Gott als Lügner betrachtet... Waltete nicht Gottes Gnade über euch... so würde euch schwere Strafe getroffen haben wegen der Verleumdung, die ihr ausgestreut, da ihr sagtet mit eurer Zunge und sprachet mit euerem Munde Solches, wovon ihr keine Kenntnis hattet... Warum habt ihr nicht, als ihr dies gehört, gesprochen: Es ziemt uns nicht davon zu sprechen; bewahre Gott! Dies ist ja eine grosse Verleumdung. Gott warnt euch nun, dass ihr nie mehr zu ähnlichen Vergehen zurückkehret, so ihr Gläubige sein wollt."

Die Verleumdung der Aïscha blieb in der Geschichte des Islams nicht ohne üble Folgen. Das erste Heer der Schismatiker Motesele, der Abweichenden, welche dem Eidam des Propheten den Thron streitig machten, wurde von dessen erklärter Gegnerin Aïscha angeführt, welche dem Ali, Gemahle ihrer Stieftochter Fatima, nie verzieh, dass er bei Untersuchung ihres nächtlichen Abenteuers mit Safan nicht blindlings ihre Unschuld geglaubt, sondern wie andere Zweifler erst durch die vom Himmel gesandte Sure zum Stillschweigen gebracht werden musste. Da sie selbst auf einem Kamele der Schlacht beiwohnte, hiess diese Schlacht die

des Kamels. Das Abenteuer der Lieblingsgemahlin des Propheten wurde ewige Kampfesursache zwischen Persern und Osmanen, zwischen Schiiten und Sunniten; und wenn mal zwischen diesen beiden Völkern und Religionsgenossenschaften Friede geschlossen wurde, so waren dies die ständigen Hauptbedingungen: Enthaltung alles Schimpfes auf die Gefährten des Propheten, des Hochverehrten, auf die Imame, die im heiligen Kampfe Bewährten, und auf die Mutter der Rechtgläubigen, Aïscha die Keusche

Das Verlangen, die Ehre des eigenen Hauses, der eigenen geliebtesten Gattin zu schützen, war für Mohammed der Grund, auch Schutz für anderer Frauen Ehre festzusetzen: vier Zeugen sollten also den Ehebruch bestätigen, sonst galt die Beschuldigung als Verleumdung. Ferner heisst es in der XXIV. Sure: „Diejenigen, welche ihre eigenen Frauen des Ehebruchs beschuldigen und kein anderes Zeugnis als ihr eigenes darüber beibringen, sollen viermal bei Gott schwören, dass sie die Wahrheit gesprochen, und das fünfte Mal den Fluch Gottes über sich rufen, so sie lügen.“ Doch soll Folgendes die Strafe von der Frau abwenden: „wenn sie viermal bei Gott schwört, dass der Gatte ein Lügner sei, und wenn sie das fünfte Mal den Zorn Gottes über sich ruft, so er die Wahrheit gesprochen.“ Ullmann verweist hierbei auf das IV. Buch Moses, Kapitel V 11—31 und meint: Mohammed scheine die dort enthaltenen Gesetze gekannt und absichtlich für seine Zwecke abgeändert zu haben. —

Bei den christlichen Balkanvölkern ist die Moral laxer. Namentlich einem ledigen Manne verübeln es die Südslaven nicht, wenn er das Weib eines Anderen, das sich ihm freiwillig ergibt, beschläft. „Eh, dala mu je“ — „nun, sie hat ihm gewährt“, heisst es zu seiner Entschuldigung, während die Ehebrecherin zu ihrer Entlastung auf das allgemein gebräuchliche Liedchen sich berufen kann: „Jedes Weib ist eine liebe Trottelin, die nicht blos zweien, dreien gewährt; denn über heute und morgen ist man schwarze Erde.“ Gebraucht aber ein verheirateter Mann eines Anderen Frau, so sagt man zürnend: „er verheidnet sich mit ihr“; und „in jener Welt wird das Weib an den Höllenpfosten mit auseinandergespreizten Beinen aufgehängt werden; und während ihr aus ihrem Geschlechtsteile Wasser tröpfelt, muss ihr Buhle unter ihr stehen mit offenem Munde, um die Tropfen aufzufangen.“

---

31. Sultanische Heiraten und Hochzeiten.

Anfängliche Interessenheiraten. — Vermählung Thronberechtigter mit Sklavinnen. — Vermählungsfestlichkeiten. — Kostspielige Ehrenämter. — Das Hochzeitsjahr 1612. — Die Hochzeitspalmen, Symbole männlicher Kraft. — Mitgiftssummen. — Brautgeschenke. — Eine neunfache Hochzeit. — Festessen. — Abnahme der reichen Mitgift. — Handel mit Sultanstöchtern. — Alter der Bräute. — Unterschied zwischen Jungfrauen und Witwen. — Die Brautnacht einer Prinzessin. — Nachteile der Ehe mit einer Prinzessin.

Die Heiraten der osmanischen Herrscher waren anfänglich, wie bei europäischen Fürsten, häufig mit politischen Interessenfragen verknüpft. Ich habe schon früher als Beispiele osmanisch-byzantinische Ehen angeführt. Auch Sultan Murad verheiratete seinen erstgeborenen Sohn Bajesid Jildirim, den Wetterstrahl, aus Interessenpolitik mit der Tochter des Herrn von Kermian, welche den schönsten Teil der Besitzungen ihres Vaters dem Bräutigam als Mitgift brachte. Als Brautwerber gingen der Richter von Brussa, Chodscha Efendi, und der Fahnenträger Aksankor mit dem Tchauschbaschi Timurchan, und als Begleiterinnen der Braut die Frauen des Richters und des Fahnenträgers und die Amme Bajesids, mit einem Gefolge von dreitausend Männern und Frauen, nach Kermian ab. Der Fürst von Kermian empfing die Gesandtschaft ehrenvoll, übergab die Tochter den drei Frauen und bestimmte seinen Truchsess, dass er die Braut geleite und ihr Pferd führe. Die Hochzeit wurde zu Brussa glänzend gefeiert. Es erschienen dabei die Gesandten nicht nur der benachbarten Fürsten von Aidin und Mentesche, von Kastamuni und Karaman, sondern auch Botschafter des Sultans von Syrien und Aegypten mit reichen Geschenken. Sie brachten arabische Pferde und alexandrinische Stoffe, griechische Sklaven und Sklavinnen. Ewrenosbeg allein, ein griechischer

Renegat, brachte von den Söhnen und Töchtern seines Volkes hundert der schönsten Knaben und Mädchen als Sklaven und Sklavinnen dar. Jeder der ersten zehn Sklaven trug einen goldenen Teller mit Goldstücken, jeder der folgenden zehn eine silberne Schüssel mit Silberstücken aufgehäuft, die anderen achtzehn: goldene und silberne Kannen und Waschbecken, mit Schmelz verzierte Schalen und Tassen, mit Juwelen besetzte Becher und Gläser, „so dass," wie Idris sagt, „des Korans Beschreibung vom Paradiese erfüllt ward: Und es gehen um sie — die Seligen — ewig junge Kinder mit Becken und Kannen und Bechern." Diese Geschenke werden auf türkisch „Satschu" — „Streuwerk" — genannt, weil die gewöhnlichen Hochzeitsgeschenke, nämlich Gold- und Silbermünzen, über den Kopf der Braut ausgestreut werden.

Eine Interessen-Heirat war später auch die der Tochter Bajesids mit dem Prinzen Mohammed Sultan, Enkel Timurs, welche mit des Letzteren Erlaubnis auf der östlich von Brussa gelegenen Ebene von Jenischehir gefeiert wurde, aber sie hinderte Timur nicht, das osmanische Reich zu zerstören und Bajesid des Thrones zu entsetzen. Timurs Ehen selbst waren Nachahmungen des durch Dschengischans Satzung und Leben gegebenen grossen Beispieles von Stärke der Herrschermacht, die sich auf zahlreichen Familienverein gründet. Diesen durch Vermählungen immer mehr zu erweitern und zu befestigen, war Timurs Augenmerk vom Anfange bis zum Ende seiner Regierung, weshalb in der Geschichte derselben die Hochzeitsfeste ein stehender Artikel sind.

Als Timur erst im Aufsteigen war, warb er um die Hand der Prinzessin Turkan-Chan, der Schwester des Schach Husein; und er stützte den Thron Huseins, so lange dessen Schwester lebte; aber ihr schon vier Jahre nach der Vermählung erfolgter Tod zerriss mit den Banden der Blutsverwandschaft die der Vasallenschaft, und Timur stand in offenem Kriege wider Husein, den Herrn von Chorasan und Transoxanien, auf. Ein Friede wurde zwar geschlossen, der Krieg aber wieder erneuert, bis nach der Eroberung Balchs und Huseins Tod Timurs Thronbesteigung widerstandslos erfolgte. Von acht Prinzessinnen, welche im Harem Huseins waren, behielt Timur die Hälfte für sich, nahm aber nur zwei zu Gemahlinnen und verteilte die

anderen vier unter die Emire, seine Freunde, Stamm- und Waffengenossen.

Die Feldzüge Timurs wechselten fortan nicht nur mit Friedensbotschaften und Friedensschlüssen, sondern auch mit Vermählungen ab. Schon nach dem ersten Feldzuge wider den erwähnten Schach Husein von Chuaresm begehrte Timur durch Botschaft dessen Tochter Chansade als Gemahlin für seinen ältesten Sohn Schihangir, und Husein Ssofi veranstaltete ein Fest, das an Glanz mit den berühmten Vermählungsfeierlichkeiten der arabischen Kalifen wetteiferte. Die Ausstattung der Braut bestand aus kostbaren Kronen, aus einem goldenen Throne, aus Armbändern und Ohrgehängen, Halsbändern und Gürteln, aus Truhen voll Edelsteinen und Perlen, aus Betten, Zelten, Sofas und Baldachinen. Als Willkomm streuten die Grossen des Reichs über den Kopf der Braut Goldstücke und Perlen aus, die Luft war von Moschus und Ambra durchduftet, der Boden mit Tapeten und Goldstoff belegt; aus allen Städten, wo die Braut durchzog, gingen ihr die Scheichi und Kadi, die Imame und Molla entgegen, und alle diese Feierlichkeiten wurden bei ihrem Empfange zu Samarkand verdoppelt. Das Zelt, worin die Vermählung stattfand, stellte von innen den Dom des Himmels mit Sternen aus Edelsteinen besät vor, der Zeltknopf war aus Ambra, und der Vorhang des innersten Gemaches aus Goldstoff. Mehrere Zelte, mit Kaftanen, Schalen, Kleidern und Stoffen gefüllt, wurden unter den Hofstaat und die Gäste verteilt; die Astronomen stellten das Horoskop des glücklichen Augenblicks der Vermählung, und diese wurde mit einer Pracht vollzogen, wovon der Osten seit den schönsten Zeiten des Kalifats kein Beispiel gesehen. Mit minderer Pracht feierte Timur im folgenden Jahre seine eigene Hochzeit mit der Prinzessin Dilschadaga, der Tochter des Sultans der Dscheten, nachdem er dieselbe auf dem zweiten Feldzuge wider ihren Vater gefangen genommen. Ausser mit den bereits genannten Frauen vermählte Timur sich auch mit der Prinzessin Tumanaga, Tochter des Emirs Musa, der zuliebe er die zwölf königlichen Gärten Samarkands in einen vereinigte, welcher „Bagni bihischt, der Garten des Paradieses“ genannt ward. Die Bande der Verschwägerung retteten aber den Sultan der Dscheten

ebensowenig wie den Schach von Chuaresm oder den Sultan der Osmanen von ihrem Untergange.

Im Jahre 1396 feierte Timur eine Doppelhochzeit, die der Prinzessin Begisi, seiner Enkelin, mit dem Prinzen Iskender Mirsa, und seine eigene mit Tuweichanum, der Tochter Keser Chodschahs, des mongolischen Prinzen, die er im siebenmal neunten Jahre seines Lebens, als neunte seiner Gemahlinnen, freite, und der er den neuangelegten, herrlichsten Garten von Samarkand, „Dilgüscha, Herz eröffnend" genannt, widmete.

Die junge Braut konnte — wie Hammer schreibt — den alten Eroberer zu keiner Untreue an der Braut des Siegs und der Eroberung verleiten; an die Zubereitungen des Hochzeitsfestes schlossen sich die des Feldzugs, und von dem Brautbett stand Timur zu Indiens Eroberung auf.

Des Tatarenkaisers geliebteste Günstlingin hiess Tscholpan, Morgenstern. Er hing so an ihr, dass er sie auf allen seinen Reisen mit sich führte. Dieser blutgierige Despot konnte auch in der Liebe masslos sein; merkwürdigerweise nicht blos in der Geschlechtsliebe, sondern auch in der Familienliebe. Seine einzige Tochter Sultan Becht konnte von seiner Liebe zu ihr alles verlangen

Trotz der schlimmen Erfahrungen, die der osmanische Hof mit der tatarischen Verschwägerung gemacht hatte, legte er noch lange nachher Wert auf vornehme verwandtschaftliche Beziehungen. So zog Sultan Murad II. mit grossem Pompe nach Adrianopel, zur feierlichen Hochzeit mit der ihm verlobten Tochter des Fürsten von Sinope. Elwanbeg, der Obersttruchsess, in dessen Familie dieses Hochamt und das der Brautwerbungsgesandtschaft erblich war, wurde mit der Witwe Chalil-Paschas, welche unter Sultan Mohammed in dessen Harem erzogen worden war, nach Sinope geschickt, die Braut in vollem Staate abzuholen. Der Fürst von Sinope empfing die Botschaft mit geziemenden Ehren und Würden; er übergab die Tochter der Gemahlin Chalil Paschas. Ueberall, wo der Zug durchkam, wurde die Prinzessin auf das feierlichste bewillkommnet, und dann zu Adrianopel die Hochzeit des Sultans gefeiert.

Auch der Winter 1438 war zu Adrianopel den Festlichkeiten der Vermählung Murads II. mit einer anderen, einer serbischen Prinzessin gewidmet.

In demselben Jahre feierte Murad auch seines Sohnes Mohammeds Vermählung mit der Prinzessin von Sulkadr. Suleimanbeg, der turkmenische Fürst dieses Landes, hatte fünf Töchter; um eine derselben als Braut für den osmanischen Thronfolger auszuwählen, wurde die Frau Chisr Agas auf Brautbeschau gesendet, und der von ihr im Namen des Sultans für seinen Sohn Gewählten steckte sie den Verlobungsring an. Zum zweiten Male ging diese Matrone mit dem Brautbewerber Siridschi-Pascha, um die Braut abzuholen, welche von den Vornehmsten ihres Landes mit dem Brautschatze nach Brussa begleitet ward. Die Richter, die Ulema, die Scheiche kamen der Prinzessin im feierlichen Zuge entgegen; die Hochzeit selbst wurde zu Adrianopel nebst vielen anderen Festlichkeiten auch durch Gedichte drei Monate lang gefeiert.

Seither aber berichtet die osmanische Geschichte nur selten von Hochzeiten der Sultane oder Sultanssöhne mit Prinzessinnen; es wurde fast Gesetz für die Thronberechtigten, sich nur mit Sklavinnen zu verheiraten, und kein Wert mehr auf vornehme Beziehungen gelegt. Desto grösseren Raum beanspruchen in der osmanischen Geschichte die Vermählungsfestlichkeiten, welche zu Ehren der Sultanstöchter stattfanden, mit deren Händen und Herzen aber nicht fremde Fürstlichkeiten, sondern Günstlinge des Hofes beglückt wurden. So feierte zu Constantinopel Sultan Suleiman der Grosse mit „bisher noch ungesehenen Festen“ die Hochzeit seiner Schwester mit dem Grosswesir Ibrahimpascha. Auf dem Hippodrome wurden Zelte und ein Thron für den Sultan errichtet. Der zum Brautführer ernannte zweite Wesir Ajaspascha — der zu Rhodus als Beglerbeg Rumilis vor dem Bollwerke der Deutschen gelegen — und der Janitscharenaga begaben sich ins Sserai, den Sultan zu laden, welcher sie reich beschenkte und den Ibrahim hochpries. Durch sieben Tage wurden die Silihdare, Sipahi, Ulufedschi, Chureba, Dschebedschi, Topdschi, am achten die Janitscharen und die Wesire, Beglerbege und Bege auf das glänzendste bewirtet. Am neunten Tage, als am Vorabend des zur Abholung der Braut aus dem Sserai bestimmten, begab sich der Sultan „wie zwischen zwei Wänden von Goldstoff und seidenen Decken, womit die Fenster der Gassen, wodurch er zog, behangen waren“, nach dem Palaste Ibrahimpaschas.

Den feierlichen Zug eröffneten die „Hochzeitspalmen“ als aufrechtstehende Symbole der Manneskraft; eine von ihnen bestand aus sechzigtausend, die andere aus sechsundvierzigtausend kleinen Stücken, auf ihnen waren „die seltsamsten Gebilde von Bäumen, Blumen und Wundertieren, eine ganze Schöpfung und Wunderwelt“ zu schauen. Sechs Tage danach geruhte Suleiman abermals sich nach dem am Hippodrom gelegenen Sserai Ibrahimpaschas zu verfügen, und unter mannigfaltigen Schauspielen von Ringern, Tänzern und Pfeilschützen, Wettrennen und anderen Erlustigungen, von den Dichtern die Hochzeitsgedichte anzunehmen.

Die Hochzeit eines anderen Ibrahim mit der Sultanin Aische, der Tochter Murads, fand ebenfalls mit grossem Gepränge statt. Durch ganz neue ausserordentliche Begünstigung wurde die nach dem Kanun auf hunderttausend Dukaten festgesetzte Mitgift der Prinzessin auf das Dreifache erhöht; der Brautführer war der Kapudanpascha Kilidsch Ali, dessen Pantoffelgeschenk allein fünfzigtausend Dukaten betrug, und der noch überdies alle Kosten des Zuckerwerks und der Hochzeitspalmen bezahlte. Im alten Sserai, um die Verlobung zu vollziehen, angelangt, wurden er und der Beglerbeg von Rumili, Mohammedpascha, mit goldenen Ehrenkleidern angethan, und in allem nach den Registern dreitausend Kaftane verteilt. Des Sultans Lehrer, der gelehrte Seadeddin, der Geschichtschreiber, hinterlegte die Summe von dreitausend Dukaten als Mitgift, woraus zu ersehen ist, dass Ehrenämter bei solchen Vermählungsfeierlichkeiten nicht wenig kostspielig waren.

Am neunten Festtage bewirtete der Bräutigam in seinem Sserai am Hippodrom — demselben, das der frühere Ibrahim, der Grosswesir besass und jetzt abermals einem Ibrahim gehörte —, seine Gäste. Vierzig Ringer und Sänger unterhielten die Gesellschaft mit ihren Uebungen im Ringen und Singen. Nachmittags erhob sich der Hochzeitszug: Voraus zwei, zwölf Ellen hohe Hochzeitspalmen, und eine kleinere, mit Juwelen besetzt.

Ein in der Christenheit, wie in der Türkei durch feierliche Hochzeitsfeste mit ungewöhnlicher Pracht ausgezeichnetes Jahr war 1612. In Frankreich und Spanien, Portugal und Deutschland — konstatiert Hammer — wurde damals die Doppelhochzeit Ludwigs XIII. mit der spanischen Infantin Anna von Oester-

reich und des spanischen Prinzen mit Prinzessin Elisabeth Bourbon, der ältesten Schwester des Königs von Frankreich, gefeiert. Zu Konstantinopel fand die Doppelhochzeit Machmuds, des Sohnes Cicalas, mit einer Schwester Mohammeds III., und Mohammeds des Ochsen, des Kapudanpascha, mit des regierenden Sultans Achmed ältester Tochter statt; zugleich wurde die jüngste Prinzessin dem Grosswesir Nassuh in des Mufti und der Wesire Gegenwart verlobt.

Die Prinzessin-Braut Machmuds war die Witwe eines früheren Wesirs, Mustafa Paschas. Nichtsdestoweniger waren die Feierlichkeiten glänzende. Der Bräutigam gab Wettrennen mit Streitkolben und Barren, und das Bankett kostete zwanzigtausend Thaler. Zwanzig Tage darnach wurde mit noch grösserem Pompe — weil einer Jungfrau zu Ehren — die Hochzeit des Kapudanpascha, Mohammeds des Ochsen, gefeiert. Der Braut Ausstaffierung bestand nach Hammer aus dreimal neun Gaben: Die erste juwelenfunkelnder Kopfputz und goldene, mit Türkisen und Rubinen eingelegte Pantoffeln, das urälteste und neueste Symbol der Oberherrschaft der Frauen; dann der Koran in goldenem Bande mit brillantenen Spangen; ein Juwelenkästchen aus Kristall, worin grosse Diamanten und Perlen zu schauen, im Werte von einmal hundertsechzigtausend Dukaten; Armbänder, Halsbänder, Gürtel, Kopfreifen, Ohr- und Finger- und Knöchelringe, als die sieben Sphären, in denen sich die Schönheit des Harems bewegt; zusammen siebenundzwanzig Geschenke, von siebenundzwanzig Trägern getragen. Elf vergitterte Wagen folgten voll Zofen und Sklavinnen zum Dienste der Braut, bei jedem zwei schwarze Verschnittene; viermal sieben Sklavinnen in goldenen Kleidern zu Pferde, von viermal sieben schwarzen Verschnittenen begleitet. Zweihundertvierzig Maultiere waren mit Zelten, Tapeten, Gold- und Silberstoff, Teppichen und Polstern beladen. So ward die Gabe und das Gefolge der Braut in des Bräutigams Haus geleitet. Ein paar Tage hernach sie selbst. Ihren Zug eröffneten 500 Janitscharen, dann achtzig Emire, jene in ihren Filzhauben, diese in ihren grünen Kopfbinden; dann kamen die Imame und Scheiche, die Wesire, Muderris oder Professoren und Danischmende oder Studenten, die Kiadeskere, der Mufti zur Linken, der Kaimakam zur Rechten, jeder den höchsten Ehrenplatz füllend; denn nach weiser Anordnung des Zere-

moniells ist die rechte Hand der Ehrenplatz für die Beamten des Hofes und des Heeres, die linke der Ehrenplatz für die Würde des Gesetzes, so dass zwischen den Aga und Ulema unmöglich jemals hierüber Rangstreit entstehen kann, indem jeder den ersten Platz einnimmt. Der türkischen Heermusik folgte die ägyptische mit Halbtrommeln und Castagnetten, der Zithern- und Harfenspieler hochzeitliche Gesänge begleitend, die Arbeiter des Arsenals mit Hauen und Hämmern, mit Stangen und Brecheisen, um Buden und Häuser niederzureissen, welche in den Strassen den Zug oder die freie Bewegung der ungeheuren Hochzeitspalmen hinderten. Nach den Hochzeitspalmen, „die durch ihre himmelemporragende Höhe das Symbol männlicher Kraft, durch den Reichtum der mannigfaltigsten Früchte die Fruchtbarkeit der Frauen“ darstellen, gingen zwanzig Beamte der Kammer, als Vertreter des Defterdar-Brautführers, hinter dem drei Hochzeitsfackeln von vielen Sklaven getragen wurden, die dritte von ungeheurer Grösse mit Goldblech beschlagen und mehr durch das Gefunkel kostbarer Steine, als durch die Flamme leuchtend. Der Reis Efendi — als Hauskanzler und Aufsetzer des Heiratsvertrages — folgte mit fünfzig Beamten des Hofstaates der Prinzessin.

Dann der hochzeitliche Traghimmel von karmoisinrotem Sammt, und hinter demselben ein grösserer mit Goldplatten bedeckter, dessen goldene Vorhänge von allen Seiten bis zum Boden niederhingen; unter ihm ritt die Sultanin-Braut, von schwarzen Verschnittenen umgeben.

Hierauf ihr Staatswagen, mit Gold bedeckt, von vier Schimmeln gezogen, dann acht Wagen Zofen und Verschnittene durcheinander gemischt, endlich die schönsten ihrer Sklavinnen, fünfundzwanzig an Zahl, mit fliegenden Schleiern und Haaren. Solchen hochzeitlichen Pompes Beschreibung ist nicht nur in den Jahrbüchern osmanischer Reichshistoriographen, sondern auch sonst am Orte, meint Hammer, weil dieselbe die Unwandelbarkeit der Gebräuche des Ostens von der ältesten Zeit her und den Zusammenhang derselben mit römischen und griechischen Gebräuchen darthut. In den Palmen haben sich die Phallosphorien, in dem karmoisinroten Schleier des Traghimmels das Flameum, in den Hochzeitsfackeln die Amors und Hymens, in den ägyptischen ausgelassenen, von Halbtrommeln und Castag-

netten begleiteten Liedern der Mutwille der fescenninischen Gesänge und die Ausgelassenheit des von Krotalen begleiteten Korybanten-Reigens fortgepflanzt.

Den Festlichkeiten der Doppelhochzeit folgte, wie die Geschichte erzählt, auf dem Fusse Anlass von Doppeltrauer· „Die dem Grosswesir Nassuh verlobte Tochter des Sultans, die jüngste, starb, und am Tage nach der zuletzt geschilderten Hochzeit misshandelte der Sultan grausam die Sultanin, die Mutter der dem Kapudanpascha vermählten Prinzessin. Sie hatte eine schwarze Sklavin, welche dem Sultan eine seiner Schwestern geschenkt und die ihm besonders gefallen hatte, aus Eifersucht erwürgt, wie sie es bisher auch schon mehreren anderen gethan, sobald sie vom Sultan guter Hoffnung zu sein schienen. Sultan Achmed, über solche Eifersuchtsmorde endlich ergrimmt, prügelte die Gemahlin jämmerlich, stach sie mit dem Dolche in die Wange und trat sie unter die Füsse.“ Ein Derwisch, welcher, Narr oder Meuchler, dem Sultan deshalb einen ungeheuren Stein nachwarf, der ihn zum Glück nur an der Schulter traf, wurde geköpft.

Zu Zeiten Sultan Mohammeds IV. wurde die Vermählung seiner Tochter Chadidsche mit dem zweiten Wesir-Günstling, Mustafa Pascha, vierzehn Tage durch Einzüge, Aufzüge, Gastmähler und Schauspiele gefeiert. Das Verlobungsgeschenk des Bräutigams, „Nischan“, das Zeichen, war ausserordentlich reich: Dreissig Träger brachten Zuckerwerk, zwanzig Janitscharen trugen jeder ein mit Scherbet gefülltes Gefäss, aus dessen Mündung ein Baum mit Zweigen, von eingesottenen Früchten schwer, herauswuchs. Vierzig andere trugen zwei Gärten, sechs Schuh im Geviert, mit goldenen Kjöschken und silbernen Springquellen geziert, zehn andere blumenbedeckte Körbe voll Zuckerwerk auf den Köpfen. Zwanzig Tschausche kamen mit eben so vielen Hochzeitskörben voll seidener Stoffe, Musseline, Shawlen und goldgesticktem Badezeuge; vierunddreissig mit ebenso vielen Körben, in deren jedem drei Stücke reichen Stoffes zur Kleidung der Braut. Der Schmuck wurde von zwanzig Tschauschen in silbernen Becken auf gestickten Tüchern getragen; darunter waren: eine Haube von feinem Sammt mit mehreren kronenartig aufsteigenden Schirmen von Diamanten, vier diamantene Gürtel für die Walide, die grosse und die kleine Chasseki, Günst-

linginnen des Sultans, und die Prinzessin-Braut; drei diamantene Neiger für die Braut, den Kronprinzen und den Sultan; drei diamantene Kopfgewinde für die Braut, die grosse Chasseki des Sultans, und für die dem Kaimakam Mustafapascha als Braut bestimmte Tochter der kleinen Chasseki; zwei Korane in goldgesticktem, juwelenbesetztem Einbande für die Braut und den Bruder-Kronprinzen; ein Paar smaragdene Ohrgehänge von hundert Karaten, drei Paar diamantene Armbänder für die Sultanin-Mutter, die Sultanin-Günstlingin, die Sultanin-Braut; diamantene Knöpfe für Seine Majestät den Padischah. Ferner nur für die Braut: Zobel, Hermelin und Luchs, drei Handpferde, deren Decken mit Perlen, Saphiren, Rubinen und Türkisen besät waren; zwei Gärten von Zucker, vierzig Palmen, sechsundachtzig Maultiere mit allem Zubehöre weiblicher Schmuckwelt, halb bedeckt, halb offen, so dass die perlengestickten Kissen, die goldenen Schleier, das funkelnde Geschmeide hervorglänzten. Den Schluss bildeten zwölf Wagen mit Sklavinnen und sechsunddreissig schwarze Eunuchen.

Drei Tage dauerten die Schauspiele von Gauklern und Seiltänzern. Am vierten Tage wurde die Braut von allen Wesiren und Grossen aus dem kaiserlichen Sserai in das des Bräutigams geleitet. Zwei masthohe, mastdicke Palmen, dann zwei kleine silberne verherrlichten den Zug, in dem die Braut in einem silberbeschlagenen, von sechs Schimmeln gezogenen Wagen mit langen, in die Luft hinausströmenden Streifen von Goldflittern fuhr. Die Sultanin Chasseki, Mutter der Braut, kam in silberbeschlagenem Wagen mit zehn anderen Wagen Gefolge von Sklavinnen und Eunuchen. Die Braut wurde „nur zeremonienhalber in das Brautgemach geleitet, da sie, zur Vollziehung der Ehe noch nicht reif, nur unterdessen verlobt war zur Bezeigung der höchsten Gunst, oder als Gewinnstanschlag auf ihren Witwengehalt, welchen der Bräutigam, auch wenn sie vor vollzogener Ehe stürbe, dem kaiserlichen Schatze mit Rückerstattung der Ausstattung schuldig.“

Im Jahre 1708 wurden zur Zeit Sultan Achmeds die beiden Töchter des früheren Sultans Mustafa II., Emine und Aïscha, jene mit dem Grosswesir, diese mit Nuuman Köprilisade, dem zweiten Sohne des tugendhaften Köprili, vermählt. Das Hochzeitsfest wurde allerdings noch immer mit grossem Pompe be-

gangen; aber die aufgewendeten Summen wurden immer geringer; man merkt den Niedergang und die Verarmung des Staates und Hofes. Das Heiratsgut der Prinzessin betrug nur zwanzigtausend Dukaten, also ein Fünftel, ja, ein Zehntel der den Prinzessinnen ehemals mitgegebenen Summen. Das Verlobungsgeschenk, welches der Grosswesir der Prinzessin brachte und welches zur öffentlichen Schau getragen ward, bestand in einem Kopfreife, einem Halsbande, Armbande, Ringe, einem Gürtel, Ohr- und Knöchelreife in Diamanten — in den sieben Ringen, der siebenfachen Sphäre des morgenländischen Weibes — ferner in einem mit Edelsteinen besetzten Spiegel, mit Diamanten durchwirkten Schleier, Pantoffeln und Socken mit Perlen gestickt, Stelzenschuhen fürs Bad aus Gold mit Juwelen besetzt, zweitausend Dukaten und vierzig Tassen Zuckerwerk. Nachdem diese zwei Sultaninnen, die Nichten des regierenden Sultans Achmed, vermählt waren, war der Letztere auch auf die Vermählung seiner eigenen vierjährigen Tochter Fatima bedacht. Vergebens suchte der Grosswesir-Schwager zu hintertreiben, dass ihre Hand der Silihdarpascha, der erklärte Günstling des Sultans, erhalte; der bekam dieselbe trotzdem mit einer Mitgift von vierzigtausend Dukaten; und überdies wurde seinen Krongütern die Insel Cypern zugeschlagen. Das Fest war um so glänzender, ein je grösserer Liebhaber Sultan Achmed von Festen war. Diese Liebhaberei bewies er etwas später, als er eine neunfache Hochzeit — Hochzeit heisst im Sprachgebrauche der Orientalen auch die Beschneidung — die Vermählung dreier seiner Töchter und zweier seiner Nichten, und die Beschneidung vier seiner Söhne, mit einem Glanze feierte, welcher an die splendidesten Feste früherer Zeiten erinnert. Die Beschreibung dieser neunfachen Hochzeit von fünf vermählten Prinzessinnen und vier beschnittenen Prinzen füllt im Buche des Reichsgeschichtschreibers Raschid, aus dem ausführlichen Hochzeitsbuch Wehbis ausgezogen, sechzehn Folioblätter; sie ist, wie Hammer sagt, selbst mit Uebergehung aller vom Reichshistoriographen beschriebenen Künste der Seil- und Schwerttänzer, der Gaukler und Schaukler, der Becher- und Taschenspieler, der Bullenbeisser und Possenreisser, noch immer der ausführlichen Erwähnung wert, weil sie die Ordnung des Ranges und der Kleider, des Festes Zeremoniell und Stufenfolge in gedrängter

Uebersicht zusammengestellt hat und so Neues und Merkwürdiges beut. Hammer hat ihr lange Seiten gewidmet; ich erwähne hier nur die Namen: Die fünf Brautpaare waren der Kapudan Suleimanpascha, der Nischandschipascha Mustafapascha, der Sohn Kara Mustafapaschas, Statthalter von Rakka; und Alipascha mit drei Töchtern des regierenden Sultans; ferner Sirke Osmanpascha mit Prinzessin Ummetullah, und der Statthalter von Negroponte, Silihdar Ibrahim, mit Prinzessin Aïsche, welche dem verstorbenen Köprilisade Nuumanpascha verlobt, aber nicht vermählt, jetzt als Erbschaft desselben zu vermählen war. Zum Erfordernisse der Festgelage wurden herbeigeschafft: zehntausend hölzerne Schüsseln, siebentausend neunhundert Hühner aus den europäischen Gerichtsbarkeiten von Rodosto, Amedschik, Schehrköji, aus den asiatischen des Sandschaks Chudawenghiar, tausend vierhundert fünfzig kalkutische Hühner, dreitausend junge Hühner, zweitausend Tauben, tausend Enten, hundert Tassen, fünfzehntausend Lampen, tausend Lampenreife in Form von Halbmonden und zehntausend Kannen, um die Sorbete zu kredenzen; hundertzwanzig Schlauchträger in juchtenen Häuten und Hosen, mit eingeölten Schläuchen, wurden als die Wache zur Polizei des Festes bestellt, dass während desselben nicht die Keule und der Stock walte, sondern blos der eingeölte Wasserschlauch die Ordnung erhalte.

Wir haben schon gesehen, wie die Summen, welche die Prinzessinnen als Heiratsgut vom Hofe erhielten, immer kleiner wurden. Sultan Selim hatte drei Töchter; zwei derselben erhielten je hunderttausend Dukaten; Fatima Sultan wurde gar nach ihres Vaters Tode von ihrem Bruder Sultan Murad III. dem Siawuschpascha mit zweimalhunderttausend Dukaten Mitgift vermählt. Das war für Wesire und Günstlinge ein gutes Geschäft. Namentlich Renegaten wurden auf diese Weise belohnt. So erhielt der Wesir Achmedpascha, „der Grätzer“, die Hand einer Enkelin des grossen Suleiman und wurde durch sie ungeheuer reich. Er vermählte seine Tochter mit grosser Pracht an den Janitscharenaga Dschighalesade; das Geschenk des Brautführers Siawusch betrug sechzigtausend Dukaten, die Hochzeitspalmen allein kosteten tausend Dukaten, das Kleid der Braut hunderttausend, das ausgestreute Zuckerwerk doppelt so viel. Diese Unkosten bestritt für den Steiermärker seine

Schwiegermutter, die alte Sultanin Mihrmah, „Sonnenmond“, die Tochter Suleimans, des Grosswesirs Rustem Witwe, deren Einkommen auf täglich zweitausend Dukaten geschätzt ward. Der Kapudanpascha Dschighalesade wurde für die Verleugnung des Glaubens der Väter ebenso durch die Hand einer Sultanstochter belohnt, wie der genuesische und der anconitanische Renegate Cicala und Paggi hierfür zu Wesiren und Eidamen von Sultanen wurden. Schauspiele von öffentlicher Pracht gewährte namentlich die Vermählung des anconitanischen Renegaten Paggi, mit seinem türkischen Namen Chalil. Eine ganze Woche lang wurden die Geschäfte des Diwans und der Pforte ausgesetzt, dreihundert Palmen verherrlichten den Zug der Hochzeit; am Geburtstage des Propheten wurde der Vertrag der Vermählung im alten Sserai vom obersten Verschnittenen im Namen der Sultanin-Braut, und vom Brautführer, dem Wesir Mohammed, im Namen des Bräutigams, und vom Sultanslehrer, dem Geschichtschreiber Seadeddin, mit einer Mitgabe von dreimalhunderttausend Dukaten unterzeichnet. Drei Tage lang wurde die Ausstattung von dreihundert Reihen Maultiere durch vierzig Verschnittene in den Palast des Bräutigams geschafft. Nach altem Brauche mussten von seiten des Bräutigams für die Dienerschaft des Harems einmalhundert achtzigtausend Aspern erlegt werden, vor deren Erlegung keine Hand zur Auflegung der Ausstattung angelegt ward. Drei Tage lang wurden die Gesetzgelehrten und Staatsbeamten herrlich bewirtet und nach dem Herkommen mit Elefanten, Löwen, Pferden, Kamelen, Giraffen, Gazellen, Falken, Papageien und Früchten aller Art, aber aus Zucker, beschenkt. Die Prinzessin-Braut wurde unter rot atlassnem Baldachin, auf einem mit Juwelen geschmückten Gaul, von den Verschnittenen zu Fuss begleitet, dem Bräutigam mit vorausgetragenen Hochzeitspalmen zugeführt.

Aber langsam änderten sich die Zeiten; eine Sultanstochter zu heiraten, blieb nicht mehr eine, ausgezeichneten oder beliebten Grosswesiren zu teil gewordene Gunst, sondern ward ein Dienst, eine Opferung für den Säckel der Padischahs. Die Prinzessinnen-Bräute erhielten nur geringe Mitgift, desto mehr mussten die Wesire-Eidame für die Vermählungsgunst hergeben. Auch waren die Bräute entweder so jung, dass sie die alten Ehemänner bald überlebten und schnell neuerliche Verwendung

finden konnten, oder zu alt: so vermählte Mustafa III. seine dreiundvierzigjährige Schwester, die Sultanin Aische, mit dem Wesir Silihdar Mohammedpascha, dem Inhaber des Sandschaks Tirhala, mit einer Aussteuer von nur fünftausend Dukaten, dem Zwanzigstel der vormaligen Aussteuer der Sultaninnen unter Sultan Suleiman dem Gesetzgeber, das Achtundvierzigstel der unter Murad IV. mit dem Heiratsgute eines jährlichen ägyptischen Tributes ausgeheirateten Sultanin Kia, der Gemahlin Melek Achmedpaschas. Mustafas III. ebenfalls dreiundvierzigjährige Schwester Ssaliha, eine Witwe, wurde zu gleicher Zeit „zum Merkmale höchster Gunst“ dem Grosswesir Raghib vermählt. Tags vorher sandte der Grosswesir seiner verlobten Braut, um sich nach dem Wohlbefinden derselben zu erkundigen, zehn silberne Schüsseln mit silbernen Deckeln auf silbernem Tische, eine silberne Tasse mit Zuckerwerk, dreissig Tassen mit Blumen und fünfzig mit Früchten. Vierzehn Tage hernach begab sich die Sultanin ohne feierlichen Aufzug, weil sie Witwe, in den Palast des Grossweirs; ihre Verschnittenen folgten aus demselben Grunde in ihren täglichen Turbanen und ohne Musikkapelle. Dennoch ist gerade diese Vermählung besonders interessant, weil bei ihrer Erwähnung der Historiker das intime Zeremoniell erzählt: Nach Sonnenuntergang kam nach hergebrachtem Gebrauche der Kislaraga, um die verschämte Braut in die Arme des Bräutigams zu führen.

Die Hofsitte will, dass die Prinzessin ihren Bräutigam ungnädig mit Stolz und Wegweisung empfange und ihn kaum würdige, ihn anzusehen. Nachdem die stumme Szene einige Zeit gedauert, steht sie plötzlich mit Unwillen auf und zieht sich in ihr inneres Gemach zurück; diesen Augenblick ergreifen die Verschnittenen, um dem Bräutigam die Pantoffel auszuziehen, die sie auf der Schwelle der Thür stehen lassen.

Diese Zeremonie ist von der höchsten Wichtigkeit, weil dadurch der Bräutigam von der Herrschaft des Harems Besitz nimmt, dessen Zugang dem Manne allein gestattet ist. Die Verschnittenen ziehen sich zurück, der Bräutigam geht in das „Innerste der Gemächer, wo die Prinzessin auf dem Ehrenplatze des Sofas sitzt.“ Er wirft sich ihr zu Füssen und bleibt mit über das Kreuz gelegten Händen knieen, ein günstiges Wort der ungnädigen Gebieterin schweigend erwartend. Sie sagt:

„Bring mir Wasser!“ Er reicht es knieend und fleht zugleich um die Gnade, dass sie den Schleier aufzuschlagen geruhen möge. Dieser ist mit Blumen und Juwelen gestickt, und die mit Gold und Perlen durchflochtenen Haare hängen in sieben Flechten zur Erde. Kaum hat sie das Wasser gekostet, so bringen die Sklaven zwei Schüsseln, in deren einer zwei gebratene Tauben, in der anderen kandierter Zucker sich befinden, und setzen sie auf niederen Tischen mitten im Zimmer nieder; der Bräutigam fleht inständigst, dass die Braut davon kosten möge; sie antwortet hoch und stolz: „Ich mag nicht;“ der Bräutigam, in Verzweiflung, nimmt zu anderen Mitteln Zuflucht, um die Unerbittliche zu besänftigen. Er ruft die Eunuchen, welche reiche Geschenke zu ihren Füssen ausschütten. Hierdurch zahm gemacht, erlaubt die erhabene Braut, dass der Bräutigam ihr unter die Arme greife und sie nach Hofsitte zu Tische führe. Er reicht ihr ein Stück gebratene Taube, und sie steckt ihm ein Stück kandierten Zucker in den Mund. Die Tafel wird aufgehoben; die Braut nimmt ihren Sitz wieder auf dem Sofa, die Eunuchen treten ab, das Paar bleibt eine Stunde allein, während welcher die Hofsitte nur die zeremonienvollste Unterredung erlaubt. Der Sultan begiebt sich währenddem aus dem Harem in den Audienzsaal, wo er die Glückwünsche der Wesire und Grossen empfängt, nachdem er die der Sultaninnen im Harem entgegengenommen hat; Musik, Tanz und Schattenspiele, denen die Jungvermählte — natürlich ohne den Gatten — beiwohnt, verkürzen die Nacht. Endlich wünscht die junge Frau, ermüdet, zu Bette zu gehen; die Gesellschaft verabschiedet sich. Die erste Sklavin, von einem Verschnittenen begleitet, bringt dem Bräutigam Kunde, dass die Braut zu Bette sei. Er stiehlt sich ins Schlafgemach, entkleidet sich im Stillen, naht sich knieend den Füssen der Braut, die er sanft berührt und küsst, und wenn sie dies gutwillig leidet, rückt er weiter hinauf und kommt endlich in den Besitz der ihm von der höchsten Gunst des Sultans angewiesenen Prinzessin. Den folgenden Tag geht der Bräutigam, von Staatsbeamten und Hofwürdenträgern begleitet, ins Bad; der Tag heisst „Tag der Schafsfüsse“, weil dem Neuvermählten bei seiner Rückkehr aus dem Bade eine Schüssel mit Schafsfüssen vorgesetzt wird. Am dritten Tage sendet der Sultan seinem Eidam oder Schwager eine eiserne

Keule, zur Befugnis, die Braut damit tot zu schlagen, wenn sie ihm am dritten Tage noch nicht die Rechte des Gemahls eingeräumt haben sollte. Die Geschichte erwähnt keines solchen Martyrtodes.

Noch älter als die eben genannten Bräute war die Sultanin Fatima, welche — schon über das halbe Säkulum hinaus — zur Zeit Mohammeds IV. dem Statthalter von Silistra, Jussufpascha, mit ungemeinem Pompe vermählt wurde; aber hier dürfte den Bräutigam das Heiratsgut eines ägyptischen Schatzes, sechsmalhunderttausend Dukaten, wohl genügend getröstet haben. Als merkwürdiges Gegenstück wurde zur selben Zeit einem anderen Jussufpascha eine andere Fatima, Schwester Mohammeds IV., angetraut; diese zweite Fatima zählte nur 2¼ Jahre.

Die dritthalbjährige Fatima wie die mehr als fünfzigjährige Fatima, diese zwei Sultaninnen-Bräute, zeigen sich dem Beobachter osmanischen Hoflebens als die charakteristischen unnatürlichen Lockspeisen blinden Sklavenehrgeizes und als Opfer geldverlegener Herrscherpolitik.

Die Sultane betrachteten ihre Töchter und Schwestern schliesslich nur als möglichst gut zu verkaufende oder möglichst häufig umzusetzende Waren. Um den Staatsschatz zu füllen, wurden von Mustafa III. seine einzige noch am Leben gebliebene Tochter, die Prinzessin Schahsultan, dem Grosswesir Hamsahamed verlobt, und gleichzeitig die Wittwe Raghibpaschas, die früher genannte Sultanin Ssaliha, die unterdessen um manches Jahr älter geworden war, noch einmal dem Kapudanpascha vermählt. Der Grosswesir musste seiner Braut vierzigtausend Dukaten, hundertzwanzigtausend Piaster an Stoffen, achtzigtausend für Hauseinrichtung senden und ausserdem eine gewaltige Zahl Beutel Goldes an die Kasse des Sultans abliefern.

Des Grosswesirs Kara Mustafa Sohn, Alibeg, hob sich durch die Hand der kleinen Prinzessin Rakije, nachdem deren Schwestern, die fünf- und sechsjährige Aische und Emine, kurz vorher den Statthaltern von Damaskus und Erserum, Hasan und Nuumanapascha, verlobt, richtiger zugeschlagen worden waren; weil aber Hasanpascha bald hernach in Ungnade fiel, wurde ihm seine Braut einfach wieder abgenommen und mit ihrer erledigten Hand der Silihdar, nachmaliger Günstling und Grosswesir, Ali Pascha von Tschorli, begnadet.

Die seltsamste Verlobung fand ebenfalls zweifellos damals statt: allen Ernstes feierte man nämlich die Verlobung der kaum vierteljährigen Prinzessin Hebetallah mit dem Silihdar Hamsapascha.

Solche jugendlichen Bräute wechselten natürlich häufig die Männer, denen sie nie gehörten. Manche Prinzessin kam erst bei ihrem siebenten oder achten Gatten wirklich ins Hochzeitsbett. Eine Prinzessin Aische war schon mit drei Jahren dem Ipschirpascha verlobt, mit zehn dem Mohammedpascha, Statthalter von Haleb, vermählt worden, und als dieser ob falscher Münze den Kopf verlor, verheiratete man sie neuerdings mit Ibrahimpascha, dem Defterdar, Statthalter von Kairo, und nach dessen Tode mit Dschanbulnsade, dem ehemaligen Statthalter von Ofen. Ihre Schwester Fatima ging noch häufiger als Gemahlin von Wesiren von Hand zu Hand. Sie wurde zum ersten Male dem Wesir Kenaanpascha, zum zweiten Male dem Wesir Jussufpascha, zum dritten Male dem Kapudan Sinanpascha, zum vierten Male dem Ismailpascha und zum fünften Male dem Kasimpascha vermählt; der Letztgenannte war ursprünglich ein Wundarzt und bei der Beschneidung des Prinzen Mohammed, des nachmaligen vierten Sultans dieses Namens, hatte er den zu grossen Blutverlust, welcher dem Prinzen eine Ohnmacht zugezogen, durch zusammenziehendes Pulver zu stillen gewusst; dafür wurde ihm später, als Mohammed Sultan geworden war, die Statthalterschaft von Temesvar verliehen.

Als Kasim, von Souches geschlagen, den Kopf verlieren sollte, verweigerte der Sultan aus Dankbarkeit, dass der Feldherr einst als Wundarzt ihm das Blut gestillt, jetzt den Befehl zum Vergiessen des seinigen zu geben, und um ihm den Kopf zu erhalten, schenkte er ihm die Hand seiner Schwester, welche nach neunzehnjähriger Ehe mit vier Gemahlen noch immer als unberührte Jungfrau in die Hand ihres fünften Gemahls kam. Diese Jungfrauschaft hatte sie sich „infolge eines äusserlichen Hindernisses" bewahrt; der Geschichtschreiber beschreibt letzteres nicht genau, erwähnt aber, dass der fünfte Gemahl, der ehemalige Wundarzt, die Braut künstlich einschläferte, das Hindernis durch einen geschickten Schnitt hinwegräumte und sich dadurch die höchste Gunst der Prinzessin und die besondere Gnade des Sultans erwarb. Er machte sein Glück also einmal durch Stillung, das anderemal durch Vergiessung von Blut.

Zu bemerken ist, dass die Vermählung mit Sultanstöchtern für manchen Moslem deshalb peinlich sein dürfte, weil man neben einer Prinzessin-Frau keine andere Frau haben darf; und — falls man schon früher mit Anderen verheiratet gewesen sein sollte — sich von diesen scheiden muss.

Auch in Persien gilt dies. Polak sagt: „Heiratet ein Chan eine Prinzessin, oder wird ihm eine solche als Frau octroyiert, so verlangt es der Usus — nicht das Gesetz, welches keinen Unterschied zulässt — dass er kein anderes Weib neben ihr habe, ja er ist sogar gezwungen, allen anderen Weibern, die er früher besass, den Scheidebrief zu geben oder sie wenigstens aus dem Hause zu schicken und sich jeder ferneren Kohabitation mit ihnen zu enthalten."

Andererseits muss man eine Prinzessin-Gemahlin mit übermässiger Aufmerksamkeit behandeln. Im allgemeinen ist der Mann im Orient unbeschränkter Herr über alle seine Frauen, in diesem speziellen Falle aber ist er der erbärmlichste Knecht und Sklave der Einen.

Als im Jahre 1541 der Grosswesir Lutfi durch zu geringe Achtung und üble Behandlung seiner Frau, der Schwester des Sultans, sündigte, wurde er seiner Stelle entsetzt, von der Sultanin, seiner Frau, getrennt und nach Demitoka verbannt.

---

32. Weibermacht am Sultanshofe.

Das Thor der Glückseligkeit. — Die Sklavinnen als Herrinnen. — Sultanin Churrem-Roxelane, die Russin. — Ihre Herrschaft über Suleiman den Grossen. — Sultans-Harem und Hohe Pforte. — Unter Murad II. — Die Venetianerin. — Einfluss von Dienerinnen. — Ertränkung von Zauberinnen. — Unter Osman II. — Mohammed III. und die Frauen. — Baffa. — Sultanin Mondgestalt-Kösem, die Griechin. — Die Polin Tarchan. — Eifersuchtstragödien. — Sultan Ibrahim, der Weiber-Sklave. — Ermordung einer Sultanin-Mutter. — Reichtum der Sultans-Frauen und Favoritinnen. — Schechsuwar. — Mustafa III. — Guter Einfluss von Frauen. — Dienerinnen-Macht. — Luxus der Frauen. — Katastrophen. — Die Kretenserin. — Frühlingsrosentrank.

Weiber-Macht im Osmanenreiche klingt beinahe paradox.

Das Harem führt im osmanischen Sprachgebrauche den schönen Namen: „Das Haus oder das Thor der Glückseligkeit" — „Dari" oder „Deri seadet."

Durch das Thor der Glückseligkeit führt der Weg in das Heiligtum der Glückseligkeit, in das Innerste des Hofes, in das Frauengemach ein. Dort aber herrscht nicht immer die Glückseligkeit; dort herrschen oft Tyrannei, Willkür, Unglück mehr als anderswo, und dort werden die Herrscher und Tyrannen am häufigsten selbst zu Sklaven. Suleiman der Grosse, den man als den solidesten aller osmanischen Monarchen bezeichnen könnte, Suleiman, der mächtigste und bedeutendste aller osmanischen Alleinherrscher, war der geliebtesten unter seinen Frauen knechtisch ergeben, liess sich von ihr den Sturz seines Freundes und Günstlings Ibrahim diktieren, verfiel dann erst recht ihrem ausschliesslichen Einflusse und überliess auf ihren Wunsch endlich die Zügel oberster Macht den Händen ihres Eidams Rustem, welcher dieselben aber auch nicht nach eigener Willkür führte, sondern nach der des Harems und seiner Herrscherin. Diese geliebteste Bettgenossin und nachmalige ordentlich angetraute

Gemahlin Suleimans, die Sultanin Churrem, die Fröhliche, war nach Hammer eine geborene Russin, welche französische Geschichtschreiber ihrem Volke unter dem Namen Roxelane aneignen wollten. Sie nahm Einfluss auf Krieg und Frieden des Reiches und regierte nicht blos die innere, sondern auch die äussere Politik. Sie suchte die erwünschte Gelegenheit, dem Feldherrntalente ihres Eidams, des Grosweseirs Rustempascha, ein weites Feld zu öffnen und auch dem ältesten ihrer drei Söhne, dem Prinzen Selim, Statthalter von Magnesia, durch die Entfernung des Sultans die Stellvertreterschaft des Herrschers in Europa zu verschaffen; und deshalb wurde der persische Krieg beschlossen. Auch ihr Eidam beugte sich ganz ihrer Macht. Unter Rustems Grosswesirschaft ward zum ersten Male der verderbliche Einfluss des Harems auf die grossen Geschäfte offenbar, und wiewohl dieser Einfluss des Harems zur Stütze der obersten Gewalt des Grosswesirs zu dienen und dieselbe scheinbar zu verstärken schien, so ward die Gewalt des Grosswesirs seit damals der des Harems in der That untergeben, weil das Harem, nachdem es einmal den Weg zur Pforte gefunden, in der Folge seine Macht statt zur Unterstützung des Grosswesirs mehr wider dieselbe gebrauchte, und weil späterhin nicht nur die Frauen, sondern auch ihre Wächter, die Verschnittenen, regierten

Unter Murad II. waren mächtiger und einflussreicher als alle Gesellschafter, Günstlinge und Lehrer des Sultans der verschnittene Obersthofmeister des Palastes und mehrere Frauen, alle „Säulen des Harems".

Zwei ungarische Knaben, Brüder, waren als Sklaven unter Sultan Selim erst zu Moslems beschnitten, und dann, weil der Sultan mit ihren Diensten als Pagen so ausserordentlich zufrieden, für den Dienst des Harems verschnitten, der jüngere hiess Dschaafer und der ältere Ghasnefer, letzterer, von aufgewecktem Geiste, bildete denselben durch Studien aus, schwang sich in der Gunst Sultan Selims, dann Sultan Murads erst zum Odabaschi oder Vorsteher der Pagenkammer, und hierauf zum Kapu Aga oder Oberstallmeister des Palastes auf und bekleidete unter drei Sultanen — Selim, Murad und Mohammed — die erste Stelle zwanzig, die letzte dreissig Jahre, im Dienste des Hofes mit Gutmütigkeit und Macht ergrauend. Jene verwehrte ihm den Missbrauch dieser. Neben ihm regierten aber

mit weniger Gutmütigkeit und mehr Missbrauch ihrer Macht die Frauen: an erster Stelle des Sultans Mutter, Nur Banu, die „Lichtfrau“; der Mutter folgte im Ansehen die erste der sultanischen Gemahlinnen, Ssaffije, „die Reine“, eine geborene Venetianerin aus dem Hause Baffa, deren Verwandter, der Dichter Baffa, sich dieser Verwandtschaft in seinen Reimzoten rühmte, deren Vater Statthalter zu Korfu gewesen, und die auf dem Wege von Venedig nach Korfu, als zartes Mädchen, von Korsaren gekapert, ins Harem Murads geliefert worden war; als Kronprinzen sowohl, wie als regierenden Fürsten beherrschte sie ihn lange so ausschliesslich, dass er, wiewohl höchst wollüstigen Temperaments, dennoch ihr einzig ergeben blieb. Die Mutter und die Schwester Murads, die an den Grossweair Sokolli vermählte Sultanin Esmachan, waren dessen nicht froh; sei es aus Furcht, durch solche Alleinherrschaft der Venetianerin die ihrige geschmälert zu sehen, sei es, um durch grössere Zahl der Kinder die Bürgen der Sicherheit der Thronfolge zu vermehren — sie ruhten nicht, bis sie seiner Lust zwei Sklavinnen aufdrangen, deren eine eine gewandte Tänzerin, eine Ungarin, mehr schlau und lebhaft, als schön, die Venetianerin eine Zeitlang aus dem Sinne des Herrn verdrängte und mit ihr das Bett und die Beherrschung des Bettgenossen teilte; aber als Murad in der Folge an der Mannigfaltigkeit so grossen Geschmack fand, dass er in einer Nacht denselben zwei bis dreimal wechselte, blieb doch Ssaffijes, der Mutter des Erstgeborenen, Mohammeds, Einfluss vorherrschend; besonders nach dem Tode der Walide, der Sultans-Mutter Nur Banu. Diese empfahl dem Sultan Murad auf ihrem Totenbette zur Oberaufsicht des so zahlreichen und einer die Zügel wohl zusammenfassenden Hand bedürfenden Frauengemaches die Frau Dschanfeda, „Seelenopfer“, welche sofort als Kiajai-Harem, Obersthofmeisterin des Harems, zwar nicht das Bett, aber wohl die Gunst des Sultans mit den von ihr für denselben abgerichteten Sklavinnen teilte, alle Geschäfte des innersten Hofstaates auf das thätigste besorgte und sich in die der äusseren Regierung auf das wirksamste mischte.

Durch das, was hier nach Hammers Darstellung gesagt worden ist von Murads Hang und Nachgiebigkeit für Weiber, ist schon grösstenteils des verweichlichten, schwachen Sultans Charakterumriss gegeben. Unter seiner Herrschaft wurden die

Minister und Würdenträger durch die Haremsweiber ernannt und bestallt.

Siawusch ward Grosswesir durch den Einfluss seiner Gemahlin, der Schwester des Sultans, und ihrer Mutter, der Sultanin Walide. Solange diese noch lebte, vermochte nichts wider Siawusch die ihm feindselig gesinnte Sultanin-Chasseki, die Mutter des Kronprinzen Mohammed, welche dem Sultan in den Ohren lag: Siawusch trachtete sie und ihren Sohn in Ungnade zu bringen, um seinen eigenen Kindern den Thron zu bereiten. Als die Walide an der Ruhr gestorben war, nicht ohne Verdacht des Sultans, dass sie vom Kronprinzen Mohammed und dessen Mutter vergiftet worden sei, fiel Siawusch in Ungnade, und nur auf Fürbitte seiner Gemahlin, der Schwester des Sultans, wurde ihm das Ruhegeld der abgesetzten Grosswesire, dreimalhunderttausend Aspern, gewährt.

Nach dem Tode der Walide wurde der Einfluss der Chasseki, der venetianischen Günstlingin, und einiger Weiber, welche als Schaffnerinnen des Harems dieses, und durch dieses den Sultan beherrschten, um so unumschränkter. Oberhofmeisterin war die schon erwähnte Dschanfeda, zwei andere einflussreiche Damen waren: die Frau Rasije, welche den Sultan noch als Kronprinzen mit Wahrsagereien umgarnte und später ihren Schützling Schudschaa vom Gärtner zum einflussreichen Scheich beförderte; und die Jüdin Kira, welche das Harem mit Waren und Putz versah. Die Prinzessinnen von Geblüte, deren Einfluss und Kredit ihre Männer und Schützlinge zu den ersten Posten des Reichs beförderte oder in denselben erhielt, oder, wenn sie abgesetzt wurden, ihren Kopf und ihr Vermögen rettete, waren damals die drei Töchter Sultan Selims, Schwestern Murads, nämlich die Witwe Sokollis, die Witwe Piales und die Gemahlin des Grosswesirs Siawusch; dann die alte, überaus reiche Frau Mihrmah, „Sonnenmond", die Tochter Suleimans des Grossen, die Witwe des Grosswesirs Rustempascha, deren Tochter, dem Wesir Achmedpascha vermählt, demselben zwei Töchter gegeben hatte. Diese zwei Urenkelinnen Suleimans des Grossen kamen beide, erst die ältere, und nach ihrem Tode die jüngere, als Gemahlinnen in das Harem des Kapudanpascha, des genuesischen Renegaten Cicala, welcher durch diese Doppelverbindung zu höchster Würde und Macht gelangte. Auch die eifer- und

herrschsüchtigen Witwen des Bosniers Sokolli und des Kroaten Piale ruhten nicht, bis sie wieder vermählt wurden. Die Witwe Piales, die, als sie eines Tages im Spiegel gesehen, wie ihr Gemahl eine Sklavin im Vorübergehen am Halse angerührt, dieselbe sogleich mit einem Dolche ermordet hatte, wurde dem dritten Wesir Mohammedpascha vermählt; Esma, die Witwe Sokollis, war klein und hässlich, aber munteren und aufgeweckten Geistes und noch kinderfähig; sie hatte dreihundert Sklavinnen, deren keine die Nacht überlebt haben würde, in welcher sie der Pascha angerührt hätte; diese angenehme Prinzessin gab ihre Hand, nachdem sie vergebens damit den Eroberer Daghistans, Osmanpascha, zu beglücken gehofft hatte, dem Kalailikos Alipascha, dem Nachfolger Oweispaschas, des Statthalters von Ofen, einem tapferen, in allen Uebungen der Waffen und Reitkunst gewandten Kriegsmann, dem aber bald das Los verdienter Verachtung ward, weil er aus Ehrgeiz nach der Sultanin Hand sein erstes liebendes Weib mit den Kindern davongejagt. Der Scheidungsbefehl von Weib und Kindern wurde von Alis bisheriger Gemahlin mit Thränen und Verwünschungen befolgt; „mit Thränen“, sagt der Geschichtschreiber, „welche Ofens Bergfelsen hätten erweichen mögen; mit Verwünschungen, welche des Bräutigams Leben kürzten, der das Jahr darauf in den Weinbergen Ofens auf einem Hügel beerdigt ward. Dort besuchen noch heute Türken sein Grab als das Gülbabas, des Rosenvaters, eines Glaubenskämpen und Blutzeugen im heiligen Kriege, während Ali nur Märtyrer seines Ehrgeizes nach den drei Rossschweifen und der Sultanin Hand war.“

Der Wesir Achmedpascha, der Nachfolger Sokollis, war zur höchsten Würde des Reichs nicht nur durch die Reihe der Dienstjahre als der zweite Wesir, sondern auch durch den Einfluss seiner Gemahlin, der Tochter Mihrmahs, gelangt; er hatte ausser den beiden Töchtern, welche die Frauen Cicalas geworden waren, noch eine dritte, welche dem reichen Hasanpascha vermählt, und eine noch unvermählte Schwägerin, eine Tochter Rustempaschas, die Sultanin Aïsche, durch deren Hand der als Statthalter von Semendria und hernach von Güstendil verungnadete Staatssekretär Feridunbeg wieder in Gnaden aufgenommen und in sein voriges Amt eingesetzt ward.

Der Kredit der Witwen Sokollis und Piales beförderte zu hohen Würden die beiden Söhne Sokollis und Piales, denen entweder wider das Gesetz das Leben gelassen wurde, wenn sie wirkliche Söhne von Sultaninnen, oder die, was wahrscheinlicher, Söhne von anderen Frauen waren; der Sohn Sokollis wurde erst Statthalter zu Haleb, dann Wesir an der Pforte, und der Sohn Piales, erhielten das Sandschak von Klis. Dschaaferpascha, der Eidam Sokollis, war schon sechzig Jahre alt, als er durch der Weiber Gunst die Statthalterschaft von Anatoli und dann von Rumili erhielt. Während dieser durch die Weiber bewirkten Veränderungen der Wesire und Statthalter unterhielt sich der Sultan im Harem mit seinen Sklavinnen, „besonders mit den zweien, ihm von der Mutter und Schwester eingeliebelten, alle nestellösenden und kinderverbürgenden Künste versuchend.“ Als er schliesslich impotent wurde, befahl er, sechs Türkinnen und Jüdinnen „als Zauberinnen, welche ihn durch Beschwörungsformeln der kinderzeugenden Kraft beraubt und ihm die fallende Sucht angezaubert haben sollten“, ins Meer zu werfen.

Von den unmittelbar durch den Sultan das Reich beherrschenden obigen acht Frauen waren vier ausserhalb des Sserai: die drei Schwestern und die alte Tante, Tochter Suleimans; und vier innerhalb des Sserai: die Sultanin-Günstlingin, die Chasseki; die Mutter oder Walide; die Kjaja, die Oberhofmeisterin, und die Wekili Chardsch, die Schaffnerin des Harems, die Frau Rasije. Das waren die der Person des Sultans nächststehenden, ihn umgebenden Frauen, Teilnehmerinnen der Regierung.

Durch ihren Einfluss wurden die Statthalterschaften und die Stelle des Grossweairs verkauft; Hasan, der Verschnittene, und dann Ibrahim, waren blos durch die Walide Grossweaire geworden; durch seine Frau, die Schwester des Sultans, wiederum erhielt sich Chalil, erst als Kapudanpascha, dann als Wesir-Kaimakam, Stellvertreter des Grossweairs.

Osman II. hatte als geliebteste Sultanin „eine gemeine Russin von ungemeiner Schönheit“, welche, aus der Sklaverei freigesprochen, wie einst ihre Landsmännin Roxelane, dem Sultan nicht anders als gegen Einräumung aller Rechte freier und rechtmässiger Gemahlin zu Willen ward. Als sie dem Sultan einen Sohn gebar, ward sie bei ihm allmächtig. Nach überstandenen sechs Wochen kam sie mit dem Erstgeborenen dem

Sultan bis Adrianopel entgegen, wo sie auf des Herrschers Befehl von allen Wesiren auf das Feierlichste empfangen ward. Die Vergnügungen des Harems gewannen täglich mehr Herrschaft über Osman; die Sultanin-Chasseki, die Russin, Gemahlin, Mutter des Kronprinzen, genoss in Fülle die ihrem Range zukommenden Vorzüge und Ehren; da kam sie infolge eines tragischen Vorfalls um all ihre Macht; Freundin von Schauspielen, bat sie den Sultan um ein glänzendes Fest zu ihren Ehren, und auf ihre Bitte veranstaltete ihr der Sultan ein grosses Schauspiel, welches den polnischen Krieg mit der Erstürmung von Stückbetten und Sprengung der Minen vorstellte. Da verursachte eine unglückliche Entladung von Flinten des Kronprinzen Tod.

Den Verlust zu ersetzen, sah sich Osman nun drei Gemahlinnen auf einmal aus, aber nicht, wie bisher osmanischen Hofes Gebrauch und Sitte, unter den gelderkauften Sklavinnen, sondern unter den freien Töchtern seiner Unterthanen, was — nach Hammers Darstellung — wider allen Kanun eine staatsgefährliche Neuerung, weil von der Verbindung des Sultans mit Töchtern mächtiger Familien in der Folge deren Ansprüche auf Herrschaft und Thron zu befürchten wären; deshalb schliesst das Gesetz zwar nicht Christinnen, aber fremde Prinzessinnen aus, und ebenso die freien Töchter des Landes, ob der von der Verwandtschaft und Sippschaft auf den Thronfolger hereinschattenden Gefahr. Des Herrschers Weib soll keine Frau, soll nur Sklavin sein, in zarter Jugend aus dem Kreise ihrer Verwandten gerissen, ohne Schutz, ohne Verbindung, ohne Familienrücksichten; nur als Sultanin-Chasseki, als Prinzenmutter, soll sie geehrt, als Sultanin-Walide, als Mutter des regierenden Sultans, noch höher geschätzt werden. Der Sultan selbst sei „nicht der Sohn des freien Weibes, sondern der Sohn der Sklavin, um so rücksichtsloser herrschen zu können, und zum Troste der Sklaven, seiner Diener, welche nicht mit Geld gekaufte, sondern nur ins Joch gezwängte Sklaven, die Geburt von freier Mutter voraus haben vor dem Sohne der Sklavin auf dem Throne.“ Diesen Grundmaximen des Eherechtes osmanischer Sultane zuwider wollte sich Osman nun zu gleicher Zeit vier gesetzmässige Gemahlinnen beilegen, was jedem seiner Unterthanen nach dem Gesetze des Islams unverwehrt; er vermählte

sich mit der Tochter Pertewpaschas und wollte sich auch mit der Tochter des Mufti gesetzmässig trauen lassen. Er wurde aber so schnell durch Mord beseitigt, dass seine Heiratspläne nicht mehr alle ausgeführt werden konnten.

Nach dem Tode Murads II. gelangte dessen Witwe Baffa als Sultanin-Walide, als Mutter des regierenden Sultans, Mohammeds III., bald noch zu grösserem Ansehen als zuvor. Ihr verdankte der Sohn, dass er ohne Schwierigkeit den Thron besteigen konnte. Sie hatte des Gatten Tod selbst den Wesiren geheim gehalten, so dass der Bostandschibaschi ohne Schreiben von denselben, blos mit der Nachricht von der Mutter, zum neuen Herrscher eilte. Mohammed III. war schwach und nie der Herrschaft seiner Mutter entwachsen.

Bis aufs moslemische Jahr 1005 betrug das Schleier- und Pantoffelgeld der Sultaninnen, das sogenannte „Paschmaklik“, nie mehr als neuntausend neunhundert neunundneunzig Aspern, und bis dahin wurden nie Lehen als Pantoffelgeld verliehen. Bis in das Jahr 1005 wurden Zwerge, Stumme und andere Diener des Hofes und Harems nie mit Lehen begünstigt. Jetzt wurde es anders. Die Einkünfte Cyperns wurden der jeweiligen Sultans-Mutter, der Walide eingeräumt, so dass die Insel Aphrodites, schon von römischen Imperatoren den ägyptischen Königinnen Arsinoe und Kleopatra als Nadelgeld geschenkt, als solches wieder den Frauen anheimfiel.

Die Seele der Regierung Mohammeds III. blieb trotz des Wechsels der Grossweseire immerfort die Venetianerin Baffa, welche unter Murad II. als Sultanin-Chasseki, Sultanin-Günstlingin, den Gemahl, jetzt unter Mohammed als Sultanin-Walide, Sultanin-Mutter, den Sohn beherrschte, doch als Mutter, wie Hammer sagt, mehr für die Dauer ihrer Herrschaft, und daher vor des Sohnes beschlossenem Auszug ins Feld, wohin sie ihn nicht begleiten konnte, zitternd. So weit ging ihre Herrschsucht, dass sie in der Furcht, durch des Sohnes Entfernung von der Hauptstadt die Gewalt über ihn zu verlieren, alles aufbot, dies zu verhüten, ja sogar alle Banden des Glaubens der Väter vergass und in verzweifelter Herrschwut allgemeines Blutbad aller Christen vorschlug.

Gleich nach dem Regierungsantritt hatte Mohammed der Sultanin-Walide täglich dreitausend Aspern, nebst dreimal-

hunderttausend Aspern Wintergeschenk und ebensoviel Sommergeschenk angewiesen, welche in neuer Münze bezahlt werden mussten. Bald darauf wurde ihr eine Million Aspern als Pantoffelgeld zugeschlagen. Ihr Eidam Ibrahim, welchen sie schon zweimal früher zum Grosswesir zu heben versucht, bewirtete von Zeit zu Zeit ihre Sklavinnen in seinem Garten zu Jenihissar am Bosporus, und der Aufwand eines solchen Festes ward auf sechstausend Dukaten gerechnet. Die Sultanin-Walide Baffa beherrschte aber nicht nur das Harem, sondern auch grösstenteils das Reich zu dessen sichtbarem Verderben. Doch that sie manches zum Schmucke der Stadt, so baute sie eine nach ihr benannte Moschee zu Skutari, an welcher eine Akademie und Ueberlieferungsschule begründet wurden. Von Zeit zu Zeit schoss sie aus ihrem ungeheuren Schatze auch Geld zur Bezahlung der Truppen oder zu anderem Kriegsaufwande vor; aber noch mehr waren die schönen Sklavinnen, die sie dem Sohne schenkte, geeignet, sie in dessen dauernder Gunst zu erhalten.

Die bedeutendste aller Frauen, welche am osmanischen Hofe zu Herrschaft und Macht gelangten, war die Sultanin Kösem oder Mapheiker = Mondgestalt, die Gattin Achmeds I., Sultanin-Mutter Murads IV., für den sie, da er als zwölfjähriger Knabe den Thron bestiegen hatte, die Regierung führte. Erst als Murad IV. siebzehn Jahre alt geworden war, fing er an, seine Kraft zu fühlen und der Vormundschaft der Mutter Mondgestalt, welche bisher mit ihrem Geschöpfe, dem Kislaraga Mustafa, in des Sultans Namen geherrscht und die Grosswesire ernannt hatte, müde zu sein. Er zürnte des zu grossen Schutzes, den sie ihrem und des Kislaraga Geschöpfe, dem neuen Kapudanpascha, ihrem Eidam Hasan, gewährte. Um seinen Unwillen kund zu geben und Schwager und Mutter zittern zu machen, liess er dem Kapudanpascha die Gemahlin, seine Schwester, wegnehmen. Um den Sultan zu besänftigen und zu versöhnen, wandte die Walide zehntausend Dukaten auf ein Fest, das sie dem Sohne gab, ausser einem Geschenke von Pferden mit Juwelen-Geschirr. Und so gelang es ihr, noch einige Jahre als Walide im Harem zu herrschen. Aber die Gemahlin Murads, die Chasseki, Griechin von Geburt wie die Walide Kösem, machte letzterer den Rang streitig; freilich nicht mit dauerndem

Erfolge; denn sie war mehr verschwenderisch als freigebig und bei Murad deshalb von geringerer Macht als die Mutter, welche sich als äusserst verständige und staatskluge, fröhliche, freigebige Frau zeigte und so den grossen Einfluss, den sie schon unter ihres Gemahls Achmeds I. Regierung durch Schönheit und Verstand, und als die Mutter von zehn Kindern — fünf Söhnen und fünf Töchtern — behauptete, durch die ersten fünf Jahre von Murads Regierung gleichsam als Vormünderin übte.

Die Zustände werden am besten dadurch beleuchtet, dass sie es war, die den Köprili zum Grosswesir ernannte. Köprili wurde heimlich vom Kislaraga zur Walide eingeführt und antwortete auf ihre Frage, ob er den ihm bestimmten Dienst als Grosswesir zu versehen sich nicht fürchte, mit dem Begehren folgender vier Punkte: erstens, dass jeder seiner Vorschläge genehmigt; zweitens: dass er in der Verleihung der Aemter freie Hand und auf die Fürbitte von niemandem zu achten habe, denn die Schwächen entständen aus Fürsprechen; drittens: dass kein Wesir und kein Grosser, kein Vertrauter, sei es durch Einfluss von Geldmacht oder geschenktem Vertrauen, seinem Ansehen vorgreife; viertens: dass keine Verschwärzung seiner Person angehört werde; würden diese vier Punkte zugesagt, so wolle er mit Gottes Hilfe und dem Segen der Walide die Grosswesirschaft übernehmen. Die Walide war zufrieden und beschwor ihre Zusage dreimal mit: „Bei Gott dem Allerhöchsten!" Kurze Zeit darauf hatte Kösem allerdings ihre Rolle unter Murad IV. ausgespielt; aber zur Zeit der Herrschaft ihres anderen Sohnes Ibrahim I. und dann ihres Enkels Mohammed IV. erlangte sie wieder den alten Einfluss.

Unter Mohammed IV. drängte sie anfangs sogar des Sultans Mutter Tarchan, die eigentliche Walide, in den Hintergrund. Ja, Tarchan vermochte kaum etwas über ihren Sohn: Mohammed IV. ging seit seines Sohnes Geburt mit dem Gedanken der Ermordung seiner beiden Brüder um, um dem Sohne und sich selbst die Herrschaft zu sichern. Seine Mutter, eine Russin oder eigentlich Polin, die Sultanin Tarchan, welche das Leben ihrer jüngeren Söhne nicht dem älteren zu opfern bereit war, sondern in der Erhaltung des Lebens derselben Mutterpflicht übte, brauchte die Vorsicht, die Knaben in einem Zimmer des Harems einzuschliessen, wohin kein Zugang führte, als durch

das ihrige. Dessen ungeachtet kam eines Nachts der Sultan mit gezücktem Dolche in das Schlafgemach der Mutter; zwei ihrer wachehabenden Sklavinnen weckten sie mit Stössen, weil sie nicht schreien durften. Die Walide fiel dem Sultan in die Arme und bat ihn, eher sie, die Mutter, als die Brüder zu erstechen. Dem Brudermorde ward so Einhalt gethan, für die getäuschte Erwartung wurden blos die zwei wachsamen Sklavinnen gehenkt. Die Furcht der Mutter, dass der eine ihrer Söhne ihre anderen töten würde, blieb jedoch wach; und als sie auf des Sultans Befehl eine Reise unternehmen musste, erbat sie sich das Geleite des Grosswesir-Stellvertreters, des Mufti und der Heeresrichter, weil sie den ihr vom Sohne bestimmten Begleiter als das zum Brudermorde ersehene Werkzeug erkannte. Es war also nicht immer eitel Freude und Herrschaftsglanz um die Würde einer Sultanin-Mutter.

In des jugendlichen Mohammeds IV. Namen regierte nur dessen Grossmutter Kösem, so dass alle Fäden der Herrschaft in ihrer Hand sich befanden, während die junge, die eigentliche Walide, Tarchan Sultan, wohl im neuen Sserai wie die alte wohnte, aber lange nur eine Schattengestalt von Sultansmutter war. Unter ihrem Enkel Ibrahim war Kösems Einfluss zwar grösstenteils den Launen der gebietenden Günstlinginnen untergeordnet gewesen, aber dennoch hatte sie schon damals manche Neuerung hinsichtlich der Ausstattungen und Nadelgelder der Sultaninnen, ihrer Enkelinnen, bewirkt. Vormals war es kanunmässig, dass die den Paschas angetrauten Sultaninnen, sogleich aus dem Sserai entfernt, mit ihrem Hofstaat nicht mehr dem Sserai, sondern ihrem Gemahle zur Last fielen. Durch Kösem wurde dies jetzt dahin abgeändert, dass die Prinzessinen-Bräute, oft zwei- bis dreijährige Kinder, an die Paschas wohl verlobt, aber denselben nicht herausgegeben, sondern bis zu ihrer Mannbarkeit im Sserai erzogen wurden, zur grössten Last des Reichsschatzes, ihrer unmässigen Pantoffel-, Schleier- und Gürtelgelder wegen Die Sultanin-Walide Kösem selbst hatte ihren Witwengehalt bis auf dreimalhunderttausend Piaster gesteigert.

Endlich aber kam die Katastrophe; die Ernennung eines neuen Grosswesirs ohne Zustimmung der alten Sultanin-Mutter Kösem offenbarte das Geheimnis des unter sich uneinigen Harems, und einer neuaufsteigenden, die Oberherrschaft der alten Walide,

welche bisher die Zügel der Regierung gelenkt hatte, überflügelnden Macht. Das neue Licht war das der jungen Walide Tarchan, der Mutter des Sultans, oder vielmehr das des schwarzen Verschnittenen Suleiman, des Obersthofmeisters des Sultans, welcher mit seinem ganzen Anhange von Hämmlingen sich wider die Massregeln der alten Walide auflehnte. So stand also der alten Walide Mahpeiker-Mondgestalt oder Kösem, die junge, Tarchan, gegenüber und während sich um diese die vom Verschnittenen Suleimanaga angeführte Hofpartei, die der Eunuchen, sammelte, traten für die Walide Kösem die Aga der Truppen ein, in demselben Augenblicke aber, als Kösem sich anschickte, einen Hauptschlag zu führen und — wie viele Geschichtschreiber behaupten — den Enkel-Sultan zu töten und dadurch seine Mutter unschädlich zu machen, wurde Kösem selbst ermordet. So endete die kräftigste und berühmteste aller Sultaninnen-Walide, die Einzige in der osmanischen Geschichte, welche die Regierung von sieben Sultanen gesehen, unter deren Vieren — Achmed, Murad, Ibrahim, Mohammed — sie dreissig Jahre lang, als Gemahlin, Mutter und Grossmutter, nicht nur die Gebieterin des Harems, sondern auch die Herrscherin des Reiches war. Noch am selben Abend, da sie ermordet worden, zog aus dem Sserai ihre Leiche, in Begleitung ihrer ganzen Frauenwelt, ins alte Sserai, wo sie gewaschen und nach gewöhnlichem Leichengebete am Grabmale ihres Gemahls Achmed an der von ihm erbauten Moschee bestattet ward.

Hammer sagt von ihr: Eine grossmütige, grossgesinnte, königliche Frau, von hohem Geiste und edlem Herzen, aber herrschsüchtigem Charakter. Die jährlichen Einkünfte ihrer Krongüter in Asien und in Europa — jedes trug jährlich fünfzigtausend Kronenthaler — verwandte sie auf die wohlthätigste Weise zur Erbauung des nach ihr noch heute genannten grossen Walide-Chan, der nach ihr genannten Moschee zu Skutari, der von ihr begonnenen und hernach von der Mutter Mohammeds IV. vollendeten Moschee zu Konstantinopel, zur Wasserleitung aus dem Nil ins Kloster der Chalweti zu Kairo, zum Unterhalte der Seïde oder Propheten-Abkömmlinge und der Armen zu Mekka, zur Befreiung zahlungsunfähiger Schuldner, zu Pensionen für Witwen und Waisen. Sie verliess sich nicht auf die Sachwalter und Anwalte in der Austeilung dieser Wohlthaten,

sondern besuchte selbst die Spitäler und Kerker. Ihren Sklavinnen schenkte sie nach einigen gutgeleisteten Diensten die Freiheit und vermählte sie mit reicher Ausstattung an verdiente Männer des Hofes; arme Mädchen versorgte sie mit Heiratsgut; Männer und Weiber ihres Hofstaats bedachte sie reichlich. Solche Wohlthätigkeit bezeugt nicht nur allein der zeitgenössische Geschichtschreiber Mohammed Chalife — damals oberster Kaffeekoch in der „grossen Kammer" — sondern auch der Geschichtschreiber Scharihul-Minarsade; doch vergisst Letzterer nicht zu betonen, dass Kösem ihre Privatkasse auf Kosten des öffentlichen Schatzes füllte und dass sich nach ihrem Tode in ihrem Hause zwanzig Kisten voll Dukaten, unter ihren Kleidern zweitausend siebenhundert Shawle im Werte von fünfzigtausend Piastern, fanden. Aber sie verschenkte doch auch Schätze, die sonst vergeudet worden wären, zu guten Zwecken. Ihre Leute behandelte sie mit der grössten Milde. Die Pagen, deren Los es war, von den Verschnittenen so viele Schläge zu erdulden, hatten in ihrem Hofstaate nur fünf Wachen die Woche und zwei Tage frei. So viele Grossmut, Milde, Wohlthätigkeit und Huld — sagt Hammer — mit einem Worte, so gutes Herz, gestatte der von einigen Geschichtschreibern wider sie erhobenen Anklage des von ihr angeblich beschlossenen Enkelmordes kaum Platz; sollte sie dennoch von diesem Morde Kenntnis gehabt und daran teil genommen haben, so träfe auch sie das über andere grosse Geister und Gemüter auf dem Throne ausgesprochene Urteil der Geschichte: dass sie mit ihren grossen Eigenschaften ausgestattet, nur Verbrecherin aus Herrschsucht, im übrigen tugendhaft war — sie, die Mutter des grössten Tyrannen, Murads IV., und des grössten Wüstlings, Ibrahims I., die Griechin Kösem, um ihrer Schönheit willen die Mondgestalt beigenannt, durch den Herrscherglanz von vier Kaisern — des Gemahls, zweier Söhne und des Enkels — mehr als Agrippina, Neros Mutter, geschichtlich verherrlicht, durch Milde, Herrschsucht und tragisches Ende der osmanischen Geschichte weiblicher Cäsar.

Nach Kösems Ermordung wurde es aber keineswegs besser. Die Weiberherrschaft dauerte fort. Mohammeds IV Nachgiebigkeit war so gross, dass er selbst das Harem in den Krieg mitschleppte, und die Soldaten murrten, „das Heer der Weiber sei nicht viel minder,

als das der Männer; Sultan Murad IV. sei mit einem Weibe und zwei Pagen ins Feld gezogen, während jetzt die Wagen des Harems über hundert waren; die der Sultanin-Chasseki waren mit Silber beschlagen, die Räder hatten silberne Speichen, Sattel und Zeug der Zugpferde war mit Sammt gefüttert." Unter der Regierung Mohammeds IV. starb die ehemalige, achtzig Jahre alt gewordene Walide Schechsuwar, eine geborene Russin; sie war als Mohammedanerin eine so fromme Frau, dass sie nie vom Sofa auf die Erde trat, ohne vorher das Handwasser genommen und Abwaschung verrichtet zu haben, und dass sie die Sure des Einheitsbekenntnis fünfzehnhundertmal in einer Nacht betete; deshalb erteilt ihr der Reichsgeschichtschreiber Wassif ausser den gewöhnlichen Lobsprüchen der Frauen, nämlich: „dass sie rein wie Maria, weise wie die Königin von Saba, mässig wie Asia die Schwester des Moses", auch den, „dass sie fromm wie Raabia Aduje, eine der heiligsten Frauen des Islams" gewesen.

Von Mustafa III. erzählt Hammer, dass er besonders zärtliche Neigung für seine Nichte Nuri Chanumsultan hatte, die Gemahlin des Statthalters von Rumili, nachmaligen Kapudanpaschas; sie war eine schöne, junge, geistreiche Prinzessin, die Mustafa täglich besuchte, und die durch ihre Oberherrschaft über den Sultan auch Einfluss auf die Geschäfte nahm. Durch sie ward Bekir, dessen Frau eine aus dem Sserai verheiratete Sklavin Sultan Machmuds gewesen, Reis Efendi, Minister des Aeusseren; doch wie gewonnen, so zerronnen; durch seine Frau, durch welche er aufgestiegen war, wurde er wieder abgesetzt, weil die Frau ins Sserai berufen und befragt, wohin vormals noch unter der vorigen Regierung Sultan Machmuds I. manche Kostbarkeiten versteckt worden seien, darüber nicht Auskunft geben konnte oder wollte.

Man ersieht aus der Rolle, welche bei Mustafa III. seine Nichte Nuri Chanum spielte, dass nicht nur die Günstlinginnen, sondern zeitweilig die blos verwandten Frauen ebenfalls zu Ansehen gelangten.

Auch viel früher war dies bereits der Fall gewesen: Als Sultan Murad II. von Asien einmal nach Europa zurückkehrte, erwartete ihn das Flehen seiner zweiten Schwester, der Gemahlin des von den Abendländern gefangenen Machmud-Tsche-

lebi, des Statthalters von Boli. Durch das Bitten der Schwester bewogen, beschloss Murad die Herstellung des Friedens mit der Walachei, Serbien und Ungarn. Derselbe wurde im Juli 1444 zu Szegedin unter folgenden Bedingungen auf zehn Jahre abgeschlossen: erstens, dass Serbien und die Herzegowina an Georg Brankovich zurückgestellt werde; zweitens die Walachei unter ungarischer Herrschaft bleibe; drittens dass für Machmud Tschelebi ein Lösegeld von 70000 Dukaten gezahlt werde. Menschliches Gefühl des rauhen Herrschers beweist dies; ein Gefühl, das von zwanzig Jahre ununterbrochen andauerndem Kriegsgetöse nicht erstickt worden Die Nachgiebigkeit für seiner Schwester Bitten, welche den Frieden in Asien und Europa erleichterte, ist eines der schönsten Blätter in dem Lorbeerkranze, den die osmanische Geschichte diesem gewaltigen Kämpen des Islams gewunden hat.

Die Frauen, Schwestern, Tanten, Töchter, nützten die sultanische Gunst freilich nicht immer für Friedenszwecke. So trieb die Tochter Suleimans des Grossen, die Witwe des Grosswesirs Rustem, die Pforte zur Eroberung Maltas und rüstete selbst auf ihre Kosten vierhundert Galeeren aus.

Am schlimmsten war es, wenn solche Frauen im Harem Einfluss erlangten, die sich in niederen und niedrigsten Stellungen befanden und doch von dort aus die wichtigsten Dinge beschlossen und durchsetzten. Der Jüdin Kira oder Chiera ist schon einmal gedacht worden Sie war als Schaffnerin des Harems unter Sultan Murad eine Macht und deshalb die Zielscheibe auflodernder Meuterei der Sipahi, weil sie sich in Verleihung von Reiterlehen gemengt und durch Bestechung Unwürdigen Stellung verschafft hatte. In vollem Aufstande forderten die Sipahi ihren Kopf. Da der Grosswesir-Stellvertreter Chalil und die Walide mit ihr im Bunde waren und Chalil fürchtete, dass der Jüdin versagter Kopf seinen und den der Walide kosten könnte, sandte er den Tschauchbaschi der Sipahi Botschaft, die Kira mit ihren Söhnen in Empfang zu nehmen; und diese Botschaft schickte der schlaue Chalil durch die Opfer selbst; die Sipahi fielen über die Kira und ihre drei Söhne her, zerfleischten sie und hingen die zerrissenen Glieder an die Thüren der Grossen, durch deren Mittel Kira Stellen verkauft hatte. Nur der vierte Sohn der Kira rettete sein Leben durch Uebertritt zum

Islam; als Moslem wurde er Ajsak Mustafa Tschausch genannt; der Ertrag der weggenommenen Habe der Mutter betrug nicht weniger als fünf Millionen Aspern. Ob dieses Verrats zerfiel der Grosswesir-Stellvertreter Chalil mit dem sultanischen Harem, und der Vorfall zog seine Absetzung als Kaimakam nach sich. Kira hatte auch in der äusseren Politik Einfluss gehabt. Dem Botschafter Soranzo wurde die Geschäftsverhandlung, ebenso wie seinem Nachfolger, dem Bailo Giovanni Correro, hauptsächlich durch Kira und den in alle Geschäfte des Auslandes eingeweihten jüdischen Arzt Salomon Nathan Eschinasi erleichtert. — Auch die einflussreiche Obersthofmeisterin Dschanfeda ist bereits erwähnt worden. Sie machte ihren Bruder zum Statthalter von Diarbekr; als er wegen Erpressungen angeklagt war, retteten ihn nur ungeheure Geschenke und seiner Schwester Einfluss. Da aber der Bruder Dschanfedas, nachdem er mit genauer Not dem Verderben entgangen war, auf der Schwester Macht bauend, zu Erserum einen Janitscharen zu Tode prügeln liess, empörten sich wider ihn die Janitscharen so gewaltig, dass ihn der Sultan trotz der das Harem beherrschenden Schwester, in die sieben Türme werfen lassen musste.

Je grösser der Einfluss der Weiber ward, desto verweichlichter wurden die osmanischen Sultane, die einst das Abendland in Angst und Schrecken gesetzt hatten. So war Sultan Achmed III. nichts als ein Liebhaber von Frauen und Vögeln, von Tulpen und Nelken, von Spiegeln und Lampen, und seine grösste Herrscherthat war, dass er sechsunddreissig Kinder erzeugte. Er beschäftigte sich blos mit seinen Frauen, mit ihnen stickend und kosend, und unterhielt sie mit stets neuen Unterhaltungen von Tulpenbeleuchtungen und Zuckergastereien.

Die ärgste Periode der Ueppigkeit der Haremsherrschaft war die des Wollüstlings Ibrahim I. Ibrahim — sagt Hammer — war nichts als Lüstling und Wüstling. Unter seiner Herrschaft war des fünfundzwanzigjährigen venetianischen Krieges Anlass und das endliche Verderben Kandias, gleich dem Trojas, die Laune eines seiner Weiber. Ibrahim sank immer mehr in den Pfuhl der Haremslust. Anfangs seiner Regierung, als er der einzige Sprosse des osmanischen Stammes war, schien es allen Wesiren höchst löblich, den Hang des Sultans nach Weibern durch vervielfältigte Geschenke von Sklavinnen zu begünstigen

die sie ihm wetteifernd darbrachten. Er selbst, so oft er um die Stadt ritt oder sich auf eine Lustfahrt begab, schenkte an dem Thore den Wachen vier bis fünf Beutel Goldes, dass sie für ihn um Kinder und Nachkommen beten sollten; bald war durch ein halbes Dutzend von Söhnen die Furcht vor dem Aussterben des osmanischen Stammes verschwunden, aber des Sultans Wollust war um so grösser herangewachsen, und in dem Masse, als das Ansehen und der Einfluss der Weiber gestiegen, das seine gesunken. Gleich nach Antritt seiner Haremsherrschaft war des vierundzwanzigjährigen Mannes Nervenkraft mit der Unmässigkeit seiner Begierden so sehr im Einklange, dass er einmal binnen vierundzwanzig Stunden vierundzwanzigmal, was er wollte, vermochte. Wir wissen bereits aus dem ersten Kapitel dieses Buches, dass der Hofarzt Hammalsade Mohammed Efendi für die hieraus entstandene Abspannung, Schwermut und andere bedenkliche Wahrzeichen schlagartiger Krankheit kein Mittel anzuraten wusste, als Mässigung und Ruhe, und dafür sogleich verungnadet und auf die Prinzeninseln verbannt wurde.

Die Ohnmacht, überstiegene Begierden zu befriedigen, spannte den Sultan Ibrahim nur noch fester an das Launenjoch von Weibern und Günstlingen, von Buhlerinnen und Haremswächtern. Seine Mutter Kösem war darauf bedacht, des Sohnes unmässigem Wolusttriebe, mit welchem die Kraft, denselben zu befriedigen, schliesslich nicht immer gleichen Schritt hielt, durch immer neue Sklavinnen zu fröhnen.

Also blieb Ibrahim ein Spielball seiner Weiber. Von letzteren führten sieben den Titel Chasseki, „innigste Günstlingin“, bis zuletzt die achte, die berühmte Telli, „die Drahtige,“ ihm gar als Gemahlin feierlich angetraut wurde. Eine andere hiess Saadschbagli, „die mit den aufgebundenen Haaren.“ Jede dieser innigsten Günstlinginnen hatte ihren Hofstaat, ihren Kiaja, die Einkünfte eines Sandschaks als Pantoffelgeld, jede hatte einen vergoldeten mit Edelsteinen besetzten Wagen und Nachen und kostbares Reitzeug. Ausser den Sultaninnen-Günstlinginnen hatte Ibrahim Sklavinnen-Günstlinginnen, deren zwei berühmteste die Schekerpara, „Zuckerstück,“ und Schekerbuli, „Zuckerbulle.“ Mit alledem begnügte sich Sultan Ibrahim noch nicht. Er begehrte auch nach den Frauen seiner Wesire. Und dies ward Anlass zu Rebellionen. Der Sultan verlangte vom Statthalter von Siwas,

Wardar Alipascha, ihm die Frau des Freundes Ipschirpascha, die schöne Perichan, die Tochter Marukchan's, auszuliefern. Wardar Ali trotzte diesem Befehl und sollte deshalb vom Wesir Achmed Pascha verfolgt und vernichtet werden. Er aber empörte sich und zog mit wohlgerüstetem Heere nach Skutari, um die acht Köpfe, die den Sultan schlecht berieten, die Köpfe des Grosswesirs, des Mufti, des Dschindschi Chodscha, des Oberlandrichters Mulakkab, des Begtaschaga, Tschelebi Kiaja, Musslibeddinaga und Karatschausch, zu begehren und um an Achmedpascha Rache zu nehmen. Er wurde jedoch selbst von Ipschirpascha gefangen, dem er die Ehre des Hauses vor der Wollust des Sultans behütet hatte. Als er vor Ipschir stand, fragte er ihn: „Ist dies der Lohn, dass ich Dein Weib nicht schänden liess und Dir dasselbe zu Tokat aufbewahrt?“ Die Antwort Ipschirs trennte Wardars Kopf vom Halse, und Ipschir, dieses seltene Muster von Treue und Dankbarkeit, sandte das Haupt des Mannes, der seinetwegen zum Rebellen geworden, nach Konstantinopel, dem Sultan Ibrahim. Dessen Zorn war damit noch nicht befriedigt. Er befahl, „als ein schändliches Lastvieh seiner Lust,“ der niedrigsten Rache freien Lauf zu lassen und die Gemahlin Wardar Ali's nachts bei Fackeln an vier Pfähle zu binden und öffentlich zu schänden, weil ihr Gemahl des Sultans Lust im Wege gestanden.

Der Despotismus der Weiber Ibrahims, des Sultans unsinniger Luxus, die Sklaverei, in welcher ihn das Harem hielt, und die Tyrannei des Grosswesirs Achmedpascha stiegen von Tag zu Tag. Achmed Pascha, sagt Hammer, ein Abkömmling des Mustafa Tschausch, des Sohnes eines griechischen Pfaffen, hatte sich aus niedriger Stellung durch die Gunst einer Haremsdame, deren Sachwalter er war, bis zum Grosswesir geschwungen, ein ungemein thätiger, der Kanzleigeschäfte wohl kundiger, aber höchst despotischer Grosswesir. Um seinen Ehrgeiz auch als Eidam des Sultans zu befriedigen, schied er sich von seiner Gemahlin, der Tochter Chanedansadeaga's — des ehemaligen Gesandten in Wien — welcher ihm vormals aufgeholfen, verbannte die Gemahlin und ihre Mutter aus der Hauptstadt, rief sie aber dann wieder zurück, worauf der Sultan die bisherige Gemahlin des Grosswesirs für sein eigenes Harem nahm und ihm dafür seine jüngste Tochter Bibisultan antrauen liess. Bei

dieser Gelegenheit wurde durch den Sultan der Luxus der Hochzeitspalmen aufs Höchste getrieben; zwei derselben, in der Höhe von Minares, von Gold und Silber strotzend, übertrafen an Grösse und Pracht alles, was Athenäus von der Pracht ägyptischer Phallusphorien meldet; in Pracht und Verschwendung setzte Jbrahim die Grösse und den Glanz seiner Regierung

Für die achte, dem Sultan allein förmlich angetraute Chasseki Telli, „die Drahtige," sollte der ihr vom Sultan geschenkte Palast Ibrahimpascha's auf dem Hippodrome ganz mit Pelzwerk ausgeschlagen werden; statt der Teppiche, statt der Tapeten nur Pelzwerk, „der Verweichlichung weichster Ruhestuhl und Lotterpfuhl." Der Grosswesir und der Defterordar Tschalidschisade erschöpften sich in gewaltsamen fiskalischen Massregeln, um so viel Pelzwerk aufzubringen, und da dies trotz aller Tyrannei, wodurch der Markt zu Grunde gerichtet ward, unmöglich war, musste man sich begnügen, ein einziges Kjöschk des Palastes mit Zobel und Luchs auszuschlagen. Als es der Sultan besah, fand er, dass auf einem einzigen Flecke die Farbe der aneinander gefügten Felle nicht so genau in einander floss, dass die Fuge unscheinbar blieb, und deshalb missfiel das Ganze dem pelzwählerischen Wüstlinge so sehr, dass er den Finanzminister absetzte und einkerkern liess.

Sultan Ibrahim war ein spezieller Freund grandioser Beleuchtungen. Von einem seiner Grosswesire, Ibrahim Pascha, schreibt sich — nach Hammer — die Beleuchtung der grossen Moscheen während der Nächte des Ramasans mit den Lampenreifen her, welche Monde heissen, weil sie in der Nacht eben so viele Halbmonde vorstellen sollen, gleich denen, die bei Tag im Sonnenglanze von den Gipfeln der Türme und Dome golden strahlen. Unter dem Sultan Ibrahim und Ibrahim dem Grosswesir kamen zuerst die Lampen- und Tulpenfeste auf, welche alljährlich im Frühlinge im Garten des Sserai oder auch in einem der Uferpaläste des Bosporus, statt hatten. Die Tulpenbeete wurden mit Lampen beleuchtet. — „die Pracht der ältesten Blumenfeste zu Sais war von den Ufern des Nil an die des Bosporus versetzt." Das glänzendste solcher Blumenfeste durch die Wunder der Beleuchtung, und überhaupt das glänzendste aller von Grosswesiren einem Sultan je gegebenen Feste durch die Zahl von anwesenden Sultanen und Sultaninnen,

Prinzessinnen, Müttern und Günstlinginnen, war das, womit der Grosswesir Ibrahim in seinem Lustpalaste zu Beschiktasch den Sultan Ibrahim und das ganze Harem bewirtete. Es fanden sich bei diesem Feste ausser dem Sultan ein: vier seiner Söhne, sieben Sultaninnen, seine Töchter, die Sultanin-Günstlingin, Mutter der vier Prinzen, vier Mütter von verstorbenen Prinzen, und die fünf Sultaninnen-Gemahlinnen — die erste, zweite, dritte, vierte und fünfte Frau — zusammen zwanzig Sultaninnen, dann sechzehn Sklavinnen, vertraute Günstlinginnen der Sultaninnen, zehn Vertraute des Sultans, und von den Hofämtern des innersten Hofes der Kislaraga.

Um die augenblicklichen Launen der Gebieterinnen des Harems und ihres Sklaven, des Sultans, zu befriedigen, mussten zu dieser Zeit die Buden oft die ganze Nacht bei Fackelschein offen gehalten werden und die durch Mangel an Bezahlung zu Grunde gerichteten Kaufleute den Raub noch beleuchten. Ein andermal ritt ein Reisiger vom alten Sserai aus den ganzen Markt durch, mit dem Befehle, die Geschäfte augenblicklich zu schliessen. In einem und demselben Augenblicke wurden nicht nur alle Buden, sondern auch die Thore Konstantinopels geschlossen; dann riefen noch am selben Tage Ausrufer aus, dass alles wieder geöffnet werden solle. Die Ursache des Schliessens und Wiederöffnens blieb gleich unbekannt, entsprungen aus blosser Sultans- und Haremslaune.

Der Luxus im Pelzwerk, erzählt uns Hammer, war so gross, dass graue Fehe, Luchs und Hermelin, garnicht mehr angesehen wurden, sondern nur Zobel allein im Schwunge und der Preis desselben jetzt verzehnfacht und darüber war. Mit dem Geschmacke Ibrahims an Weibern, Ambra und Zobelfellen ging der an Blumenflor, Kleiderpracht und am Spiele Hand in Hand. Ibrahim liebte die Blumen als Symbol der Frauen wegen ihrer Zartheit, Farbe und Duft. Statt der diamantenen Neiger, welche den Turban des Sultans zieren, pflegte er Blumen auf den Kopf oder hinter das Ohr zu stecken, was in der Türkei für unanständig gilt, weil dies dort nur Sitte der Hetären. Ibrahim erfand eine Art von Lotterkleid, in- und auswendig ganz mit Zobel gefüttert und ausgeschlagen, dann ein für ihn allein bestimmtes Staatskleid, mit Knöpfen aus Edelsteinen, deren jeder auf achttausend Piaster zu stehen kam.

Die Pracht der Frauenkleider im Harem übertraf alle damalige, alle vorhergehende und nachfolgende; die feinsten englischen Tücher, die zartesten französischen Seidenstoffe, die reichsten venetianischen Sammte und Goldstoffe gingen in reissendem Absatze. Wenn die Kunde eines mit Seidenwaren oder reichen Zeugen an den Dardanellen angekommenen, aber dort durch Nordwinde zurückgehaltenen Schiffes nach Konstantinopel kam, sandten die Frauen des Harems sogleich Eilboten in Eilböten nach den Dardanellen, wo dann oft die Waren, ohne zu handeln, mit Gewalt weggenommen wurden

Die Sandschake von Boli und Nikopolis wurden der dritten und sechsten Chasseki als Pantoffelgeld verliehen, die fünfte erhielt das Sandschak von Hamid, und die siebente, die geliebteste von allen, die Statthalterschaft von Damaskus, so wie ehemals die Gemahlinnen der persischen und ägyptischen Könige die Einkünfte von Städten zu ihrem Schleier-, Gürtel- und Pantoffelgeld erhielten; ausserdem verschafften die Haremsdamen ihren Sachwaltern und Haushofmeistern die einträglichsten Stellen mit Uebergehung und Zurücksetzung der verdientesten Geschäftsmänner. Eine der wichtigsten Angelegenheiten des Reiches war damals die Herbeischaffung des nötigen Schnees vom Olympos zur Kühlung der Sorbete im Sserai. Der Richter von Brussa, Idris, liess sich dies derartig angelegen sein, dass er sich selbst in die Schneeregion wagte und dort auf einmal verloren ging, sodass man ihn von einer Lawine begraben wähnte, sogleich wurde sein Platz einem Schützling der Wäscherin des Harems verliehen, und als Idris wieder zum Vorschein kam, blieb es dennoch bei der neuen Verleihung; die Wäscherin wurde hernach diesem ihrem Schützling verlobt, und da eine Sultanin, bisherige Besitzerin des Palastes des vormaligen Grossweslrs Mustafa, gestorben war, erhielt deren Palast die Wäscherin des Harems.

Des Sultans Lust an weichstem Pelzwerk ward schliesslich der Anlass der härtesten Bedrückung.

Der öffentliche Hass stieg um so mehr, als zum Teil die Pelzlust des Sultans dem Grosswesir zum Vorwande diente zur Befriedigung seiner eigenen Raublust.

Die Gelder wurden unter dem Titel von Zobel- und Ambrasteuer eingetrieben, wozu des Sultans unmässige Begier nach

Ambra und Zobel den scheinbarsten Grund hergab. Sultan Ibrahims Pelzwut war noch um so höher gestiegen, seit eine Wahrsagerin und Märchenerzählerin aus Ejub, welche allnächtlich im Harem Märchen erzählte, eines aufs Tapet brachte von einem grossen Padischah voriger Zeit, welcher den Zobel so sehr liebte, dass alle Kleider, Kissen, Tapeten und Teppiche seines Palastes aus Zobel sein mussten. Von nun an träumte Ibrahim nichts als Zobel und es ergingen Diwan-Befehle an alle Grossen des Reiches, Zobelpelze einzuliefern. Niemand, weder die Ulema noch die Aga wurden mit diesen Zobelforderungen verschont. Nur einige hatten freien Sinn und Mut genug, die allgemeine Erbitterung über so unwürdige Bedrückung auszusprechen.

Ausser diesen Erpressungen von Zobel und Ambra wurden Erbschaften willkürlich eingezogen, und dafür wurde, wie früher ein juwelenbesetzter Wagen für die Chasseki, jetzt ein juwelenbesetzter Nachen für den Sultan angeschafft. Zwei Chasseki erhielten ferner förmliche Kronen. Nicht genug mit solchen traurigen Finanzmassregeln im Innern, vergassen Sultan und Grosswesir die Würde des Reichs so weit, dass ein Bote nach Persien gesandt ward, nur um zwei Elefanten, fünfhundert Stücke Goldstoffs und Pelz zu begehren. Die Walide Kösem, welche ihrem Sohn freundlichen Rat erteilte und ihn beschwor, den öffentlichen Hass nicht weiter aufzureizen, wurde aus dem Sserai in den Garten von Iskendertschelebi verwiesen. Einige Tage darnach feierte der Grosswesir im Garten beim Kanonenthore die Vermählung seines Sohnes mit der achtjährigen Tochter des vormaligen Grosswesirs Kara Mustafapascha in unerhört verschwenderischer Weise. Gastmähler, Taschenspielerkünste, chinesisches Schattenspiel und Tänze wechselten mit einander ab. Unter den Geladenen waren die einflussreichsten Obersten der Janitscharen, welche die erklärtesten Widersacher der Zobel- und Ambra-Steuer waren; der Grosswesir hoffte, sich ihrer bei diesem Feste zu entledigen; sie sassen schon im Saale, als sie von einem Vertrauten von dem Mordanschlage Wind erhielten und ihm durch schnelle Entfernung nach Hause entgingen.

Das brachte die Katastrophe. Die Janitscharen empörten sich und drangen in das Sserai ein. Dort erschien schleunigst die Sultanin-Walide Kösem mit schwarzem Turban, in schwarzem

Schleier, von schwarzen Sklaven, die ihr Wind zufächelten, begleitet.

„Ist's billig, solche Unruhen herbeizuführen? Seid ihr nicht alle die gnadengenährten Sklaven dieses Hauses?" fragte sie. Da nahm der alte Wussliheddin weinend das Wort· „Allergnädigste Frau, die Dankbarkeit erlaubt uns nicht länger, dem Verderben des erlauchten Hauses und des Reichs ruhig zuzusehen. Seid gnädig, widersetzt euch nicht, ihr werdet nicht uns, sondern den edlen Gesetzen widerstreben." Die Walide, wiewohl von Mitleid für ihren Sohn Ibrahim erfüllt, hatte dennoch Ursache genug, ihn zu scheuen und zu fürchten. Weil sie ihm wohlmeinenden Rat erteilt, war sie auf der Günstlinginnen Einstreuung aus dem Sserai in den Garten Iskendertschelebi's verwiesen worden und sollte nun nach Rhodus verbannt werden. Sultan Ibrahim hatte ihre Töchter, seine Schwestern Aische, Fatima, Chansade und seine Nichte Kiasade zu wiederholten Malen misshandelt, indem er sie den Günstlinginnen als Zofen zu dienen, ihnen den Kaffee darzubieten und die Giesskanne zum Waschen zu halten zwang. Diese Schmach der Prinzessinnen konnte das Weib, konnte selbst die Mutter nicht vergessen; dennoch trug Kösem noch einmal auf die Fortdauer der Regierung Ibrahims unter der Vormundschaft der Ulema und der Wesire an. Endlich nahm ein gewisser Hanefisade das Wort: „Allergnädigste Frau! Ihr seid nicht nur die Mutter des Sultans, sondern auch die Mutter aller Rechtgläubigen; endet diesen Zustand je eher, je besser. Der Gebetsruf von den Minares der Aja Sofia wird durch den Lärm der Pfeifen und Trommeln, der Cymbeln und Schalmeien, die vom Sserai herüberschallen, übertönt. Die Märkte werden geplündert, Günstlinginnen-Sklavinnen regieren die Welt."

Die Walide versuchte die Empörer noch einmal umzustimmen und sagte: „Wie ist's möglich, ein siebenjähriges Kind (Mohammed IV.) auf den Thron zu setzen?" — „Nach unserer Schriftgelehrten Ausspruche," antwortete Hanefi, „ist's nicht erlaubt, dass ein Grossjähriger, der von Sinnen ist, herrsche, wohl aber ein vernünftiger Knabe; darauf ist der Inhalt unseres Fetwa gegründet: mit einem vernünftigen Knaben fördert ein weiser Wesir die Ordnung der Welt, ein unsinniger grossjähriger

verwirrt dieselbe durch Mord und Schändung, durch Bestechlichkeit und Verschwendung."

„Wohlan," sagte endlich die Walide, „so will ich denn meinen Enkel Mohammed holen und ihm den Kopfband umbinden."

Als die Verschwörer bei Ibrahim eindrangen, fuhr er sie an: „Verräter, bin ich nicht Padischah, was heisst das?" Aber die Antwort lautete: „Nein, du bist nicht Padischah; indem du Recht und Glauben für nichts achtest, hast du die Welt verderbt; du hast deine Zeit mit Spiel und Lust, den Reichsschatz für Nichtigkeiten verschwendet!"

Das Gefängnis, in welches Ibrahim gebracht wurde, bestand nur aus zwei Zimmern, einem Kamine und Abtritte; von oben fiel das Licht durch eine schmale Oeffnung. Die Fenster wurden am folgenden Tage alle, bis auf eines, vermauert, durch welches die Speisen gereicht wurden, und die Aussicht von diesem ging nur auf die gegenüber aufgeführte Mauer des Kanalausgusses. Hier wurde Ibrahim mit zwei Sklavinnen eingesperrt, vor das Thor ward ein eiserner Riegel geschoben und derselbe mit geschmolzenem Blei in den Stein als unzueröffnend eingefügt. So war „zu schmachten verdammt der Zobel und Ambra liebende Wüstling, im harten Kerker, in der Nähe des stinkenden Ausgusses des Sserai; noch gestern Abgott des Sserai, heute dessen Auswurf." Er brach in Verwünschungen und Flüche aus, verfluchend das Volk der Türken wegen ihrer Treulosigkeit gegen ihre Herrscher. Unter diesen Flüchen ward ihm die Kehle zugeschnürt.

Die Sklavinnen und Sultaninnen-Günstlinginnen Sultan Ibrahims zogen sofort nach hergebrachter Sitte der Thronveränderung ins alte Sserai, nur Mahpeiker, „Mondgestalt", oder Kösem, die den Enkel auf den Thron gesetzt hatte, blieb und herrschte nun in seinem Namen. Die Günstlingin Frau Zuckerstück hatte sich die Ungnade der Kösem so sehr zugezogen, dass sie von derselben mit höchsteigener Hand geprügelt, mit ihrer vertrauten Freundin, der Frau Hamida, der Tochter der sultanischen Hebamme, aller ihrer Güter beraubt und nach Ibrim in Nubien ins Elend verwiesen ward. Eine Sklavin Hamidas, welche sich bei der Frau Zuckerstück im Augenblicke ihrer Ergreifung befand, gab sich für die Frau Hamida aus und ward als solche ein-

geschifft, so dass der Sklavin List und Treue ihrer Frau zu statten kam, die zu Konstantinopel gelassen ward. Zwei Vertraute der Frau Zuckerstück wurden über deren Schätze peinlich befragt; es fanden sich zweihundert und fünfzig Beutel an barem Gelde, eine ungeheure Menge von kostbaren Kleidern und Stoffen, allein zweihundert Decken, deren eine mit Perlen gestickt, zwei aus Goldstoff; die in solchem Reichtum geschwommen, wurde ohne Kleider, ohne Geld eingeschifft, vom höchsten Luxus ins tiefste Elend, so dass sie sich glücklich schätzen musste, vom Statthalter Aegyptens fünfhundert Piaster zum nötigen Unterhalte zu erhalten. Ihre Vertrauten wurden hingerichtet, geköpft, erwürgt.

Das Los einer Günstlingin endete häufig so traurig, um besser zu werden, wenn die Günstlingin später, oft nach langen Jahren, als Mutter des regierenden Sultans wieder im sultanischen Harem erscheinen durfte.

Als Sultan Mohammed IV. vom Throne in den Kerker gesetzt ward, wanderte seine, seit dem Tode der Walide, Sultanin Tarchan, der geborenen Russin, allein das Harem und zum Teil das Reich beherrschende Günstlingin, die Sultanin Chasseki Rebia Gülnusch, „Frühlingsrosentrank", eine auf Retimo geborene Griechin, ins alte Sserai. Die Chasseki Rebia Gülnusch beschreibt Hammer als „klein, aber sehr schön, länglichen, weissen Gesichts, blauer Augen, kastanienfarbenen Haares, ausserordentlich einnehmend und geistreich, und ausserordentlich eifersüchtig, aber dennoch teils aus Leidenschaft, teils aus Liebe weit weniger eifersüchtig auf die Günstlinge, als auf die Günstlinginnen des Sultans." Den Grad dieser Eifersucht zu schildern, genüge folgender Zug: Zu Kandilli, „Leuchtendorf", welches durch die ausserordentliche Schönheit seiner Lage die asiatischen Ufer des Bosporus erleuchtet, ergötzte sich Sultan Mohammed IV. oft in einem aufs Meer hinausgehenden Erdsaale an dem schönen Tanze einer tscherkessischen Tänzerin, in welcher die Sultanin-Günstlingin eine gefährliche Nebenbuhlerin sah. Um sich ihrer zu entledigen, bestellte Rebia Gülnusch einen Verschnittenen, welcher im Mohrentanze ein Meister, und beauftragte ihn, dass er bei einem bis an den Rand der Terrasse geführten Tanze die Tänzerin ins Meer stürze, welches unter dem Kjöschke reissend strömte. Des Moreskotänzers

Salto mortale ward für die Günstlingin wahrhaft tötlich. Sie wurde beim Tanze ins Meer hinabgeschleudert, und der Vorfall, der als Zufall gelten musste, bestätigt, „dass bei den Bällen der Sultane auch der Tod mittanzt.“ Unter Ali Köprilis Grosswesirschaft war der Einfluss der Chasseki Rebia Gülnusch auf die Reichsgeschäfte unbedeutend, sonst aber häufig übermächtig. Rebia Gülnusch starb viele Jahre nach der Entthronung ihres Gemahls, am 22 Februar 1716, nachdem sie unter der Regierung der Sultane Suleiman II. und Achmed II., der Söhne Ibrahims I., acht Jahre lang im alten Sserai zugebracht, dann aber unter ihren eigenen beiden Söhnen Mustafa II. und Achmed III. noch zwanzig Jahre lang nicht nur die höchsten Ehrerbietungen als Mutter der regierenden Sultane, sondern auch die allgemeine Hochachtung und Liebe als Erbauerin der Moschee zu Skutari und Galata und als Stifterin eines Speisehauses für Arme genossen hatte.

---

33. Hochzeitsbräuche der Völker in der Türkei.

Armenisches Hochzeitsgebet. — Griechische Hochzeitslieder. — Albanesisches. — Mazedo-Walachen und Rumänen. — Bulgaren. — Serben. — Montenegriner. — Spaniolen. — Arabische Juden. — Jesiden. — Türken. — Beduinen. — Perser. — Kurden. — Der Beweis der Jungfrauschaft. — Die Vorzeigung des hochzeitlichen Betttuches. — Bei den Fellachen in Palästina und Aegypten. — Bulgarische und rumänische Sitten.

Ueber die Hochzeitsbräuche einiger orientalischer Völker habe ich schon in meinem Buche „Vom Kaspi zum Pontus" ausführlich geschrieben. Auch andere Autoren haben diesem Gegenstande genug Aufmerksamkeit gewidmet; so Bodenstedt, Schweiger-Lerchenfeld, Düringsfeld, Ami Boué, Adolf Strauss, Friedrich S. Krauss, Kanitz, Hahn. Endlich veröffentlichte mein Freund D. Theophil Löbel-Efendi, ottomanischer Zensurinspektor, vor wenigen Jahren in Amsterdam ein Buch, in welchem er alles, was über die Hochzeitsbräuche in der Türkei gedruckt worden, nebst vielen von ihm selbst gesammelten Mitteilungen zusammenstellte. Mit Rücksicht auf dieses reiche, vielfach leicht erlangbare Material, glaube ich, mich in diesem Abschnitte kurz fassen und nur das am wenigsten Bekannte hervorheben zu dürfen.

Von den armenischen Gebräuchen, die Bodenstedt erschöpfend geschildert hat, erwähne ich blos das Gebet, das der Priester beim Abschlusse der Ehe spricht: „Ewiger Gott und Schöpfer des Weltalls! Dich bitten und zu Dir flehen wir, der Du voll Erbarmen sorgest für Deine Geschöpfe, nimm, o menschenfreundlicher Herr, unsere Bitten gnädig auf! Wie Du die Ehen unserer Väter geschlossen hast nach dem Gesetze Mosis,

so hast Du nach der Auferstehung und Himmelfahrt Deines Eingeborenen uns ein neues Gebot gelehrt und das heilige Kreuz aufgestellt zur Heiligung der Ehe derer, so an Dich glauben und an Deinen eingeborenen Sohn. Gib auch jetzt, o Herr, durch das allsiegende Kreuz, Kraft und Stärke denen, die auf Dich bauen. Entferne von ihnen den Geist der Heuchelei und des Ungehorsams und alle bösen Lüste; bewahre sie vor Schändlichkeiten, vor dunklen Wegen und vor Unreinheit des Wandelns. Mache, dass dieses Kreuz sei zur Weihe und zur Grundlegung eines festen Grundes, darauf das Gebäude der heiligen Ehe errichtet wird. Schmücke ihr Haupt mit der Krone der Schönheit, sende über sie den Segen der heiligen Dreieinigkeit, welcher ihnen Not thut und ihnen Ruhm bringt und Ehre, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen! Friede sei mit allen! Heiliger und allgepriesener Vater, der Du gesegnet und geheiligt hast dieses Kreuz im Namen Deines Eingeborenen, durch die Hand Deines sündigen Dieners, durch die Segnungen Deines heiligen Geistes: auch jetzt bitte ich Dich, o Herr, sende Deinen heiligen Geist hernieder zur Weihe des Gebäudes, welches ich jetzt hier gründe. Erhalte diese zwei unbefleckt gegeneinander, geleite und führe sie zu der Stunde, in welcher ich die Krone des Ruhmes auf ihr Haupt setzen werde; denn Dir allein ist die Ehre, und Dir allein gebührt der Ruhm und die Macht, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!"

Bei den Hochzeiten der Griechen wird auffallend viel gesungen: Während der Bräutigam bei der Hochzeitstoilette sich wäscht, singt man:

> Waschet den jungen, reichen Mann in einem Silberbecken,
> Die Ente bringt das Wasser und die Elster die Seife.

Während des Rasierens singt man:

> Silbernes Rasiermesser, geh langsam, langsam,
> Bleibe nirgends stecken,
> Dass du nicht das Herz zerbrichst unserem jungen reichen Mann,
> Unserem schönen Stern.

Wenn die Braut gekämmt wird, weint sie heisse Thränen; aus den Kehlen der neben ihr stehenden Freundinnen erschallt folgendes, an Heinrich Heine gemahnendes Lied:

Du hast schönes goldenes Haar, welches herabhängt auf deine Schulter,
Die Engel kämmen es mit goldenen Kämmen.

Während sie angekleidet wird, fährt das Lied fort:

Als deine Mutter dich geboren,
Waren alle Bäume mit Blumen bedeckt,
Und die kleinen Vögel sangen in ihren Nestern.

Nach Beendigung der Toilette endlich:

Heute strahlt der Himmel,
Heute glänzt der Tag,
Heute wird der Adler mit der Taube vereinigt.

Die Braut aber rezitiert mit Vorliebe dieses Lied: „Eine Baumwollenstaude mit ausgebreiteten Zweigen hatte ich in meinem Hof, ich habe sie gepflegt und bespritzt und hoffte, sie stets zu besitzen; aber ein Fremder, ein Einsamer, kam und hat sie mir genommen. Wie oft sagte ich dir, liebe Mutter: Lasse nicht diesen Fremden in deinen Hof. Wie oft sagte ich dir, dass er dich auslacht, dass er dich betrügt, dass er die Baumwollenstaude wegnehmen wird. Wie oft bat ich dich, dass du mich versteckst, Mutter, dass du mich versteckst, dass der Fremde mich nicht nehme!"

Wenn der Priester die Zeremonie der Vermählung vornimmt, spricht er: „Es vermähle sich der Knecht Gottes (folgt der Name) mit der Magd Gottes (folgt der Name) im Namen Gottes, des Sohnes und des heiligen Geistes, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen!" Darauf macht er mit den „Hochzeitskronen" dreimal das Zeichen des Kreuzes über die Braut und sagt: „Es vermähle sich die Magd Gottes mit dem Knechte Gottes im Namen Gottes und des Sohnes und des heiligen Geistes, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen!" Dann legt er die Kronen auf die Häupter der Brautleute.

Vor der Thür des Brautgemachs bringen die Männer ein Ständchen: „Erwache und küsse einen Körper wie eine Cypresse, einen weissen Hals, Brüste wie Zitronen, wie kaltes Wasser." In vielen Ortschaften herrscht die Sitte, dass die weiblichen Verwandten und Bekannten der jungen Frau am dritten Tage nach der Hochzeit zu ihr kommen, um sie zum Brunnen zu führen. Die Neuvermählte schöpft hier mit einem eigens dazu bestimmten Gefäss Wasser aus dem Brunnen und wirft dann in

ihn Esswaren und Brot hinein. Nach einem Rundtanz um den Brunnen kehrt man zurück.

In Cappadocien, erzählt Naumann, herrscht ein Brauch, den Neuvermählten ein Gemisch von Getreide und Münzen über den Kopf hinzustreuen. Ueber das Geld stürzt dann der Tross der Gassenbuben. —

Bei den Albanesen, berichtet Hahn, verlobt man Kinder, so lange sie noch in Wickelbändern sich befinden; ja es geschieht zuweilen, dass die einer Geburt entgegensehende Mutter für den Fall, dass sie einen Knaben oder ein Mädchen zur Welt bringt, schon vor ihrer Niederkunft die Verlobung dieses Kindes zu stande bringt. Den heranwachsenden Kindern wird diese Verlobung erst mitgeteilt, wenn sie das heiratsfähige Alter erreicht haben, nämlich wenn das Mädchen zwölf und der Knabe achtzehn Jahre alt geworden sind. Nicht die Liebe ist die Ehestifterin. Die Albanesen kennen keine Liebe für das gründlich verachtete weibliche Geschlecht. Sie nehmen sich aber zeitig Weiber, um sich zeitig auf die faule Haut legen zu können. Die Frau ist die Arbeiterin und Ernährerin des Hauses; sie ist jedoch mit ihrem Schicksal so vollkommen zufrieden, dass ihr eine zärtliche Behandlung seitens ihres Ehegatten gar nicht recht sein und als eine Entwürdigung desselben erscheinen würde. In Kriegsfällen sind die Albanesinnen treue Gefährtinnen ihrer Männer, sind sie die Sanitätstruppen und nicht selten in Notfällen das entscheidende letzte Aufgebot.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten bei den Albanesen beginnen mit dem Montag der Woche, in welcher die Hochzeit gefeiert wird. Dieser Montag heisst „Mehlmontag“, weil dann der zum Hochzeitsbrot nötige Weizen zur Mühle geführt und unter Gesängen und Gewehrsalven von den Freunden des Bräutigams dorthin begleitet wird. Nach diesem Mehlmontag darf die Hochzeit nur infolge eines Todesfalles oder eines anderen ausserordentlichen unglücklichen Ereignisses verschoben werden. Der Donnerstag ist der „Holztag“ der Hochzeit, denn der Bräutigam lässt alle befreundeten Familien einladen, zu diesem Tage das nötige Holz zu holen. Der im Namen des Bräutigams Einladende sagt: „Ihr seid zum Hochzeitsholz geladen.“ Am Donnerstag in aller Frühe ziehen die Weiber in den Wald, holen das Holz, und in den Händen rote Tücher und Laub schwen-

kend, kehren sie singend ins Dorf zurück und gehen in das Haus des Bräutigams zu einem Schmause. Nach demselben beginnt das Backen, wobei eine Jungfrau, deren Eltern noch leben und die viele Brüder hat, zuerst die Hand anlegt; denn eine solche Jungfrau verbürgt dem Hochzeitspaare Kindersegen, viele Söhne, spätes Alter als Eltern. Unter besonders dafür bestimmten Gesängen fängt man an, das Brot zu kneten. Mit dem Teig geht die Jungfrau zum Bräutigam und schmiert ihn an; er schenkt ihr dafür ein Geldstück. Sie macht dann die Runde bei der anwesenden Gesellschaft, schmiert alle an und bekommt von allen Münzen. Das Geld gehört ihr. Der Bräutigam darf sich erst am Hochzeitstage putzen. Damit aber die Gäste schon jetzt sein Festgewand bewundern können, zieht ein junges Mädchen dasselbe an und zeigt sich so den Gästen. Am Sonntag findet die Vermählung statt. Es sind bei derselben alle befreundeten Familien der Brautleute versammelt. Wenn der Zug des Bräutigams und der Zug der Braut vor dem Hause des Bräutigams angelangt sind, dann erscheint im Hausthor die Mutter des Bräutigams und bewirft unter Glückwünschen zuerst das Brautpaar, dann alle Gäste mit Reis, als dem Symbole der Fruchtbarkeit und des Reichtums.

Die Brautleute müssen beim Ueberschreiten der Thürschwelle Acht geben, dass sie mit dem rechten Fusse ins Zimmer treten. Beim Eintritt hält man ihnen einen Reif vor, durch den sie, sich an den Händen haltend, zusammen durchkriechen. Während ihres Durchkriechens wird der Reif zerbrochen — dies bedeutet Vereinigung bis zum Tode. Gleich nach dem Eintritt entschleiert der „Wlam“, der Brautführer, die Braut, wobei er den Schleier zumeist mit dem silbernen Griff einer Waffe aufhebt. Hierauf beginnt die Trauungszeremonie, bei welcher, wie bei den Griechen, der Beistand — albanesisch: „nun-i“, neugriechisch: „kumbaros“ genannt — die Kronen über die Häupter des Brautpaares hält.

Unter den Liedern, die bei den Hochzeiten gesungen werden, ist dieses kleine charakteristisch. „Der Rabe raubte ein Rebhuhn, was will er mit diesem Rebhuhn? Er will mit ihm spielen und scherzen, er will mit ihm das Leben verbringen.“

Am Montagmorgen führt der Wlam die Neuvermählten in eine Stube und gibt ihnen ein mit Honig bestrichenes Brot zu

essen, als Zeichen, dass sie sich so gut vertragen möchten, wie das Brot mit dem Honig. Darauf bringt die Mutter der Braut dem jungen Paare allerlei Naschwerk und Branntwein; der Schwiegersohn küsst ihr dafür die Hand. Man begibt sich dann in grosser Gesellschaft zur Dorfquelle, wo die jungen Eheleute Wasser schöpfen, um sich gegenseitig anzuspritzen.

Dann sind alle Förmlichkeiten vorüber und am Dienstag Abend tritt der junge Ehemann in seine Rechte. —

Bei den Mazedo-Walachen oder Rumänen in Mazedonien ist, nach Löbel, der Hochzeitstag immer ein Sonntag. Am Donnerstag vor der Hochzeit vereinigen sich frühmorgens alle Freundinnen der Braut; sie reinigen den Weizen und den Reis und schicken einige Burschen zu drei verschiedenen Brunnen, um Wasser für das Hochzeitsbrot zu holen. Während des Tages begibt sich die Braut in Begleitung einiger Freundinnen ins Bad. Freitag werden seitens des Bräutigams Leute zu Pferde in den Wald geschickt, um Holz und zwei grosse Zweige zu holen. Das Holz dient zum Backen des Brotes und zum Kochen der Hochzeitsspeisen, von den zwei Zweigen wird der eine am Kamin des Bräutigamshauses und der andere an jenem des Brauthauses angebracht. Am Abend singt man folgendes Lied:

Meine Mutter will mich nicht vermählen,
Sagt, ich soll sie nicht mehr quälen
Sagt, ich wäre viel zu klein,
Klein, klein wie ein Rebhühnlein,
Ach, Mutter, ich bitte dich,
Verheirate mich.
Ich bin nicht mehr neun Jahre . . .

Sonntags wird Hochzeit — „Numta“ — gehalten.

Bevor der Bräutigam sich zur Hochzeit begibt, kommt der Barbier, dessen erste Operation das Kopfwaschen ist. Währenddessen singen die im Elternhause des Bräutigams versammelten Mädchen und Frauen folgendes Lied: „Zu rechter Zeit kommt der Barbier, wasch mir den Kopf, mein lieber Barbier. Wasche mir meine Arme an der schattigen Quelle. Wasche mir Augen und Antlitz, es wird mir plötzlich so helle. Und ich sehe einen schwarzäugigen Burschen, schön und tapfer im Fechten, und einen Ring hält er in Händen, einen Silberring, einen echten. O tapferer, tapferer Bursche, man hat dich rühmend mir genannt, als der

beste Silberarbeiter im Dorfe bist du mir schon lange bekannt. Ich gebe dir eine silberne Münze, für die Frau, am Halse zu tragen."

Nach dem Kopfwaschen wird der Bräutigam rasiert, dabei singen die Versammelten: „Zu rechter Zeit kommt der Barbier, er soll den Bräutigam rasieren. Barbier, so wahr du lebst, du machst mir ihn schön, schön, für den Nun und den Fartat, und für die Frau noch schöner. Schaut nur an seine Augenbrauen, gleich dem Himmel mit den Sternen; schaut nur an seine Stirn, glücklich, der sein Vater ist; schaut nur an seine Nase, glücklich, der ihn sein nennt; schaut nur an seine Zähne, glücklich die seine Eltern sind; schaut nur an seinen Hals, es scheint, er ist eine Torte; schaut nur an seine Brust, es scheint, sie ist eine schöne Nachtigall; schaut ihn nur mit dem Gürtel an, er scheint wie ein Pferd mit Zügeln."

Nach dem Rasieren wenden sich die Sängerinnen dem Bräutigam zu und tragen ihm nachstehendes Lied vor: „Deine Mutter ist schön, wie des Morgens der Morgenstern, das Gesicht strahlt so, mit dem geschmückten Tuch. Zu dir gingen wir, da trafen wir uns beide am Wege, der Weg war eng für beide, hast abgelenkt vom Wege, wir sollen nicht erstickt werden; nimm heraus den Beutel und mach ein Geschenk, ein Halsband mit einem Schlösschen, die Braut trage es am Halse, nicht dass ich's will, nicht dass ich's verachte, ich gebe darauf das Siegel und versiegele es." — Beim Weggehen der Braut aus dem Elternhause zur Kirche halten zwei Frauen eine Torte — „Kaniskulu" — über den Kopf der Braut, und eine dritte Frau, welche hinter der Braut steht, hat eine Flasche Wein in der Hand.

Bei der Verabschiedung der Braut von ihren Eltern und Geschwistern wird folgendes Lied gesungen: „Weine nicht, Frau und Braut! Weine nicht! Du schadest deiner Schönheit!" — „Es soll ihr schaden, wozu brauch' ich sie denn? Ich werde weinen! ... Wie mein Vater um mich weint, werde ich weinen!" ... Dieselben Worte werden immerfort wiederholt, blos ersetzt man den Vater durch die Mutter, die Brüder, die Schwestern. Das Gedicht schliesst dann „Ich weiss nicht, wie es mir ergehen wird, ich werde weinen!" . . .

Wenn der Hochzeitszug vor dem Hause der Neuvermählten angelangt ist, trägt die Mutter des Bräutigams der Braut ein

Kind entgegen. Es ist das Symbol des heiligen Zweckes der Ehe. Die Braut nimmt das Kind in ihre Arme und küsst es; darauf wird ihr ein zweites und endlich ein drittes Kind überreicht, und sie thut immer dasselbe. Beim Betreten der Hausthür wird ihr ein Teller mit Butter dargereicht, sie nimmt mit ihren Fingern ein wenig Butter und bestreicht damit die Schwelle und die Thürpfosten. Nachdem sie sich mit einem ihr verabreichten Handtuch die Butter von den Händen abgewischt hat, erhält sie einen Apfel, in welchen, den Vermögensumständen nach, Gold- oder Silbermünzen eingesteckt sind. Beim Anbruch der Nacht versteckt sich der Bräutigam im Brautgemach. Die Braut wird nach vielem Zureden dorthin gebracht. An der Thür noch zögert sie und will nicht hineingehen; sie wird mit Gewalt hineingestossen und die Thür von aussen abgeschlossen. Mittwoch früh begibt sich die junge Frau in Begleitung einiger Frauen und Musikanten zum Brunnen, aus dem sie ein Gefäss mit Wasser füllt; nachdem dies geschehen, beschmiert sie den Brunnen mit der von ihr mitgebrachten Butter

Bei den Bulgaren ist der Hochzeitstag ebenfalls immer ein Sonn- oder Feiertag. Nach der Trauung tritt der Pathe zum Bräutigam und gibt ihm einen Knaben auf die Hände, während die Pathin der Braut ein Mädchen auf die Arme legt. Am Abend entschwindet das junge Paar in die Hochzeitskammer, die Gäste aber jubeln ungestört fort bis zum Morgen. Nach Sonnenaufgang kommt das Ehepaar wieder unter die Gäste, und der junge Ehemann verkündet laut und jubelnd, dass es ihm gelungen, die Unschuld seiner Braut zu bezwingen. . . Nach dieser Erklärung wandert alles zum Brunnen des Hauses, wohin zwei Mädchen je einen Kessel an einer über die Schulter gelegten Stange tragen. Der Brautführer füllt am Brunnen die beiden Kessel mit Wasser und stellt sie unter einen Baum, worauf er eine Handvoll kleiner Münzen in jeden Kessel wirft. Dann bricht er zwei grüne Zweige vom Baum und reisst mit denselben das Kopftuch der jungen Frau herunter. Ist dies geschehen, dann tanzen die Brautführer und die junge Frau dreimal um die Kessel herum, wobei die Jungvermählte die Kessel mit dem Fuss umstösst. —

Bei den Serben, diesem liederfrohen, liederreichen Volke, sind die Hochzeitsfeste natürlich vom Gesange beherrscht.

Merkwürdigerweise besingen die serbischen Lieder weniger die glückliche als die unglückliche Liebe und Ehe. So heisst es in einem Liede:

Hoher Schnee fällt am Sanct Georgstag,
Ach, kein Vöglein über den Schnee zu fliegen vermag,
Doch das Mädchen flieht über den Schnee,
Fürchtet nicht Schnee, fürchtet nicht Weh.
Klagt: An den Füssen friert es mich nicht,
Ob sie auch nackt sind. Aber mir bricht
Das Herz und will mir schier erfrieren,
Doch die Mutter mag's nicht rühren,
Mich friert vor der eignen Mutter mein,
Die will, ich soll einen Alten frei'n.

Andere Lieder beschäftigen sich gerade in diesem hehren Momente mit Untreue und Unkeuschheit; ein Volkslied klagt:

Weh dem Land, wo Heere weilen,
Wo Mädchen selbst zu Männern eilen.
Und es sagen die Männer zu der, die sich selbst entehrt.
Wärst wohl nicht gelaufen, wärst du nur etwas wert.

Am Morgen vor der offiziellen Verlobung kommt in Serbien der Bräutigam zu seiner Auserwählten und überreicht ihr einen mit einigen Goldmünzen geschmückten Apfel, Jabuka, den das Mädchen ergreift, um dann schnell zu ihrer Mutter zu eilen. Nach dem Apfel heisst das Brautgeschenk und jedes Geschenk überhaupt: „Jabuka".

Es ist merkwürdig, bemerkt Löbel-Efendi nach Ernst von Dombrowski, dass sich gerade bei den Serben die Sitte des Apfels bei der Verlobung erhalten hat, und nicht bereits wie bei den anderen viel mehr konservativen Stämmen von dem abendländischen Verlobungsring verdrängt ist, denn es heisst bereits in einem etwa aus dem achtzehnten Jahrhundert stammenden Volksgesange:

Einen Apfel gibt als Liebespfand man,
Das Basilikum zum Wohlgeruche;
Doch den Ring nur gibt man zur Verlobung

Ein anderes serbisches Lied lautet:

Auf der Wiese, unterm Ahorn, rieselt die Quelle,
Kommt daher ein junges Mädchen, Wasser zu schöpfen;
Unter Belgrads weisse Wälle trägt sie Wasser.
Einen goldnen Apfel tragend, tritt zu ihr Mirko:

„Nimm, o Mädchen diesen Apfel, werde die Meine!“
Und das Mädchen nimmt den Apfel, wirft ihn zurücke:
„Will dich nicht, noch deinen Apfel, gehe von hinnen!“

Auf der Wiese, unterm Ahorn, rieselt die Quelle.
Kommt daher ein junges Mädchen, Wasser zu schöpfen;
Unter Belgrads weisse Wälle trägt sie das Wasser.
Einen goldnen Halsschmuck tragend, tritt zu ihr Mirko:
„Nimm, o Mädchen, diesen Halsschmuck, werde die Meine!“
Und das Mädchen nimmt den Halsschmuck und wirft ihn zurücke:
„Will dich nicht, noch deinen Halsschmuck! Gehe von hinnen!

Auf der Wiese, unterm Ahorn, rieselt die Quelle.
Kommt daher ein junges Mädchen, Wasser zu schöpfen;
Unter Belgrads weisse Wälle trägt sie das Wasser
Einen goldnen Ring in Händen, tritt zu ihr Mirko:
„Nimm, o Mädchen, diesen Ring hin, werde die Meine!“
Und das Mädchen nahm den Ring an, steckt an die Hand ihn:
„Will dich wohl samt deinem Ring! Ich bin die Deine!“

Bei der Hochzeitsfeier dauert das Gelage die ganze Nacht. Wenn die Gäste sich zu zerstreuen anfangen, dann tritt die junge Frau, die „Mlada“, an die Thürschwelle und küsst jedem Weggehenden die Wange, wofür ihr dann jeglicher ein kleines Geschenk, zumeist bares Geld, in die Hand drückt. In einigen Gegenden giesst die serbische junge Frau am frühen Morgen nach ihrer Hochzeitsnacht den Gästen Wasser auf die Hände und reicht das Tuch zum Abtrocknen. Zum Lohn dafür erhält sie das „Begiessgeld“, Poljevacika, welches man in die Waschschüssel wirft. Die Erfrischung ist wohl nötig; denn bei den Hochzeitsfesten der Serben geht es ausserordentlich lustig her; das Sprichwort: „Wie eine serbische Hochzeit“, gebraucht man, um wüste Jubelei auszudrücken. —

Die Hochzeitsbräuche der Montenegriner unterscheiden sich von denen der anderen Südslaven. Die Stellung des montenegrinischen Weibes bezeichnet ein eigenes Sprichwort. „Du bist nicht einmal so viel wert wie ein Mädchen!“ Ein anderes Sprichwort sagt: „Männer schlägt man mit dem Kugelrohr, Weiber aber mit dem Pfeifenrohr!“ wobei zu bemerken ist, dass ein Schlag mit dem Pfeifenrohr, wenn er einem Manne zugefügt wird, für die grösste Beleidigung gilt und nur mit Blut getilgt werden soll. Selbst ein wohlhabender und nach Landessitte und nach Landesglaube gebildeter Montenegriner kann nicht

umhin, bei der Vorstellung seiner Frau zu sagen: „Entschuldigen Sie, es ist meine Frau!“ . . . Ob hier nicht ein Missverständnis vorliegt, lasse ich dahingestellt. Es könnte auch eine blose Redensart sein, etwa wie man im Deutschen sagt: „Gestatten Sie, meine Frau vorzustellen.“ Nach der Trauung wird der jungen Frau vom Schwiegervater ein Kind dargereicht; sie liebkost und hätschelt es zum Zeichen, dass sie von jetzt ab ihre zukünftige Mutterrolle versteht; mit dem Kinde auf dem Arme tritt sie in den Saal, unter die Gäste. Man bringt ihr hier einen Korb mit Früchten, die sie unter die Anwesenden verteilt. Auch darin liegt eine Bedeutung: es soll als Symbol dienen, dass der Wohlstand mit ihr ins Haus gezogen sei.

Von den arabischen Juden sagt Löbel-Efendi, dass sie die Sitten, Gebräuche, Sprache und Tracht der Araber angenommen haben. Das weibliche Geschlecht lebt bei ihnen in strengster Abgeschlossenheit, im Harem, aus welchem nur wenige, und dann auch nur mit dicht verschleiertem Gesicht, herauskommen. Im Gegensatze zu den frommen abendländischen Jüdinnen, welche ihr Kopfhaar nach der Hochzeit kurz abschneiden und den Rest fortan mit einem Kopftuch verhüllt tragen, lassen die spanischen Jüdinnen in der Türkei ihr Kopfhaar unberührt und tragen es frei. Dagegen verhüllen die arabischen Jüdinnen ihren Hals, die spanischen thun auch dies nicht. Geheiratet wird bei den arabischen Juden in sehr jugendlichem Alter. Besonders das weibliche Geschlecht nimmt zeitig das Joch der Ehe auf sich; man findet hier häufig Mütter, welche noch nicht das zwölfte, und Grossmütter, welche noch nicht das fünfundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt haben.

Die Polygamie, welche die Bibel nicht verboten hat, herrscht bei den arabischen Juden, doch nicht in derselben Häufigkeit wie bei den Mohammedanern; den Bann des Rabbi Gerson, der die Vielweiberei verworfen hat, erkennen sie nicht an. Während seines mehr denn vierjährigen Aufenthalts in Arabien hatte Löbel mehrere Juden kennen gelernt, welche zwei Frauen zugleich hatten. Löbel kannte in Bagdad einen Juden, dem seine erste kinderlose Frau zur zweiten Gattin ihre eigene Nichte anempfohlen hatte. Wie froh und glücklich schätzte sich die erste Frau, als ihre Nichte den Onkel und gemeinsamen Gatten zum Vater machte! . .

Die Hochzeitsbräuche der arabischen Juden sind in der Türkei dieselben wie jene ihrer mohammedanischen Mitbürger,

nur dass hier statt des Imams der Rabbiner, der „Chacham“, die Ehe nach den mosaischen Gesetzen schliesst. Die Heiraten bei den spaniolischen Juden werden, abgesehen von den Liebesheiraten, die seltener als anderswo vorkommen, durch Vermittler zustande gebracht. Die Heiratsvermittler, grösstenteils Rabbiner, geben sich alle Mühe, jedem Manne ein Weib und jedem Weibe einen Mann zu verschaffen. Sie überbringen die gegenseitigen Anträge und verhandeln über Mitgift und Aussteuer. Für ihre Vermittlung erhalten sie drei Prozent von der Mitgift, hiervon zahlen ein Prozent die Eltern der Braut und zwei Prozent gibt der Bräutigam. Wenn zwei befreundete Familien den Beschluss fassen, ihre Kinder miteinander zu verheiraten, so wird doch immer noch eine dritte Person zur Vermittelung herangezogen, welche die Anträge überbringt und über alles unterhandelt. Im Uebrigen warten die Heiratsvermittler nicht erst ab, dass sie gerufen werden. Kaum erblicken sie in ihrem Heiratskandidaten-Merkbuche einen jungen Mann, von dem sie vermuten, dass er hinreichend genug verdient, um eine Frau ernähren zu können — und dazu braucht man dort nicht sehr viel — so überfallen sie ihn mit allerlei Anträgen und legen ihm ein ganzes Mädchenverzeichnis vor, aus welchem er nur zu wählen hat. Die Eine wird ihm schöner, liebenswürdiger und reicher als die Andere geschildert; kurz, alles Beste wird gesagt, allen seinen Wünschen entgegengekommen. Die Hauptsache ist, den Jüngling zu gewinnen; mit seinen Eltern und den Eltern der Braut wird ein Vermittler leicht fertig. Die allerwenigsten Schwierigkeiten machen die Eltern der Braut, namentlich wenn sie nicht reich sind. Die Eltern des Bräutigams aber legen das Hauptgewicht auf die Mitgift. Bei den spanischen Juden, wie übrigens im allgemeinen in der Türkei, gibt es so viele Mädchen, dass die Eltern sich glücklich schätzen, wenn sie ein Mädchen loswerden können. Die Heiratsvermittler lassen einen Heiratskandidaten, wenn sie ihn einmal erwischt haben, nicht los, ehe er versprochen hat, sich auf Brautschau zu begeben. Die erste Begegnung der jungen Leute findet gewöhnlich bei einer verabredeten Promenade oder bei einer im Elternhause des Mädchens veranstalteten Zusammenkunft statt.

Die Verlobung — spaniolisch: „Esposoris“ — findet im Kreise der Verwandten und intimsten Freunde im Elternhause

der Braut statt. In Gegenwart von Zeugen wird ein Vertrag aufgesetzt, in welchem die Bedingungen, unter welchen die Ehe geschlossen wird, enthalten sind. Hierauf liest der Rabbiner den Zeugen und den Brautleuten diese Bedingungen vor und lässt sie einen Eid leisten, auf dass sie sich einander heiraten werden, widrigenfalls die sich zurückziehende Partei der anderen eine gewisse Summe Geldes zu zahlen habe. Diese Zeremonie heisst „Kinian“ und wird vollzogen, indem der Rabbiner erst dem Bräutigam und dann der Braut das eine Ende eines Taschentuchs zu halten gibt, während er das andere hält. Er spricht dabei Folgendes: „Du verpflichtest dich, dieses schöne Mädchen — folgt der Name — Tochter des N. N., nach den Gesetzen Moses' und unter den schriftlich festgesetzten Bedingungen zu heiraten.“ Das Gleiche sagt er der Braut. Nachdem die Brautleute „ja“ gesagt haben, lassen sie das Tuch los und unterfertigen den Verlobungsvertrag, welcher von den Zeugen gegengezeichnet wird. Dann bestimmt man den Hochzeitstag und der Vater der Braut übergibt seinem zukünftigen Schwiegersohne einen Teil der versprochenen Mitgift. Wenn nach dieser Verlobungs-Zeremonie irgend ein Hindernis eintritt, welches die zweite Zeremonie, die Eheschliessung, zu feiern verhindert, sind die Brautleute derart gebunden, dass nur eine regelrechte, den mosaischen Gesetzen entsprechende Scheidung das Bündnis auflösen kann.

In der Zeit zwischen Verlobung und Hochzeit steht es dem Bräutigam frei, seine Braut so oft er will zu besuchen. Er kann sogar mit ihr ausgehen oder ausfahren, doch immer in Begleitung ihrer Mutter, einer älteren Schwester oder eines Bruders. Wenn der Hochzeitstag auf einen Sonntag festgesetzt ist, beginnen schon am Freitag die Hochzeitsaufrufe, „Pregon“ genannt. Der Pregonero, der Aufrufer, begibt sich Freitag in die von den Brautleuten bewohnten Häuser und Samstags, während der Gebetsstunden, in die Synagoge und verkündet die am Sonntag stattfindende Hochzeit.

In Konstantinopel wie in anderen, von spanischen Juden bewohnten Gegenden, ist es Sitte, dass die Jungvermählten, gleich nach der Trauung, über einen mit frischen Fischen gefüllten Teller dreimal hinüberspringen. Es ist dies ein Symbol der reichen Fruchtbarkeit; und die Eheleute entsprechen ge-

wöhnlich der Erwartung. Am Samstag, welcher der Hochzeit folgt und „Schura“ oder „Suschbin-Sabbat“ heisst, begibt sich der Neuvermählte, welcher während der ganzen ersten Woche den Namen „Hattan“ führt, mit seiner jungen Gattin, ihren und seinen Eltern in die Synagoge. —

Von besonderem Interesse sind die Hochzeitsbräuche der Jesiden oder Teufelsanbeter. Man hat behauptet, dass die Jesiden einen Hahn oder Pfau, genannt „Melek Ta-Uss“, „König Pfau“, anbeten. Ihre Frauen ermangeln nicht einer gewissen Schönheit, sie sind die treuen Begleiterinnen ihrer Gatten, deren arbeitsreiches und gefahrvolles Leben sie teilen; sie werden wohlwollend behandelt und dürfen sich ohne Furcht vor Beleidigungen ihren traditionellen öffentlichen Abwaschungen widmen. Das Gesetz erlaubt streng nur eine Frau, indessen haben die Häuptlinge mehrere Frauen; Konkubinen sind jedoch verboten. Die Ehe zwischen Verwandten ist gestattet. Die Frau kann wegen schlechten Betragens heimgeschickt werden, und der Mann ist, mit Zustimmung des Scheichs, autorisiert, von Neuem zu heiraten, während der Frau dies verwehrt ist. Unter „schlechtem Betragen“ der Frau ist nur Ehebruch zu verstehen. Früher, als die Jesiden selbst ihre Angelegenheiten leiteten, war für die ehebrecherische Frau Todesstrafe bestimmt, während ein ehebrecherischer Mann frei ausging. Nach der Gewohnheit, die herrschte, war die Frau dem Manne einfach verkauft. Daher das ausschliessliche Eigentumsrecht, welches die Strenge gegen die Frau rechtfertigte, falls sie sozusagen den Kontrakt brach. Die Eltern verlangten ehemals eine grosse Summe für ihre Töchter; und da die Jesiden nicht reich sind, blieben viele Mädchen unvermählt. Dieser in den Provinzen des Orients so seltene Zustand war die Quelle zahlreicher Klagen der Armen der Gemeinde. Die Ehe ist auch bei den Jesiden eine Gelegenheit für Feste. Sie sind vor allem durch keine religiöse Zeremonie geheiligt, die Oeffentlichkeit, die man ihnen gibt, ist ihre einzige Konsakration. Bräutigam und Braut erscheinen vor dem Scheich, der ihr gegenseitiges Einverständnis zur Kenntnis nimmt. Der Bräutigam schenkt seiner Braut einen Ring oder ein Geldstück. Darauf bestimmt man einen Tag für die Unterhaltungen, und an diesem Tag trinkt man Sorbet und tanzt, wobei es je nach dem Vermögen der Gastgeber fett oder mager hergeht. Löbel-Efendi

schildert nach Layard folgendermassen eine Jesidenhochzeit: Die Kawals spielen auf ihren Instrumenten; die Braut, bedeckt mit einem Schleier vom Kopf bis zur Sohle, und versteckt hinter einem Vorhang in einem Winkel des Zimmers, muss so während dreier Tage verbleiben; dann holt sie der Gatte aus ihrem Versteck. Der Hof des Hauses ist während der Feste erfüllt von Tänzern, und Tag und Nacht hört man nichts als die fröhlichen Rufe der Frauen, das Gelärm des Tamburins und das Pfeifen der Flöten. Am dritten Tag frühmorgens sucht man den jungen Gatten, führt ihn im Triumphe von Haus zu Haus und gibt ihm überall ein kleines Geschenk. Dann stellt man ihn inmitten der Tänzer. Endlich sperrt man ihn in ein dunkles Zimmer und gibt ihn erst frei gegen Lösegeld. —

Bei den Türken besteht die Verlobung — türkisch: „Nischan, Nischanlanma", das Zeichen genannt — im Abschliessen eines Vertrags, in welchem das gegenseitige Eheversprechen enthalten ist, und ausserdem die Summen, welche bar und auf Schuldschein zu zahlen sind, bezeichnet werden. Beim Abschliessen dieses Vertrages wird auch der Hochzeitstag bestimmt. Die Braut, „Gelin" oder „Nischanlykyz", sendet dem Bräutigam, „Güweji" oder „Nischanly", ein schönes seidenes Paket — „Boghtscha" — enthaltend: Taghemden, Taschentücher, Schlafrock, Shawl, silberne Tabaksdose; der Bräutigam schickt der Braut nur Silbergegenstände, wie Spiegel im Silberrahmen — dieser darf nie fehlen — und Schmuckkästchen . . .

Während der ganzen Zeit ihres Verlobtseins dürfen die Brautleute einander nicht sehen. Die Vermittlerin, und dies seit kaum dreissig Jahren und nur in den grösseren Städten, bringt indess hie und da ein Rendezvous zustande. Der Bräutigam sieht dabei seine Braut nur durch den Schleier und — in einer gewissen Entfernung. Er darf ihr nicht zu nahe kommen, noch weniger sie ansprechen. Von Eltern geschlossene Verlobungen zwischen Kindern im Alter von fünf und sechs Jahren, wie dies früher oft der Fall war, kommen heute selten vor. Die Hochzeit — „Düjün" — wird in beiden Häusern, beim Bräutigam und bei der Braut, gefeiert; und den Vorschriften getreu, befinden sich die Frauen im Harem, die Männer im Selamlik.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten dauern gewöhnlich fünf Tage· von Montag bis Freitag. Mittwoch wird die Braut mit grossem

Pomp ins Bad geführt, wohin alle Freundinnen, aber auch die armen Frauen des Stadtviertels, in dem die Braut wohnt, eingeladen werden. Am Donnerstag früh verlässt die Braut in Begleitung ihrer Mutter, Schwestern, Verwandten, Dienerinnen, Sklavinnen, Nachbarinnen, Gäste und der Abgeordneten des Bräutigams ihr Elternhaus, um sich in das Haus ihres baldigen Herrn und Gebieters zu begeben. Nicht die Brautleute selbst, sondern zwei von ihnen ernannte Stellvertreter — „Wekil" — schliessen in ihrem Namen die Ehe. Der Imam spricht unter anderen folgende Gebete bei der Eheschliessung. Er zitiert den Satz des Korans. „Die Heirat ist mein Gesetz, und wer mein Gesetz verkennt, den verkenne ich." Dann fährt er fort: „Allah, lasse dies Bündnis nur von Glück und Segen begleitet sein. Lass walten Frieden und Häuslichkeit zwischen den Eheleuten, mögen stets Liebe und Ruhe in ihrer Familie herrschen. Aber niemals Streit und Entfremdung, Widerwille und Hass! O Allah, vereinige sie, wie Du einst Adam und Eva vereinigt hast; wie Du Mohammed — Friede sei mit ihm! — mit der grossen Chadidsche — Gott sei mit ihr zufrieden! — und wie Du einst Ali mit Fatma — Gott schenke ihm den Frieden und sei mit ihr zufrieden! — vereinigt hast. O Allah, gib den neuen Eheleuten gute Kinder, langes Leben und grossen Reichtum! O unser Herr, gib uns Freude von unseren Gattinnen und unseren Kindern und führe uns auf Pfaden der Frömmigkeit! O unser Herr, schenke uns das irdische und das himmlische Glück und bewahre uns vor der Strafe der Hölle! Gebenedeit sei Allah, der Herr der Welt! Friede sei dem Propheten und Lob sei Gott!" Dann: „Gebenedeit sei Allah, der in seinem Buche gesagt hat: „Heiratet eure Jungfrauen!" Friede und Segen sei über unseren Propheten Mohammed, der die Armen und die Waisen liebt! Friede und Segen über des Propheten Familie und seine Jünger, die gross und allwissend sind. Beliebe Allah, der die Quelle des Segens und des Glückes ist, die Ehe, welche wir jetzt geschlossen haben, zu segnen und zu beglücken!" — Die Anwesenden sagen: Amen! — — „Dass der Herr den jungen Eheleuten langes Leben, Gesundheit und Wohlhabenheit und beider Welten Seligkeit gewähre!" — Amen! „Dass der Herr mit Erfolg alle ihre Thaten in dieser Welt kröne, und dass er ihnen alles zuteil werden lasse, was zum

Glücke jener Welt führt!“ — Amen! — „Dass Gott zwischen den Neuvermählten Eintracht und Liebe walten lasse!“ — Amen! — „Dass Gott sie würdig halte, sie in die Reihen der Frommen, der Gottestreuen, der Weisen und der Heiligen aufzunehmen.“ — Amen! — „Dass Gott sie glücklich mache, sie und ihre Kinder, und dass ihre Nachkommen bis zum jüngsten Tag leben!“ — Amen! — „Dass Gott die hier anwesenden Gläubigen der Seligkeit in beiden Welten teilhaftig werden lasse, und dass sie sich eines langen Lebens erfreuen mögen!“ — Amen! — „Dass Gott unseren Padischah, den Beherrscher aller Gläubigen, erhalte, auf dass sein Reich bis zur Auferstehung währe, und dass unserem Padischah und Kalifen, durch Vermittelung unseres Herrn des Propheten, ein langes Leben beschieden sei!“ — Amen! — „Gelobt sei Gott, der Schöpfer der Welt, Amen!“

Der Schlussakt: Nach dem Abendgebete und nachdem er seinen Eltern die Hände geküsst, schleicht sich der Bräutigam ganz verstohlen in das Brautgemach, wo seine Gattin verschleiert und in Gesellschaft einer Jenge kadyn, einer alten Matrone, seiner harrt. Kaum tritt der Bräutigam ins Schlafgemach ein, so steht die Jungvermählte auf; er eilt auf sie zu, nimmt sie bei der Hand und fragt sie um ihren Namen. Sie antwortet nicht sogleich; er wiederholt seine Frage und nun nennt sie sehr leise ihren Namen. Er bittet sie um Erlaubnis, ihr den Schleier abnehmen zu dürfen; sie schaut beschämt zur Erde und gibt keine Antwort. Er wiederholt nochmals seine Bitte, und da ebenfalls keine Antwort erfolgt, nimmt er ihr den Schleier ab und überreicht ihr das Hochzeitsgeschenk — das „Jüz Görümlük“, wörtlich „das Gesicht sehen“ — gewöhnlich einen kostbaren Ring; sie ergreift rasch seine Hand und küsst sie.

Langsam fasst sie Mut und beginnt, sich mit ihrem Gatten zu unterhalten. Während dessen bereitet die Matrone dem jungen Paare das Hochzeitsessen; sie serviert ihnen den schwarzen Kaffee und, nachdem ihr ein Trinkgeld verabreicht worden ist, zieht sie sich zurück . . .

Als solche mohammedanische Gebräuche, welche von den türkischen abweichen, erwähnt Löbel-Efendi zunächst einige arabische, nach Mitteilungen von Burckhardt, der über das Liebesleben und die Hochzeitsgebräuche der Araber, insbesondere der Wüstenaraber, der Beduinen, interessante Mitteilungen gemacht

hat. Nach Burckhardt sind die Beduinen vielleicht das einzige Volk des Morgenlandes, unter welchem es echte Liebespaare im eigentlichen Sinne gibt. Regelmässig, wenn dem Beduinen Gefahr oder Kampf droht, verabschiedet er sich von seiner Frau oder seiner Geliebten mit dem schönen Worte: „Ich gehe in den Kampf und Tod für deine Augen." Und in einem Beduinenliede, das vom Kampfe singt, heisst es:

Blutig will ich meine Lanze färben,
Für das Auge meines Mädchens will ich sterben.

Den Zügel des ersten Rosses, das er erbeutet hat, schlingt der Krieger um die Hand seines geliebten Weibes.

Während in den Städten die mohammedanische Sitte die beiden Geschlechter auseinanderhält, wird bei den Beduinen zwischen ihnen ein freier Verkehr gestattet. Man lernt sich kennen, und die Liebe, wenn sie in zwei Herzen entsprosst, blüht fort durch Jahre, bis sich beide Zweige zu einem Baum vereinigen. Aber alles geschieht in ehrsamster Weise, selten oder richtiger niemals kommt auch nur die geringste Verletzung des Anstands vor. Der Bräutigam bringt ein Lamm vor das Zelt der Braut und schneidet dem Opfer hier vor Zeugen den Hals ab. So wie das Lammblut zur Erde tröpfelt, gilt die Ehe als geschlossen. Es folgen Tänze und Schmausereien. Beim Anbruch der Nacht begibt sich der Bräutigam in ein Hochzeitszelt, das eigens aufgeschlagen wird, und erwartet hier seine Braut. Das Mädchen aber sucht absichtlich in seiner Verschämtheit in ein falsches, ihr befreundetes Zelt zu gelangen, bis einige Frauen sie einfangen und zum Bräutigam zerren, der sie mit Gewalt zu sich hineinzieht. Wenn sie hineingelangt ist, muss die junge Frau einen Schreckensschrei ausstossen; dies aber darf nur ein Mädchen thun — für eine Witwe, die schon der Ehe Mysterien kennt, ist es nicht schicklich, weil unehrlich.

Bei den Beduinen des Sinaiberges wird das von der Weide heimkehrende Mädchen — dort sind alle Mädchen Hirtinnen — von dem Verliebten und seinen Helfershelfern überfallen und gewaltsam zum Zelte ihres Vaters geführt, wo der Räuber ihr einen „Aba" genannten Mantel überwirft und dabei sagt: „Es soll dich niemand bedecken als ich." Hierauf führt man die

noch immer sich wehrende Braut, nachdem der Bräutigam sie neu gekleidet und reich geschmückt hat, auf einem Kamele in das Zelt des Bräutigams. Ist der Jungfrau der Ehemann wirklich nicht recht, so kann sie am nächsten Morgen seiner wieder ledig werden; sie braucht blos zu ihren Eltern zu fliehen. Ist sie aber mit ihrem unverhofften Lose — denn nicht immer liegt ein Einverständnis vor — zufrieden, so muss sie vierzehn Tage lang im neuen Hause bleiben, ohne einen Schritt aus demselben zu thun. Höchstens sind ihr nächtliche Ausgänge gestattet.

Bei einigen Sinaistämmen geschieht es, dass das Mädchen nach dem Zugedecktwerden mit der Aba ins Gebirge flieht und sich suchen lässt. Bis der Bräutigam die Braut findet, vergeht der Abend — es wird dunkle Nacht, und das Paar feiert die Hochzeitsnacht im Freien. Graut der Morgen, flieht die Frau wieder und zwar in das Elternhaus. Dort bleibt sie tagsüber; nur nachts gibt sie ihrem Gatten Rendezvous. Erst wenn sie sich Mutter fühlt, geht sie in ihres Gatten Zelt.

Bei den Sinaibeduinen muss der Bräutigam dem Vater der Braut einen Preis zahlen, je nach der Familie und der Schönheit der Erwählten, etwa von zwanzig bis hundert Mark. Witwen und Geschiedene gelten die Hälfte des von ihrem ersten Manne gezahlten Preises.

In manchen Gegenden sind wiederum die Mädchen billiger dagegen die Witwen und Geschiedenen teurer. Und es kommt vor, so bei den Beduinen im Dschebel Schammar, dass man die Mädchen auch umsonst auf kurze Zeit an Fremde verheiratet, damit sie nach deren Abreise als Witwen oder Geschiedene gelten können. —

In Persien gehen, wie Dr. Polak erzählt, die Mädchen vom neunten Jahre an nur noch verschleiert aus. In den weniger bemittelten Familien trachtet man, sie schon in ihrem zehnten oder elften Jahre zu verheiraten; ja, es sind noch in neuerer Zeit Fälle bekannt geworden, wo nach erkauftem Dispens des Priesters die Verheiratung schon im siebenten Lebensjahre stattfand; in guten Häusern jedoch werden die Töchter erst im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren ausgestattet. Der, welcher ein Mädchen zur Frau begehrt, muss den Eltern desselben einen Kaufpreis — „Schir-e-buha“, Milchpreis — bezahlen, und ausserdem der Braut, je nach ihrer körperlichen Schönheit und Ent-

wickelung, ein bedeutendes Heiratsgut — „Maerieh" — verschreiben. Der Cessionspreis erreicht bisweilen die Summe von 500 Dukaten. Daher verwenden die Eltern auf Pflege, Nahrung und Kleidung der Mädchen alle mögliche Sorgfalt, sollten auch die übrigen Hausgenossen darben müssen. Bei einem körperlich schöngebildeten Mädchen wird selten nach Familie und Abstammung gefragt, sie kann die Frau eines Stammhauptes, des angesehensten Staatsbeamten, ja des Königs selbst werden, wie tägliche Beispiele beweisen. Häufig werden die Kinder in der Wiege für einander bestimmt, besonders Vetter und Base; Familienheiraten bilden sogar die Regel. Vor der Hochzeit begibt sich die Braut in Begleitung ihrer Gespielinnen ins Bad; zu dieser Gelegenheit schickt ihr der Bräutigam eine Quantität Hennah zum Färben der Haare und Nägel. Auch der Bräutigam verfügt sich, von seinen Freunden begleitet, ins Bad. Nach der Eheschliessung wird die junge Frau von ihren Genossinnen ins Haus des Mannes geleitet, der sie nun endlich zum ersten Male zu sehen bekommt. Der Anstand verlangt, dass er sie mit Gewalt entschleiere, und dass sie dabei Widerstand leiste. In dem Momente, wo sich der Schleier lüftet, ruft der Mann: „Bismillah errahman errahim! — Im Namen Gottes des Barmherzigen!"

Die türkischen Kurden, Nachkommen der Kardachen, Kyrtier oder Gordyäer des Altertums, leben in den östlichen Provinzen der asiatischen Türkei. Die Frauen geniessen bei ihnen grössere Freiheit als sonst im Orient und sind gleich den Männern ihres Volkes tapfer. Ein Beispiel dieser Tapferkeit lieferte die Kurdin Kara Fatma aus Rowandiz, einem Distrikt im Taurus, welche beim Ausbruch des Krimkrieges eine Schwadron irregulärer Truppen zusammenbrachte und nach Konstantinopel eilte, um sich zur Verfügung ihres Monarchen gegen die Russen zu stellen.

Die kurdischen Frauen und Mädchen gehen gewöhnlich unverhüllt umher, hie und da tragen sie, wenn sie der reichen und vornehmen Klasse der „Assireten" — Aristokratie, im Gegensatz zu „Goranen", dem ackerbauenden Arbeiterstand — angehören ein rotes Tuch um den Kopf gehängt.

Das gewöhnliche Alter, in welchem man zu heiraten pflegt, ist für Mädchen 14 bis 16 und für Männer 16 bis 20 Jahre. Die gegenseitige Zuneigung spielt bei der Verehelichung eine grosse

Rolle, so dass bei mangelnder Zustimmung der Eltern Entführungen nicht gerade selten sind.

Dr. Wutz schrieb an Löbel-Efendi über die kurdischen Hochzeitszeremonieen. Anderthalb Stunden nach Sonnenuntergang wird der Bräutigam von seinen intimsten Freunden an die Thür des Schlafzimmers geleitet und den dort harrenden Weibern übergeben. Diese führen ihn dann in das Brautgemach, wo bereits alles zu seinem Empfange bereitet ist. Hierauf ziehen sich die Weiber zurück und warten in einem Vorzimmer der Dinge, die da kommen sollen. Nachdem der junge Ehemann seiner ehelichen Pflicht genügt hat, wird das Schlafgewand der Braut den Weibern überreicht, von diesen der Mutter des Bräutigams und von dieser den Männern. Letztere binden die Trophäe an einen Stock und tragen sie singend, begleitet von Musik, im Dorfe herum. Nachher wird sie an die Mutter der Braut, die allein von der ganzen Feier ausgeschlossen war, überbracht. Hierauf erst wird die übereingekommene Mitgift, oder besser gesagt der Kaufpreis, ausbezahlt, und die Hochzeitsfestlichkeiten erreichen ihr Ende. —

Die Vorweisung des hochzeitlichen Betttuches geschieht auch bei einigen anderen Völkern des Morgenlandes und des Balkans. Denn im ganzen Orient ist es etwas Bitterböses, wenn die Braut, die man als Jungfrau genommen hat, sich als Entjungferte entpuppt.

Wurde bei den Hebräern der Ehemann klagbar, dass er seine Frau nicht als Jungfrau bekommen, so mussten die Eltern das Tuch, auf dem er ihr zum ersten Male beigewohnt hatte, vor den Aeltesten der Stadt ausbreiten. Fand man darauf die Zeichen der Jungfrauschaft wirklich nicht, so wurde — wie im 5. Buche Moses XXII, 13 bis 21 erzählt wird — das Weib vor das Thor der Stadt hinausgeführt und dort vom Volke gesteinigt. Entdeckte man aber die Zeichen wohl, so wurde der Mann als Verleumder gezüchtigt, er musste dem Vater der Frau hundert Schekel Silber entrichten und das Weib behalten, ohne sich je von ihr scheiden zu dürfen.

Die Sitte, das Tuch des Hochzeitsbettes als Beweismittel für die Jungfräulichkeit der Braut zu benutzen, ist also uralt. Sie hat sich fast in derselben Form wie bei den Hebräern bei den Subba, einem asiatischen Volke, erhalten. Da zeigt der Gatte am

nächsten Morgen nach der Hochzeit einigen Vertrauensmännern, gewöhnlich den Bejahrtesten der Gemeinde, das blutige Tuch des Bettes. Früher wurde letzteres, selbst in den grösseren Städten, wie Bagdad, Bassorah und Mossul, in Prozession sogar durch die Strassen getragen; dies kommt heute nur noch in Dörfern vor.

Bei den Fellachen in Palästina erscheinen am Morgen nach der Hochzeit die weiblichen Verwandten im Hause des jungen Ehepaares. Der wichtige Anlass dieser Besuche ist die Konstatierung der Jungfrauschaft durch Vorweisung des Alamet el bokara, des Zeichens der Jungfrauschaft, das sich auf dem Leintuch des Hochzeitsbettes befindet. Dieses Tuch wird dann in der Sanduka oder Truhe der Neuvermählten aufbewahrt. Denn da die Fellachinnen keinen guten Ruf geniessen, müssen sie in der Lage sein, das Alamet el bokara stets vorweisen zu können, wenn man sie einmal nachträglich verleumden wollte.

Aehnlich ist es, nach Schweinfurth, auch bei den unteren Volksklassen der Stadt-Araber und der Fellachen in Aegypten. Die Lelet el dachle, die Nacht des Eintritts, die Brautnacht, ist von den eigentlichen Festlichkeiten erfüllt. Die geladenen und auch nicht geladenen, neugierigen Teilnehmer und Teilnehmerinnen versammeln sich, die Tabla und Rababe ertönen und der Bauchtanz beherrscht die Situation. Die Braut ist dem männlichen Publikum natürlich unsichtbar. Sie sitzt in einem abgesonderten Raume auf einem Diwan oder Teppich, umgeben von den Frauen der Verwandtschaft, tiefverschleiert. Zwischen 12 Uhr Mitternacht und 2 Uhr nachts wickelt sich der Bräutigam ein weisses, goldgesticktes, gewöhnlich mit einer Blumenbroderie versehenes Sacktuch um den Zeigefinger der rechten Hand und tritt vor seine Braut, welche in diesem Momente von den Freundinnen entschleiert wird. Während ihre Mutter, unterstützt von den anderen Weibern, sie festhält, kniet der Bräutigam nieder, fährt mit der rechten Hand unter die Kleider seiner Braut und zerstört mit dem umwickelten Zeigefinger das Hymen, wobei er keineswegs zart umgeht, sondern tüchtig bohrt und nach allen Seiten stösst. Darauf geht er aus dem Zimmer, begibt sich zunächst zum Vater der Braut, küsst demselben die Hand, und zeigt dann den Gästen das blutige Tuch; diese Zeremonie wird von der Musik mit einem Tusch begleitet;

jubelnd, singend und tanzend gehen die Männer auf die Gasse hinaus und tragen die blutige Trophäe durch den Ort, um sie allen Leuten zu zeigen… Unmittelbar nach Entfernung des Bräutigams ist indessen die Braut in eine Sitzwanne gestiegen. Die Mutter neigt sich zu ihr und reibt ihr ein Pulver fest in die Scheide. Das Pulver besteht zu gleichen Teilen aus weissem Zucker, kristallisiertem Kandiszucker, schwarzem Pfeffer und tannin-haltigem Qarad oder der Hülse der Acacia nilotica. Dieses Pulver brennt an der wunden Stelle und die Braut schreit fürchterlich. Das hören die Gäste im ganzen Hause und auf der Gasse, und sie antworten mit Jubelrufen und die Musik mit einem Tusch. Denn der Anstand erfordert, dass die Braut ihre Jungfernschaft mit Schmerzen verliere. Sie entfernt das Pulver aus der Stelle nicht, bevor es tagt. Die hervorgerufene Entzündung braucht wenigstens zwei, manchmal auch neun Tage zur Heilung, und dann erst darf der junge Ehemann seiner Frau nahen. Oftmals hat der Bräutigam nicht den Mut, die geschilderte Operation vorzunehmen, oder er vollführt sie ungenügend. Dann nimmt die Zerstörung der Jungfrauschaft die Ballâne vor, eine Frau, die bei keiner Hochzeit fehlen darf. Die Ballâne allein darf in solchen Fällen die Zerstörung vornehmen, wo das Hymen kelbi, hundartig, ist; darüber bringe ich im Abschnitt der Vulva-Arten Näheres.

Der bulgarische Schriftsteller Tscholakow erzählt, dass es in Bulgarien auf dem Lande Brauch sei, in der Brautnacht nach vollzogenem erstem Coitus das Leintuch unter der Braut hervorzuziehen und auf Blutspuren zu untersuchen. Findet man welche, so ruft man von einem Hügel die Keuschheit der jungen Frau aus. Im Gegenteilsfalle jagt man sie zu ihren Eltern zurück.

Krauss bezeichnet diese Angabe als aus der Luft gegriffen; ich weiss aber nicht, weshalb der Bulgare sie erfunden haben sollte. Ich erinnere mich, dass ich als Knabe bei einigen Hochzeiten in den unteren jüdischen Volksklassen Rigas denselben Gebrauch in Uebung sah; und obwohl ich ihn damals nicht verstand, hat er sich doch dem kindlichen Gedächtnis fest eingeprägt.

Bei den Rumänen auf dem Lande empfängt die Schwiegermutter am Tage nach der Hochzeit die Gäste in ihrem Hause mit der sogenannten „Brautsuppe“; dies geschieht, weil das

Mädchen als sittenrein befunden ward. Ist letzteres aber nicht der Fall, dann wird „der Tag der Brautsuppe" nicht gehalten.

Bei Erkundigungen danach, ob die Braut noch unschuldig sei, sagt man in Dalmatien und Montenegro stereotyp: „Es wird genügend Piza für den Bräutigam da sein und auch für alle Hochzeitsgäste." Ob dieses Sprichwort als ein Ueberrest des fast entschwundenen Hetärismus der Brautnacht aufzufassen sei, oder wie Krauss meint, blos als niedrige Gemeinheit zur Verunehrung der Braut erklärt werden muss, sei hier nicht untersucht. Es sei aber erwähnt, dass Krauss selbst nachweist, „bei den Südslaven sei früher ein Hetärismus in der Brautnacht vorgekommen, und in Montenegro komme er vielleicht noch heute vor."

34. Beschaffenheit der Braut und des Bräutigams.

Wünsche der Fellachen Palästinas — Südslavische Wünsche. — Die Braut als Jungfrau. — Ausspruch Mohammeds. — Persische Strenge gegen Unkeuschheit. — Die Jungfrau im Koran. — Die Brüste. — Die Haare. — Indisches Haarmittel. — Mohammed und die Haare von Frau und Mann. — Vorkommen von Schnurrbärten bei Frauen. — Haarschnitt der Knaben. — Arabische Polizeigesetze für Friseure. — Der Bart. — Kahlköpfigkeit. — Schamhaare. — Enthaarung der Schamteile bei den moslemischen Frauen.

Der Fellachenjüngling in Palästina wünscht sich seine Braut so: Rakikat el chawasir, sie soll von schlankem Wuchs sein; chudud homr, und hübsche rote Backen soll sie haben; ujun mitl el ghasal, mitl el fanadschin, und Augen so gross und glänzend wie die der Gazelle, oder so gross wie Kaffeetässchen; und schöne weisse Zähne soll sie haben — und noch ähnliche Dinge, die auf keinen schlechten Geschmack des Mannes schliessen lassen. Die Südslaven dagegen bevorzugen breithüftige Frauen mit dicken Hinterbacken. Steatopygie hält man für eine Bürgschaft der Fruchtbarkeit. Allerdings darf sie nicht allzu auffällig sein; sonst ist sie ein Gegenstand des Spottes.

Die zur Gattin ausgewählte Person soll eine Jungfrau sein. Der Prophet Mohammed sagte: „Gehe, nimm zur Frau eine Jungfrau." Die Araber bezeichnen die Jungfernschaft mit dem Worte Sabah, der Morgen. Verheiratet sich in Persien ein Mädchen, so muss sie Jungfrau und mit dem Hymen versehen sein — „dachter-e-bakere"; für den Mangel des letzteren gibt es keine Entschuldigung, vielmehr kann die Frau in solchem Fall, auf die einfache Aussage des Mannes hin, nach der ersten Nacht verstossen werden. — Omer Haleby beruft sich auf das zitierte Prophetenwort und sagt: „Schon diesem Worte ent-

sprechend ist es für die Gläubigen vorteilhafter, eine Jungfrau zur Frau zu nehmen, als eine Frau, deren Leib bereits unter dem Stachel des Uebels erschauert ist. Aber das Leben mit der Sonne, den Rausch der Rose mit ihrem in den Kopf steigenden Dufte — das umschliesst eine Jungfrau, deren Flanken noch von jeder Berührung rein sind." — Ein indischer Dichter schon schildert die Jungfrau als eine zarte Rosenknospe, deren Kelch noch nicht erschlossen ist, und die Dichter aller Zeiten und Länder haben diesen Vergleich nachgesprochen.

Reine und unbefleckte Jungfrauen sind das Ideal aller moslemischen Liebessehnsucht. Mohammed hat dies den Gläubigen als die schönste himmlische Belohnung aller Tugenden versprochen. So im Koran II 23: „Verkünde denen, die da glauben und das Gute thun, dass sie kommen werden in Gärten . . . Auch reine und unbefleckte Frauen werden ihnen zuteil." . . . Und in derselben Sure heisst es: „Dem Menschen ward eingepflanzt Trieb und Begierde zu Frauen, Kindern, Gold und Silber, edlen Pferden, Viehherden und Aeckern. Doch ist dies alles nur Nahrung für dieses Leben, aber die schönste Rückkehr ist zu Gott. Saget selbst: Kann ich euch Besseres als das verkünden? Die Frommen werden von Gott einst erhalten Gärten von Quellen durchströmt, und ewig werden sie darin verweilen. Unbefleckte Frauen werden ihnen zuteil . . ."

Das sind die Huris. Das Wort Haura bedeutet im Arabischen: „Mädchen mit grossen Augen, in denen das Schwarze und Weisse stark hervortritt." Diese himmlischen Jungfrauen sind von besonderer Natur, die Gläubigen werden sie stets im Zustande der Jungfernschaft finden; sie bleiben immer schön, gebären nie, altern nie. Zahlreiche Stellen des Korans kommen auf diese himmlische Verheissung zurück. So LXXVI 12—13 und 21; LV 70, 72 und 74: „In den Paradiesesgärten sind gute und schöne Mädchen; Huris, verschlossen in Zelten, die weder Menschen noch Dschinnen zuvor berührten"; XXXVI 55—57; XLIV 51—54: „. . . und wir vermählen sie mit schwarzäugigen Huris"; LII 17, 20: „. . . mit grossäugigen Huris"; 27—39: „Unter dornenlosem Lotus und Bananen mit Blütenschichten und weitem Schatten, und bei strömendem Wasser und Früchten in Menge, unaufhörlichen und unverwehrten, da werden sie wohnen; und auf erhöhten Polstern . . . Siehe,

wir erschufen die Huris in besonderer Schöpfung und machten sie zu Jungfrauen, zu liebevollen Altersgenossinnen für die Gefährten der Rechten", für die Seligen. —

In der 78. Sure, Vers 31—33 heisst es: „Siehe, für die Gottesfürchtigen ist ein heiliger Ort, Gartengehege und Weinberge, Jungfrauen mit schwellenden Brüsten." Die „schwellenden Brüste" sind aber auch schon auf Erden erwünscht. Ein bosnisches Lied singt „O närrisch Bürschlein, leg die Hände mir unter die Achselhöhlen und nimm heraus die zwei Aepfel." Das Mädchen gesteht allerdings, dass sie „noch nicht reif" seien; dafür aber auch „nicht grün, sondern eben geeignet zum Kosen". Bei den Hebräern war die normale Entwicklung der Brüste eine Vorbedingung für die Verehelichung der Mädchen Im Hohelied VIII, 7 heisst es: „Wir haben eine kleine Schwester, noch ohne Brüste; was sollen wir mit unserer Schwester thun, wenn man einst um sie wirbt?" Im Hohelied VIII 9: „Dein Wuchs da gleicht der Palme und deine Brüste den Trauben. Möchten doch deine Brüste den Trauben am Weinstock gleichen." Im Hohelied IV 5: „Deine Brüste gleichen zwei Rehkälbchen, Gazellenzwillingen, die in den Lilien weiden." In Hesekiel XVI 8 heisst es symbolisch. „Du wuchsest und wurdest gross und gelangtest zum höchsten Reize. Die Brüste waren steif geworden und dein Haar sprosste kräftig."

Auch an anderen Stellen im Alten Testament wird der reiche Haarwuchs der Frau gerühmt. Im II. Buche Samuel XIV wird erwähnt, dass die hebräischen Frauen ihre Haare salbten. Sie flochten und kräuselten sie: Richter XVI 13; Jesaja III 24, Judith X 3.

Den indischen Frauen empfiehlt das Kamasutram zur Haarpflege folgende Mittel. Myrobalanenfrüchte, versehen mit dem Milchsafte von Euphorbia antiquorum, Soma und Calotropis gigantea und den Früchten von Vernonia anthelminthica bewirken Weisswerden der Haare. Ein Bad mit den Wurzeln vom arabischem Jasmin, Wrightia antidysenterica, Kavañjânik, Clitoria Ternatea und Slaksnaparni bewirkt, dass die Haare wieder wachsen. Wenn man sie mit einer Salbe bestreicht, die man durch sorgfältiges Kochen derselben Dinge erhält, so werden sie schwarz und wachsen allmählich nach.

Ein moslemischer Gesang beginnt also: „Ruhm sei dem, der

den Bart den Männern und die Haare den Frauen als Zierde verliehen hat."

Mohammed setzte vollen Blutpreis, den Tod, als Strafe für den, „der das Antlitz eines Mannes durch Vernichtung der Augenwimpern oder der Augenbrauen oder das Antlitz einer Frau durch Vernichtung der Haare verunstaltet." Es ward ein Verbrechen genannt, gleich „einer Operation, die den Nächsten um seinen Verstand, um einen seiner fünf Sinne bringt oder eine Frau unfruchtbar macht." Mohammed hat auch die falschen Haare durch Allah verfluchen lassen, und „sowohl die, welche damit handeln, als die, welche davon Gebrauch machen", furchtbar verdammt.

So willkommen den Frauen die Zierde der Haare ist, so unwillkommen ist sie ihnen, wenn sie als Schnurrbart erscheint. Und doch ist letzteres im Orient häufig. Dr. S. Weinberg aus Elisabethgrad berichtete an die Zeitschrift für Ethnologie — Verhandlungen XXIV 280 — über seine Wahrnehmungen bei einem Gange auf der Perastrasse in Konstantinopel; er zählte 151 Frauen, von 18 bis 50 Jahren, davon 11 mit Schnurrbart; bei einem zweiten Gange 273, davon 33 mit Schnurrbart; bei einem dritten Gange 243, resp. 26; bei einem vierten Gange 667, resp. 70; bei einem fünften Gange endlich 105, resp. 9. Insgesamt traf er also bei 5 Gängen 1439 Frauen von 18 bis 50 Jahren; davon hatten 149 Schnurrbärte, im Durchschnitte also 10 Prozent. Er sah sämtliche Uebergänge von einem feinen Flaum bis zu einem schneidigen Schnurrbart. Eine Backenbartentwickelung hatte unter den 149 jedoch nur eine einzige ältliche Frau.

Den Knaben der Palästina-Beduinen wird am siebenten Tage nach der Geburt der Kopf rasiert.

Bei den Juden Palästinas, Kleinasiens und Persiens ist es Sitte, den ersten Haarschnitt eines Knaben am Grabe eines Frommen vorzunehmen. Das zu diesem Zweck meistbesuchte Grab in Jerusalem ist dasjenige des Rabbi Simeon ben Jochai, des vorgeblichen thanaitischen Verfassers des Sohar oder Grundbuchs der Kabbalah. Am Todestage des Frommen, am 18. des Monats Ijar oder am 31. der Sephirah, um Mitte Mai, versammeln sich hier Juden aus Nah und Fern, selbst Pilger aus Innerasien. Nach dem Nachtgebet und der Lektüre der heiligen Schrift steigt eine Flammenlohe aus feinstem Oel an diesem Grabe zum

Himmel. Am anderen Morgen nach dem Frühgebet führt man die Knaben unter Musik und Gesang und Tanz zum Grabe des Rabbi Simeon, und an der Thür des hier befindlichen Bethauses wird der erste Haarschnitt vorgenommen. So berichtet Moses ben Menachem Mendel Reischer in seiner 1878 in Lemberg erschienenen hebräischen Schrift „Schaare Jeruscholaim oder die Pforten Jerusalems,“ aus welcher 1894 im „Urquell“ ein Auszug veröffentlicht wurde.

Den moslemischen Knaben wird im allgemeinen, und besonders in Bosnien, nach zurückgelegtem vierten Jahre das Haar zum ersten Male ganz abgeschnitten. Dies geschieht immer entweder an einem Donnerstag oder an einem Sonntag Das abgeschnittene Haar wird abgewogen, und der Vater des Knaben verteilt soviel Münzen unter die Armen, als es türkische Dram wiegt — ein Dram = 400 Teil einer Oka. Der Wert der Münzen richtet sich nach den Vermögensverhältnissen des Spenders. Auch der Barbier, der die Prozedur vornimmt, wird beschenkt.

Im Sultanshause gibt es bei solcher Gelegenheit grosse Feste. Unter Sultan Achmed II. bekleidete der Grosswesir Daltaban mit Zobelpelzen den Leibbarbier, welcher die Freudenkunde gebracht, dass dem Prinzen Machmud zum ersten Male der Kopf geschoren worden.

Die alten arabischen Polizeigesetze hatten spezielle Ordnungen für die Friseure festgestellt: „Sie sollen“ — heisst es bei Behrnauer nach Annabrawi — „von schlanker Taille, sowie versiert in ihrem Metier sein. Das Rasierzeug sei immer neu und scharf. Der Barbier darf nichts essen, was seinem Atem einen anhaftenden Geruch geben kann, wie Zwiebeln, damit dieser Geruch die Leute nicht geniere, wenn der Barbier ihnen nahe tritt. Der Barbier soll die Stirn und die beiden Schläfen in einer für die Haltung der behandelten Person dezenten Weise arrangieren; er soll nicht das Haar eines Kindes rasieren ohne Zustimmung des Vaters; auch soll er nicht die Wange eines jungen Mannes, bei dem die Haare eben hervorspriessen, noch den Bart eines Mannes, der zum Coitus impotent ist, rasieren.“

Aus Persien erzählt Polak: Der Barbier entfernt mit einem Messer die überflüssigen Haare an den Extremitäten und am Kopf. Priester, überhaupt Leute, welche noch den Turban

tragen, lassen sich eigentlich das Haupt ganz kahl rasieren. Nach der neueren Mode bleiben jedoch die Partieen um die Schläfe und am Wirbel unberührt; erstere werden in zwei Locken vor und hinter dem Ohr, letztere zu einem Schopf oder einer Art chinesischem Zöpfchen vereinigt. Die Frauen behalten ihr volles Haupthaar. Von den Genitalien und aus den Achselhöhlen müssen nach dem Ritualgesetz die Haare entfernt werden. —

Bei den alten Hebräern galt das Abschneiden eines Bartes wenigstens in gewissen Fällen — als eine Schmach. Im 2. Buche Samuel X 4 heisst es in diesem Sinne: „Hanun liess sie ergreifen und ihnen den Bart abscheeren."

In der osmanischen Geschichte wird berichtet, dass ein abgeschnittener Bart einmal Ursache von Rebellion und Mord wurde: Einem alten Turkmanen, namens Suklundkodscha, welcher sich beklagte, dass sein Acker mit zweihundert Aspern zu stark belastet sei, wurde statt Rücksicht auf seine Beschwerde der Hohn abgeschnittenen Bartes. Der durch Verschneidung seines Bartes tiefer als durch die Beschneidung seiner Einkünfte gekränkte Turkmane, sein Sohn Suklun Schah Weli und ein Dritter, Sulnunoghli, stellten sich an die Spitze mehrerer turkmanischer Stämme, überfielen den Landesschreiber, Richter und Sandschakbeg und schlugen sie tot . . .

Nicht minder als abgeschnittener Bart wird geschmückter Bart von den Orientalen verhöhnt. Die osmanischen Historiker erzählen sogar voll abergläubischer Scheu, der Despotismus der Weiber über ihren Sklaven Sultan Ibrahim sei so weit gegangen, dass eine seiner Günstlinginnen den Sultan gar beredete, seinen Bart mit Edelsteinen zu schmücken und sich öffentlich damit zu zeigen, was für schlimmstes Wahrzeichen galt, weil nach morgenländischer Ueberlieferung Pharao allein auf diese Art seinen Bart geschmückt. —

In Simsons Haaren lag seine Kraft. Im Buche der Richter XVI 17 sagt Simson: „Auf mein Haupt ist noch kein Schermesser gekommen, denn ich bin ein Gottgeweihter vom Mutterleibe an — würde ich beschoren, so würde meine Kraft von mir weichen." Und so geschah es bekanntlich. —

Den Kahlköpfen verbot das Gesetz der Hebräer den Eintritt ins Priestertum. Die Kahlköpfigkeit ist im Orient weitverbreitet und besonders charakteristisch.

Während im zivilisierten Europa die Idee verbreitet ist, dass Kahlköpfigkeit die Prärogative der Gelehrten sei, werden von ihr in der Türkei zwei Rassen betroffen, die dort beide nichts weniger als ihr Nervensystem durch Ueberanstrengung mit seriösen Studien erschöpft haben, nämlich: Türken und Spaniolen.

Ein österreichischer Arzt, Schweiger, ist den Ursachen der orientalischen Kahlköpfigkeit einmal nachgegangen und hat in einem Briefe aus Widdin, März 1885, nach Aufklärungen eines Kollegen, des Dr. Gelber, in der österreichischen Monatsschrift für den Orient XI 4, folgende Resultate niedergelegt: Das orientalische Weib, dessen Indolenz allgemein bekannt ist, zeichnet sich mehr durch Unterlassungs- als durch Begehungssünden aus. Am meisten leiden darunter die hülflosen Kinder. Die Hautpflege der Säuglinge wird von Hebammen, Müttern und Kinderfrauen gleichmässig vernachlässigt. Das neugeborene Kind wird in den ersten acht Tagen seiner irdischen Laufbahn täglich einmal von der Wärterin auf die flache Hand gelegt, mit wenig lauem Wasser über einem Waschbecken abgespült und sodann in Fetzen gehüllt, und zwar in farbige Fetzen, um das oftmalige Wechseln zu ersparen. Auf den Kopf setzt man dem Säugling eine gut wattierte Haube, die unter dem Kinn festgebunden wird. Diese Manipulation wiederholt man in den nächstfolgenden Wochen nur je einmal in zwei Tagen, bis dann die anstrengende Arbeit ganz eingestellt wird, da man fürchtet, das Kind könnte sich durch zu häufige Waschungen erkälten. Dabei ist noch der Aberglaube zu berücksichtigen, dass dem Säugling der Kopf nicht tüchtig abgewaschen werden dürfe, denn die Borke, welche sich auf der Kopfhaut bildet, sei gesund für die Augen. Diese Borke, nichts anderes als Schmutz, vermischt mit dem Sekret der Haardrüsen, bildet einen guten Nährboden für verschiedene pflanzliche und tierische Parasiten, welche die Sekretion unterdrücken, die Entwicklung der Haare hindern und die schon vorhandenen an der Wurzel zu Grunde richten. Damit aber die wohlangelegte Brutstätte von Trichophyten und Mikrosporen durch die frische Luft, die Feindin aller niederen Organismen,

nicht etwa zerstört werde, übernimmt der Ritus die Sorge; nach letzterem darf sowohl bei Türken als bei orthodoxen spaniolischen Juden die Kopfbedeckung nie abgenommen werden, weder bei Tage noch bei Nacht. Nachts wird blos der Fez mit einer Leinwandhaube ähnlicher Form vertauscht. Unter dieser Kopfbedeckung bilden sich verschiedene Ekzeme, welche den Haarwuchs ruinieren. —

Sowohl der Jüngling als das Mädchen gelten im Orient als reif, wenn in der Schamgegend die Haare hervorsprossen. In einem bosnischen Liede fragt ein Jüngling ein Mädchen: „O du Mägdelein, sind dir schon hervorgesprosselein wohl auf der Pitschka die Härelein?" Und sie antwortet: „Jawohl, bei Gott, o Martin! Sogar bergauf gestiegen, über den Bauch geklommen." . . . In einem montenegrinischen Liedchen gibt das Mädchen auf die Frage: „O du Mädchen, Jungfer fein, sind dir ersprosst die Härelein?" eine viel einfachere Antwort: „O du Bürschlein, Junker fein, komm daher und schau allein."

Die moslemischen Frauen reinigen vorschriftsmässig jeden Freitag ihre Schamteile und enthaaren sie, meist durch Anwendung der Aurumsalbe, oder lassen sie sich von geübten Raseurinnen im Bade wegrasieren. —

Aus Persien berichtet Polak: „Die Schamhaare werden dem Ritualgesetz gemäss durch ein Präparat von Auripigment — „Zernich" — und Kalk entfernt; man nennt dies „hadschebi keschiden", sich dem Gesetzlichen unterziehen; elegante Frauen aber rupfen sich die Haare aus, bis endlich der Nachwuchs von selbst aufhört. Auch Männer müssen dieselbe Vorschrift befolgen; ein Abweichen davon, sowie das Stehenlassen des Haares am Vorderhaupt, gilt als besonderes Zeichen der Emanzipation vom Gesetz. Diese Bestimmung findet darin ihren Grund, weil zum Gebete und zu jeder religiösen Handlung, desgleichen nach jeder Excretion, das Waschen der Genitalien geboten ist und die Haare eine genügende Reinigung nicht zulassen würden." — Krauss behauptet, dass auch bei den Südslaven dieser Gebrauch, namentlich in vornehmeren christlichen Kreisen, in Schwung gekommen sei, „weil die Männer vor den verfilzten und übelriechenden Schamhaaren zurückschrecken".

Am Tage vor ihrer Hochzeit lässt die Fellachenbraut in Syrien ihrem Leibe eine reichliche Pflege angedeihen. Von

Freundinnen und Verwandten begleitet begiebt sie sich ins Bad. Dort wird sie gewaschen, gerieben, geschminkt und geschmückt. Eine wichtige Aufgabe der Freundinnen aber ist es, mittelst eines aus Honig und anderen Ingredienzen bestehenden pechartigen Pflasters der Braut alle Härchen am Leibe auszurupfen — sie wird glatt und glänzend, wie ein kleines unreifes Mädchen. Dann kehrt man nach Hause zurück. Hier werden der Braut die Kopfhaare geflochten, auf ihrem Gesicht klebt man einige Schönheitspflästerchen aus Goldpapier auf, die Augenbrauen werden mit Kohol und die Finger und Füsse mit Hennah gefärbt.

Aehnlich geht es nach Schweinfurth in den unteren Volksklassen der ägyptischen Stadt-Araber und der Fellachen zu. Einige Tage vor der Hochzeit nimmt die Braut ein Bad. An einem bestimmten Abend kommt sie dann mit ihren Freundinnen zusammen und sie entfernen sich gegenseitig an sämtlichen Körperteilen, den Kopf ausgenommen, die Haare; sie gebrauchen dazu ein zähes Colophoniumharz, das sie in noch halbflüssigem Zustande auf die zu entfernenden Haare aufgiessen und nach Erkalten mit den Haaren gewaltsam abreissen. Ein schmerzloseres, aber mehr Vorsicht erforderndes Verfahren ist mit einer Salbe zu erzielen, die gewisse Ingredienzen enthält und mit Auripigment, Silberglätte, zersetzt ist. Vierundzwanzig Stunden nach dieser Prozedur folgt die Lelet el henne, die Nacht der Hennah. Die Braut und andere ihr befreundete Mädchen und Weiber, welche im Brauthause zusammenkommen, füllen sich die Hände mit Hennah-Pasta, binden sich Hennah-Pasta auf die Sohlen der Füsse und halten selbst im Schlafe die Fäuste geballt, damit der Hennahbrei nicht abfalle. Erst am andern Morgen wird der Brei entfernt und retouchiert, und dann beginnt die Verschönerung der Augenbrauen und Lider, welche man mit Antimon oder Bleiglanz, auch mit Eisenglimmer, färbt. Den Rest des Tages verbringt das Weibervolk mit Kauen von Mastix, um die Zähne blitzblank zu putzen.

Fünfter Teil.

---

35. Sexuelles Lexikon. — 36. Menstruation. — 37. Schamgefühl und Keuschheit. — 38. Lasterhaftigkeit. — 39. Oeffentliche Prostitution. — 40. Das Vorgehen bei der Geschlechtsfunktion. — 41. Die Arten der Geschlechtsfunktion. — 42. Päderastie und Sodomie. — 43. Eunuchen und Perversitäten. — 44. Onanie und künstliche Instrumente. — 45. Geschlechtskrankheiten. — 46. Impotenz.

---

35. Sexuelles Lexikon.

Anständige und unanständige Benennungen. — Jungfernhäutchen. — Menstruation. — Coitus. — Same. — Onanie. — Lesbische Liebe. — Kuppler. — Ehebrecher. — Prostitution. — Päderastie. — Bezeichnungen für Vulva; — für Penis. — Poetische und verblümte Ausdrücke. — Tripper. — Schanker. — Das Gesäss. — Ordinäre Flüche.

Havelock Ellis erwähnt nach Roth, dass es in Queensland ein anständiges und ein unanständiges Vokabularium gebe, so dass man das eine Wort für Vulva in der besten Gesellschaft gebrauchen kann, während ein anderes durchaus verpönt ist. So gibt es auch bei den Völkern des Orients für alle Dinge, die mit dem Geschlechtsleben in Beziehung stehen, ordinäre und verfeinerte, unverhüllte und symbolische Benennungen.

Nicht unpoetisch ist es, wenn die Türken für das Jungfernhäutchen das Wort „Sabah“ gebrauchen, das auch den Morgen bezeichnet.

Für Menstruation hat die heilige Schrift fast immer eine Blumensprache. Im 3. Buche Moses XV 19—24 heisst es: „Wenn das Weib flüssig wird . . .“ Im 3. Buche Moses XX 18 aber wird schon deutlicher vom „Brunnen ihres Blutes“ gesprochen, oder: „vom Blutfluss ihres Leibes“. An der letzterwähnten Stelle heisst es auch: „monatliche Krankheit“. Im 3. Buche Moses XII 2 und in Hesekiel XVIII 6 ist aber nur von „der Weiber gewöhnlichen Krankheit“ die Rede. Im 3. Buche Moses XV 24 und im selben Buche XXVII 26: „Der Weiber gewöhnliche Zeit“, ebenda. „Der Weiber Absonderung“. Das erste Buch Moses XVIII und XXXI 25 spricht von „der Weiber Weise“ Im ersten Buche Moses XVIII 11 wird erzählt, dass „es Sarah nicht mehr erging, wie es Frauen ergeht“; und im ersten Buche Moses XXXI 35 entschuldigt sich Rahel vor

ihrem Vater: „O Herr, sei nicht böse, wenn ich vor dir nicht aufstehe“, mit Angabe ihres Menstruationszustandes als Entschuldigungsgrundes, „denn es ergeht mir, wie es Frauen ergeht“. Auch der Ausdruck „Monatsfluss“ wird an verschiedenen Stellen gebraucht. Der Koran nennt die Menstruation einfach: „Das Monatliche“, so in der 65. Sure. Die türkischen Ausdrücke für Menstruation lauten: al baschi oder haiz; arabisch: el hizat, el tems; persisch: eladet, ras eschar; indisch: kamerie. Für mangelnde Menstruation sagt man im Arabischen: kulet (oder haps) el heis; im Persischen: kalilet (oder habs) el ade; im Indischen. lou e kammer bend; im Türkischen: silyk (oder ekaiklik) kusur. Die Serben bezeichnen die Periode als „weibliche Blüte“.

Der Koran sagt: „Ihr seid den Frauen und sie sind euch eine Decke.“ Bei den Südslaven nennt ein Lied die Frau „das Bett“ des Mannes; Sekula der Wunderknabe spricht in einem bulgarischen Heldenliede zu seiner Mutter, als er ihr seine Beute aufzählt: „Ich brachte mir heim ein schmuckes Weibchen, dir ein Ersatz in der häuslichen Arbeit, mir als ein Bett“.

Für Coitus sagen die Bibel wie der Koran: „beischlafen“, „beiwohnen“. Bei Moses findet man öfter den Ausdruck: „aufdecken“. Im 2. Buche Samuel XIII 1—14 kommt die Bezeichnung „schwächen“ vor. Das türkische Wort lautet: sikisch, auch gebraucht man: bili jatmaklik, arabisch: dschamea; persisch: mudschama; indisch: mudschema, nal sone. Unendlich ist die Zahl der südslavischen Worte für die Ausübung des Coitus; man sagt: jebati, jebucati, jebiti se, jepsti im ordinärsten Gebrauch. Umschreibend heisst es: Jahati, reiten; Navrschiti, vollbringen; Mrdati, Trti, reiben; Poklopiti, bedecken; Prcati, Prtschiti, Kundatschiti, schäften; Sigrati se sigre, sich spielen Sich-Spiele. Feinerer Ausdruck. Saprtschkati. Ausserdem fand ich in den Bänden des Kraussschen Buches über „die Zeugung in Brauch, Glaube und Sitte der Südslaven“ noch folgende Umschreibungen: II 157: trennen, knoten; I 349: „Ach Gevatterin, wie gern möchte ich dich kneten“; II 235: Mehl sieben; II 109: einrammen; I 289: schächten, I 225: Sprung, Häufigsprung; I 341: zupfropfen; I 315: die Vagina zuschmieden. Endlich sagt man „poljubat u pitschku, die Valva küssen“, für den Coitus; und für die Ausübung des Coitus a retro hat man das spezielle Wort: „podjebavati“.

Koran und Bibel gebrauchen für Sperma das entsprechende hebräische oder arabische Wort. Die Südslaven sagen: das Oel; so bei Krauss I 289. Das Zurückhalten des Sperma heisst im Türkischen: As oder Srök; Onanie: Eummaïra. Araber und Türken gebrauchen ferner für Onanie den Ausdruck itlam; die Perser sagen: muscht zenni; die Inder: scheitan kari. Die Südslaven gebrauchen für Onanie folgende Worte: Odrati Kurac, vom Manne; Pisdu guliti oder oguliti, vom Frauenzimmer. Ausserdem sagt man: Kurtschati se, si alter alterum fricat. Für die Bezeichnung der lesbischen Liebe sagt man südslavisch: Pisdekati se, etwa: den weiblichen Geschlechtsteil onanieren. Für Pollution sagt das 3. Buch Moses XVI: „Wenn jemandem der Same entgeht . . ." Samenfluss nennen die Türken: motelim, arabisch: suret enzal; persisch: dscherian emenni; indisch: dat, tant. — Besewenk ist das türkische Wort für Kuppler; es wird wie im Deutschen als Schimpfwort gebraucht. Dennoch wurde unter Sultan Mustafa III. ein Kuppler einmal Grosswesir; das war Ali Moldowandschi, von dem Hammer im IV. Bande seiner osmanischen Reichsgeschichte sagt: „Moldowani oder Moldowandschi bedeutet zwar den Moldauer, aber nur den Sklavinnenverkäufer, ein Name, der dem Bostandschi Ali in nichts minder als ehrenvollem Sinne unter Sultan Osmans Regierung beigelegt ward, wo er, wider Strassenräuber ausgesandt, eingebrachte moldausche Dirnen mit ihren Kindern verkaufte. Vom gemeinen Bostandschi schwang er sich in der Folge zum Chasseki, zum Sultansgünstling, auf." Das ärgste türkische Schimpfwort ist: Eselsf . . . . .

Die Südslaven haben für Ehebrecher das männliche Wort: Preljub, und das weibliche Wort: Preljubniza; verächtlich sagt man: Pogan, Heide; Pogana, Heidin.

Die Prostitution heisst im Testament wie im Koran einfach: Hurerei. Im Türkischen gibt es ferner den Ausdruck. Kahba. Die Südslaven sagen vom Manne: Jebac, der Hurer; Jebalac, Jebatsch, Kurvitsch; ferner: Pisdolaw, Pisdolovac, wörtlich: der Pisdajäger; Pisdoliz, der Pisdalecker, Kurcoliz, der Penislecker; von der Frau sagen sie: Jebica, die Hure, auch Jebitschina. In allen Balkanländern nennt man die Hure aber auch populär: Frajle, Fräulein. Das Schimpfwort Hure heisst im Südslavischen: Kurva.

Für Päderastie gebraucht Ibrahim Haleby — bei Regla 253, 6. Absatz — den türkischen Ausdruck Liavta.

Bei den Südslaven nennt man den Coitus in anum: U dupe jebati, wörtlich anum coitieren. Bei den Bulgaren sagt man unbestimmt· da ti go vkaram, den Penis eintreiben.

Für die weiblichen Geschlechtsteile hat die Bibel die Ausdrücke: „Schamspalte", „weibliche Scheide". Die Gebärmutter heisst: Schoss, Leib, Mutterleib. In Ruth I 11 heisst es: „Berge ich etwa noch Söhne in meinem Schosse"; und im ersten Buche Moses XXV 24. „dass Zwillinge in ihrem Leibe". Auch das Wort „Muttermund" kommt vor. Für Mutterscheide sagen Türken und Araber. ferzedsch, kus, danat, die Perser und Inder: kus; für Gebärmutter gebrauchen die Türken den Ausdruck: raam; die Araber sagen: rehm oder beit el olet; die Perser: betschedan; die Inder: zedane.

Sowohl für die männlichen als für die weiblichen Geschlechtsteile gebraucht die Bibel bekanntlich die Worte: „Scham", „Blösse". Im I. Buche Moses IX 23 wird erzählt: „Sem und Japhet deckten die Blösse ihres Vaters Noah". Im II. Buche Moses XX 26: „Dass nicht etwa deine Schamteile vor ihnen entblösst werden." Für den männlichen Geschlechtsteil findet man endlich in Hesekiel XXIII 20 den Ausdruck. „Glied"; und im 5. Buche Moses XXIII 2 die Bezeichnung: „Harnröhre".

Der vulgäre, grobe türkische Ausdruck für Penis ist: El söbb; der feinere. Dkör oder Palawer, ferner sagen die Türken: sik, erkegen aleti; die Araber· er, kazib, zeker; die Perser: kir; die Inder. dendi. Der Koran gebraucht für die männlichen Geschlechtsteile gewöhnlich: „Blösse", für die weiblichen: „Zierde".

Für Penis sagt man serbisch und bulgarisch, auch chrowotisch und slowenisch: Kurac, Kurec, Kuro, Kur (bulgarisch), Kurtschina, Kurtschitsch, Kurcekanjo, Kurlekanjo. Will man in guter Gesellschaft das anstössige Wort vermeiden, sagt man, besonders in Bosnien: Kudrac. Südslavische Umschreibungen: Bat, Batina, Cula, die Keule; Glavutschina, das knollige Haupt; Mosur, die Weberspule; Budza; Glista, der Wurm; Klin, der Keil; Coro, Einaug, Rak, der Krebs; Krastovac, die Gurke; Safalada, die Cervelatwurst (nur in Städten gebräuchlicher Ausdruck); Tupak, der Stumpfe; Litrenjak, der Litraschwere; Cuka,

der Indian; Kuj, Kunduk, der Kolben (bei den Bulgaren). Bei Knaben. Resa, Resiza, Palmkätzchen.

In den sexuellen Liedern, die Krauss mitgeteilt hat, fand ich noch nachfolgende Bezeichnungen: I 312: der Stab; I 360: der Hase, I 241: der süsse Bissen; I 246: „der Einspänner", wobei femora feminae als Deichselstangen bezeichnet werden; I 236: das Kühlrohr; II 119 Pflugnagel, Pflugeisen; I 348: „Die Ratte", ein Belgrader Lied singt· Es scherzte die Magyarin mit dem Raitzen, rattum inter femora sua cucurisse; neque vero rattus erat, sed Raitzeni penis. Ferner II 235: Schiefer Reuter; II 174: Igel; II 150: Blindenachse; II 237: Rippen des Zumptes. Ausserdem sagt man: penem fricando porrigere: Kurac nadrkati; penis se erigit· Kurac se dize; penis se intendit· Kurac se napinje.

Bei den Südslaven sagt man für den weiblichen Geschlechtsteil: Pitschka, Pitschiza, Pika, Pica, Pisda, Pishdra, Pisdra, Pisdura, Pisdurina, Pisdetina, Pisdekanja, Pisdenjak, ferner sind speziell bulgarisch: Putkata, Putschica, Ongarica, Dupka; speziell serbisch, auch chrowotisch und slowenisch, sind folgende Umschreibungen: Manda oder Mandra, der abgeschlossene Raum; Koka, die Glucke; Curka, die Truthenne; Vrtatscha, das Bohrloch; Vagasch, das Geleise; Rupa, das Loch; Schupak, die Höhlung.

Ferner fand ich in den Kraussschen Liedern noch folgende Umschreibungen: Weberwirtel; Hafersack; Busen der Vulva; Stirnleisten; Darunterin; Melone; II 152: rote Kitzlerburg. Für labia lautet eine Umschreibung in einem südslavischen Liede bei Krauss I 322: „Wimpern"; für pubes: „Wolle" von der Frau, „Zopf" vom Manne.

Die Clitoris wird in einem serbischen Liede bei Krauss II 274: „Kamm" genannt. Statt dieser Umschreibung gebraucht man aber im gewöhnlichen Leben das Wort: Imene, Jezitschac. Von der Entstehung der Clitoris erzählt man in Dalmatien, Bosnien und Montenegro folgende Sage: „Der heilige Elias hieb das Weib durch die Mitte durch; er spaltete sie, und noch jetzt ist der Axtriss sichtbar mitten in der Piza." Für das orificium vulvae gebraucht ein südslavisches Lied bei Krauss II 236 den Ausdruck· Goschen, Mündchen.

Südslavische Worte für glans penis sind: Glawitsch, Njuschka,

Schnupperer, Propfkeil (Krauss I 286), der Kopf. Für Hoden: Muda, Heljbice, Mudica (bulgarisch), Kita, Klupko, Jaja, Jajeta, Bucokanja; umschreibend ferner: der Dudelsack (Krauss II 254). Türkisch sagt man Kesa, wörtlich: der Beutel. Manchmal drückt man sich in Bosnien recht poetisch aus. „O du mein Mädchen aus Silaj“ — heisst es in einem Liede bei Krauss I 244 — „möchtest du wohl mit mir anzetteln? ich habe eine Spule und zwei Knäuel.“ Und sie entgegnet: „Unterhalb des Nabels sprang die Zuckermelone auf, ist weder reif noch grün, sondern kaum erst rötlich angehaucht.“

Einen lustigen Vergleich gibt ein anderes Lied: „Was habt ihr euch um den Reigen aufgestellt, wie die Ochsen um die Hürde? Was bewegt ihr eure Schnurrbärte wie die Mädchen die Pitschkas?“ Das Wort Hürde wird auch sonst oft als Umschreibung für die Pitschka, den weiblichen Geschlechtsteil, gebraucht. So singt ein Mädchen in einem Liede, bei Krauss I 255: „Ich pflegte unterm Nussbaum zu sitzen und meine Hürde zu streicheln.“

Ich erwähnte den südslavischen Ausdruck Hase für Penis; wir werden dasselbe Wort in dem Kapitel, das die indische Einteilung der Männer und Frauen nach den Dimensionen ihrer Geschlechtsteile behandelt, wiederfinden. Wie die Südslaven für Penis: „Ratte“ sagen, so wählen auch andere Völker ihre Vergleiche für das männliche Glied unter den Tieren. So ist der Ausdruck Schlange für Penis vielverbreitet. Die Suahelifrauen Deutsch-Ostafrikas — erzählt Zache in der Zeitschrift für Ethnologie 1899, 73 — haben in ihren umschreibenden Bezeichnungen das Wort Schlange für Penis. Das kriechende Getier wird bevorzugt bei der Auswahl solcher Umschreibungen. Im Berliner Museum für Völkerkunde befindet sich eine geschnitzte Holzfigur aus Neuguinea, die ein Weib darstellt, in dessen Vulva ein Krokodil seine Schnauze einführt; bei einer anderen Figur, die aus derselben Gegend herstammt, kriecht ein schlangenähnliches Krokodil aus der Vulva heraus, und bei einer dritten Figur sieht man eine kleine runde Schlange mit kleinem Kopfe, dem Penis ähnlich, am Eingange des weiblichen Geschlechtsteiles. Bei Ploss und Bartels sind diese Figuren abgebildet.

Harn heisst im Türkischen: sidik, boul, im Arabischen: boul, schakh; im Persischen: pischab; im Indischen: karura,

muter. Für Harntröpfeln sagt man türkisch: damalajan sidik; arabisch: boul mutekathir; persisch. sinselet eboul; indisch: pischab ke topka. Tripper heisst türkisch: belsoklughy, arabisch: harak el boul; persisch und indisch suzzak oder korra. Schanker nennen die Türken und Araber eine fränkische Seuche, die Türken sagen freng sameti, die Araber kru el freng; die Perser: zachm ateschег; die Indier: bad ke zachm.

Für das Sitzfleisch des Menschen hat die Bibel den einfachen Ausdruck: „das Gesäss“. Im II. Buche Samuel X 4 liest man: „Hanun liess die Kleider halb abschneiden bis ans Gesäss.“ Türkische Ausdrücke sind: göt deligi oder beuzuk, arabische: ayn ettiz oder makat. Persisch: kun; indisch: tschotter oder pitschari. Das Rectum heisst türkisch: doghru baghersak; arabisch: miai mustakim; persisch: makat; indisch tundri. Südslavisch sagt man: Dupe; Zadnjica, wörtlich: Hinterteil; umschreibend sagt man: Prkno; Zrcalo, der Spiegel; Tupi Kraj, das stumpfe Ende. Ferner sagen speziell die Serben: Gus, Gusiza; die Bulgaren: Guso.

Die Südslaven nehmen gleich den Russen ihre Flüche aus dem sexuellen Lexikon. „Sie sollen ihm seiner Mutter Seele entehren“ (der Originalausdruck gebraucht das ordinärste Wort), oder: „Entehre deine eigene Mutter“ — das hört man so leicht wie „Guten Morgen“ oder „Guten Abend“. Man droht ferner, sich selbst an der Mutter des Geschmähten zu vergreifen, und geht so weit, dass man sagt: „Matri tuae cum in anum introducam“. Oder: „Ich sodomiere deinen Vater!“. Selbst das höchste Wesen wird in den Streit gezogen, und der Gott, zu dem sich der Beschimpfte bekennt — sei derselbe auch oft der Gott des Schimpfenden — wird in der gleichen Weise bedacht, wie Vater und Mutter des Geschmähten. Dessen Eltern und ihn selbst bringt man ferner in Beziehung zum Hundegeschlecht und sagt: „Ein Hund hat deine Mutter beschlafen“; oder: „Du bist ein Hunde- und Hurenbastard“; oder: „Du bist auf einem Hundefell gezeugt worden“ Milder ist der Vorwurf: „Du bist in einem Strassengraben gezeugt worden“. Von einem Dummen sagt man: „Dein Vater hat dich nicht zu Ende gemacht.“ Der Originalausdruck ist der ordinärste; von Krauss werden die Originalausdrücke wortgetreu übersetzt. Ich ziehe es jedoch vor, möglichst umschreibende Worte oder blos Andeutungen zu wählen.

Einen Dulder, einen Menschen, der sich alles gefallen lässt, bezeichnet man als einen, dem man selbst das Taschenmesser oder den Bohrer oder sonst einen Gegenstand seines Eigentums coitieren könne, ohne dass er Widerstand leistet. Die Worte: „jebem ti", „jebem mu" sind ständig gebräuchliche, sagt Krauss.

Will eine Südslavin jemandem ihre tiefste Verachtung ausdrücken, so beugt sie sich nach vorn, hebt mit der Linken den Rock in die Höhe, schlägt sich mit der Rechten auf den Hinteren und schreit „Na ti ovo! Da hast du dies!" Man nennt diese schöne Art: „Pokasati prkno, den After zeigen." Aus Hass sagt man fast wie aus Liebe — nur der Ton macht den Unterschied: „Osch pitschke? Möchtest du nicht die Pitschka haben?" Krauss erzählt in seinem Buche über die Zeugung bei den Südslaven I 201 eine Anekdote „von Einem, der seine Frau zur Strafe" begattet. Für den Ausdruck des Götz von Berlichingen gebrauchen die Südslaven folgende Varianten. „Fahr in den Zumpt, ajd u Kurac!" Oder: „Dir den Zumpt!" Oder man zieht die Hose herauf oder herunter und zeigt dem Verachteten das Glied! Eine andere Wendung: „Penis meus tibi in anum introiat!" ist nichts weiter als ein Ausruf der Verwunderung.

Diese Ausrufe sind den Südslaven unentbehrlich. Wollen die Leute aber höflich sein und die anstössigsten Originalworte vermeiden, so verstümmeln sie sie ein wenig, sagen statt jebem ti: jerem ti, statt Kurac für das männliche Glied: Kudrac.

Statt der direkten Aufforderung, wie sie Götz von Berlichingen gebraucht, sagt man· „Schreib mich in anum!" . . . Dem Niesenden ruft man statt „zur Gesundheit" freundlich zu: „Die Nase fahre in anum!" Eine Abweisung im Aerger geschieht statt mit den Worten: Lass mich in Frieden! mit diesem Ausdruck: „Fahr' in anum" Statt· es ist mir ganz egal, sagt man: „Mein anus ist finster". Einem Dummen ruft man zu: „Selbst mein penis hat einen Kopf."

36. Menstruation.

Beginn und Ende der Periode. — Aus Persien. — Frühe Reife. — Fördernde Mittel. — Hindernde Mittel. — Syrisches. — Serbisches. — Eine moslemische Tradition. — Die Schädlichkeit der Menstruierenden für die Mitmenschen. — Ethnographische Parallelen. — Biblische Reminiscenzen. — Reinigungsbäder. — Unreinigkeit der Menstruierenden. — Der Begriff des Tabu. — Gute und böse Eigenschaften der Menstruierenden nach Plinius. — Abergläubische Ansichten der Syrer. — Bei den Juden Palästinas. — Europäische Seltsamkeiten. — Menstrualblut als Medikament und Liebeszaubermittel. — Vergleiche zwischen Tieren und Menschen. — Menstruation und Coitus. Ordnung des Zendavesta. — Biblische Regeln. — Vorschriften des Korans.

Im Orient beginnt die Menstruation meist um das dreizehnte Lebensjahr und endet meist mit dem dreissigsten. Die Orientalin altert rasch. Mit 35 Jahren ist sie schon eine Matrone.

Aus Persien erzählt Polak: Die „Scherifen“ — weibliche „Seïden“, Abkömmlinge des Propheten, also arabischen Ursprungs — menstruieren und gebären länger als Vollblut-Perserinnen, was jedoch dort nicht dem Rassenunterschied zugeschrieben, sondern als Mirakel ausgelegt wird. Die Frauen im Orient kontrollieren ihre Menstren weit leichter als die Frauen in Europa, weil jene nach dem dort gebräuchlichen Kalender des Mondmonats zählen, sodass sie genau den Mond-Tag ihrer Menstruation kennen. Dasselbe gilt auch von der Berechnung des Tages der Geburt, welche sich genau mit dem Tage der zehnten Menstruationsepoche einstellt.

Gesetzlich soll das Mädchen im Orient erst nach erlangter voller Pubertät heiraten, „mit sich einstellender Menstruation und wenn Scham- und Achselhaare zu keimen beginnen“, ähnlich

der mosaischen Vorschrift; doch hält man sich — wie Polak aus Persien berichtet, und das gilt auch für den übrigen Orient — in der ärmeren Klasse nicht streng an dieses Gesetz; man sucht sein Kapital so schnell wie möglich zu verwerten, und der Dispens von einem Mulla ist leicht erkauft. Es heiraten Mädchen mit noch unentwickelter Menstruation und ganz platter Brust, jedoch entwickelt sich beides in der Ehe rasch. Dr. Polak erzählt, dass in Persien Fälle von Schwangerschaft vorkommen, ehe noch die Menstruation sich eingestellt hat. Letztere beginnt im nördlichen Persien erst gegen das dreizehnte Jahr, im südlichen jedoch schon gegen das neunte oder zehnte Jahr; in letzterem Alter auch bei Judenmädchen, welche trotz ihrer scheinbaren Anämie, infolge der gedrückten Lebensverhältnisse, früher menstruiert werden.

In Schiraz sah Polak Frauen von zwölf Mondjahren, welche bereits Mütter waren, während in Teheran selten eine Frau vor dem dreizehnten Jahre gebiert. Oft sind Weiber von 30 Jahren schon Grossmütter; Töchter und Mütter kommen zugleich nieder. Dagegen hört die Menstruation durchschnittlich schon gegen das zwei- bis fünfunddreissigste Lebensjahr und damit auch die facultas generandi auf, zu welcher Zeit demnach die Involutionsperiode beginnt.

Die Wurzel des Alizari — Rubia tinctorum — gilt bei einigen nomadisierenden Stämmen der asiatischen Türkei als ein die Menstruation hervorrufendes Mittel, das bei denselben Stämmen auch im Wochenbette angewendet wird, um stockenden Wochenbettfluss wiederherzustellen. In Konstantinopel — erzählt Rigler — glauben die einheimischen Aerzte und die Frauen, dass man einer Frau, wenn man ihr am Arm zur Ader lässt, dies auch sogleich am Fusse thun müsse; sonst werde das Blut nach oben gezogen und die Periode müsse ausbleiben. Wenn eine moslemische Frau in Syrien sich auf ein Pferd setzen muss, während sie sich im Zustande der Menstruation befindet, so legt sie — wie Eijub Abela berichtet — erst unter den Sattel, auf den blossen Rücken des Pferdes, etwas Erde; dann schadet ihr das Reiten nicht.

Wenn eine Serbin die Regelmässigkeit der Menstruation verhindern, „die weibliche Blüte“ zerstören will, so braucht sie sich blos beim Eintritt der Periode zu waschen und mit dem

Abwaschwasser eine rote Rose zu begiessen. Eine moslemische Tradition, die auf den Propheten Mohammed zurückführt, gestattet der Frau, sich der Medikamente zu bedienen, um ihre Regel zu unterdrücken, aber unter der Bedingung, dass diese Medikamente ihr nicht schaden und ihr Gatte dem zustimmt.

Der Glaube an die Schädlichkeit der Menstruierenden ist in der ganzen Welt verbreitet. Ich habe Beispiele hierfür gelegentlich der Schilderung der kaukasischen Frauen in meinem Buche „Zwischen Kaspi und Pontus" beigebracht. Hier will ich noch einige fernerliegende erwähnen. Bei den Negern in Surinam muss die Frau während ihrer Periode einsam leben, es gilt als gefährlich für Mann und Weib, sich ihr zu nähern; und wenn sie jemanden von ferne kommen sieht, ruft sie selbst besorgt: Mi kay, mi kay, ich bin unrein, ich bin unrein! ... Bei den Schwarzen von Issing [illegible] erzählt Trusen — ist in jedem Orte, etwa hundert Schritte von ihm entfernt, ein besonderes Gebäude, das Burnamon genannt wird und dazu bestimmt ist, die Frauen während der monatlichen Reinigung aufzunehmen. Die Frauen des Königreiches Angora tragen, so lange ihre Monatszeit dauert, eine Binde um ihr Haupt. Bei den Hottentotten, auf Ceylon und bei den Kalmücken kann man die gleiche Absonderung beobachten.

In England sagt ein von Ellis zitiertes Wort: „Ein Unhold bist du, menstruirend' Weib — ein jeder hüt' sich streng vor deinem Leib!"

Die talmudischen Gesetze verpflichteten die Israelitinnen, nach überstandener Menstruation — gleichwie nach dem Wochenbett — in Quellwasser zu baden, welches die Erde noch nicht verlassen hat, also in Flüssen, als den Fortsetzungen der Quellen, oder in Quellen, die in Kellern, gewöhnlich in Synagogenkellern, sich befinden. Quell- und Flusswasser in Badewannen hat die Erde verlassen und ist untauglich. Auch den moslemischen Frauen ist das Bad nach Absolvierung der Menstruation oder des Wochenbettes vorgeschrieben.

Die Menstruierende gilt also als „unrein". Sie darf daher keinen geweihten Ort betreten, bei den Moslems nicht die Moscheen, bei den Christen nicht die Kirchen, bei den Juden nicht die Synagogen besuchen.

Zu dieser Frage der „Unreinlichkeit" bemerkt Dr. Havelock Ellis in seinem Buche über Geschlechtstrieb und Schamgefühl: In frühen Kulturperioden wurde die Menstruation als ein Prozess der Reinigung angesehen, als eine gefahrbringende Abscheidung verdorbener Flüssigkeit, daher von den Griechen Katharsis gegenannt; daher auch das mittelalterliche Urteil des Boethius über die Frauen: Mulier speciosa templum aedificatum super cloacam ... Bei den späteren Juden „besudelten" die heiligen Bücher die Hände der Leser ebenso wie die Berührung eines unreinen Gegenstandes. Bei den Syrern, erzählt Lucian, wurde die Taube für so heilig gehalten, dass, wer sie berührte, für einen Tag als unrein galt. Unrein soll demnach richtig: heilig heissen. Das geht so weit, dass bei den heidnischen Semiten unreine Tiere heilige Tiere waren. Ein im religiösen Sinne Unreiner — niggis — bringt nach arabischem Glauben der Person Unglück, die zuerst am Morgen von ihm begrüsst wird, und der Zustand eines Kranken verschlimmert sich, wenn er sich diesem naht.

Wellhausen sagt in seinem Werke über Reste arabischen Heidentums· bei den alten Arabern bedeutete rein. unheilig und erlaubt; unrein: heilig und verboten. Jastrow sagt dasselbe von den babylonischen Semiten. Wellhausen betont jedoch, dass in prä-islamitischen Zeiten die Bezeichnungen nur auf die Frauen, die sich in oder ausser der Menstrualperiode befanden, angewendet wurden ... Frazer wies darauf hin, dass die Auffassungen über Heiligkeit und Unreinheit noch nicht differenziert seien, so dass Frauen im Kindbette und während der Menstruation auf derselben Stufe stehen wie göttliche Könige, Oberhäupter und Priester, und sich denselben Regeln der zeremoniellen Reinheit zu unterwerfen haben. Solche Personen von der übrigen Welt abzuschliessen, damit die gefürchtete geisterhafte Gefahr sie nicht erreicht oder von ihnen ausgeht, ist der Zweck des „Tabu" .. Nach alledem, meint Ellis, darf also das Weib nicht betrachtet werden als durch die Menstruation in einen Zustand der Erniedrigung und Unreinheit — in unserem Sinne — versetzt, sondern — nach der ursprünglichen Auffassung — als ein Wesen, das in hohe Regionen übernatürlicher Mächte emporgehoben wird.

Plinius zählt in seiner Naturgeschichte — VII 13 und XXVIII 23 — lange Reihen der verschiedenen guten und bösen

Eigenschaften der Menstruierenden auf: Hagelstürme, sogar Wirbelwinde und Blitze verjagt eine Frau, wenn sie ihren Körper während der Menstruation entblösst. Das Gleiche erfolgt bei allen anderen Arten von Wetter und Sturm. Auf dem Meere kann ein Sturm dadurch beruhigt werden, dass ein Weib den Körper entblösst, auch wenn es zur Zeit nicht menstruiert ... Wenn ein Weib während der Menstruation nackt um ein Weizenfeld herumgeht, fallen die Raupen, Käfer und anderen Insekten von den Kornähren ab ...

Aber auch zu anderen Zeiten, wenn sie nicht im Zustande der Menstruation sich befinden, können die Weiber — wie Plinius anführt — die Obstgärten vor Raupen schützen, wenn sie in den Gärten nackt herumgehen. Plinius berichtet ferner, dass namentlich die Kappadocier die Kanthariden durch menstruierende Frauen, die durch die Aecker schritten, zu vertilgen glaubten; doch musste dies Mittel vor Sonnenaufgang erprobt werden, da sonst auch die Saat verdorben wurde. — —

Mit sanitären, ästhetischen und religiösen Rücksichten geht der Aberglaube Hand in Hand. Der Syrer Eijub Abela erzählt, in seiner Heimat meine man. Wenn eine Menstruierende sich an das Bett einer Wöchnerin setzt, so ist zu befürchten, dass das neugeborene Kind eine „Milchkruste“ bekomme.

Die Juden in Palästina sagen: In das Zimmer einer Kranken soll man keine lebendigen Tiere und keine menstruierenden Frauen hineinlassen. Ein syrischer Aberglaube verbietet Menstruierenden das Einsalzen oder Einmachen von Speisen, da sich nichts halten kann, was Frauen thun, die sich in solchem Zustande befinden. Hammer-Purgstall hat bereits in seiner Geschichte der persischen Redekünste an einer Stelle bemerkt, dass der Glaube an schädlichen Einfluss der Menstruierenden auf Backwerke und Speisen im Orient ziemlich allgemein verbreitet sei. Plinius VII 13 spricht gleichfalls von dem verderblichen Einflusse der Frau, wenn sie eine Menstruierende ist, auf Pflanzen, Früchte und Bienenstöcke. Sie vernichtet die Lebenskraft, bringt Blumen zum Welken, lässt Früchte von den Zweigen fallen, nimmt dem Korn die erzeugende Kraft, tötet Pfropfreiser. Aber auch in Europa ist dieser Glaube verbreitet. In den grossen Zuckerraffinerien Nordfrankreichs — so berichtet Ellis nach Laurent — ist es streng verboten, dass eine Frau die Fabrik

betritt, während der Zucker kocht oder abkühlt, da sonst der Zucker schwarz werden würde. Aus demselben Grunde wird keine Frau bei der Opiumgewinnung in Saigon angestellt· das Opium würde sich verändern und bitter werden.

Ellis erzählt: 1878 wandte sich ein Mitglied der British Medical Association an das Medical Journal mit der Anfrage, ob es wahr sei, dass Schinken, die von einer Frau während ihrer Menstrualperiode eingesalzen werden, verdürben; er wisse, dass dies schon mehrmals vorgekommen sei. Ein anderer antwortete: Es bestehe kein Zweifel, dass Fleisch verderbe, wenn es von einer Frau während ihrer Periode eingesalzen werde; die Thatsache könne er mit Bestimmtheit bestätigen . . .

Dass die Wirkung der Menstruierenden auch eine gute sei, hat uns schon Plinius erzählt. Nach einem Ausspruche Aelians ist das Weib in der Menstrualperiode in regelrechter Verbindung mit den Sternenwelten. Das Menstrualblut wird vielfach als Medikament und Liebeszaubermittel gebraucht.

Der Ursprung der geheimen Kräfte, die dem weiblichen Organismus zugeschrieben werden, liegt — wie es bei Ellis nach Dürkheim heisst — in den primitiven Begriffen über das Blut; nicht blos das Menstrualblut. Jede Art von Blut ist bei wilden und barbarischen Völkern der Gegenstand ähnlicher Gefühle. Alle möglichen Vorsichtsmassregeln müssen in Bezug auf das Blut beobachtet werden. In ihm wohnt ein göttliches Prinzip, oder — wie die Römer, Juden und Araber glaubten: das Leben selbst. Durchweg ist Blut „tabu“: es heiligt alles, was mit ihm in Berührung kommt. Nun ist das Weib chronisch das Schauspiel der blutigen Manifestationen . . .

Eine Sekte der Valentinier schrieb dem Menstrualblut die Tugenden des Sakramentes zu und genoss davon wie vom Blute Christi. Menstrualblut ist wertvoll als Liebestrank; das erwähnte ich schon im Kapitel über Liebesmittel. Aehnlich wird es im Kamasutram, dem indischen Lehrbuche der Liebe, als „ein Trank, wirkend auf Potenz und lange Lebensdauer“, empfohlen: „Erstes Menstrualblut mit Asparagus racemosus, Asteracantha longifolia, Melassesaft, Paste aus Piper longum, Honig, Kuhmilch und Ziegenschmelzbutter.“ Ferner: „Erstes Menstrualblut mit Asparagus racemosus, Asteracantha longifolia, Gmelina arborea, mit vier Teilen Wasser gekocht bis zur rechten Kon-

sistenz." — Plinius berichtete von den Kappadociern, dass man bei ihnen glaubte, das Blut eines menstruierenden Mädchens mache die Waffen siegreich, die Panzer undurchdringlich. Diese Ansicht hat sich bis heute in Deutschland erhalten. Denn in Bayern sagt man: Ein Kleidungsstück, mit jungfräulichem Menstrualblut befleckt, ist ein Schutzmittel gegen Hieb und Stich und löscht Feuersbrunst.

Im Mittelalter — bemerkt Strack — war Menstrualblut ein vielfach angewendetes Mittel gegen Lepra. Strack erwähnt auch Menstrualblut als Liebeszaubermittel: In Deutschland, sagt er unter Anführung von Beispielen, verabreichen noch heute Mädchen ihren Geliebten Tropfen ihres Menstrualblutes im Kaffee, um sich deren Liebe zu versichern. —

Ellis sagt: Es ist bemerkenswert, dass bei Tieren die Brunstzeit die einzige Periode des geschlechtlichen Verkehres ist, während bei den Menschenrassen gerade die Zeit der Periode die einzige ist, während der ein geschlechtlicher Verkehr, oft unter schweren Strafen, sogar bei Todesstrafe, verboten war. Schon Ploss und Bartels lenkten die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt. Sie erwähnen, dass im Mittelalter die Prediger ihre Hörer vor der Sünde der geschlechtlichen Vermischung während der Menstruation warnten. Ellis erklärt: das Verbot des geschlechtlichen Verkehrs während der Menstruation ist ein Fundamentalelement des Ritus wilder Völkerschaften, ein Element, das nur deshalb universell ist, weil — was jetzt allgemein anerkannt wird — die Gründe der menschlichen psychischen Entwicklung überall dieselben sind. Auf psychischer Seite — meint Ellis weiter — sei das hauptsächlichste normale und ursprünglichste Charakteristikum des Menstrualzustandes die Anwesenheit vorherrschender geschlechtlicher Triebe . . . Ellis zitiert den alten Hinduarzt Sosruta, der behauptet hat: die Neigung, Männern nachzulaufen, sei eines der Zeichen der Menstruation (Schmidt, Beiträge zur indischen Erotik, p. 390.) Dagegen wird in einem arabischen Buche „der duftende Garten" gesagt: dass Frauen während der Menstruation eine Abneigung gegen den Geschlechtsverkehr haben. Hippokrates erteilte unfruchtbaren Frauen den Rat, ihren Ehemännern bei Beginn der Periode den Zutritt zu ihrem Schosse zu gestatten. Im Altertume und Mittel-

alter bestand indessen der Glaube, der geschlechtliche Verkehr während der Menstruation erzeuge Missgeburten.

Im Zusammenhang mit der letzterwähnten Ansicht mag eine südslavische Meinung stehen. Krauss erzählt, man sage bei den Südslaven von einem nichtswürdigen Beamten: „seine Mutter hätte ihn während der Periode empfangen und er wäre aus der Vagina auf einen Düngerhaufen gefallen.“ — Bei den Iraniern gilt — so erwähnen Ploss und Bartels — die Menstruation als eine Schöpfung des bösen Geistes. Nach dem Avesta werden die Weiber auf einen besonderen Platz verwiesen und dort abgeschlossen. Pflegen sie während dieser Zeit Umgang mit einem Mann, so erhalten sie das erste Mal 30, dann 50 Riemenstreiche. Für den Mann gibt es nach Zoroaster gar keine Sühne. Er muss bis zur Auferstehung der Toten in der Hölle büssen. Hatte der Mann mit seiner eigenen menstruierenden Frau den Coitus vollzogen, so wurde er unrein und bekam 200 Riemenstreiche oder musste 200 Thaler zahlen.

Nach den mosaischen Gesetzen wurden beide Individuen verbannt, wenn ein Mann eine Menstruierende beschlafen hatte. Das 3. Buch Moses XV 19—24 enthält folgende strenge Vorschriften für die Menstruierende: „Wenn ein Weib flüssig wird, indem sie ihres Leibes Blutfluss hat, so haftet an ihr die Unreinigkeit 7 Tage lang, und jeder, der sie berührt, wird unrein bis zum Abend. Und alles, worauf sie liegt während ihrer Unreinigkeit, wird unrein, und alles, worauf sie sitzt, wird unrein. Und jeder, der ihr Lager berührt, muss seine Kleider waschen und sich baden und bleibt unrein bis zum Abend. Und jeder, der irgend ein Geräte berührt, auf dem sie sass, muss seine Kleider waschen und sich baden und bleibt unrein bis zum Abend. Und wenn er etwas berührt, was sich auf dem Lager oder auf dem Geräte befindet, auf dem sie sitzt, so wird er unrein bis zum Abend. Und wenn einer bei ihr liegen sollte und von ihrer Unreinigkeit an ihn kommt, so bleibt er 7 Tage lang unrein, und alles Lager, auf dem er liegt, wird unrein“ . . . An einer anderen Stelle heisst es gar: „. . . Derjenige, der bei einem Weibe zur Zeit der monatlichen Krankheit liegt und ihre Scham entblösst, ihren Brunnen aufgedeckt hat, und sie, so den Brunnen ihres Blutes entblösst hat — sie sollen mitten aus ihrem Volke hinweggefegt werden.“

Der Koran ist nicht so streng, wie das Alte Testament, obwohl er den geschlechtlichen Verkehr in der Zeit der Menstruation verurteilt. In der II. Sure heisst es: „Auch über die monatliche Reinigung der Frauen werden sie dich befragen. Sage ihnen: Dies ist ein Schaden, darum sondert euch während der monatlichen Reinigung von den Frauen ab, kommt ihnen nicht zu nahe, bis sie sich gereinigt haben. So sie sich aber gereinigt, möget ihr nach Vorschrift Gottes zu ihnen kommen; denn Gott liebt die Frommen und Reinen." Die moslemischen Gelehrten haben diese Koranstelle häufig kommentiert.

Im Sidi Khebit, einem älteren Gesetzbuche der Mohammedaner, heisst es: „Wer mit der Absicht, seine Wollust zu befriedigen, seine menstruierende Frau besucht, der verliert seine Kraft und geistige Ruhe."

Der moderne osmanische Verfasser eines Buches über die Geheimnisse der Liebe, Omer Haleby, sagt in dieser Beziehung: „Mohammed befahl uns, immer das Gegenteil von dem zu thun, was die Juden thun, ausgenommen das, was die fleischliche Vermischung betrifft."

---

37. Schamgefühl und Keuschheit.

Der erste Arzt in einem moslemischen Harem. — Moderne Sitten — Dr. Spitzer im Harem des Sultans Abdul Medschid. — Aerztliche Besuche in Harems von Privatleuten. — Seltsame Fragen an den Arzt. — Konsultationen per procuram. — Persische Sitten. — Entstehung des Schamgefühls. — Kleidung und Schamgefühl. — Bibel und Koran. Verschleierung des Gesichts. Zur Geschichte der Verschleierung. — Gesicht und regio sacropubica. — Entblössung der Schamteile. — Vorschriften des Korans. — Nacktheit und Keuschheit. — Religiöser und abergläubischer Ursprung des Schamgefühls.

Das Familienleben in der Türkei ist noch heute häufig ein Mysterium für fremde Augen. Selbst die Christen und Juden lassen ihre Häuslichkeit nicht gern erforschen.

Am schwierigsten ist es naturgemäss, einen Einblick in das intime Leben der moslemischen Frau zu gewinnen Der erste nichtmoslemische Arzt, der ein Harem betrat, war der Christ Dschordschis Ben Bachtjeschuu, Arzt des Spitals von Dschondschabur in Persien. Nach einem auf der Wiener Hofbibliothek befindlichen Manuscripte des arabischen Arztes und Biographen der Aerzte Ibn Ossaibije berichtet Hammer-Purgstall in seiner Geschichte der arabischen Literatur unter 1189 folgendes: Dschordschis Ben Bachtjeschuu, mit dem Vornamen Ebu Bachtjeschuu, Arzt von Dschondschabur, Verfasser des Kenasch oder Buches der Pandekten, gestorben um das Jahr 154 der moslemischen oder 771 der christlichen Zeitrechnung. Als der Kalif Manssur im Jahre 148 — 765 die Stadt Bagdad erbaute, ward er von Magenweh und Unfähigkeit des Zeugungsvermögens befallen. Man riet ihm, Dschordschis, den geschicktesten Arzt seiner Zeit, den Direktor des Spitals und der Medizinschule von Dschondschabur, zu berufen Dschordschis kam und nahm mit

sich seine Schüler Ibrahim und Isa ben Schehla. Der Kalif sprach mit Dschordschis persisch und arabisch und bewunderte des Arztes Geist und Ruhe, liess ihm ein schönes Ehrenkleid anziehen und befahl dem Kämmerer Rebii, dem Arzte Wohnung im schönsten Teile der Stadt anzuweisen. Dschordschis heilte den Kalifen zu dessen grosser Freude. Manssur bewies seine Dankbarkeit, indem er dem Arzte 3000 Dukaten und 3 schöne Sklavinnen sandte; als diese Geschenke kamen, war Dschordschis nicht zu Hause und sein Schüler Isa ben Schehla nahm sie entgegen. Dschordschis, der sein altes Weib zu Dschondschabur gelassen hatte, weil sie nicht imstande gewesen war, der Reise Beschwerlichkeiten zu ertragen, schalt den Jünger dafür aus, dass er die Sklavinnen angenommen hatte; er stellte sie dem Kalifen sofort zurück mit den Worten: „Ich darf als Christ keine andere Frau als die meine berühren.“ Von diesem Augenblicke an erhielt Dschordschis freien Eintritt ins Harem des Kalifen Manssur. —

In neuerer Zeit war es dem Dr. Sigmund Spitzer, Leibarzte des Sultans Abdul Medschid, auf des letzteren eigenen Wunsch vergönnt, ein kaiserliches Harem zu betreten. Er berichtete darüber in seinem Tagebuche ausführlich, und diese Schilderung verdient als ein merkwürdiges Dokument hier mitgeteilt zu werden: „Freitag, den 11. August 1845, traf ich den Sultan in sichtbarer Aufregung. Hierüber von mir befragt, bemerkte er mit gerührter Stimme: „Ich sprach dir neulich schon von der Krankheit meiner dritten Gemahlin. Sie sowohl, als ihr Kind befinden sich sehr übel. Das letztere, Reschad-Efendi (gegenwärtig Thronfolger nach Abdul Hamid II.), ist unrettbar verloren. Aber auch für die Erhaltung der Mutter gibt man wenig Hoffnung. Merjem Hatun (die Armenierin Maria Dadu) und ein durch sie empfohlener Arzt namens S. behandeln sie seit mehreren Monaten fruchtlos. Doch will ich nichts unversucht lassen und wünsche durchaus, dass du sie sehest. Denn wisse, diese Frau ist das einzige weibliche Wesen, für das ich wahre Liebe empfunden Mit ihr auferzogen, hing ich von Jugend an mit meinem ganzen Herzen an ihr. Hältst du Rettung noch für möglich, so wirst du ihre Behandlung übernehmen, gibt es keine Hülfe, so bekenne es mir ohne Scheu. In diesem traurigen Falle wirst du, um die Kranke nicht zu erschrecken,

die bisher von den Aerzten angewendeten Mittel gutheissen und dich nicht weiter mit ihr befassen. Vor allem verlange ich Wahrheit von dir.“ — Die Thränen traten ihm in die Augen, als er die letzten Worte sprach.

Er liess nun den Eunuchen den Befehl erteilen, die Haremspforte zu öffnen und führte mich mittlerweile in den Vorsaal hinaus, in welchem er bis zum Erscheinen der Schwarzen in ungeduldiger Hast mit mir auf und ab ging. Endlich hatten diese die Thüren geöffnet, die, nachdem wir sie überschritten, wieder geschlossen wurden. Wir befanden uns in einem Korridor, den vor mir wahrscheinlich ein Fremder nie betreten haben dürfte. Denn selbst jene Frauen und Aerzte, die bisher in das Harem gekommen sind, waren gewiss nicht in der Lage, vom Selamlik eingeführt zu werden. Um diesen Korridor, der oftmals in Winkeln gebrochen ist, zu durchwandern, brauchten wir etwa zehn Minuten. Die zwei Eunuchen schritten voran, nach ihnen kam der Sultan, und ich folgte in einiger Entfernung mit gesenkten Blicken. So oft wir zu einer Ecke kamen, rief mir der Sultan lächelnd zu: „Restez!“ Ich blieb demnach stehen, damit unverschleierte Frauen, die sich ebenfalls auf unserem Wege befinden mochten, und deren verworrene Stimmen sammt dem Rauschen von Kleidern und dem Getöse hastig zugeschlagener Thüren in der That hie und da an mein Ohr drangen, zurückgescheucht würden. Ich setzte mich erst in Bewegung, wenn der Sultan, den trotz seiner inneren Bewegung die Neuheit des Vorgangs zu ergötzen schien, mich durch das Kommandowort „Avancez!“ dazu ermächtigte. So erreichten wir eine am Ende des Korridors befindliche zweite Pforte, an welcher der Kislar-Aga — Harems-Vorstand — den Sultan empfing, indem er mich zugleich mit grossen Augen ansah.

Wir traten in den Vorsaal, wo wir eine Weile warteten, bis die Nachricht von unserem Erscheinen im Inneren des Harems genügend verbreitet war. Dann gingen wir weiter: voran der Sultan und ich hinter ihm her, der meine Blicke streng bewachende Kislar-Aga mir zur Seite. Durch ein prachtvolles Kabinet mit reich vergoldeten Wänden gelangten wir in einen grossartigen, wahrhaft kaiserlichen Saal, der sein Licht von oben erhält, und dessen Decke von zwei Reihen grandioser Marmorsäulen getragen wird. An den beiden Längsseiten bis an das

Ende des Saales sah ich eine Folge von Thüren, die, mit schweren, roten Vorhängen bedeckt, den Anblick dieser Räumlichkeit noch malerischer machten. Jede dieser Thüren führt in ein Appartement. Das erste linker Hand ist jenes der Sultanin Mutter; nach diesem kommen die Gemächer der legitimen Gemahlinnen und dann die der übrigen Odalisken. Der Sultan näherte sich der vierten dieser Thüren und hob den Vorhang, hinter welchem sich jedoch nicht unmittelbar die Gemächer, sondern ein von diesen durch einen zweiten Vorhang getrennter kleiner Gang befindet.

Beim ersten Schritte, den ich, dem Sultan folgend, in diesem Gange machen wollte, packte mich der Kislar-Aga beim Arme, sodass jener, sich umsehend, ihm mich loszulassen bedeutete. Gerade in diesem Augenblicke ging auch zufällig ein unverschleiertes junges Mädchen im Saale vorüber, dem mein Begleiter grimmige Blicke zuwarf. Der Sultan war indessen in das Gemach getreten und winkte mir, desgleichen zu thun. In der Mitte der einen Wand des reich geschmückten Zimmers — das näher zu betrachten mir natürlich die Musse fehlte — sah ich ein mit den feinsten Lahore-Shawlen überhängtes Ruhebett, und auf diesem lag unter Decken von gleichem Stoffe die kranke Sultanin, das Gesicht mit einem ähnlichen Shawl verhüllt. Der Sultan näherte sich ihr und fragte mit zärtlichem Tone: „Wie geht es Ihnen, Efendim?“ — „Ich fühle mich wohl, Efendimüs,“ antwortete eine sanfte, wunderliebliche Stimme. — „Hier ist mein Arzt,“ versetzte der Sultan, „mit dem ich selbst überaus zufrieden bin; ich wünsche, dass er auch Sie behandele.“ — „Sie haben zu befehlen,“ erwiderte die Kranke. Der Sultan ersuchte sie nun, mich ihren Puls fühlen zu lassen, worauf sie mir eine zarte, schön geformte, aber ganz abgemagerte Hand entgegenstreckte, die allerdings auf ein zehrendes Leiden zu deuten schien. Der Sultan fragte mich sodann, ob ich nicht auch ihre Zunge zu besichtigen wünsche. Auf meine bejahende Antwort schlug er selbst den Shawl, der ihren Kopf bedeckte, zurück, und ich sah vor mir den schönsten weiblichen Kopf, den ich in meinem Leben gesehen, und der durch den leidenden Ausdruck, die fahle Gesichtsfarbe und die infolge der Krankheit gleichsam verklärten Augen nur noch anziehender erschien. Nachdem ich das Er-

forderliche gethan, brachte der Sultan den Shawl in seine vorige Lage.

Mittlerweile war die bekannte Merjem Hatun in das Zimmer getreten, und es entspann sich zwischen ihr und mir ein sehr lebhaftes, langes Gespräch, in welchem sie mir über den Zustand der Sultanin Aufschlüsse zu geben trachtete. Während desselben bemerkte ich, dass der Thürvorhang von aussen ganz leise aufgehoben wurde, bis endlich durch den so gebildeten kleinen Spalt eine Stimme der armenischen Doktorin zurief: „Du weisst die Sachen nicht recht zu erklären. Der Arzt soll dann zu mir kommen.“ Es war, wie ich alsbald erfuhr, die Sultanin-Walide. Denn nachdem wir das Zimmer der Kranken verlassen, führte uns der Sultan zu jenem seiner Mutter, ohne es jedoch selbst zu betreten. Durch den Vorhang getrennt, besprachen wir uns noch ausführlich mit ihr und lebhaft über alles, was sich auf den Zustand der Kranken bezog, wobei Merjem Hatun mit grösster Ungezwungenheit gegen die Ansicht der Walide den Eintritt einer wirklichen Besserung infolge der von S. eingeleiteten Behandlung verfocht. Der Sultan führte mich hierauf aus dem grossen Saale in das oben erwähnte kleinere Gemach zurück, wo er mich hastig um meine Meinung fragte. Da ich nun, was immer meine Ansicht sein mochte, die Verantwortlichkeit der Behandlung nicht allein übernehmen konnte, so erklärte ich dem Sultan, dass meine ärztliche Prüfung zwar, Dank seiner persönlichen Gegenwart, vollständiger gewesen sei, als es sonst die Etiquette erlaubt hätte, dass ich aber doch nicht im stande sei, allsogleich ein Urteil abzugeben, und dass mir eine Konsultation mit den bisher behandelnden Aerzten nötig scheine.“ —

Später erzählt Dr. Spitzer „Als ich gestern, am 16. September 1845, in Beglerbei, bevor ich zum Sultan vorgelassen wurde, mit Hamid Bey, dem ersten Kämmerling, zusammenkam, kündigte mir dieser an, dass ich wieder einen Auftrag für den Harem erhalten würde, und riet mir zugleich, diesmal meinen Widerwillen gegen derlei Besuche nicht laut werden zu lassen. So vorbereitet trat ich beim Grossherrn ein, welcher sogleich den Gegenstand berührte. — „Ich weiss,“ sagte er, „dass du nicht gern derlei Aufträge erhältst. Du fürchtest, in deinem Benehmen gegen die Etiquette zu verstossen; auch glaubst du, dass mit den Frauen nicht viel auszurichten sei, und besorgst,

dass ich dir, wenn deine Behandlung nicht den erwünschten Erfolg hat, böse sein werde. Hierüber kannst du vollkommen ruhig sein. Ich habe dir einmal mein Vertrauen geschenkt und weiss, dass deine Medikamente wenigstens niemals schaden können. Gibt der Himmel seinen Segen, so führen sie zur Heilung. Was aber deine übrigen Besorgnisse betrifft, so sind sie besonders in dem gegenwärtigen Falle ganz unbegründet. Denn ich will dich nicht zu einer der jüngeren Frauen, sondern zu meiner Mutter führen, die eine sehr ruhige, verständige Matrone ist, und bei der du in der Ausübung deiner Kunst auf keinerlei Vorurteile und Hindernisse stossen wirst. Schon seit einiger Zeit ist ihre Gesundheit angegriffen, und neulich fühlte sie sich so unwohl, dass sie — und ich mit ihr — bitterlich weinte." — Die Thränen standen ihm in den Augen, als er die letzten Worte sprach. — Er entfernte sich nun durch die Eingangsthür des Harems, kam aber bald mit der Nachricht zurück, dass die Sultanin - Mutter eine Spazierfahrt nach Tschiragan unternommen habe. Er befahl mir daher, mich dorthin zu begeben, und wies mir einen Eunuchen als Begleiter zu, den er beauftragte, mich der Sultanin als seinen Arzt vorzustellen und sie in seinem Namen zu bitten, dass sie sich von mir behandeln lasse und nötigenfalls meiner Schüchternheit zu Hülfe komme.

Im Hofe von Tschiragan angelangt, sah ich in der Ferne einen Lehnstuhl, auf welchem eine in Schleier und Mantel gehüllte Dame sass. Es war die Sultanin Mutter, welcher ich mich, meinem schwarzen Gefährten folgend, ehrerbietig näherte. Nachdem dieser ihr die Botschaft des Sultans ausgerichtet, empfing sie mich sehr freundlich und lud mich ein, mich niederzusetzen, wozu mir allerdings nur der Erdboden zu Gebote stand. Durch den halbdurchsichtigen Schleier sah ich einen Anflug von freudiger Röte auf ihren Wangen, als ich ihr von der zarten Sorgfalt sprach, welche ihr erhabener Sohn in Betreff ihrer Gesundheit an den Tag gelegt hatte. Ruhig und unbefangen beantwortete sie hierauf meine ärztlichen Fragen, und nicht wenig fiel mir die vollendete Schönheit ihrer feinen, blendend weissen Hand sowie die Regelmässigkeit und Energie der Gesichtszüge dieser etwa 36 jährigen, noch sehr wohl erhaltenen Georgierin auf. Beim Weggehen entliess sie mich überaus

gnädig, empfahl mir, die ihr nötigen Arzneien selbst zu bereiten und holte aus dem Sack ihres Feredsche — Mantel — eine mit Gold gefüllte Börse, welche sie mir durch den oben erwähnten Eunuchen überreichen liess.

Ich eilte sodann zum Sultan nach Beglerbei zurück, um ihm über meinen Besuch Bericht zu erstatten Indem er mir nochmals die sorgfältigste Behandlung seiner Mutter ans Herz legte, sagte er mit rührendem Tone „Es handelt sich hier nicht um einen Baum, der aufblühen und neue Früchte tragen soll, aber möge er wenigstens nicht verdorren!“ Mit naiver Gemütlichkeit fragte er mich auch, ob ich nicht seiner Mutter dieselbe Arznei geben könnte, die er unlängst — bei einer ganz anderen Unpässlichkeit — mit dem besten Erfolge angewendet hatte. „War es also nötig ängstlich zu thun?“ setzte er hinzu. „Die Europäer beurteilen noch immer unser Familienleben von einem falschen Gesichtspunkte aus. Sind wir denn nicht alle Menschen wie du? Hast du je etwas Unangenehmes von mir oder den Meinigen erfahren? Sei unbefangen, wir haben Gelegenheit gehabt, uns gegenseitig kennen zu lernen. Dost olduk — wir sind Freunde geworden!“ — —

Im Allgemeinen spielt sich das Erscheinen des Arztes im Harem heute schablonenmässig in folgender Weise ab: Kommt der Arzt in das Harem, so verschwinden die Bewohnerinnen oder verhüllen sich schleunig. Ein Eunuche geht dem Arzte voraus und jagt die Frauen aus dem Wege. Der Arzt darf nicht nach rechts noch links schauen. Die Kranke findet er im Bette, welches auf dem Boden aufgemacht ist, oder auf der Ottomane, tief verschleiert, umgeben von der ganzen weiblichen Verwandtschaft und Dienerschaft. Der Arzt bekommt vom Gesicht nur die Zunge zu sehen, nur wenn er schon jahrelang im Harem bekannt ist, entschleiert die Patientin, falls es unbedingt nötig ist, ihr ganzes Antlitz. Betastung, Beschauung und Untersuchung der übrigen Körperteile begegnen selten Hindernissen. Es kommt nur manchmal noch vor, dass die Kranke sich hinter einem Vorhang verbirgt und dem Arzte blos den Arm herausstreckt, um den Puls fühlen zu lassen. Die häufigste Frage, welche eine türkische Frau an den Doktor richtet, ist die ob sie schwanger sei oder nicht; im bejahenden Falle: ob sie einen Knaben oder ein Mädchen gebären werde?

In den Provinzen, wo noch gar keine Emanzipation stattgefunden hat und das Harem auch dem Arzte nach wie vor verschlossen ist, gehen statt der weiblichen Patienten deren Männer, Brüder oder Söhne zu den Heilkundigen. Da sitzt ein Mann vor dem Arzte und klagt über Symptome einer Krankheit, die eine Frau in gesegneten Umständen an sich gewahr wird. Der Arzt ist klug genug, die Schamhaftigkeit der Weiber und die Eifersucht der Männer zu schonen und rät dem angeblich kranken Gaste das zu thun, was der wirklich kranken Frau daheim frommen könnte. Freilich ist eine solche Behandlung auf Entfernung selten von Erfolg begleitet.

Früher war es in Persien dem Arzte, wenn er zu einer kranken Frau gerufen wurde, nur gestattet, ihren Puls zu fühlen, doch ist, nach Polaks Versicherung, die Zivilisation jetzt auch dort soweit vorgeschritten, dass der Arzt bei ernsterer Erkrankung eine allgemeine physikalische Untersuchung vornehmen darf. Nur einmal verlangte ein Prinz von Dr. Polak, er solle den Zustand einer kranken Frau beurteilen, während sie, hinter einem Vorhang stehend, durch einen kleinen Ausschnitt in demselben ihre Hand hervorstreckte. Bürgersfrauen, ja selbst Angesehenere besuchen allein den Arzt.

Das allerletzte jedoch, was die Orientalin dem Arzte zeigt, ist ihr Gesicht. Das Gesicht ist der Brennpunkt des weiblichen Schamgefühls im Orient — eine merkwürdige Thatsache, die ich näher erläutern will.

Der Urzustand war die Nacktheit. I. Buch Moses II 25: „Und sie waren Beide nackt, der Mensch und sein Weib, und schämten sich nicht.“ Aber mit der Sünde wurde auch das Schamgefühl geboren; schon wenige Seiten weiter nach der Konstatierung des Urzustandes der Nacktheit berichtet die Bibel, I. Buch Moses III 7: „Da waren Beider Augen aufgethan, und sie wurden gewahr, dass sie nackt seien ... Da nahmen sie „Feigenblätter und machten sich Schürzen.“ Die erste Tracht war für Mann und Frau die gleiche, und sie blieb es noch, als Gott — im letztgenannten Kapitel, Vers 21 — „dem Menschen und seinem Weibe Röcke von Fell machte und sie ihnen anzog.“ Erst später wurde es für nötig befunden, dass Mann und Frau separate Kleidung haben müssten. Im V. Buch Moses XXII 5 heisst es: „Ein Weib soll nicht Mannesgeräte tragen, und ein Mann soll

nicht Weiberkleider anziehen, denn jeder, der Solches thut, ist Jehovah, deinem Gotte, ein Greuel."

Bald galt dann Entblössung als Schande und Strafe. Jesaja 47, 2—3 sagt: „Du, Jungfrau, Tochter Babel, hebe die Schleppe auf, entblösse den Schenkel, aufgedeckt werden soll deine Blösse, ja gesehen werden deine Schande." . . Und in Hosea II 12 wird gedroht: „Ihre Scham soll enthüllt werden vor den Augen ihres Buhlen" . .

In seiner Schrift über Reste arabischen Heidentums erwähnt Wellhausen zum Beweise des Schamgefühls, das schon bei den heidnischen Arabern herrschte, dass bei ihnen unzureichende Kleidung verboten war. Wenn bei ihnen Personen nackt auftraten, so geschah es immer unter ganz besonderen Umständen und zu ganz bestimmten Zwecken. Trauernde Frauen entblössten Gesicht und Busen und zerrissen ihre Kleider. Ebenso thaten Boten, die eine böse Nachricht brachten; Mütter, die auf ihre Söhne eine Pression ausüben wollten, legten ihre Gewänder ab; Männer, denen es verboten war, Rache zu nehmen, gaben ihrer Verzweiflung dadurch Ausdruck, dass sie sich die Kleider vom Leibe rissen oder ihr Gewand von hinten über den Kopf zogen.

Als Mohammed den Koran offenbart hatte, kam bei den Arabern der Gebrauch auf, nackt um die Kaaba in Mekka herumzugehen. Der Koran richtete sich dagegen und befahl in der VII Sure: „O Kinder Adams, bedienet euch anständiger Kleider. Sprich: Wer hat denn die anständige Kleidung vor Gott verboten, die er ja für seine Diener geschaffen hat?" . . .

Namentlich den Frauen wurde anbefohlen, dass sie beim Ausgehen ihr Uebergewand umwerfen sollen: „O Prophet", lautet Vers 59 der XXXIII Sure: „sprich zu deinen Gattinnen und deinen Töchtern und den Weibern der Gläubigen, dass sie sich in ihren Ueberwurf hüllen, so ist es schicklich, dass man sie als ehrbare Frauen erkenne und sie nicht beleidige." Schon die Araberinnen jener Zeit trugen als Uebergewand den noch heute in Arabien und Aegypten üblichen, aus weisser Leinwand hergestellten Ueberwurf, das die Frauen vom Kopf bis zu den Füssen bedeckt und nur vor den Augen eine kleine Oeffnung hat. An einer anderen Stelle der XXXIII. Sure sorgt Mohammed besonders dafür, dass seine eigenen Frauen vor allen die unnahbarsten bleiben sollen. Da heisst es. „Wenn ihr etwas notwendiges von

den Frauen des Propheten zu fordern habt, so fordert es hinter einem Vorhange.“ Nach Ullmann heisst dies: ein Vorhang sei zwischen euch und den Frauen; oder Vorhang heisst hier soviel als Schleier, die Frauen seien verschleiert. Begründet wird es mit der Reinheit. „Dies trägt zur Reinheit eurer und ihrer Herzen wesentlich bei . . . . Doch haben die Frauen des Propheten keine Sünde davon, wenn sie unverhüllt sprechen mit ihren Vätern, Söhnen, Brüdern oder mit den Söhnen ihrer Brüder und Schwestern, oder mit ihren Frauen oder mit ihren Sklaven.“

Es sei nicht unmöglich, meint Ellis, dass der mohammedanische Brauch des Gesichtverschleierns von der Furcht vor dem bösen Blicke herstamme. Man dürfe nicht vergessen, dass dieser Brauch nicht mohammedanischen Ursprunges sei, sondern schon lange vorher bei den heidnischen Arabern bestanden habe und von Tertullian in „De Virginibus Velandis“ XVII erwähnt werde. Im frühen Arabien verschleierten auch Männer ihr Gesicht, wenn sie auffallend schön waren, um sich vor dem bösen Blicke zu schützen. Nach Wellhausen hat die Annahme, dass das Verschleiern des weiblichen Gesichtes einer rituellen Vorsichtsmassregel zuzuschreiben sei, viel für sich.

Auch Dürkheim sagt: Der Schleier habe oft den Zweck, eine Zauberwirkung abzuwenden. Auf diese Weise entstanden, wurde der Brauch beibehalten und nach und nach in seiner Bedeutung verwandelt. Bei den moslemischen Frauen ist so die Verschleierung zu einem religiösen Gesetz geworden, welches das Gesicht zum Brennpunkte des Schamgefühls gemacht hat. Emin Bey bemerkte — heisst es bei Ellis – dass die Frauen mancher Afrikanerstämme, die nackt gehen, ihr Gesicht unter dem Einflusse des Schamgefühls mit der Hand bedecken. Schon Martial schrieb wenn ein unschuldiges Mädchen den Penis ansehe, thue sie es durch die Finger. Als Casanova in Konstantinopel war, versicherte ihm Graf de Bonneval, ein zum Islam bekehrter Franzose, dass er thöricht handele, wenn er das Gesicht der Frau zu sehen sich bemühe, während er doch leichter weit pikantere Dinge betrachten könne, die zurückhaltendste Türkin kenne das Schamgefühl nur in Bezug auf ihr Gesicht und erröte vor gar nichts, wenn sie nur ihren Schleier vor dem Antlitz habe. Wo, wie bei den mohammedanischen Völkern, das Gesicht der Brennpunkt des Schamgefühls geworden ist, da

wird die Blossstellung des übrigen Körpers, sogar der regio sacropubica, jedenfalls aber der Beine und Oberschenkel, ganz gleichgültig behandelt. Diesen von Ellis ausgesprochenen Satz kann ich bestätigen. In den belebtesten Strassen Konstantinopels sah ich tiefverschleierte Frauen stehen bleiben, um sich ungeniert die Röcke zu heben und sich in der Schamgegend zu kratzen. In Beyrut wohnte ich einmal einer Szene bei, wie türkische Prostituierte sich zum Coitus auf das Lager warfen, ohne den Schleier fallen zu lassen. Und doch hat der Koran das Entblössen der Schamgegend nicht minder streng verboten als das Entblössen des Antlitzes. In der XXIV. Sure heisst es: für Frauen, die keine Kinder mehr gebären und sich nicht mehr verheiraten können, sei es keine Schande, wenn sie ihre Obergewänder ablegen, aber doch müssen sie Acht haben, dass sie dabei ihre „Zierde“ wohl verbergen. Hier ist also fast klar die Entschleierung erlaubt, aber die Enthüllung der Zierde bleibt doch nicht weniger verboten als früher.

Die mehrfach erwähnte XXIV. Sure des Korans setzt in dieser Beziehung noch folgendes fest: „Sage auch den Gläubigen, dass sie ihre Augen abwenden und sich bewahren sollen vor ihren Schamteilen; so ist's am schicklichsten für sie. Sage auch den gläubigen Frauen, dass sie ihre Augen abwenden und sich bewahren sollen vor ihren Schamteilen, und dass sie nicht ihre Zierde (nämlich: ihren nackten Körper), ausser nur, was notwendig erscheinen muss, entblössen, und dass sie ihren Busen mit dem Schleier verhüllen sollen. Sie sollen ihre Zierde nur vor ihren Ehemännern zeigen, oder vor ihren Vätern, oder vor den Vätern ihrer Ehemänner, oder vor den Söhnen, oder vor den Söhnen ihrer Ehemänner (nämlich: vor ihren Stiefsöhnen), oder vor ihren Brüdern, oder vor den Söhnen ihrer Brüder und Schwestern, oder vor ihren Frauen (Kammerfrauen, Gespielinnen, Ammen), oder vor ihren Sklaven, oder vor solchen Männern ihres Gefolges, welche kein Bedürfnis zu Frauen fühlen (nämlich: vor Verschnittenen und alten Leuten), oder vor Kindern, welche die Blösse der Frauen nicht beachten. Auch sollen sie ihre Füsse nicht so werfen, dass man gewahr werde die Zierde, welche sie verbergen“ — das heisst: entweder ihren nackten Körper, oder auch allerlei Zierrat, welchen die orientalischen Frauen an den Knieen zu tragen pflegten. Schon Jesajas III. 16

warf den Hebräerinnen „ihren buhlerischen und verführerischen Gang" vor, wodurch sie jenen verborgenen Schmuck bemerkbar zu machen suchten. Der Talmud ist der Ansicht, dass die hier erwähnten goldenen, silbernen und anderen kostbaren Fesseln um den Unterteil der Füsse, dicht über den Knöcheln, angebracht und durch eine goldene Kette verbunden waren; sie dienten „bei vornehmen Mädchen zur Bewahrung der Keuschheit". Nach Trusen wird bei den Negern am Weissen Nil auf ähnliche Weise eine künstliche Gynatresie der Frauen nach jeder Entbindung bewirkt. Auch bei Türken und Arabern soll noch heute ein Verfahren, um vorzeitige Defloration unreifer Mädchen oder Begattung älterer Sklavinnen zu verhindern, in der Infibulation der Pudenda mittelst Silberdraht bestehen.

Vereinzelt findet man die Ansicht, dass die Geschlechtsorgane blos deshalb frühzeitig verhüllt werden müssen, um zu verhindern, dass die unangenehmen Ausdünstungen die Umgebung erreichen. Diese Meinung scheint mir wenig stichhaltig zu sein. Denn so zartfühlend ist kein Volk im Orient, dass es sich just durch unangenehme Ausdünstungen belästigt fühlen würde. Der Koran, der in der XXIV. Sure das Sehenlassen der „Zierde" vor „Sklaven und alten Leuten" und „vor Kindern, welche die Blösse der Frauen nicht beachten", gestattet, bezeichnet es aber noch in derselben Sure als besonders unschicklich, sich vor Sklaven und Kindern unbekleidet zu zeigen: „O ihr Gläubigen, lasset euere Sklaven und die unter euch, welche noch nicht das mannbare Alter erreicht haben, erst um Erlaubnis fragen, bevor sie zu euch kommen, und das drei Mal des Tages, nämlich: vor dem Morgengebete (in der Zeit wo man aus dem Bette kommt); und wenn ihr des Mittags (um der Mittagsruhe zu pflegen) euere Kleider ableget; und nach dem Abendgebete (wo man sich auskleidet, um zu Bette zu gehen)."

Der Begriff des Schamgefühls ist ein merkwürdig undefinierbarer; ich möchte sagen: jedes Volk deutet ihn anders. Herodot, I Buch X erwähnte, dass es bei den Lydiern, wie überhaupt bei den Barbaren, selbst für einen Mann als grosse Schande galt, nackt gesehen zu werden. Und an einer anderen Stelle erzählt er von den Weibern der Gindamer, dass sie auf ihren Kleidern so viele Riemen von Leder trugen, als sie mit einem Manne zu thun gehabt; und diejenigen Weiber, die an Zahl solcher Riemen

die anderen übertrafen, wurden als die allergeachtetsten betrachtet. Rudeck berichtet in seiner Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland, dass dort im Mittelalter jeder beim Zubettegehen sich vollständig auszog, und dass in den Dampfbädern eine Bedeckung nicht notwendig war. Von der Kaiserin Theodora erzählt Prokop, ein Geschichtschreiber des VI. Jahrhunderts, sie sei „öfters fast nackt vor dem Publikum erschienen und wäre gern völlig nackt gegangen, wenn es nicht dem Weibe verboten gewesen wäre, sich bloss zu zeigen, da man wenigstens kurze Hosen über dem tiefsten Teile des Unterleibes anhaben musste".

Bei den Südslaven ziehen sich, wie Krauss mitteilt, Mann und Frau splitternackt aus, wenn sie sich zum Coitus begeben. Johnston erzählt von den Massai, dass sie penem suum insueta longitudine praeditum, offen tragen. Auf der volkreichen Brücke Karakö, die von Galata nach Stambul führt, sah ich eines Tages um die Mittagsstunde einen Derwisch gemächlich wandern, der ingens membrum suum offen herabhängen liess. Nur die Europäer beiderlei Geschlechts wichen ihm erschrocken aus. Die Türken und Türkinnen aber fanden dies durchaus nicht anstössig. Es war ein Büsser, so erklärte man mir; er kasteite sich durch die rücksichtslose Blossstellung jenes Körperteiles, durch den er seiner Ansicht nach am meisten gesündigt hatte. Niemand wagte ihn aufzuhalten oder wollte dies thun. Unbehindert ging er nach Pera, wo die Polizei erst auf Verlangen einiger Europäer ihn bat, den Schauplatz seiner Kasteiung in sein Wohnhaus oder wenigstens in ein türkisches Quartier zu verlegen.

Wenn bei unzivilisierten Völkern das Glied verhüllt wird, so geschieht es durchaus nicht immer aus Schamgefühl: Ellis erzählt nach Somerville, dass die Männer auf den Neuhebriden ihren Penis sorgfältig verdecken, aber sie thun es aus Furcht vor Narak, dem bösen Zauber; sie glauben nämlich, dass der Anblick des unverhüllten Gliedes höchst gefährlich werden kann, sowohl für den Entblössten als für den Beschauer. Daher wickeln sie sich viele Ellen Kaliko oder anderen Stoff um ihr Glied, bis es zu einem Bündel von zwei Fuss Länge und entsprechendem Durchmesser vergrössert ist; dann verzieren sie es an der Spitze mit blühenden Gräsern und tragen es vermittelst

eines Gürtels nach oben gerichtet. Die Testikel bleiben dabei unbedeckt. Auch eine Stelle der Sunna lässt der Meinung Raum, dass die Verhüllung der Geschlechtsteile abergläubischer Furcht entstamme. Dort wird vorgeschrieben, dass kein Mann sich, selbst wenn er allein sei, entblössen oder ganz nackt waschen dürfe, aus Furcht vor Gott und bösen Geistern; man meint, Hiob musste deshalb so schwer büssen, weil er gegen dieses Gebot handelte. Der türkische Schriftsteller Omer Haleby schliesst daran an und sagt: „Die Gesetze der Schamhaftigkeit verbieten jedem Moslem, gewisse Teile seines eigenen Körpers zu betrachten. Um wieviel mehr müsset ihr, o Frauen! euch hüten, das zu betrachten, was die Scham mit einem dichten Schleier verhüllt! Erklärte Aïscha nicht, dass sie sich oft mit dem Propheten zusammen im Bade wusch und dass Beide stets aus derselben Urne Wasser schöpften und dass sie dennoch dabei einander nicht ansahen? Und hat nicht der Prophet gesagt: „Sobald ihr euch eueren Frauen nähert, bedecket euch vor einander, so viel als möglich, denn die Blicke entnerven dann die Seele und schwächen die Kräfte." Seid deshalb, o Frauen! dezent in eueren Blicken und in allen eueren Handlungen und Gesten".

38. Lasterhaftigkeit.

Die Jungfräulichkeit bei dem iranischen und dem hebräischen Volke. — Zoroasters Gebote. — Mosaische Gesetze. — Verletzung der Jungfrauschaft. — Der Koran über Ausschweifungen. — Vorschriften Hamsas des Drusen. — Persische Sitten. — Albanesische Strafe für Unzüchtige. — Ein christlich-orientalischer Gebrauch. — Südslavische Ansichten. — Heitere Auffassung in Liedern. — Vergewaltigung ist Schmach. — Lascive Lieder und Feste. — Der südslavische Kolotanz. — Geschlechtstrieb und Jahreszeiten. — Ethnographische und historische Parallelen.

Unter den Völkern des Altertums waren es nur die Iranier und die Hebräer, welche ein Verständnis für den moralischen Wert der Keuschheit besassen. Man ehrte zwar auch sonst — in China, Hellas und Rom — die Jungfrau, aber man hielt es nicht für sündhaft, sie gegebenen Falles gewissenlos zu entehren, und hielt jeden geschlechtlichen Akt für erlaubt, sobald er nicht das Recht eines anderen verletzte; beispielsweise den Verkehr mit einer Witwe oder mit jeder anderen Frau, die Herrin über ihre Person war.

Bei den anderen Völkern zog man allerdings auch als Frau ein jungfräuliches Mädchen einem anderen vor; aber entpuppte sich die Braut als eine Entblätterte, so war das Unglück nicht allzu gross.

Bei den Hebräern und den Iraniern aber war die Jungfräulichkeit der Braut ein strengstes Muss. Die sexuellen Gesetze der Iranier und der Hebräer stimmen teilweise wörtlich überein: „Du sollst nicht Unzucht treiben; du sollst nicht die Frau deines Nächsten begehren; du sollst die fleischliche Vermischung nur in der Ehe ausüben; du sollst nicht ver-

schwenderisch sein, weder mit deinem Leibe noch mit deiner Gewährung" — das sind iranische Gebote.

Nach der Lüge ist in den Augen Zoroasters die Ausschweifung das grösste Verbrechen; sei es die Ausschweifung in der Form der Onanie, der unfruchtbaren, unordentlichen oder illegitimen Liebe. Der Verlust der Fruchtkeime wird von der Gesellschaft Gottes als ein schwerer betrachtet. Ein Iranier ohne Frau galt als das niedrigste aller Wesen. Wenn der Mann ein Mädchen geschwängert hatte und sich drückte, so hatte die Betrogene, falls sie Mutter geworden war, das Recht, den Verführer zu töten.

Auf derselben Höhe der Moralität stehen die mosaischen Gesetze im V. Buche Moses XXII 15 bis 27 · „Und so jemand eine Jungfrau verführt, die nicht verlobt ist, und liegt bei ihr, so soll er sie durch den Ehe-Kaufpreis zum Weibe erwerben. Wenn ihr Vater sich weigert, sie ihm zu geben, wäge er soviel Silber dar, wie der Kaufpreis der Jungfrauen beträgt" - nach Maimonides 50 Schekel Silber. Betraf die Verführung aber eine einem anderen verlobte Jungfrau, und geschah die Verführung „innerhalb der Stadt, wo sie hätte rufen können, dann wurden beide gesteinigt; die Dirne darum, weil sie nicht um Hülfe geschrieen; der Mann, weil er seines Nächsten Weib verführt hatte, denn die Verlobte wurde schon so gut wie vermählt betrachtet.

Wurde die Verletzung der Jungfrauschaft mit Gewalt an einer noch nicht verlobten Jungfrau verübt, so hatte der Mann dem Vater der Vergewaltigten 50 Schekel Silber zu entrichten und musste das Mädchen heiraten, unter Verschärfung dieser Strafe: dass er sich nie von ihr scheiden konnte. Wurde endlich die Notzucht an einer mit einem anderen verlobten Jungfrau ausserhalb der Stadt verübt, so wurde sie dem Ehebruche gleich geachtet und der Mann mit dem Tode bestraft; das Mädchen aber blieb ungestraft, weil ihr Hülferuf vergeblich gewesen wäre, „wie bei einem Morde."

Im II. Buche Samuel XIII 1—14 erwähnt die Geschichte den Fall der Notzucht, die Ammon an seiner Schwester Thamar beging. Ihn traf jedoch keine öffentliche Strafe, sondern sein Bruder Absalon liess ihn, nachdem er ihn berauscht hatte, durch die Knechte töten. — Die Verletzung der Jungfrauschaft an einer

Magd, die für einen anderen bestimmt war, wurde — nach dem III. Buche Moses XIX 20—22 — mit Geisselung des Uebelthäters bestraft; ausserdem musste man dann einen Widder als Schuldopfer darbringen.

Der Koran richtet sich in Bezug auf Keuschheitsvorschriften ganz nach der Bibel. Die VI. Sure verbietet die „Ehe mit schlechten und liederlichen Frauen“ und verlangt von den Sklavinnen, die man zu Frauen nimmt, dass sie züchtig und nicht schlecht seien, noch sich fremde Liebhaber halten. XXIV. Sure: „Ausgelassene Frauen werden im zukünftigen Leben vereinigt mit ausgelassenen Männern, und ausgelassene Männer mit ausgelassenen Frauen; gute Frauen aber mit guten Männern, und gute Männer mit guten Frauen.“ . . . . „Verheiratet die ledigen Standes unter euch, ebenso euere redlichen Knechte und Mägde, und wenn auch diese arm sind, so kann sie Allah ja mit seinem Ueberflusse reich machen. Aber diejenigen, die keine Aussteuer zur Verheiratung finden können, mögen sich hüten vor jeder Unkeuschheit.“ XVII. Sure „Enthaltet euch der Unkeuschheit; denn sie ist ein Laster und führt auf schlimme Wege.“ VII. Sure 29: . . . . „aber schweifet nicht aus, denn Gott liebt nicht die Ausschweifenden.“ Man klage indessen die Frauen nicht ohne genügenden Grund an, dass sie durch freieres Benehmen und ungezwungene Haltung Anlass zu Tadel geben. In der XXIV. Sure heisst es: „Die, welche ehrbare gläubige Frauen, die leichtsinnig in ihrer äusseren Haltung scheinen, fälschlich verleumden, sollen in dieser und in der zukünftigen Welt verflucht sein und peinliche Strafe erleiden.“

Als ein Beispiel idealer Keuschheit erscheint dem Koran die Geschichte Josephs im Hause der Potiphar, und in der XII. Sure sind die darauf bezüglichen Verse 22—35 und 50—54 eine der schönsten Stellen dieses heiligen Buches:

„Und als Joseph seine Vollkraft erreicht hatte, gaben wir ihm Weisheit und Wissen . . . . . Und sie, in deren Haus er war, stellte ihm nach und verriegelte die Thüren und sprach: „Komm her!“ Er sprach: „Allah verhüte es! Siehe, mein Herr hat mir eine gute Wohnung gegeben. Siehe, den Ungerechten ergeht es nicht wohl.“ Und sie verlangte nach ihm, und auch er hätte nach ihr verlangt, wenn er nicht ein Zeichen von

seinem Herrn gesehen hätte. Also thaten wir, um Schlechtigkeit und Schändlichkeit von ihm abzuwehren. Siehe, er war einer unserer lauteren Diener. Und sie liefen beide zur Thür, und sie zerriss sein Hemd von hinten; und sie trafen auf ihren Herrn vor der Thür. Sie sprach: „Was ist der Lohn dessen, der gegen deine Familie Böses im Schilde führte, das Gefängnis oder schmerzliche Strafe?" Er sprach: „Sie stellte mir nach." Und es bezeugte ein Zeuge aus ihrer Familie: „Wenn sein Hemd vorn zerrissen ist, so hat sie die Wahrheit gesprochen, und er ist ein Lügner. Ist sein Hemd jedoch hinten zerrissen, so hat sie gelogen und er hat die Wahrheit gesprochen." Und da er sein Hemd hinten zerrissen sah, sprach er: „Siehe, das ist eine eurer Listen! Siehe, eure List ist gross! Joseph wende dich ab hiervon, und du, o Weib, bitte ihn für deine Schuld um Verzeihung; siehe, du hast gesündigt." Und es sprachen die Weiber in der Stadt: „Die Frau des Hochmögenden hat ihrem Burschen nachgestellt. Er hat sie zur Liebe entflammt. Siehe, wahrlich, wir sehen sie in offenkundigen Irrtum." Und als sie von ihrer Bosheit vernahm, schickte sie zu ihnen und bereitete ihnen ein Gelage und gab einer jeden von ihnen ein Messer und sprach zu Joseph: „Komm heraus zu ihnen." Und da sie ihn sahen, rühmten sie ihn und schnitten sich in die Hände und sprachen: „Allah behüte! Das ist kein Mensch, das ist ein edler Engel!" Sie sprach: „Und dieser ist's, um dessentwillen ihr mich tadeltet. Und wahrlich, ich stellte ihm nach, doch widerstand er. Und wahrlich, wenn er nicht nach meinem Geheiss thut, soll er ins Gefängnis geworfen und verächtlich behandelt werden." Er sprach: „Mein Herr, das Gefängnis ist mir lieber, als das, wozu sie mich einladen. Und wenn du nicht von mir ihre List abwendest, gebe ich ihnen in meiner Jugend nach und werde einer der Thoren." Und es erhörte ihn sein Herr und wendete ihre List von ihm ab. Siehe, Gott ist der Hörende, der Wissende. Alsdann beliebte es ihnen, nachdem sie die Zeichen seiner Unschuld gesehen hatten, ihn für eine Zeit einzusperren . . . . Und es sprach der König: „Bringt ihn mir." Und als der Bote zu ihm kam, sprach er: „Kehre zurück zu deinem Herrn und frage ihn, was die Frauen vorhatten, die sich in die Hände schnitten. Siehe, mein Herr kennt ihre List." Er sprach:

„Was war eure Absicht, als ihr dem Joseph nachstelltet?“ Sie sprachen: „Allah behüte! Wir wissen nichts Böses von ihm.“ Da sprach die Frau des Hochmögenden: „Nunmehr ist die Wahrheit offenkund. Ich stellte ihm nach, und siehe, wahrlich, er gehört zu den Rechtschaffenen.“ — „Dies,“ so sprach Joseph, „damit mein Herr wüsste, dass ich nicht während seiner Abwesenheit Verrat wieder ihn geübt, und dass Allah nicht die List der Verräter leitet. Und nicht rechtfertige ich mich selber; siehe, die Seele ist geneigt zum Bösen, es sei denn, dass sich mein Herr erbarmt; siehe, mein Herr ist verzeihend, barmherzig.“ Und es sprach der König: „Bringt mir ihn, ich will ihn für mich haben.“ Und als er mit ihm geredet hatte, sprach er: „Siehe, von heute an bist du bei uns in Amt und Vertrauen.“

Den Drusen hat Hamsa die Keuschheit in folgenden Worten empfohlen: Die tierischen Begierden des Geschlechtstriebes sind das Erzeugnis der vier Elemente. Wer sie seiner Religion vorzieht, steht unter den Eseln und Ochsen, nach jenen Worten des Korans in der fünfundzwanzigsten Sure: Sie sind wie das unvernünftige Tier, ja sie irren weiter vom richtigen Wege ab als dieses! Wer sich dagegen von den viehischen Leidenschaften frei hält, der steht höher als die erhabensten Engel. Wenn ein Unzüchtiger Reue zeigt, muss er sich sieben Jahre demütigen und weinend die Eingeweihten besuchen; wenn er aber keine Reue zeigt, stirbt er als Abtrünniger und Ungläubiger.

Hat in Persien das Unglück der Defloration bei einem Mädchen stattgefunden, so werden Anstalten getroffen, um die Schande von ihr und den Eltern abzuwenden. Man verheiratet sie nämlich an einen armen Mirza unter der Bedingung, dass er sich nach kurzer Zeit von ihr scheiden lässt, um sie dann einem angesehenen Mann zuzugesellen, oder man gibt sie einem ganz jungen unerfahrenen Knaben zur Frau; oder es wird am Tage der Entscheidung durch einen operativen Eingriff, worauf sich einige persische Chirurgen wohl verstehen, nachgeholfen.

Das Mädchen wird im Orient bekanntlich nach den Wünschen seines Herzens nicht gefragt, sondern gezwungen, dem Willen anderer zu folgen, wenn es die Wahl eines Gatten gilt. Die durch die Tradition geheiligten Mittel, die es einem Mädchen trotzdem ermöglichen, der Ehe mit einem ungeliebten Manne zu entschlüpfen, sind nicht zahlreich. Bei den Mirediten in Ober-

Albanien gibt es, wie Hahn in seinen Albanesischen Studien berichtete, ein solches Mittel: Wenn dort eine Jungfrau sich vor der Ehe mit einem ihr verhassten Manne retten will, ohne dadurch die obligate Blutrache des verschmähten Bewerbers und seiner Familie auf sich und ihre Familie zu laden, so geht sie zum Pfarrer und erklärt: „Ich will fortan als Mann gelten und leben!“ Und der Pfarrer bringt dies nach der Messe zur Kenntnis der ganzen Gemeinde und gibt dem Mädchen einen männlichen Namen. Die Jungfrau zieht darauf Männerkleider an, und alle Welt behandelt sie nunmehr als Mann. Wehe aber, wenn sie als Mann — schwanger wird; dann ist der Tod ihre Strafe.

Bei den Christen in der Türkei ist es allgemeine Sitte, dass die Braut laut weinen muss, um schon von fern vom Bräutigam gehört zu werden, wenn er kommt, sie in die Kirche zu holen. Denn wenn sie nicht also laut um ihre Unschuld klagt, dann ist ihr Schweigen ein Zeichen dafür, dass sie nichts mehr zu beklagen habe.

Vergeht sich bei den Südslaven ein Lediger mit einem Mädchen, so erscheint dies vor Gott als keine grössere Sünde, „als ob ein Mensch ein Blümlein pflückte“. Die Südslaven sind, wenn man nur die von Krauss gesammelten erotischen Lieder in Betracht zieht, ausserordentlich sinnlich. Beim Anblick eines Frauenzimmers, sagt Krauss, denkt der Südslave zunächst an die Begattung. Diesem Empfinden wird in den Reigenliedern ungeschminkter Ausdruck verliehen. So heisst es: „Lieber möchte ich neben ihr stehen, als Wesir in Bosnien sein; lieber möchte ich sie entkleiden, als mit dem Kaiser zu Nacht essen; lieber möchte ich sie beschlafen, als mit meiner Seele in das Paradies eintreten.“

Ein anderes bosnisches Duett lautet: „O du Mädchen aus Koraj, du wähnst, dass du im Paradiese weilst“. . . „Und sie wähnt, dass sie im Paradiese sei, weil sie von Zumpten gevierteilt wird.“ — Nach Milena Mrazovic wird bei den Bosniern Unkeuschheit streng bestraft; die lasterhaften Mädchen verachtet man, man schliesst sie aus der besseren Gesellschaft aus. Das mag sein. Aber dass „die Unkeuschheit deshalb selten vorkommt, ist nach den zahllosen schlüpfrigen Liedern, die dort kursieren, gar nicht recht denkbar. So singt man im Bjelinaer Bezirke in

Bosnien dieses Duett: „O du Mädchen aus Dubica, dein Hemd reicht dir bis zum Gesäss herab, das buntverzierte Leibchen bis zu den Rippen; möchtest du wohl mit mir schlafen?" . . . „Schweig, Leid dich verschone, wie sollt ich denn nicht? Prehende penem prehensumque introducas."

Eine Variante dieses Liedes singt man in Vischegrad in Bosnien: Die junge Bäuerin sitzt beim Meierhofe. Das Hemd reicht ihr bis zum Gürtel, das Tüchlein bis zu den Rippen. Dieselbe Frage und dieselbe Antwort wie früher. — Oder in anderen Bosnischen Orten: „O du kleines Mägdelein, möchtest Du mir Pitschka gewähren?" . . . „O du kleines Bürschelein, wer wehrt es dir? Schleich dich nach Wolfsart heran und überspringe nach Hasenart, schau dich nach Fuchsart um, und hübsch bleibt der Penis in der Pitschka stecken." — Oder:

„O du brünettes Mägdelein, thät' ich dich verführen,
Thätst du da krepieren?" . . .
„Nein, bei Gott, ich thät' mir nichts draus machen,
Vielmehr darüber herzlich lachen." —

Im bosnischen Drinagebiet fragt im Reigenlied der Bursche.

„O sag' mir, Mädchen, Schminkgefäss,
Wo ruht zu Nacht heut dein Gesäss?" —

Und sie antwortet prompt im Reime:

„Wo ich auch schlafe überall,
Entzieh' mich dir auf keinen Fall." —

Häufig stellt das bosnische Lied die Mönche als geil hin. „Es schickte mich meine Mutter, mit dem Mönche Grünzeug klauben. Der Mönch, der gibt mir keine Ruh, schaut in die Piza immerzu." Auch die Mosleminnen in Bosnien sind den Liedern zufolge nicht allzukeusch. In einem bosnisch-moslemischen Gedichte heisst es: „O du kleines Mädchen, möchtest du mir Piza geben?" — „O du kleines Bürschchen, wer wehrt es dir noch? — Führ mich hinein ins Wäldchen, heb' mir empor das Schösschen, beschaue dir mein Blösschen, schneid' zu zwei Gabelhölzchen und reibe steif dein Stelzchen."

Auf den Vorhalt leichtfertigen Lebenswandels schlägt sich die südslavische Städterin mit der flachen Hand auf die Schamteile und deklamirt: „Meine Ware, meine Neigung; wem ich geneigt war, dem gab ich; habe mich vor niemand gescheut."

Und wie die Städterin, denkt und singt die Bäuerin: „Dala sam i datschu, i prê sam i satschu — ich habe gewährt und werde geben; auch früher gab ich, und so will ich leben."

In Westserbien klagt eine Frau im Liede: „Ach, ich kann ungev..... nicht spinnen." In einem anderen serbischen Liede singt ein Mädchen: „Ich gäbe, ja ich gäbe hin sogar drei Rappen und einen mausfahlen Renner für ein beschwänztes Bürschelein."

In zahllosen Varianten besingt das Lied, wie die Mutter selbst ihre Tochter der Leichtfertigkeit in die Arme treibt.

Ein bosnisches Lied: „Der Lüstling steht mit der Mutter an der Thür. Penum suum fricat und zieht einen Silberzwanziger heraus. „Was soll ich thun, Mutter, soll ich ihm gewähren?" — „Gewähr ihm, o Tochter, auch die Mutter hat gewährt."

In einem Liede in Bosnisch Brod bleibt die Tochter die Antwort nicht schuldig, als die Mutter das Mädchen sagen lässt, dass es sich hergeben solle: „Hat sie es gesagt, soll sie dir selbst hergeben." —

In einem bulgarischen Liedchen, das in der Gegend von Sofia gesungen wird, fragt die Tochter: „Soll ich ihm gewähren, Mutter?" — Die Mutter meint: „Du bist jung, du wirst ihm penem frangere." — Die Tochter aber tröstet die ängstliche Mutter mit den Worten: „Ich bin jung, ich werde ihm penem calefacere."

In einem Liedchen aus Bosnisch Brod klagt die Tochter.

„Teuere Mutter, ich habe kein Tüchel."

Prompte Antwort:

„Soll dir der eines kaufen,
Der dir die Piza thut raufen."

Als tiefe Schmach gilt, nach Krauss, bei den Südslaven blos die Vergewaltigung. Ein Mädchen, das infolge eigener Unvorsichtigkeit einem Lüstling zum Opfer fiel, wird als entehrt betrachtet — also genau das Gegenteil der althebräischen Moral, wo — wie ich gezeigt habe — in einem solchen Falle das Mädchen straflos blieb, der Mann aber gezüchtigt wurde. Bei den Südslaven findet wohl eine leichtfertige Dirne, aber nicht ein vergewaltigtes Mädchen einen Gatten. Dieses ist selbst gegenüber jenen Frauenzimmern im Nachteil, die als Ledige

Mütter geworden sind, aber sich aus Liebe hingegeben haben; und, wie Krauss sagt, wird selbst eine für Geld Feile einer Vergewaltigten vorgezogen. Der Schänder wird je nach den Umständen, unter denen sein Streich gelang, bewundert oder verachtet. Die nächsten Anverwandten des Mädchens aber trachten ihm nach dem Leben. In früheren Zeiten wurde der Schänder, wenn er von der Familie des genotzüchtigten Mädchens erwischt wurde, entmannt.

Es ist deshalb verständlich, wenn in einem der Lieder aus Bosnien, die sonst von Geilheit und Bejubelung der Wollust überfliessen, in einem solchen Falle das vergewaltigte Mädchen einen melancholischen Ton anstimmt und der Mutter klagt:

„Ach Mutter, die Schande zu sagen!
Und doch muss ich es dir klagen.
Du, dass ich lüge, denke nicht;
Glaub, dass dein Kind die Wahrheit spricht.
Ich betrog mich und schlief ein,
Unter dem Kirschenbaum im Hain.
Und während auf der Bank ich nickte,
Schlich Einer heran und drückte,
Trieb ihn von der Seite ein und schwieg —
O Mutter, denke nicht, dass ich lüg'.
Und als er aus dem Staub sich machte
Und ich dann aus dem Schlaf erwachte —
Ach Mutter, so gross ist die Schand,
Ich gerate aus Rand und Band."

Solche Lieder singt man bei den Südslaven zum Reigen oder Kolo, der an sich keineswegs unzüchtig ist. Das Hauptgewicht, sagt Krauss, fällt eben auf den Inhalt der Lieder. Im Reigenliede hören Scham und Zucht auf, es herrscht volle Gesangsfreiheit. Die obscönen Schnadahüpfl, meist gereimt, heisst man in Serbien und Bosnien: „Zählverse", weil man den Takt gleichmässig abzählt; in Kroatien und Slavonien nennt man sie einfach Reigenlieder oder Hüpfliedchen. Den Reigen verabreden und berufen Mädchen ein und sie tanzen ihn anfangs allein. Selten gibt es auch Burschenreigen; endlich kennt man gemischte Reigen, den Mädchen und Burschen tanzen. Jeder Reigen hat eine Anführerin, die zugleich Vorsängerin, oder einen Anführer, der zugleich Vorsänger ist. Man hebt den Reigen an, zuerst mässig, dann rascher, lebendiger, wobei man, mit vorgebeugtem

Oberleibe, und die Augen zu Boden gesenkt, die Hüften wiegt. Den Hinterbacken ist eine grosse Aufgabe beim Kolo zugewiesen, „die mit ihnen am besten wackeln können, gelten als die vortrefflichsten Tänzerinnen."

Das ist der in den Balkanländern beliebte „Hinterntanz", während man in Konstantinopel und Kleinasien den Bauchtanz der Armenierinnen und Zigeunerinnen vorzieht. Die Burschen lungern herum und schauen zu, fangen Feuer und hängen sich ein, wo es ihnen am besten gefällt. Man wird lebhafter, hält sich nicht blos an den Händen, sondern umschlingt sich, tanzt Leib an Leib, Lende an Lende gepresst. Die Burschen treten, um ihre aufwallende Leidenschaft zu zeigen, den Mädchen auf die Zehen, beissen sie in den Nacken oder Hals, zerreissen ihre Halsschnüre mit den Zähnen und schnappen nach ihren Ohren. Die Musik wird vom Dudasch, dem Dudelsackpfeifer, besorgt, der in der Mitte des Kolo allein tanzt. In Bulgarien hat man neben dem Dudasch auch einen Fiedler mit einer dreiseitigen Gusla. Der Gesang ist durchweg lasciven Inhalts. Geschwängerte Mädchen dürfen im Reigen nicht mittanzen.

In Serbien spielt man ein Mummenspiel, dessen Hauptperson Turiza genannt wird. Bis zur völligen Unkenntlichkeit vermummt, schlägt Turiza unablässig Lärm und macht fortwährend obscöne Körperbewegungen.

Die eigentlichen geschlechtlichen Ausschreitungen unter den jungen Leuten fallen hauptsächlich in die erste Herbstzeit nach erledigter Einheimsung der Feldfrüchte. Es kommt einem vor, als ob sich die mannbare Jugend während zweier, dreier Wochen wie liebestoll geberdete; sie stampfen ganze Nächte hindurch den Reigen bis zum Erschöpfen und singen bis zur Heiserkeit die obscönsten Lieder. Der wildeste Cancan ist nichts im Vergleiche zu dem südslavischen herbstlichen Kolo, wenn er in fahlem Mondschein von hochgeschürzten Mädchen mit wallendem Busen, geschmückt mit stark duftenden Blumen und Kräutern, und von angetrunkenen Burschen getanzt wird. Die sinnlich aufregende Macht dieser Tänze ist verwirrend, der Ansturm des Geschlechtstriebes entwurzelt allen Anstand und man thut so, wie es die Vorfahren alle gethan haben — „man schlägt sich mit den Weibern in die Büsche."

Krauss meint, es lasse sich nicht von vornherein die Vermutung abweisen, dass diesen herbstlichen Tänzen ursprünglich religiöse Motive mit zu Grunde gelegen hätten. Diese Ansicht begegnet sich mit der von Dr. Havelock Ellis in seinem Buche „Schamgefühl und Geschlechtstrieb" aufgestellten Behauptung. Johnston erzählt von einem unanständigen afrikanischen Tanze, der ursprünglich den Akt der Begattung darstellte, im Laufe der Zeiten aber so modifiziert wurde, dass man seinen eigentlichen Zweck nicht mehr erkennt.

Bei den Zigeunern und slavischen Völkern gab es früher Versammlungen mit voller geschlechtlicher Freiheit. Bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts fanden an den Flussufern in der Nähe von Nowgorod, erzählt Kowalewsky, am Vorabende des Festes Johannis des Täufers, das in heidnischen Zeiten der Gottheit Jarilo geweiht war, solche erotische Feste statt. Ein halbes Jahrhundert später war die Kirche bestrebt, die Spuren dieser alten Feste zu zerstören. Ein allgemeines Merkmal bei jenen Festen war das Vorherrschen zwanglosen geschlechtlichen Verkehres.

Bei den Esthen war es noch zu Ende des 18. Jahrhunderts Brauch, sich am Abend vor Johannis um eine alte Kirchenruine zu scharen und Feuer anzuzünden, und sterile Frauen tanzten nackt herum, junge Mädchen aber eilten mit den Burschen in den Wald, um nach Lust mit einander zu verkehren. Noch heutzutage sah ich Reste dieser altbaltischen Feste in meiner livländischen Heimat; aber man springt barfuss über das Feuer, blos um Gesundheit zu erlangen oder um fruchtbar zu werden.

Bei den alten Arabern fiel, nach Wellhausen, das grosse Raghab-Fest, das Ewald und Robertson mit dem Passahfest identifizieren, in das Frühlingsende und den Sommeranfang, wo die Kamele und andere Haustiere ihre Jungen werfen.

Babylonien bietet ein lehrreiches Beispiel für die sexuellen Feste Das Thamus-Fest ist dem europäischen Johannisfest durchaus analog. Thamus, der Sonnengott des Frühlings und der Vegetation, war eng verbunden mit Isthar, der Göttin des Ackerbaues und der Fruchtbarkeit. Das Thamus-Fest wurde gleich nach der ersten Getreideernte zur Sommersonnenwende gefeiert. Es begann mit einer Fastenzeit, der ein Festgelage folgte. Es war ein Bittfest; die Natur wurde angegangen, ihr Zeugungs-

vermögen voll zu entfalten. Sein erotischer Charakter ergibt sich daraus, dass die Priesterinnen der Göttin Isthar Prostituierte waren.

Ellis hat alles zusammengestellt, was beweisen soll, dass es jährliche Wechsel im menschlichen Organismus giebt, die sich jahreszeitlich regeln und besonders mit den Geschlechtsfunktionen in Verbindung stehen. Schon Laycock hat noch früher interessante Beispiele für die Behauptung beigebracht, dass das Körpersystem zur Zeit der Frühjahrs- und Herbst-Aequinoktien Veränderungen hauptsächlich sexueller Natur unterworfen ist. Westermarck gibt Beweismaterial, aus dem hervorgeht, dass das späte Frühjahr oder der Sommeranfang eine Steigerung des Geschlechtsinstinktes mit sich bringt, und hält dies für einen Ueberrest der alten Paarungszeit. Cook fand, dass bei den Eskimos während der langen Winternacht die Leidenschaften herabgesetzt sind; kaum ist aber die Sonne wieder da, so zittern die Leute vor sexueller Leidenschaft. Die beiden Perioden Frühjahr und Herbst, die Zeit des Erwachens der Natur und die Zeit des Schwelgens im Ueberfluss, scheinen nach der Meinung von Ellis in der ganzen Welt die allgemeinsten Perioden der erotischen Feste zu sein.

Im klassischen Griechenland und in Rom, in Indien wie bei den Indianern Nord- und Südamerikas, ist das Frühjahr die Jahreszeit der Liebe, während in Afrika besonders die Erntezeit der Jamswurzel im Herbst dazu auserkoren wird.

Betrachtet man die Feste näher, die auf der ganzen Erde gefeiert werden, so findet man zwar, dass sie in allen vier Jahreszeiten stattfinden. Wintersonnenwende, Frühlingsäquinoktium, Sommersonnenwende, Herbst. Aber gewöhnlich feiert man nur zwei Jahreszeiten bei einem Volke.

In Australien, heisst es bei Ploss und Bartels nach Müller, finden die Heirat und Empfängnis während der heissen Jahreszeit statt, und bei manchen Stämmen wird die Empfängnis durch ein Fest gefeiert, bei Neumond, wenn die Jamswurzel reif ist; ein besonderes Merkmal dieses Festes ist der Mondscheintanz, der den Geschlechtsakt symbolisch darstellt. Mit ihren Speeren, die das männliche Glied darstellen sollen, unternehmen die Männer Angriffe auf Büsche, welche die weiblichen Organe versinnbildlichen. — Nach Miklucho-Macleay ist die beste Zeit der

Empfängnis bei den Frauen von Neu-Guinea hauptsächlich gegen Ende der Herbsternte. Guise beschreibt das grosse alljährliche Fest, das zur Zeit der Jamswurzel- und Bananenernte stattfindet, wo die Mädchen feierlich in die Vorgänge des sexuellen Lebens eingeweiht und Heiraten geschlossen werden. Johnston erwähnt in seinem Werke über Centralafrika, dass dort zu bestimmten Zeiten geschlechtliche Orgien ernst und feierlich begangen werden. In Neu-Britannien — zitieren Ploss und Bartels nach Weisser — werden die jungen Mädchen sorgsam vor den jungen Männern behütet. Aber zu bestimmten Zeiten wird abends ein Trompetensignal gegeben, und alle jungen Mädchen erhalten die Erlaubnis, in die Büsche zu gehen und mit den Männern zu verkehren. Im alten Peru begegneten sich im Dezember, wenn die Früchte des Paltay reifen, bei einem Feste, das einem fünftägigen Fasten folgte und das sechs Tage und sechs Nächte dauerte, Männer und Weiber völlig nackt an einer bestimmten Stelle der Gärten; alles begann einen Wettlauf nach einem Hügel und jeder Mann, der ein Weib einholte, war verpflichtet, in geschlechtlichen Verkehr mit ihr zu treten.

Dalton erzählt Aehnliches von den bengalischen Völkern: Die Ho, ein hindostanischer Stamm, der nur Ackerbau treibt, haben ihr Hauptfest, Magh Parak, im Januar, „wenn die Scheunen voll Getreide und die Menschen voll von Teufeleien sind“; dieses Fest der Ernte bei Beendigung der Arbeit des ganzen Jahres findet zur Zeit des Vollmonds statt. Alle Regeln der Pflicht und des Anstandes werden beiseite gesetzt, Mädchen und Frauen erhalten unbeschränkte Freiheit und werden Bacchanten und Bacchantinnen. Man glaubt, dass zu dieser Zeit Männer und Frauen „mit Lebenskraft so überladen seien, dass es unbedingt nötig sei, ein Sicherheitsventil zu öffnen“. Die Ho-Bevölkerung ist zu anderen Zeiten ruhig und gemessen, gegen Frauen sanft und anständig, die Mädchen haben sonst angeborenes Anstandsgefühl, schamhaftes Auftreten. Aber zur Zeit des Magh Parak werfen sie alles beiseite, Kleidung inclusive. Alles wetteifert in groben Reden, sie werden tierisch in geschlechtlichen Exzessen und vollführen, was nur je die Phantasie von bacchantischen Festen und von dem Pan geweihten Orgien sich ausgemalt hat.

Das Narrenfest des Mittelalters war eine ebensolche Orgie. Es fand eine Parodie der Messe statt, dann tanzte man in der

Kirche lüsterne Tänze, Scham und Schüchternheit schwanden, die Leidenschaft flutete ungehindert. Dieses Fest lässt sich, sagt Ellis, leicht zurückleiten bis zu den römischen Saturnalien. Mannhardt verwies in „Wald- und Feldkulte" als erster darauf, wie eng die Frühjahrs- und Frühsommerfeste in Europa mit dem Liebeswerben und der Wahl einer Lebensgefährtin zusammenhängen. — Die Hauptjahreszeit, die mit erotischen Zeremonien verbunden, ist in ganz Europa die Zeit der Sommersonnenwende, der Vorabend des Mittsommers- oder St. Johannistages. Erotisches Zeremoniell beherrschte die Feste der deutschen Osterfeuer, die keltischen Maifeuer, die Walpurgisnacht, von welcher Grimm meinte, dass sie einen gemeinsamen Ursprung mit den römischen Floralien und den griechischen Dionysien habe.

39. Oeffentliche Prostitution.

Buhlerinnen bei den Hebräern. — Altarabische Strafen für Huren. — Der Koran über Hurerei. — Prostitution in den moslemischen Reichen. — Das Gesetz des Sultans Ghasan. — Prostitution in Kairo. — Die Huren sind Ursache der Pest. — Arabische Polizeigesetze gegen Huren. — Sultan Suleimans Sittengesetze. — Reminiscenzen aus der osmanischen Geschichte. — Kleiderluxus und Spaziergänge der Weiber verboten. — Freiere Sitten bei den Beduinen. — Bei den Beduinen Prostitution fast unbekannt. — Omer Haleby über Prostitution. — In der heutigen Türkei. — Im Inneren. — Die Griechinnen von Sille bei Konia. — Die Töchter des algerischen Stammes Ulad Naïl. — In den Hafenstädten. — An der Karawanenbrücke in Smyrna. — In Galata. — In den christlichen Balkanländern.

Ueber Prostitution heisst es im alten Testament im 5. Buche Moses XXIII. 18: „Unter den israelitischen Mädchen soll es keine im Dienste einer heidnischen Gottheit der Unzucht Geweihte geben." Im 2. Buche Moses XXII 15 und 16 wird jede aussereheliche Beiwohnung unter schweren Strafen verboten. Im 3. Buche Moses XXI 9 wird gesagt: „Wenn sich die Tochter eines Priesters entweiht, so entweiht sie damit ihren Vater, man soll sie verbrennen." Die Verbrennung geschah nach vorangegangener Steinigung als öffentliche Beschimpfung nach dem Tode; und über der Verbrannten wurde ein Schandhügel von Steinen aufgerichtet. — Moses 1. Buch, XXXVIII 24 und 3. Buch XX 14. Trotzdem waren unter den Hebräern die „Buhlerinnen" keine Seltenheit. Unter Antiochus wurde allerlei Unzucht mit Weibern an heiliger Stätte getrieben.

Wie bei den Hebräern wurden bei den Iraniern von Zoroaster Kindesmord und Konkubinage mit Todesstrafe bedroht. Allein das Gesetz sagt nichts direkt gegen „Frauen, die öffent-

lich sich auf den Strassen aufhalten, heiter und zufrieden sind und sich von dem nähren, was ihnen der Zufall gibt."

Die heidnischen Araber begruben ihre Töchter lebendig, wenn sie Huren geworden waren. So bemerkt Note 4 in Ullmanns Uebersetzung der 81. Sure, Seite 523, nach einem Kommentator. Abdallah Ebn Obba, der Aïscha verleumdete, dem Propheten untreu geworden zu sein, führte selbst keinen tadellosen Lebenswandel. Er soll seine Sklavinnen gezwungen haben, sich als öffentliche Dirnen gebrauchen zu lassen und ihm dafür eine gewisse Summe zu entrichten. Dagegen eifert — zwei Fliegen mit einem Schlage treffend — die XXIV. Sure des Korans: „Zwinget euere Sklavinnen, wenn sie ehrbar und keusch sein wollen, nicht zur Hurerei, der zufälligen Güter des Lebens wegen. Wenn sie aber doch jemand dazu zwingt, so wird ihnen Gott, nachdem sie gezwungen worden, versöhnend und barmherzig sein."

Nach der Sunna werden eine Hure und ein Hurer, wenn sie Sklaven sind, mit hundert Schlägen gegeisselt; Freigeborene, die solchen Lebens bezichtigt sind, werden gesteinigt. Der Koran bestimmt in der „das Licht" überschriebenen XXIV. Sure: „Eine Hure und einen Hurer sollt ihr mit hundert Schlägen geisseln. Lasst euch nicht, diesem Urteile Gottes zuwider, von Mitleid gegen sie einnehmen, so ihr glaubt an Gott und den jüngsten Tag." Einige Gläubige sollen bei der Bestrafung als Zeugen gegenwärtig sein, IV 19: „Und wer von eueren Weibern eine Hurerei begeht, so nehmet vier von euch zu Zeugen wider sie Und so sie es bezeugen, so schliesset sie ein in die Häuser, bis der Tod ihnen naht, oder Allah ihnen einen Weg gibt." Ferner befiehlt der Koran an derselben Stelle· „Der Hurer soll keine andere Frau als nur eine Hure oder eine Götzendienerin heiraten, und eine Hure soll nur einen Hurer oder einen Götzendiener zum Manne nehmen. Den Gläubigen aber ist eine derartige Heirat verboten." XVII 34: „Und bleibt fern der Hurerei; es ist eine Schändlichkeit und ein übler Weg." VII 31. „Sprich: Verwehrt hat mein Herr nur die Schandbarkeiten, die öffentlichen und geheimen . . ."

Die Prostitution ist durch alle diese moslemischen Gesetze in den moslemischen Ländern ebensowenig ganz unterdrückt

worden, wie die „Buhlerei" durch die biblischen Warnungen bei den Hebräern.

Der moslemische Sultan Ghasan von Persien sah sich veranlasst, ein neues Gesetz zu erlassen, welches den Versuch machte, die Hurerei auszurotten Wir erfahren durch dieses Gesetz, dass die Prostitution damals eine vollkommen organisierte Einrichtung war. Es gab die Charâbât-Häuser, Bordelle; und ausserdem siedelten sich „liederliche Frauen" in den grossen Städten namentlich gern „in der Nähe der Moscheen, Medressen und Klöster" an, wahrscheinlich auch in der Nachbarschaft der Kasernen — ganz wie heute und zu allen Zeiten und überall. Sultan Ghasan befahl: Die Inhaber der Charâbât-Häuser sollten „einen höheren Kaufpreis für Mädchen bezahlen als die anderen, weil sie sie mehr ausnützen". Als der höhere Preis für den Kauf von Mädchen, die für das Gewerbe der Prostitution erworben wurden, die letztere durchaus nicht verminderte, ordnete der Sultan an, die Charâbât-Häuser zu schliessen. Die Massregel stiess indessen auf grosse Hindernisse. Die Inhaber der Häuser hatten ihre Mädchen gekauft und erklärten sich natürlich geschädigt, wenn es ihnen verwehrt wurde, sich gleichsam durch den Umsatz ihrer lebendigen Ware bezahlt zu machen. Dies scheint dem Sultan eingeleuchtet zu haben; er befahl schrittweise vorzugehen; „da Interessengründe die Bordelle seit alten Zeiten toleriert haben und die Prostitution stark eingerissen ist, kann man das Uebel nicht mit einem Schlage vertilgen". Man sollte deshalb zunächst blos „jene Frauen aus den Charâbâts befreien, die frei sein wollen"; die anderen aber, die mangels anderer Existenzmittel bei dem horizontalen Gewerbe bleiben mussten und sich selbst damit einverstanden erklärten, sollte man vorläufig zurücklassen. Doch wurde streng verboten, neue Frauen und Mädchen an die Charâbâts zu verkaufen. Und schliesslich fixierte der Sultan für jede freigewordene Prostituierte einen Preis, der ihrem ursprünglichen gesellschaftlichen Range entsprach, und liess sie legal verheiraten. Dieses Mittel wirkte noch am besten, um wenigstens den Rückfall der Befreiten zu verhindern Nach einiger Zeit hatte man den Zweck ganz erreicht, und der Historiker Wassaf sagt von der neu angebrochenen Zeit der Keuschheit und Reinheit: „Jedermann sah seine Lust nur in den Augen der geliebten Person; man hörte die Guitarre

nur noch von der Nahid, der Venus des Himmels" — und nicht mehr von Prostituierten, wie früher.

Der Zustand dauerte allerdings nicht lange, und bald wieder und bis heute klagen alle orientalischen Historiker über die unausrottbare Prostitution in den moslemischen Ländern.

Als im 1436. Jahre unserer Zeitrechnung in Kairo die Pest wütete, befragte der Sultan Almalik Alaschraf Barsebai die Weisen des Landes über die Ursache der Seuche. Und die Weisen erklärten. „Das ist Gottes Zorn ob des Skandals, den die lasterhaften Weiber Tag und Nacht in den Strassen und auf den Märkten verursachen". Infolgedessen befahl der Sultan die Anstellung eines Müchtassib, eines Polizeichefs „von grosser Statur", um den Frauen Respekt einzuflössen. Man wählte zum „Oberaufseher der Weiber" den Wünschen des Sultans entsprechend „einen Mann von grosser Statur, Daulât Hadschâ Assahiri, der berüchtigt war ob seiner Strenge, seiner Unbarmherzigkeit und seines gewaltigen Hochmutes." In dem Diplom der Bestallung erklärte der Sultan, es sei sein dringender Befehl, dass der neue Müchtassib „sein schärfstes Auge auf das Benehmen der Frauen richte und insbesondere keiner einzigen gestatte, sich auf der Strasse zu zeigen". Dies berichtet Behrnauer nach arabischen Quellen in seinen Mitteilungen über arabische Polizeigesetze. Auch Dozy erzählt in seinem „Dictionnaire des vêtements des Arabes", dass nach Ibn Ayâs' Geschichte von Aegypten der genannte Sultan im Jahre 840 — 1436 den Frauen verbot, ihre Häuser zu verlassen, so, „dass selbst die Frau, welche die verstorbenen Frauen zu waschen hatte, um ihr Amt ausüben und das Haus verlassen zu können, vom Müchtassib einen Erlaubnisschein verlangen musste; diesen Schein trug sie sichtbarlich auf ihrer Isabeh, der Kopffrisur, damit alle ihren Beruf schon von ferne erkennen sollten".

Auch im Kanuname des grossen osmanischen Sultans Suleiman nehmen die Sittengesetze, als zu jener Zeit dringend notwendig, einen bedeutenden Platz ein: Suleimans des Grossen Gesetzgebung befahl, die Vergehen der Hurerei nach Massgabe des Vermögens der Schuldigen mit einer Geldstrafe von 1000 Aspern für die Reichsten, von 30 für die Aermsten zu strafen. Entführer von Knaben und Mädchen büssten dafür mit dem Verluste ihrer Mannheit. Wer der Frau oder Tochter eines

anderen aufpasste, um sie zu schrecken, und sie küsste, erhielt scharfen Verweis und zahlte einen Asper für jedes Wort und jeden Kuss; wer desgleichen mit Sklavinnen that, kam um die Hälfte leichter davon, indem er nur für zwei Küsse und zwei Worte einen Asper zahlte. Der Anklage der Verführung sollte ohne Zeugen nicht Glaube beigemessen werden; beschwor der Beklagte das Gegenteil, so erhielt das Weib oder Mädchen noch richterlichen Verweis und zahlte einen Asper. Der Vater, der die Sklavin seines Sohnes beschlief, unterlag keiner Geldstrafe. Wer sich mit Tieren verging, zahlte einen Asper für jeden Betretungsfall.

Rauften sich ehrbare Frauen, welche unter die Verschleierten gehörten, so entliess sie der Richter mit Drohungen und einer Strafe von zwanzig Aspern; Unverschleierte, Unehrbare aber mit einem Verweis und einer Geldstrafe von zwei Aspern für jeden Streich Suleimans Sittengesetze waren demnach nicht allzustreng gegen die Vergehen der Unsittlichkeit und eher geeignet, letztere zu ermutigen, als in Schranken zu halten. Selbst von der Hauptstrafe der Steinigung, welche die Gesetzgebung des Islams nach dem Koran auf Ehebruch gesetzt hat, konnte man sich nach dem Gesetzbuche Suleimans durch Geldstrafe loskaufen.

Man glaube also nicht, dass in den Reichen der Polygamie die Unsittlichkeit, die Prostitution und die Sucht der Frauen, auffallend zu erscheinen, nicht existieren konnten. Kein Volk ist so reich an obscöner Litteratur wie die Völker des Orients.

Von Sultan Mohammed IV. wird erzählt: Er sass eines Tages im Kjöschke Sultan Achmeds im Sommerpalaste zu Beschiktasch und las während eines Ungewitters eben in den Satyren, oder vielmehr in den sotadischen Pasquillen Nefii's, welchen dieser ebenso durch Talent wie durch Unsittlichkeit ausgezeichnete Dichter den Titel: Nefiische Schicksalspfeile, zu geben sich angemasst hatte. Da schlägt es vor den Füssen des Sultans ein, die Pagen stürzen bewusstlos zu Boden, der Sultan, erschrocken, zerreisst die Satyrensammlung in Stücke, und — lässt dem Dichter seine Unverschämtheit und Unsittlichkeit scharf verweisen, gibt Almosen und thut Busse auf die Warnung des Himmels vor solcher Lektüre.

Sultan Achmed II. wiederum erliess eine scharfe Polizeiordnung, welche die Zigeuner zu sittigen befahl, „indem bisher und“, wie

der Geschichtschreiber Mohammedgirai bemerkt, „auch seitdem die Weiber dieser Horden alle Huren, die Männer alle Kuppler."

Vor den wilden Leidenschaften des empörten Volkes ist das Heiligtum des Harems auch nicht geschützt. Als im Jahre 1688 eine Empörerschar den Grosswesir Siawuschpascha bedrohte, fürchtete der zunächst für die Entweihung seines Harems, welchem das Raubgesindel nahte; „da er das nicht zu ertragen vermochte, stellte er sich mit seinem Aga vor die Thür, um sie mit Pfeilen und Flinten wider den anstürmenden Tross zu verteidigen. Mehr als hundertfünfzig lüsterne Raubgesellen fielen tot, ebenso viele wurden verwundet. Endlich aber brach Siawusch, der so tapfer die Ehre seines Harems bis auf den letzten Athemzug verteidigte, als Märtyrer seiner ritterlichen Gesinnung zusammen. Nun stürzte der Strom des Raubgesindels unaufhaltsam ins Harem, dasselbe als Beute teilend und schändlich misshandelnd. Die Sklavinnen wurden wie die Kisten der geraubten Einrichtung von Lastträgern auf dem Rücken fortgetragen. Der Schwester Siawuschpascha's und seiner Gemahlin, der Tochter Mohammed Köprilis, wurden die Hände und die Nasen abgeschnitten, und die verstümmelten Frauen dann nackt durch die Gassen geschleift."

So schändliche Misshandlungen waren bei keiner der vorigen Empörungen und Plünderungen der Ministerpaläste vorgefallen; sie wiederholten sich aber später so häufig, dass der Geschichtschreiber es bei der Schilderung eines zur Zeit Sultan Achmeds III. stattgehabten Aufruhrs in Konstantinopel besonders zu bemerken für nötig hält· „Die Polizei ward strenge gehandhabt, gegen zehntausend Rebellen waren versammelt, ohne dass gestohlen, geraubt oder eine Frau geschändet ward; kein Magazin wurde geplündert, kein Knabe angetastet, kein Betrunkener gesehen."

Die Epoche des letztgenannten Sultans Achmed III. war den Freiheitsbedürfnissen der Frauen ausserordentlich ungünstig. Dem Kleiderluxus der Weiber, welcher besonders zur Zeit der Kriegsjahre während des Aufenthaltes des Hofes zu Adrianopel zugenommen hatte, wurde durch die Verordnung gesteuert, dass keine Frau einen Kragen länger als eine Spanne, ein Tuch grösser als drei Spannen, ein Band, das breiter als einen Zoll, tragen dürfe; der Gebrauch der Hermelinpelze wurde der gemeinen Klasse untersagt. Auf die Einhaltung dieser Kleider-

ordnung mussten die Richter von Konstantinopel, Galata, Skutari, Brussa und Adrianopel, sowie der Janitscharenaga und der Bostandschibaschi schauen. Auch wurden die Tschardake, die hölzernen Gerüste und „Luginsfeld“ auf den Dächern der Häuser abgeschafft, „sowohl weil dieselben die zündbarsten Feuerleiter von einem Hause zum anderen, als auch, weil von denselben Neugierige das Geheimnis benachbarter Harems entweihen möchten.“

Das Gesetz wurde wohl bald vergessen. Denn auch zu Konstantinopel dauern manche Verbote, wie das Volkssprichwort sagt, nur von Mittag bis Nachmittag.

So sah sich Sultan Machmud I. gezwungen, das frühere „Luxusgebot wider die grossen Umhängtücher der Weiber, die gestickten Pantoffeln und Hauben, die zwei Ellen langen Kragen der Mäntel aus Seidenzeug, und wider die zu feinen und durchsichtigen Schleier, die zu knapp anliegenden Oberkleider, welche zu viel von Gesicht und Wuchs verrieten“, zu erneuern. Einige Weiber, welche mit so verführerischer Tracht die Moslems verführen zu wollen beschuldigt wurden, ertränkte man, namentlich eine unter dem Namen der Teufelsaufseherin bekannte Frau, welcher, wie der Reichsgeschichtschreiber sagt, „auf entblösstem Leibe der blau gewässerte Seidenstoff der Meereswogen als Kleid angemessen ward.“ Und wieder half alles nicht.

Die erste Regierungsmassregel Sultan Osmans III., die von ihm selbst kam, war ein dreifaches Verbot wider die Wirtshäuser, die Spaziergänge der Weiber und die Kleider der Rajah gerichtet. Ferner befahl dieser Herrscher: Die Weiber sollen an keinem Dienstag, Donnerstag, Freitag auf der Strasse sich zeigen dürfen, weil an diesen Tagen der Sultan selbst ausgehen wollte. Es schien, sagt Hammer, dass Osman III. seine lange Kerkerhaft eines halben Jahrhunderts jetzt den Frauen entgelten lassen und das auf die Stadt übertragen wollte, was blos Despotensitte des Harems: Wenn der Sultan ins Harem tritt, trägt er Stiefel, die mit grossen silbernen Nägeln beschlagen sind, damit das Getöse derselben auf den steinernen Platten der Gänge von weitem dem Harem und den Sklavinnen des Herrn Gegenwart künde, auf dass sie zeitig genug entfliehen und sich in ihre Zelte und Kammern zurückziehen; denn die unaufgeforderte Gegenwart der Weiber könnte dem ausschliesslichen

Inhaber eines halben Tausends von ihnen lästig fallen; keine darf es wagen, ungerufen durch ihre Reize dem Blicke des Gebieters sich aufzudrängen, und der silberbeschlagene Stiefel verscheucht die Herrschaft des Pantoffels.

Auf Spionage-Runden, Gespräche unter dem Volke und Kleiderordnungen beschränkte sich Sultan Osman's III. Selbstregierung. Wider den Luxus der Frauenkleidungen hatte er noch ein zweites Verbot erlassen, wodurch den Weibern der Text des Korans, dass sie sich für niemanden als für ihre Männer schmücken sollen, zu Gemüte geführt, ihnen die Tracht von engen farbigen Oberkleidern mit langen Kragen verboten ward.

Die letzte Massregel Osmans III. war ein Verbot, welches den Weibern das unnötige Ausgehen und den Besuch öffentlicher Spaziergänge untersagte, die sie nur besuchten, um zu sehen und gesehen zu werden, und die Imame der Stadtviertel erhielten die gemessensten Befehle, über die ursprüngliche Zucht des Islams und des Korans zu wachen, welche den Frauen das Haus zu hüten empfiehlt. Doch ist dieses Verbot wohl nicht zu beziehen gewesen auf Chalwelfeste oder Spaziergänge des Harems, wo das Chalwet, die Einsamkeit des Harems, durch die Verbannung der Männer aus den Strassen, durch welche die Frauen und Sklavinnen ziehen, gewahrt wurde, und jeder Mann, der dem Befehle des Rückzugs nicht gehorchte, von den Verschnittenen nicht selten den Tod, sicher aber Wunden durch Prügel oder Säbelhiebe zu gewärtigen hatte.

In Betreff der Kleiderordnung trat Mustafa III. ganz in seines Bruders Osman Fussstapfen, indem er, nicht minder streng als dieser gegen den Luxus der Kleider und das Erscheinen der Frauen auf öffentlichen Spaziergängen, die Verbote seines Bruders erneuerte. Um über ihre Vollstreckung selbst zu wachen, durchstrich er, wie Osman III., unermüdlich die Gassen Konstantinopels und dessen Vorstädte. Die erste Massregel seines Grosswesirs, des rohen Serben Daltaban, war ein Kleiderverbot, das die Weiber der Moslems traf. Den Weibern, „welche in der jüngsten Zeit statt weiter Mantelkleider enge, den Wuchs umreissende, trugen und sich mit dünnem Musslin verschleierten, wodurch das Gesicht zu sehen war“, wurden weite Mantelkleider und schwarze Stirnbinde, um das Gesicht zu verschleiern, geboten. — Besser erging es stets den Frauen und Mädchen der Beduinen. Der Beduine

ist trotzdem nicht minder ein warmer Verteidiger seiner Ehre und besonders der Ehre seines Harems. Für seine oder seiner Frauen Ehre kämpft er bis zum letzten Blutstropfen. Aber das hindert ihn nicht, ihnen menschliche Freiheiten zu gewähren; ihre Unterhaltungen sind Märchen und nächtlicher Gesang in hellem Mondscheine Jünglinge und Mädchen in Gruppen versammelt, wiederholen in Chören den vom Vorsänger vorgetragenen Vers, den Gesang mit Händeklatschen und allerlei Bewegungen des Leibes begleitend. Zwei oder drei verschleierte Mädchen tanzen dem Chor der Jünglinge entgegen, denen beduinische Sittsamkeit verbietet, die Mädchen beim Namen zu nennen, und sie nur als „junge Kamele" anzureden erlaubt. Dieselbe Melodie des Nachtgesanges ist auch die des Schlachtgesanges, bei freudigem Anlasse ertönt das Lili der Weiber stundenweit in die Wüste, und bei Sterbefällen der Klagefrauen Todesgeheul.

Während bei den Beduinen trotz allen freiheitlichen Verkehres der Geschlechter die Prostitution fast unbekannt ist, dringt sie in jenen moslemischen Ländern, wo die Frauen noch streng abgeschlossen gehalten werden, immer tiefer ein, und immerfort muss gegen sie gepredigt werden. Deshalb sagt der Türke Omer Haleby den Gläubigen warnend: „Es gibt Leute, welche euch erzählen, es existiere kein Vers im Koran, der direkt die Prostitution verbieten würde. Antwortet darauf: indem das heilige Buch den Ehebruch, die Sodomie und den Samenverlust verdammt, verurteilt es auch die Prostitution. Ausdrücklich geschieht dies deshalb nicht, weil die Prostitution bei den Moslems nach den moslemischen Gesetzen und Sitten gar nicht vorauszusetzen ist. Die Prostitution ist das Resultat der Monogamie, sie verschwindet in einer polygamischen Organisation, die den Individuen alle möglichen Befriedigungen gewährt und ihnen Ueberfluss darbietet. Fliehet, o ihr Gläubigen, alles, was die Prostitution streift! Fliehet die Prostitution, denn sie ist ein Werk der Götzendiener, der Juden und Christen! Fliehet sie, denn sie bringt euch um die Gesundheit, öffnet eueren Leib den Einflüssen des Dämons und den desorganisierenden Winden des Uebels! Fliehet sie um eueretwillen, um der Eueren willen, um euerer Freunde willen! Fliehet sie als eine der Lehre des Propheten entgegengesetzte Sache!"

An einer anderen Stelle meint Omer Haleby, die Prosti-

tution sei in die Länder der Moslems und namentlich in Stambul nur „durch die zahlreichen Berührungen der Gläubigen mit den Juden, den Götzendienern und den Christen eingedrungen“. Das erhelle daraus, dass die Prostitution in den ersten Jahrhunderten des Islams in diesem unbekannt war. Endlich beantwortet Omer Haleby die Frage, ob es erlaubt sei, mit einer Prostituierten zu verkehren, nochmals in resumierender Weise: „Die Ansichten hierüber sind verschieden. Die Einen sagen, Ja, wenn man das Mädchen generös bezahle, und es aus gesundheitlichen Gründen thue, um sich von Samenüberfluss in Abwesenheit der legalen Bettgenossin zu befreien, und nicht aus perversen Gründen. Die Anderen halten den Coitus mit einer Prostituierten für durchaus unerlaubt und vom Koran verpönt. Meine Meinung ist: Im Prinzipe ist es nicht einmal erlaubt, mit einer ungläubigen Frau zu schlafen, weil dies allein schon Prostitution und Schmutz ist und daraus später ein böses Beispiel für unsere Frauen und Töchter resultieren kann. Aber da wir genötigt sind, mitten unter einer Menge Andersgläubiger zu leben, und die Prostituierten, die uns umgeben, Gottlob zu diesen Andersgläubigen gehören, so glaube ich, dass man mit ihnen sich vermischen darf, wenn diese Vermischung uns von Ehebruch und Blutschande abhält“.

Nichtsdestoweniger dürfte auch der brave Omer Haleby gewusst haben, was jeder Kundige weiss, dass selbst unter den Türkinnen und den Araberinnen, und selbst in den innersten Provinzen der Türkei, die Prostitution geduldet ist. Angora ist seit altersher wegen seiner Sittenlosigkeit verrufen und hat seinen Ruf seit der türkischen Herrschaft nicht verbessert. Das türkische Wilajet Kastamuni ist von der Syphilis total verseucht. Nach dem ganz türkischen Konia kommen, wie ich selbst dort beobachtete, vom nahen griechischen Dorfe Sille die Frauen an bestimmten Tagen der Woche, wenn ihre Männer auf den Feldern arbeiten, herüber und verdienen mit der Prostitution bei den Türken beträchtliche Summen. Aehnlich wie diese Griechinnen treiben es — wie Regla in den Anmerkungen zu El Ktab 71, Note 3 erzählt — die moslemischen Töchter des Stammes Ulad Naïl bei Biskâra in der algerischen Provinz Constantine. Sie lassen sich von einem Jüngling des Stammes entjungfern und wandern dann von Ort zu Ort bis Algier,

Constantine und Oran, um sich der Prostitution in solchen Häusern zu ergeben, in welche man nur Beschnittene — Moslems und Juden — einlässt; Christen acceptieren diese Prostituierten nur mit sichtlicher Scham. Wenn sie dann Geld erspart haben, kehren sie heim und verehelichen sich gewöhnlich mit dem Manne, der sie entjungfert hat und dem sie nun treu bleiben. Wenn dem so, wie geschildert, im Innern ist, dann kann man es begreiflich finden, dass in den Hafenstädten die Sitten noch weniger rein geblieben sind. Namentlich an den Küsten Arabiens und Aegyptens ist der Islam kein Hindernis für die Prostitution.

In Smyrna dagegen ist das spezielle Hurenquartier an der Karawanenbrücke — ein Rendezvousplatz orientalischen bunten Lebens — meist von Griechinnen und Armenierinnen bewohnt. Im Konstantinopeler Hafenviertel Galata sind Prostituierte aller Nationen der Welt zu finden.

Bekannt ist die Sittenlosigkeit in einigen christlichen Balkanländern. Selbst in den besseren Hôtels in Bukarest und Belgrad gibt es unter den Bediensteten stets solche, deren spezielle Aufgabe es ist, den Durchreisenden Frauen zuzuführen; diese Frauen sind durchschnittlich für zwanzig Francs zu haben, gehören manchmal den sogenannten besseren Ständen an, kommen aber nur zu Fremden, von denen ihnen voraussichtlich keine Entdeckung droht. Der Verdienst dient nicht dazu, des Lebens Not zu lindern, sondern geht in Parfüms und nichtigem Tand auf. In kleineren Städten und kleineren Hôtels bieten sich die Stubenmädchen selbst den Fremden an; diese Sorte ist auf solchen Verdienst als einzige Einnahmequelle angewiesen, ja sie muss den Hurenlohn oft mit den Dienstgebern teilen. Nur in Bulgarien ist durch Stambulow ein strengeres Regiment eingeführt worden, und in Sofia und Philippopel sind die Prostituierten in besondere Quartiere verbannt, deren Häuser die Aufschrift tragen: „Publitschny dom, öffentliches Haus“

Der Serbe meint, wie es in einem Liede heisst, eine Hure leicht von anderen Frauenzimmern zu unterscheiden: „Ich stelle sieben, acht Mädchen zusammen und erkenne, welche von ihnen eine Hure ist: jede Hure ist in der Taille dünn, ein anständiges Mädchen aber ist in der Taille dick.“

Wenn auch die Leichtfertigkeit an sich, sobald sie aus Liebe resultiert, bei den christlichen Balkanvölkern nicht als schimpflich gilt; wenn man sie gleichsam mit dem hitzigen Temperament der Südländerinnen natürlich zu erklären und zu entschuldigen sucht, so ist doch eine Frau, die für Geld feil ist, in allen Fällen gesellschaftlich anrüchig und verachtet.

40. Das Vorgehen bei der Geschlechtsfunktion.

Defloration. — Schmieren des Penis. — Bei den Indern. — Bei den Serben. — Lieder darüber. — Unreinigkeit des Coitus. — Bei den Völkern des Altertums. — Moslemische Gesetze und Anschauungen. — Enthaltungsgebote bei den Moslems und den Drusen. — Der Türke Omer Haleby über das Vorgehen beim Coitus. — Abergläubische Furcht vor dem Dämon beim Coitus. — Waschungen und Parfüms nach dem Coitus. — Indische Art des Vorgehens. — Ein türkisches Kussgedicht. — Südslavische Küsse. — Parallele aus Ovid. — Zartheit und Leidenschaft. — Erotisches und Schweinisches. — Das Schlagen und Beissen beim Coitus. — Sinnlichkeit und Zank, Liebe und Zorn. — Beste Zeit zum Coitus. — Türkische Ansichten. — Südslavische Meinungen

Die Defloration ist nicht immer eine leichte Sache des Vergnügens. Einen schweren Fall schildert in humorvoller Weise ein weitverbreitetes bosnisches Lied: „Die Pitschka wand um den Penis eine Krause. Als der Penis in gute Laune geriet, zersprangen die Knöpfe um ihn. Ihm wurde übel, weil die Pitschka sich entkleidet hat; die aber ist gutgestimmt, weil sie sich wacker gehalten hat.“ Um die erste immissio penis in vulvam zu erleichtern, muss man ihn schmieren.

Bei den Indern wurde, um den Penis „gewinnend“ zu machen, Folgendes gethan: Man bestrich ihn „mit dem mit Honig gemischten Staube von Datura alba, Pfefferstaude und Piper longum“. Ferner heisst es im Kamasutram: „Euphorbia neriifolia und Euphorbia antiquorum, in Stücke zerschnitten, mit Pulver von rotem Arsenik und Schwefel versehen, siebenmal getrocknet und zu Pulver gerieben, damit und mit Honig den Penis bestrichen, wirkt ebenfalls gewinnend.“

Der Serbe möchte sich bei der Defloration nicht gern abmühen. Er schmiert die Oeffnung der Vulva und sich selbst

das Glied und den Hodensack mit Fett ein. Ein serbisches Liedchen lautet: „Die Mutter sandte Marie in den Reigen, hatte ihr aber die Piza mit Unschlitt verschmiert, damit sie nicht zerspringe durch einen dicken Penis." Auch ein polnisches Lied — Kryptadia III 332, Nummer 50 — besingt das Einschmieren der Vulva mit Unschlitt. Der Serbe wählt zu diesem Zwecke am liebsten Fischfett. Er singt: „Gib mir, o Gott, lange Beine, damit ich den langen Teich durchwate, damit ich den Hecht einfange, damit ich aus dem Hecht den Schmeer herausnehme, damit ich der Piza die Goschen beschmiere . . ." Ein bosnischer Sänger geht noch weiter, indem er seine Reigennachbarin durch das Lied auffordert, selbst die Butter auszulassen, womit er sein Glied salben könnte, um sie leichter zu bezwingen. „O du hellstimmiges Mädchen, schmilz mir Butter, damit ich mich mit Butter vollspeie, um dir die Piza zu sprengen." Ein anderes bosnisches Lied empfiehlt — wie das Kāmasutram der Indier — den Honig zu diesem Zwecke, indem es singt: „Meine Mutter schickte mich in das Milchkämmerchen um die kleine Stangenwaage, damit ich eine Litra Honig abwäge, dem Penis die Rippen bestreiche, um der Piza den Busen „durchzureissen".

Die Geschlechtsfunktionen galten schon im Altertum als unrein. Herodot erzählt, dass bei den Babyloniern beide Gatten nach dem Beischlafe ein Weihrauchopfer bringen und dann bei Tagesanbruch ein Bad nehmen mussten.

Die Assyrer hielten sich nach dem Coitus für eben so unrein, als hätten sie einen Toten berührt. Bei den Juden verunreinigte jede Beiwohnung, wie es im 3. Buche Moses XV 18 heisst, beide Teile bis zum Abend. Mantegazza erwähnt in „La Donna", dass eine jungverheiratete Lappländerin ihr Gesicht zwei Monate lang vor dem Gatten verbergen müsse und sich ihm erst nach dieser Frist hingeben darf. Schellong erzählte in der Zeitschrift für Ethnologie 1889 I. 18, dass die Papuas in Kaiser-Wilhelmsland den Coitus nur im Geheimen ausüben; wer sich dabei sehen lässt, gilt für idiotisch oder wahnsinnig. In Tahiti aber, bemerkt Ellis nach Tautain, wird die Ehe am Hochzeitstage vor Zuschauern vollzogen. Bei den Subba in Arabien müssen die Eheleute die ersten acht Tage beisammen

bleiben und dürfen mit niemandem in Berührung kommen, denn sie gelten als unrein.

Anderwärts dürfen die jungen Eheleute wohl mit den anderen Menschen in Berührung kommen, aber nur einzeln, beisammen dürfen sie eine Zeit lang nicht gesehen werden. Die katholischen Maljsoren in Oberalbanien betrachten es, wie Hahn berichtete, als eine Schande, wenn der neuvermählte Mann bemerkt wird, wie er sich zu seiner jungen Gattin begibt oder von ihr zurückkehrt. Hat das junge Paar, etwa bei einer zahlreichen Familie in einem nicht wohlhabenden Hause, nicht einmal ein eigenes Gemach, dann treffen sich Mann und Frau bis zur Geburt ihres ersten Kindes nur heimlich.

Der Koran verbietet den Moslems in der IV. Sure 46: zu beten, wenn man sich durch Samenverlust befleckt hat, bevor man sich gewaschen; es sei denn auf der Reise; „wenn ihr krank oder auf der Reise seid, oder eure Notdurft verrichtet, oder euere Frauen berührt und findet kein Wasser, so nehmet feinen reinen Sand und reibet Angesicht und Hände damit . .“ Auf denselben Gegenstand kommen noch mehrere andere Stellen zurück; so fast wörtlich: Koran V, 9.

Omer Haleby kommentiert diese Frage im „El Ktab“ folgendermassen: „Der Coitus ist vom Schöpfer angeordnet und daher der Schlüssel zum Gewölbe der Natur; er werde ausgeübt wie ein Lobgesang auf den allmächtigen Gott, den Fruchtbarmachenden. Aber er ist auch die Konzentration aller Angriffe des Scheitan, dessen Aufgabe es ist, sich in die Trunkenheit und die Freuden der Menschen einzudrängen, um die Reinheit dieser Genüsse zu trüben und ihre himmlischen Zwecke zu verunstalten. Dadurch erklärt sich „der unregelmässige Coitus“ und die Störung in den Geschlechtsorganen . . .“ Omer Haleby will damit sagen, „dass im Momente des Eindringens des Mannes in die Frau die Dschinnen und bösen Geister ebenfalls in die Gebärmutter zu gelangen trachten, um die Kinder krank oder zu Missgeburten oder zu moralisch verkommenen Wesen zu machen.“ Deshalb soll man den Coitus mit einem Segensspruche einleiten und im Momente des Samenergusses abermals Gottes Namen anrufen. Aehnlich sagt der Scheich Dschellaleddin Abu Soleiman Daud: „Im Momente, da man den Coitus beginnt, ist es gut und löblich zu sagen: „Bismillah!“ entsprechend dem Worte

des Propheten: Wenn einer von euch seiner Frau sich nähert, und dabei spricht: „Im Namen Gottes! O mein Gott!“ dann jagt ihr alle Beide den Teufel in die Flucht, denn es ist, als wenn ihr sagtet: „O Gott, entferne den Teufel von den Wohlthaten, die du uns erweisest.“

Schon Zoroaster befahl dasselbe: Der eheliche Akt sei geheiligt durch das Gebet. Man rufe aus. „Ich vertraue euch diesen Samen, o Sapondamad, Tochter des Ormuzd! . . .“ An jedem Morgen spreche der Gatte seine Bitte an Oschen aus, der die Fruchtkeime spendet.

Aus solchen Gründen mag auch das Gesetz vorgeschrieben worden sein, welches den Moslems den Besuch der Frauen an den Tagen des Fastenmonats Ramasan verbietet; in den Nächten dieses Monats ist er jedoch gestattet. Im Koran II heisst es „Es ist euch erlaubt, in der Nacht der Fastenzeit eueren Frauen beizuwohnen; denn sie sind euch, und ihr seid ihnen eine Decke (das heisst hier: ihr seid euch gegenseitig unentbehrlich). Gott weiss, dass ihr euch dieses versagt habet, aber nach seiner Güte erlässt er euch dieses; darum beschlafet sie, bis man beim Morgenstrahle einen weissen von einem schwarzen Faden unterscheiden kann. Dann aber haltet Fasten bis zur Nacht, bleibet von ihnen . . .“ In demselben Kapitel, das die Vorschriften für den Beischlaf im Ramasan enthält und das „die Wallfahrt“ betitelt ist, heisst es: „Die Wallfahrt geschehe in den bekannten Monaten, Schewal, Dhulkada und Dhühedscha. Wer in diesen Monaten die Wallfahrt unternehmen will, der muss sich enthalten des Beischlafes.“

Hier will ich auch erwähnen, dass die Gesetze der Drusen die Enthaltung nach Empfängnis und während der Stillungszeit befehlen und ausserdem nur eine einmalige Begattung im Monate zulassen.

Omer Haleby empfahl ein zartes Vorgehen beim Coitus: „Wenn ihr den Akt beginnen wollt, so zieht eure Frau sanft zu euch heran und sagt ihr süsse Dinge, die sie vorbereiten, eine würdige Teilnehmerin an euerem Vergnügen zu sein. Liebkoset sie, und sie liebkose euch. Küsset sie auf die Wangen, auf die Lippen, auf den Busen, auf den Nacken, und spielt mit ihren Haaren. Wenn ihre Natur eine kalte ist, wenn ihr sehet, dass ihre Aufregung mit der eueren nicht übereinstimmt,

so legt euere Hand auf ihre Clitoris, und wenn es unbedingt nötig ist, so erreget sie dort leicht oder energisch, aber ohne bis zur Onanie zu gehen; denn das Gesetz verpönt im Allgemeinen solche Praxis. Diese Zärtlichkeiten soll auch die Frau euch erweisen; ja sie soll euch sogar in diesen entzückenden Spielereien vorangehen, so wie es der heilige Prophet bei verschiedenen Gelegenheiten empfohlen hat."

Auch das indische Lehrbuch der Liebe empfiehlt, zu Beginn des Coitus die Vulva mit der Hand zu reiben, und den Beischlaf erst auszuüben, wenn die Frau bereits Wollustempfindungen hat. Man kann namentlich — heisst es dort — ein Weib Hastini, ein Elefanten-Weib — nämlich eines, das eine übermässig grosse Vulva besitzt — nicht eher befriedigen, als bis man sie durch Reiben der Vulva heftig erregt hat. Ebenso heisst es bei Ovid: Im Bette sollen die Liebenden ihre Hände nicht unbeweglich halten; ihre Finger sollen sich üben in dem mystischen Asyle, wohin die Liebe geheim einzudringen liebt. Wenn ihr diese Gegenden gefunden habt, die eine Frau gern berührt fühlt, so soll euch thörichte Scham nicht hindern, eure Hand dort verweilen zu lassen. Ihr werdet in den Augen der Geliebten eine bewegliche Helligkeit aufblitzen sehen, eine Helligkeit wie jene, wenn sich die Strahlen der Sonne in den Wasserwellen erfrischen. Sie wird angenehme Worte reden, Liebesseufzer, Aechzen und zartes Girren ausstossen.

Wenn „alles bereit ist für das Eindringen", wenn die Frau auf solche Weise erregt wurde und „durch schnellere Atemzüge und durch leise Ausrufe" zeigt, dass sie sich in der Lage befindet, um mit Vorteil den „Samenliqueur" zu empfangen, dann — sagt Omer Haleby — lege sich der Mann auf sie: Gesicht gegen Gesicht, Bauch gegen Bauch; nicht brüsk, aber doch mit einer energischen Sanftheit, und beginne mit einigen kräftigen Stössen einzudringen. In diesem Momente sollen Beide, um den Teufel zu vertreiben, ausrufen: „Im Namen Gottes!" ... Und wenn im Augenblicke des Schlusskrampfes, im Augenblicke des Ergusses, die Frau wie in Ekstase unbeweglich liegen bleibt, dann füge der Mann den Rest der heiligen Formel hinzu: „Barmherziger und Gnädiger!" ...

Wenn man also handelt, dann wird, nach Omer Halebys Ansicht, das Werk vollkommen sein, und das Kind, das man in

diesem Momente geschaffen, wird nie die Hand des Dämons fühlen. Nach beendetem Coitus wasche man sich, parfümiere man sich und danke abermals Gott.

Genau so wie diese türkische Art, sich der Frau zu nähern, ist die indische. Vâtsyâyana, der Verfasser des indischen Lehrbuches der Liebe, empfahl zartes Vorgehen beim Liebeswerben: „Der sich Nähernde gehe zu Werke, ohne etwas zu überhasten. Blumenartig sind ja die Frauen und müssen sehr zart umworben werden. Wenn sie von Leuten, die ihr Vertrauen noch nicht besitzen, ungestüm umworben werden, lernen sie die geschlechtliche Vereinigung hassen."

Ein anderer indischer Schriftsteller, Bhartrihari, sagte: „Glücklich die, welche küssen: den Honig von den Lippen der jungen Frauen, die in ihren Armen ruhen; welche küssen: die aufgelösten Haare, die halbgeschlossenen Augen; welche küssen: die Wangen, feucht vom Schweisse, den die Mühe der Liebesgenüsse erzeugt hat."

Bezüglich der Anwendung der Küsse im geschlechtlichen Verkehre empfahl das Kâmasutram den Indern folgende Regeln: Während des ersten Coitus soll man sie nicht allzuhäufig anwenden, um erst Vertrauen zu erwecken. Darauf aber sehr eilig und in besonderer Häufung, um die Leidenschaft anzufachen. Auf die Stirn, das Haar, die Wangen, die Augen, die Brust, die Lippen und den Innenmund drückt man Küsse; bei den Bewohnern von Lâta auch auf die Verbindungsstelle der Schenkel, die Armhöhle und die Gegend unter dem Nabel.

Ein schönes türkisches Gedicht, von Grünfeld übersetzt, folge hier:

Ich will nicht, dass der Mond Dein Antlitz sieht,
Wenn er zur Nacht an Dir vorüberzieht,
Und dass des Tages Sonne Dich erwärmt,
Indes sich Kerem weinend um Dich härmt.

Ich will nicht, dass der Regen dich ergetzt,
Wenn alle ander'n Blumen er benetzt;
Ich will nicht, dass Dich Deine Mutter liebt,
Und dass sie ihrem Kinde Küsse gibt!

Ich will Dein Mond und Deine Sonne sein;
Und dürstet Dich, bin ich der Mundschenk Dein.
Ich will Dich lieben jetzt und immerdar,
Und will allein Dir küssen Mund und Haar.

Die Südslaven kennen eine ganz besondere Art des Küssens, genannt: „jezicati se", sich züngeln: „Der Mann steckt dem Frauenzimmer die Zungenspitze tief in den Mund." Die Südslaven glauben, „dass Frauenzimmer dadurch geschlechtlich ungeheuerlich erregt werden und sich dem Manne widerstandslos hingeben" . . .

Aber es gibt nichts Neues unter der Sonne, und in den Arten, wie die Menschen der Liebe fröhnen, schon gar nicht. Sagt doch Ovid in seiner „Ars amatoria" XIV. Elegie des III. Buches: „Es gibt einen Ort fürs Schwelgen. Dort, erröte nicht, dich dort von der leichten Tunika zu befreien, die deine Reize verhüllt, und dort auf deinem Schenkel den deines Geliebten zu halten, dort möge zwischen deine Rosenlippen gleiten seine Zunge, tief in deinen Mund" . . .

Der Mann wünscht wohl überall, dass es der Frau an Leidenschaft beim Coitus nicht fehle. Schon ein Epigramm bei Martial X 60 lautet: „Ihr fragt, ob Chloe oder Phlogis besser in der Liebe sei? Chloe ist die Schönere, aber Phlogis ein Vulkan, der Nestor verjüngen würde; Chloe dagegen fühlt nichts. Man könnte glauben, sie sei abwesend oder aus Marmor. Gott mache, dass Phlogis die Formen von Chloe und Chloe das Feuer der Phlogis erhalte!" — Die Balkanslaven lieben celeres feminae inter coitum iactationes. Sie soll ventre et clunibus „tüchtig wackeln wie mit einem Hafersacke", während der Mann „wie mit einem Weberwirtel in der Vagina herumarbeiten soll." So singt man in Bosnien allgemein.

Und so sang schon Ovid: „ . . . dort spare nicht mit süssen Worten, mit provozierenden Zärtlichkeiten, lass dein Lager erzittern unter unzüchtigen Bewegungen . . . ." In zahlreichen Liedern feuert der Südslave sich an, in feminam quam longissime penetrare. Ein Moslem-Lied in Doboj in Bosnien meint: Der Penis solle „der Pischka die Zähne einschlagen und so tief in ihren Rachen dringen, dass sie nicht mehr piepsen" könne. In Westserbien singt man: „O Mädchen, sollst mir gewähren, damit ich dein Einspänner werde, deine Beine die Deichselstangen; tibi illum in profundum impello usque ad anum!"

Von dem Erotischen verirrt man sich manchmal in das roh Schweinische. So wenn man im Liede dem Mädchen zuruft: „O Mägdlein, Mägdlein, fasse es als Scherz nur auf, dass ich

meinen Einaug in deinem Pisswasser ersauf'!" Noch ärger ist es, wenn man behauptet, „eine gute Vagina müsse stinken"; oder wenn der Mann alle Unsauberkeit, die sich inter glandem et praeputium penis ansammelt, sorgfältig schont, weil er glaubt, ein so bedeckter Penis erhöhe die Wollust. Oder· wenn man verlangt, dass die Frau beim Coitus eine gewisse üble Musik anstimme, was im Sprichwort mit den derbsten Worten ausgedrückt wird, was ich hier aber so übersetze: es giebt nicht „Eins" ohne das „Andere". Beim Anblick eines begehrenswerten Weibes ruft man in den Balkanländern aus: „Ha, die würde unter mir tüchtig knallen!" Ein derartiges Schnadahüpfl will ich hier noch, der Vollständigkeit halber, übersetzen; ich überlasse es aber dem Leser, sich den letzten Reim selbst zu machen· „Es gibt keinen Regen ohne Donner und Blitzen, und keinen Fisch ohne Wasserspritzen, keine Pistchka ohne Hinterbacken; keine Brust ohne Warzen und keinen Coitus ohne —"

Ein russisches Sprüchwort sagt: wer seine Frau liebt, prügelt sie. Schon das indische Lehrbuch der Liebe widmete ganze Kapitel dem Misshandeln der Geliebten, des Mannes wie der Frau, um die Leidenschaft zu steigern.

Wie der Verfasser des indischen Lehrbuches sagt: „Der Liebesgenuss sei eine Art Streit", so liess schon Hesiodus in seiner Theogonie das sinnliche Vergnügen und den Zank als Zwillinge geboren werden.

Propertius meinte· es gebe bei einer Frau keinen furiosen Zorn ohne heftige Liebe. Soll man an ihre Treue glauben, so muss sie sich durch Beschimpfungen zeigen. „Gott der Cythere, gieb meinen Feinden eine fühllose Geliebte. Meine Rivalen mögen auf meinem Busen die Zähne meiner Geliebten zählen. Die bläulichen Linien mögen allen zeigen, wen ich neben mir habe" . . .

Bei Lucian spricht Ampelis zu Chrysis, die sich über die Schläge des Gorgias beklagte: „O meine liebe Chrysis! Die Eidschwüre, die Thränen, die Küsse — alles sind nur Zufälle, die sich bei einer beginnenden Liebe äussern. Allein, wenn man dasjenige, was man liebt, schlägt — das ist die Probe einer grossen Liebe . . . Du kannst nichts mehr wünschen, als dass dein Geliebter in dieser Weise fortfahre . . ."

Das Misshandeln der Frau vor dem Coitus, um die geschlechtliche Erregung zu steigern, ist bei allen Balkanvölkern in Gebrauch. Zu demselben Zwecke lassen sich dort auch die Männer von den Frauen beschimpfen und schlagen. Beim Coitus zeigt es die höchste Glut an, wenn man sich in einander verbeisst; man hat dafür bei den Balkanslaven einen speziellen Ausdruck: „griskati se". In einem Liede fragt die Mutter ihr vom Felde heimkehrendes Töchterchen „Was sind deine Augen so trüb geworden, was ist dein weisses Angesicht von Zähnen zerbissen?" In einem anderen Liedchen jubelt das Mädchen: „Mit den Zähnen hat er mir die Brüste wund gebissen." Mit solchen Zeichen der Manneslieb prunkt förmlich die jungverheiratete Südslavin ebenso wie die Indierin.

Auch der Türke Omer Haleby bekennt sich zum Satze „Ein Weib bewundert denjenigen, der sie verachtet und selbst schlägt."

Am besten ist es, nach türkischer Meinung, wie sie im El Ktab des Hodscha Omer Haleby Abu Osman geäussert wird, den Coitus am Abend auszuführen, nach der Verdauung des Abendessens, wenn der Leib in einem mässigen, normalen Zustand zwischen Wärme und Frische, zwischen Füllung und Ueberfüllung, mit einem Worte in einem möglichst mittelmässigen Zustande sich befindet. Jedenfalls ist es gut, wenn man sich zum Coitus nicht mit leerem Magen begiebt; „der Sohn Omers beschlief nie eine Frau, wenn er nicht zuvor gegessen hatte". Nach der Meinung des weisen Dschellaleddin Abu Soleiman Daud darf man nicht coitieren, wenn man müde, sorgenvoll, bekümmert ist oder eben eine Arznei genommen hat. Die beste Regel ist, nur dann zu coitieren, „wenn das Bedürfnis dazu lebhaft vorhanden ist und der Wunsch, den Coitus zu vollführen, weder durch gewaltsame Mittel, noch durch lüsterne Blicke, noch durch erotische Gedanken herbeigezwungen ist; blos die Anhäufung des Samenliqueurs soll animieren und zur fleischlichen Vermischung drängen"

Die Südslaven halten dafür, wie es in einem der Krauss'schen Lieder heisst, dass ein Frauenzimmer acht Tage nach einer glücklichen Niederkunft mit einem gesunden Kinde „am süssesten" zu finden sei. Als beste Tageszeit zur Ausübung des Coitus gilt bei den Südslaven die Morgendämmerung. Wenn man sein

Liebchen besuchen wolle, heisst es in einem weitverbreiteten Reigenliede, so komme man zu ihr im Morgengrauen; „da ist jedes Lieb am angenehmsten".

Die Serben sagen in einem Liede: „Nimm" — der Originalausdruck nennt die Sache beim ordinärsten Namen — „nimm die Alte abends, damit sie dir ein Hühnchen brate; das junge Weibchen im Morgengrauen, damit du von ihr ein Hemd bekommst, doch das Mädchen jedesmal, so oft dir penis erigitur"...

41. Die Arten der Geschlechtsfunktion.

Einteilung der Coitusarten nach den Dimensionen der Geschlechtsteile. — Ovids Sprüchlein. — Einteilung der ägyptischen Fellachenfrauen nach der Form ihrer Vulva. — Südslavische Lieder über Enge oder Weite der Vulva. — Eine Klage des Dichters Martial. — Mittel zur Verengerung der Vulva. — Das Geheimnis der Poppäa. — Indische Mittel. — Serbische Lieder. — Das männliche Glied. — Lobhymnen auf die grossen und kräftigen Glieder. — Spottlieder auf die kleinen. — Das Alte Testament über diesen Punkt. — Indische Einteilung der Vermischungen. — Der Koran über die Coitus-Arten. — Lehren des Türken Omer Haleby. — Türkische Arten. — Südslavisches. — Bosnischer Coitus auf dem Schosse. — Die Unterlage der Frau. — Der serbische Coitus. — Bulgarische Art. — Arabische Art. — Dalmatinische und kroatische Art.

Die orientalischen Liebesphysiologen bemessen fast alle die Stärke des Genusses beim Coitus je nach den Dimensionen der Geschlechtsteile der coitierenden Personen. Eine kleine Vulva wird fast immer bei der Frau erwünscht, und ein kräftiger Penis ziert den Mann besonders.

Man kennt Ovids Sprüchlein, wonach man diese Vorzüge der Frau oder des Mannes schon mit einem einzigen Blicke äusserlich erkennen kann: „Bei der Frau — kleiner Fuss, kleine Vulva; bei dem Manne — grosse Nase, grosses Glied."*)

Bei den ägyptischen Fellahin werden nach Schweinfurths Bericht die Frauen in Hinsicht auf die Form ihrer Vulva in drei Gruppen eingeteilt: in die Schelenkijeh, Ennabijeh und Kelbijeh. Bei den Schelenkijeh-Frauen öffnet sich das Hymen mit einer Längsspalte; der Blutverlust bei der Zerstörung der Jungfernschaft ist nur gering, einige Tropfen. Bei den Ennabijeh ist das Hymen fast vollkommen geschlossen; es zerplatzt aber

*) Vgl. Hagen, die sexuelle Osphresiologie, die Beziehungen des Geruchssinnes und der Gerüche zur menschlichen Geschlechtsthätigkeit pag. 15 ff. Berlin 1901.

beim leisesten Stosse wie eine Ennabi oder Weinbeere, daher der Name Ennabijeh; der Blutverlust ist ebenfalls gering. Die Kelbijeh, hundartige, nennt man die Frauen der dritten Kategorie, bei denen das Hymen dick, fleischig, resistent und der Blutverlust beim Oeffnen heftig ist. Die Defloration der Fellachinnen geschieht, wie in einem anderen Abschnitte bereits erzählt wurde, häufig nicht durch den Bräutigam, sondern durch eine besonders hierfür angestellte Person, die Ballâne, welche das Hymen mit dem Finger durchreisst. Namentlich die Kelbijeh-Frauen dürfen nur durch die Ballâne defloriert werden.

Südslavische Reigenlieder, die sich mit der Zeugung beschäftigen, behandeln eifrig die Enge und Weite der Vulva und die Dimensionen des Penis. In Zabrgje in Bosnien hörte Krauss ein Reigenlied aus dem Munde einer jungverheirateten Bäuerin, welche ihre eigene Defloration schilderte: „Als ich noch eine Ziegenhirtin war, war meine Pitschka so wie die kleinste Münze. Kurze Weile danach verheiratete ich mich, man bog mich um wie einen Fiedelbogen, schob in mich ein Ding wie einen Pflugnagel ein, zog es heraus wie ein Pflugeisen.“

Der Südslave erwartet bei den Frauen, die er beglücken soll, eine enge Vulva; die grosse, weite aber ist ihm ein Greuel. Ein bosnisches Reigenlied singt. „Am Bachrand sitzt ein Mädchen, sie misst ihre Piza, ob sie tief sei. Eine Elle lang, drei Ellen breit, fasst achtzig Oka.“

Die serbischen Weiber in Ugljevik besitzen in dieser Beziehung einen gar üblen Ruf. Ein Reigenlied verspottet sie: „Ihr ungeschlachten Mädchen von Ugljevik, wie sind euere gewaltigen Pizen beschaffen, gleichwie unsere langgedehnten Wiesen; die Wiesen sind von Furchen durchwühlt, so sind euere Pizen durchgearbeitet.“ Das letzte Wort lautet dabei im Original so ordinär als möglich.

Schon Martial klagte in seinen Epigrammen XI 71 „Lydia ist so weit, wie das Hinterteil eines bronzenen Pferdes; wie ein alter, in Kot gefallener Schuh; wie eine des Betttuches beraubte Matratze. Man sagt, ich hätte Lydia in einem Meerwasserbehälter hergenommen, ich glaube jedoch, dass ich in den Behälter selbst hineingearbeitet habe.“

Ein bosnischer Pope, den seine Frau in einem Liede als Sodomisten beschimpft, wirft ihr zur Revanche die Geräumigkeit

ihres Geschlechtsteiles mit folgenden Worten vor: „Hinein kann eine Gans, hinein können zwei türkische penes und vier walachische und ein Tannenholzbrett und eine deutsche Katze. . ."

Eine Variante dieses Liedes besagt indessen, dass den Sodomisten gerade die enge Vulva etwas Unangenehmes ist: „Der Pope" — heisst es da — „sodomierte die Stute und hält sich an den Mähnen fest. Die Popin schreit: Was ist das, Unglücksmensch? — Der Pope erwidert: Schweig, du wütende Hure, deine Piza ist eng, die der Stute aber geräumig seit ihrer Entstehung."

Da bei den Balkanvölkern die Männer bei den Frauen eine enge Vulva haben wollen, so ist es dort allgemein üblich, dass sich die Weiber Alaun in die Scheide streuen, um ihren Geschlechtsteil, wenn er weit ist, künstlich zusammenzuziehen.

Die gute Poppäa, Neros späteste Lebensgefährtin, scheint an einer weiten Vulva laboriert zu haben, was nicht verwunderlich, da Nero ihr fünfter oder sechster Mann war. Als „Geheimnis der Poppäa" ist folgendes Mittel in der diskreten sexuellen Litteratur überliefert worden „Um stets als Jungfrau zu erscheinen, waschet euere Geschlechtsteile mit einem Wasser, welches durch alkoholisches Benzoë eine milchige Färbung erhalten hat; trocknet dann euere verborgene Gegend mit feinem Leinen und bestreut sie mit Stärke."

Als ein Mittel zur Verengerung der Vulva empfiehlt das Kamasutram der Inder: „Eine Salbe aus den Früchten von Asteracantha longifolia"; solche Salbe zieht selbst die gewaltigste Vulva, die der sogenannten „Elefantenkuh", für eine ganze Nacht zusammen. Für den möglichen Fall aber, dass man eine allzu enge Vulva, die „Gazellen"-Vulva, erweitern wolle, gebrauche man. „Wohlriechendes Pulver aus den Wurzelknollen des Nelumbium speciosum und des blauen Lotus, sowie aus Terminalia tomentosa, mit Honig zu einer Salbe verrieben."

In eine kleine liebliche Vulva verliebt sich selbst die Besitzerin. In einem bosnischen Liede kommt es vor, dass ein Mädchen bei Betrachtung ihrer Vulva ganz entzückt wird. Das Mädchen kletterte einen Nussbaum hinan, der rechte Fuss rutschte ihr aus, ausrutschend zeigte sie ihre Piza, und rief aus: „O meine Glucke, wie schön ist dein Zuschnitt!"

Wenn bei den Frauen das Kleine Freude macht, so ist um-

gekehrt bei den Männern die Grösse massgebend. Die Araber zeichnen sich durch mächtige Zeugungsglieder aus. Es wurde mir erzählt, dies komme teilweise daher, dass sie von Kindheit auf nach dem Urinieren den Penis an Steinen oder in Sand zwecks Reinigung von nachfliessendem Wasser lange und fest abreiben.

Bei den türkischen Hochzeiten grosser Herrschaften wird im Festzuge der Braut die sogenannte Hochzeitspalme als Sinnbild der aufrecht stehenden männlichen Kraft vorangetragen, wie ich dies oben wiederholt erwähnt habe.

Der Südslave rühmt selbst seinen „Litraschweren“, und das Mädchen hört es gern. „O du schlankhüftig Mädchen“ — so warnt ein bosnisches Lied — „nähere dich dem Burschen nicht, er hat einen Penis von einer Oka Gewicht, deine Piza wird nass bleiben.“ — Sie antwortet: „Schweig, Bürschlein, drohe nicht, meine Piza kann es ertragen am Samstag vor Palmsonntag.“

Allerdings, wenn auch ein grosser Penis willkommen ist, die alleinige Hauptsache ist das nicht. In Bosnien singt ein Lied: „Man fragte ein Mädchen, welcher Penis der beste wäre? und sie antwortete: Weder habe ein langer das Ende erreicht, noch ein dicker ausgefüllt, sondern nur der Häufigsprung befriedigt.“ Bei den moslemischen Slaven in Bosnien heisst es in einem Liede: „Nirgends besitzt er eine Hürde oder eine Umzäunung, möge ihn Gott töten! Doch hat er einen tüchtigen Penis, so helfe ihm Gott aus den Nöten!“ Der kleine Penis ist ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung. Darum sagt man in Serbien von ihm: „ein kleiner Penis ein Kuckuck“; dieser Vogel ist, wie im Kapitel über die Orakeltiere erzählt wird, das Sinnbild des Jammers.

Stolz dagegen ruft ein bosnischer Bursche seiner Nachbarin im Reigen zu: „O du Mädchen, magnus mihi penis est, humi protrahitur.“ In einem anderen Liede bestellt sich das Mädchen beim Schmiede Athanasius einen Penis nach ihrem Geschmack: „Wie ein Kühlrohr, weder zu lang noch zu dick, an seinem Ende sei ein Propfkeil, dass er tüchtig zu fühlen sei, wenn er in die Piza eindringt.“

In einem bosnischen Liede fragt man ein Mädchen, ob es schon zu Nacht gegessen habe. Sie entgegnet: „Habe nichts zu

Nacht" gegessen, als ein Häuptlein Knoblauch, es war mir sehr schlecht zu Mute — donec ille in me intravit, crassus sicut bracchium"; dann war ihr wohl, und sie fühlte keinen Hunger mehr. Die Anfängerinnen tamen magno membro perterrentur: „O Mutter," jammert ein junges Blut, „Quam magnus est ruber penis vicini." Manchmal scheinen auch schon erfahrenere Mädchen vor gewaltigen Zeugungsinstrumenten Angst zu empfinden. In einem allgemein bei den Balkanvölkern verbreiteten Liedchen sagt das Mädchen: „Ich gebe nicht her, hast einen gewaltigen Penis." Nachdem aber der Werber erklärt hat: „Gib her, ich werde den Penis beschneiden" — da ist sie damit durchaus nicht einverstanden und ruft „Beschneide den Penis nicht, den süssen Bissen."

Auch im Alten Testament wird einige Male der Wunsch der Frau nach einem grossen Penis kundgethan Prophet Hesekiel XXIII 20 sagt: „Und Oholiba ward brünstig nach ihren Buhlen, die Glieder hatten wie die Esel und Samenerguss wie die Hengste." Die Hengste werden noch an anderen Stellen mit der Geschlechtsliebe in Beziehung gebracht; so in Jeremia V 8: „Wie feiste Rosse schweiften sie umher, geil wiehern sie ein jeder nach des Anderen Weibe."

Von allen Völkern des Orients haben zweifellos die Inder die Geschlechtsliebe zum Gegenstande der eingehendsten Studien gemacht, die peinlichst genaue Einteilung der Männer und Frauen nach den Dimensionen ihrer Geschlechtsteile festgestellt und die meisten Arten der Ausübung des Coitus beschrieben.

Nach dem Kamasutram teilt man die Männer nach der Dimension ihres Penis in drei Gruppen ein: in Hasen, Stiere und Hengste Ich will hier darauf zurückverweisen, dass auch die Südslaven, wie im lexikalischen Intermezzo nachzulesen ist, Männer mit kleinen Gliedern als Hasen bezeichnen, und dass die Bibel die Männer mit grossen Gliedern, wie ich kurz zuvor ausgeführt habe, mit Eseln und Hengsten in Beziehung bringt. Die Frauen teilt das Kāmasutram ebenfalls in drei Klassen: in Gazellen, Stuten und Elefanten. Danach gibt es zwischen Männern und Frauen drei gleiche Vermischungen: die der Hasen mit den Gazellen, die der Stiere mit den Stuten, die der Hengste mit den Elefanten; und sechs ungleiche Vermischungen, die zwischen den nicht miteinander korrespondierenden Gruppen

stattfinden. Von diesen Vermischungen nennt man jene, bei welcher Stier und Gazelle oder Hengst und Stute zusammenkommen, einen höheren Genuss; jene, bei welcher ein Hengst eine Gazelle begattet, den höchsten Genuss, denn das ist die Vereinigung des grössten Penis mit der kleinsten Vulva. Dagegen bereitet die Vereinigung eines Hasen mit einer Stute oder eines Stieres mit einem Elefantenweibchen einen minderen Genuss, die Vereinigung des Hasen mit der Elefantenkuh gar den allerniedrigsten Genuss.

Aehnlich klassifiziert das Kamasutram Mann und Frau nach dem Grade ihrer Leidenschaft als schwache, mittlere und starke. Endlich giebt es auch drei Klassen, je nach der Zeit, in welcher den Männern und den Frauen der Same kommt. Bei dem ersten Coitus, meint das Kamasutram, ist gewöhnlich die Leidenschaft des Mannes die heftigere und die Dauer seiner Thätigkeit kurz; bei den Wiederholungen des Coitus wird seine Leidenschaft immer kühler, und sein Same braucht stets längere Zeit, bis er sich ergiesst. Bei der Frau aber ist es in allem umgekehrt.

Der Koran hat den Moslems alle Arten des Coitus gestattet. Es heist in der II. Sure „Die Weiber sind euer Acker; kommt in eueren Acker, auf welche Weise ihr wollt.“ Nur befiehlt an derselben Stelle der Koran, „die Seele zuvor zu weihen,“ durch ein gutes Werk, Almosen und Gebet. Omer Haleby sagt in seinem El Ktab, dem Buche der Liebesgeheimnisse: „Die kräftige und gesunde Jungfrau ist jener fruchtbare Acker, der euch hundertfach die Freuden und Trunkenheiten wiedergiebt, deren Samen man ihm anvertraut.“ Aber die Jungfrau ist auch eine Quelle der Verdriesslichkeiten für den, welcher sie nicht mit Klugheit und Sanftheit zu befruchten weiss und die Blume rauh und roh zerstört.

Deshalb empfiehlt der türkische Liebesphysiologe ebenso wie der indische ein zartes Vorgehen, namentlich bei der Defloration und gegenüber allen Frauen, welche die Liebe noch wenig genossen haben.

„Versuche nicht“, warnt er die allzu Stürmischen, „den Widerstand des geschlossenen Blumenkelches durch einen heftigen Stoss zu zerreissen. Verstehe, deine Kühnheit zu zähmen. Und wenn die Natur dich zu stark gebaut hat, so zögere nicht, das Ende deines Werkes der Entblätterung auf den nächsten

und selbst auf den übernächsten Tag zu verschieben. Vergesset nicht, o Menschen, dass aus einer heftigen Handlung für die zarte Blume schwere Verletzungen entstehen können, und dass solche Unordnungen durch Deplazierung der Gebärmutter nach rechts oder links nervöse Krankheiten der Frau und sogar ihre Unfruchtbarkeit im Gefolge haben können. Gebrauchet daher die Jungfrau, die Gott euch anvertraut, mit Mässigung; kultiviert eueren Acker als Menschen, die auf Dauerhaftigkeit und nicht auf ephemere Schnelligkeit sinnen."

Bei den Südslaven „liegt im Falle des gewöhnlichen Genusses das Weib stets linkerhand vom Manne, damit er sich bequem auf den linken Arm stützen kann, wenn er sich auf die Frau bäuchlings legt." In einem bulgarischen Liede bittet eine Frau den Mann, sich „zur Abwechselung einmal rechts legen zu dürfen, weil ihr die linke Seite schon weh thue."

Ein bosnisches Lied besingt den coitus in gremio in folgender Weise: „Die Schwägerin setzt sich dem Schwager supra ova. Der schreit: Abi, stulta; testiculos mihi frangis." Die Frau setzt sich dabei rücklings auf den sitzenden Mann Diese Art heisst in Bosnien: mlivo sije, sie siebt Mehl. Sie gilt vielfach als schimpflich für die Frau. — Ein bosnischer Bursche empfiehlt in einem anderen Reigenliede dem Mädchen, „eine Unterlage zu nehmen", um ihre Leibesmitte zu erhöhen.

Eine spezielle Art ist der srpski jeb, der serbische Coitus; in einem Liede wird er auch umschrieben mit den Worten: Die Frauen würgen. Krauss beschrieb diese Manier in seinem Buche über die „Zeugung" I 220: Der Mann erfasst von vorn das Frauenzimmer unten an den Fussgelenken, bringt es rücklings zu Fall, so dass sich die Umgeworfene mit den Händen am Boden festhalten muss, um nicht das Genick zu brechen. Deinde pedes feminae sicut forcam in humeris suis ponit, hält sie mit der vollen Kraft seiner Arme fest und stösst niederknieend sein Glied in sie hinein, wobei er sich ungezwungen mit seiner Schwere auf sie wirft, unbekümmert um ihr Aechzen und Stöhnen . . .

Krauss meint, man müsse bedenken, dass die Ehen früher hauptsächlich auf Frauenraub beruhten und dass der Räuber erst dann thatsächlich zum Gatten der Geraubten geworden war,

wenn er sie begattet hatte. Er musste deshalb allem zuvor trachten, seine Beute durch eigene Kraft und gegen ihren Willen zu vergewaltigen, ohne sie halbtot zu schlagen oder sonstwie zu betäuben. Auf die „serbische Art“ aber war dem Frauenzimmer am leichtesten beizukommen, wenn es sich weigerte, dem Manne zu Willen zu sein. Ausserdem mag es auch sein, dass der Mann diese Art, der Frau vom ersten Momente ab sein Uebergewicht im vollen Sinne des Wortes zu beweisen, als die des Gebieters vorzugsweise würdige betrachtete und später beibehielt. Jetzt ist sie durch den Brauch gefestigt.

Die Helden der Guslarenlieder gehen nur auf diese Weise vor, wenn sie ihre geraubten Bräute begatten; und eine ständige Wendung in diesen Liedern lautet: „Er hebt ihr die Füsse gegen die Zimmerdecke und magno pene inter femora illi pungit.“ Andere Stellen der Guslarenlieder erzählen den Fall verblümt: „Sie spielten miteinander Spiele allerlei Art, zumeist das Spiel Knickdenhals.“

Eine Variation des srpski jeb ist diese: Vir pedes feminae tollens illam prae se iacentem inter coitum prae se movet. In einem Liede heisst dies: „Den griechischen Wagen oder Schiebkarren machen.“

Die „bulgarische Art“ ist die gleiche wie die serbische. Doch giebt es noch eine speziell bulgarische: Mann und Weib hocken beide dabei; „diese Art kann auch zu Rosse reitend ausgeführt werden.“

Ich habe von einer ähnlichen „arabischen Art“ gehört. Die Araber sind im ganzen Orient, ebenso wie die Armenier, berühmt wegen ihrer ungeheuren Zeugungsglieder, die es ihnen ermöglichen sollen, auf dem Boden sitzend eine vor ihnen rücklings sitzende Frau zu coitieren. — Die „dalmatinische Art“, auch „italienische“ genannt, geschieht nach Art der Hunde.

Verpönt ist der „hrvacki jeb“, der chrowotische Coitus, bei den Balkanvölkern, da der Mann nach einem solchen Akte ganz zerschlagen ist: Abiectis vestimentis vir in cubili supinus procumbit, femina totum illius corpus lingua lambit, donec insanire coepit. Quae postquam hunc in modum virum inflammavit, supra eum consedit introductoque pene in vaginam clunibus agitat.

42. Päderastie und Sodomie.

Knabenliebhaberei bei den Griechen und Römern. — In 1001 Nacht. — Im Alten Testament. — Im Koran. — Abdul Wahib gegen die Unzucht. — Knabenliebhaberei in der osmanischen Geschichte. — Am Hofe Sultan Bajesids. — Am Hofe des Eroberers Mohammed II. — Christenknaben Opfer der Unzucht. — Pagen der Sultane. — Vom Geliebten des Sultans zum Grosswesir. — Ein Oberstlandrichter als Knabenschänder. — Murad IV. und sein geliebter Page Musa. — Knabenschändung in den Bädern. — Moslemische Ansichten über Päderastie. — Bosnische Lieder. — Das Laster in Konstantinopel. — Lotterbuben in den Kaffeehäusern. — Knabenliebhaberei in Chorasan und in Albanien. — Unzucht mit Tieren. — Biblische Verurteilungen. — Alt-Aegyptisches. — Modern-Aegyptisches. — Ethnographische Parallelen aus Russland und Sizilien. — In Bosnien. — Bosnische Sodomistenlieder. — Osmanische Aerzte gestatten Unzucht mit Tieren. — Parallele aus Algier und aus den Balkanländern. — Eine Reiseerinnerung aus Alexandrien.

Das Laster der Knabenliebhaberei war wohl nirgends so stark verbreitet als bei den alten Griechen und Römern. Catullus und Tibullus besangen ihre geliebten Knaben mit einer Innigkeit, die nur je ein Dichter ausdrückte, um sein geliebtes Mädchen zu feiern. Nach Catullus war die Päderastie zu seiner Zeit fast allgemein in Rom und namentlich in der Armee. Xenophon erzählt, dass man zwar den Söldlingen das Mitführen von Sklaven und Beute, als den Marsch erschwerend, verbot, aber man konnte nicht umhin, einen Knaben für jeden Soldaten zu gestatten. Der Ursprung des Lasters ist zweifellos im Orient zu suchen. Das Original der Erzählungen der 1001 Nacht ist ein Sammelsurium von päderastischen und sodomitischen Uebungen.

Im Alten Testament, im 3 Buche Moses XX 13, werden strengste Strafen angedroht „wenn jemand bei einem Manne liegt, wie man beim Weibe liegt. Beide haben eine Greuelthat

verübt, mit dem Tode sollen sie bestraft werden". Derartige Unzucht war nicht auf vereinzelte Fälle beschränkt, sondern in ganzen Gegenden epidemisch. Im ersten Buche Moses XIX 4 wird berichtet, dass zwei Engel bei Lot in Sodom einkehrten: „Noch hatten die Engel sich nicht schlafen gelegt, da umringten die Männer von Sodom, Jung und Alt, das Haus, die ganze Bevölkerung von allen Enden. Die riefen Lot und sprachen zu ihm. „Wo sind die Männer, die heute Abend zu dir gekommen sind? bringe sie heraus zu uns, damit wir ihnen beiwohnen!" Vergebens ermahnte sie Lot, von ihrem Vorhaben abzustehen; vergebens erbot er sich, der Horde seine beiden jungfräulichen Töchter preiszugeben. Die Strafe, die wegen dieses Verbrechens über Sodom verhängt wurde, hat doch nicht verhindert, dass sich das Laster durch alle Zeiten und mehr oder minder bei allen Völkern erhalten hat. Es wird auch im Neuen Testament erwähnt, „dass Männer den natürlichen Brauch des Weibes verliessen und an einander erhitzt, in ihren Lüsten, Mann mit Mann, Schande getrieben." Und übereinstimmend mit der Bibel verweist der Koran an vielen verschiedenen Stellen immer wieder warnend auf das Schicksal Sodoms: So berichtet die VII Sure 79—81: „Erinnert euch auch des Lot. Als dieser zu seinem Volke sagte: Wollt ihr denn solche Schandthaten begehen, wovon ihr nicht bei irgend einem Geschöpfe ein Beispiel findet? Wollt ihr denn in lüsterner Begierde, mit Hintansetzung der Frauen, zu den Männern kommen? Wahrlich, ihr seid zügellose Menschen . . . . Und wir liessen einen Stein- und Schwefelregen über sie kommen. Siehe, so war das Ende der Frevler." XI 72—84: „Als unsere Boten nun zu Lot kamen, da ward es ihm um ihretwegen bange, und er fühlte sich zu schwach, sie zu beschützen (vor den sündhaften Absichten seiner Mitbürger), und er sagte: „Das ist ein schlimmer Tag!" Da kam sein Volk, welches von früher gewohnt war, Böses zu thun, auf ihn herangestürmt. Er aber sagte: „O mein Volk, hier sind meine Töchter, welche sich mehr für euch ziemen, und macht mir keine Schande, indem ihr meine Gäste beleidigt. Ist denn kein rechtlicher Mann unter euch?" Sie aber antworteten. „Du weisst ja, dass wir kein Recht an deinen Töchtern haben wollen, und weisst auch recht gut, was wir eigentlich wünschen" . . . XV 57—81: „Da kamen die Stadtleute zu Lot, von Wollust

trunken. Er aber sagte zu ihnen: „Diese Leute sind meine Gäste, darum beschämt mich nicht, sondern fürchtet Gott und machet mir keine Schande." — Sie aber antworteten· „Haben wir dir nicht verboten, fremde Leute aufzunehmen?" Er aber antwortete: „Hier habt ihr meine Töchter, wenn ihr durchaus Böses thun wollt." — So wahr du lebst, Mohammed, die Leute beharrten in ihrem Wollustrausche; darum erfasste sie mit Sonnenaufgang der Sturm, und wir kehrten die Stadt um, von unterst zu oberst, und wir liessen Backsteine auf sie herabregnen. Hierin, in dieser gerechten Bestrafung, sind deutliche Zeichen für nachdenkende und gläubige Menschen . . . ." XXVI: „Ihr Bruder Lot sagte zu ihnen: . . . Wollt ihr nun wohl zu den männlichen Geschöpfen kommen und euere Frauen, die euer Herr für euch geschaffen, verlassen? Aber ihr seid frevelhafte Menschen ... ich verabscheue ihre Handlungen ... O Herr, errette mich von den Schandthaten, welche sie ausüben." XXVII 55—59. „Erinnere dich auch des Lot. Dieser sagte zu seinem Volke: „Begeht ihr nicht Schandthaten, deren Schändlichkeit ihr selbst einseht? Wollt ihr wohl ausser zu den Frauen auch wollusttrunken zu den Männern kommen? Wahrlich, ihr seid unwissende Menschen."

Nach dem Beispiel der Bibel bedroht auch der Koran das Laster mit Strafe in der Sure IV 20: „Wenn zwei Männer unter sich durch Unzucht sich vergehen, so strafet sie beide." Aber wie schwer die Strafe sein soll, wird nicht gesagt. Ja, es wird ausdrücklich in gewissen Fällen Straflosigkeit zugesichert. Und diese Fälle sind: blosse Reue! . . . „Wenn sie aber bereuen und sich bessern, so lasset ab von ihnen, denn Allah ist versöhnend und barmherzig!" . . .

Die Lehre Abdulwahibs dagegen eifert furchtbar gegen diese unnatürliche Lust, die bei den Türken allzu häufig ist. Fast alle Sultane werden dieses Lasters beschuldigt, das namentlich seit den Zeiten Bajesids im Osmanenreiche grassiert. Bajesid — sagt Hammer - von den Fittichen des Sieges und der Eroberung emporgetragen, fing an, sein Reich und sich selbst zu vernachlässigen, indem er, der erste der osmanischen Fürsten, wider die Satzung des Islams Wein trank und dem Luxus und den widernatürlichen Ausschweifungen seines Wesirs Ali-Pascha gleichgültig zusah.

Sultan Mohammed, der Eroberer Konstantinopels, war ein berüchtigter Knabenliebhaber. Am Tage nach der Einnahme von Byzanz veranstaltete er im kaiserlichen Palast ein festliches Mahl und ergab sich unmässig dem Weine. Halbtrunken befahl er dem Obersten-Verschnittenen, ihm den vierzehnjährigen jüngeren Sohn des Notaras, des letzten Grossherzogs des byzantinischen Reichs, dessen Schönheit ihn entzündet hatte, zu bringen. Der Vater, entsetzt über des Tyrannen Botschaft, antwortete, dass er seinen Sohn nie freiwillig schändlicher Lust überliefern werde, lieber möge der Sultan den Henker schicken. Der Verschnittene kehrte mit dieser Antwort zurück, und Mohammed sandte den Henker um Notaras und seine ganze Familie. Notaras folgte ihm mit seinen Söhnen und mit Cantacuzen. Der Henker liess sie an der Schwelle stehen, und schleppte den Jüngling als Opfer sultanischer Lust fort, den Anderen brachte er das Todesurteil.

Notaras, der sich bei der Einnahme Konstantinopels durch die Osmanen durchaus nicht rühmlich benommen hatte, fand in diesem Augenblick die verlorene Würde der Seele und des Geistes wieder, ermahnte seine Söhne, als Christen zu sterben, und endete seine Rede mit den Worten: „Gerecht bist du, o Herr!" Die Söhne wurden vor des Vaters Augen enthauptet; Notaras bat den Henker, ihm nur wenige Augenblicke zum Gebet zu lassen, das er in der nahe gelegenen Kapelle verrichtete, worauf auch er enthauptet ward und auf die noch zuckenden Leichname seiner Söhne fiel. Die Körper wurden nackt und unbegraben weggeworfen. Die Köpfe wurden dem Tyrannen, der nicht nur nach Wein, sondern auch nach Blut dürstete, zum Mahle unter die Becher gebracht, wie sich Marius den Kopf des Konsuls Antonius hatte zum Mahle bringen lassen. Mohammeds natürliche Grausamkeit wurde noch durch einen Fremden entflammt, dessen Tochter der Tyrann rasend liebte, und deren Vater zu Gefallen er die Hinrichtung aller Griechen, denen er Tags vorher das Leben geschenkt hatte, befahl.

Zur Befriedigung schändlicher Lust lockte die Osmanen die Menge christlicher Knaben, die nun nicht mehr blos, wie bisher, zu Rekruten der Janitscharen, zu „Adschemoghlan", sondern deren durch schöne Gestalt und Geist Ausgezeichnetste als „Pagen", als „Itschoghlan", zum innersten Dienste des Hofes

gebraucht, und von nun an aus dieser Laufbahn zum Besitze einträglicher Lehen und der ersten Aemter des Heeres und des Staates befördert wurden. So schlich sich die widernatürlichste Sittenverderbnis des Morgenlandes, deren erste Einführung schon in der ältesten Zeit die Griechen den Persern, die Perser den Griechen schuldgaben, in das osmanische Reich ein, sie wucherte nicht nur durch das Beispiel von Sultanen und Wesiren, sondern auch durch das von Gesetzgelehrten, vorzüglich vom Stande der Richter, so ausgelassen fort, dass sie zum ausgezeichneten Lieblingslaster des Hofes, des Heeres und des Volkes, dass sie zum wirksamsten Mittel der Beförderung zu Ehren und Reichtum, und nicht selten zum triftigen Grunde eines Christenkrieges ward, dessen Beute die verdünnten Reihen der Rekruten und „Pagen" mit neuem Anwuchs von Macht und Lust zu füllen verhiess. Wiewohl das Gesetz des Islams nie zur Duldung solcher Schändlichkeit verdreht werden konnte, indem es sie als widernatürlich verdammt, so sprach ihm doch von jeher im türkischen Reiche die verderbte Sitte offen Hohn.

Wenn, wie sich aus Herodots und anderer Geschichtschreiber Zeugnis wohl nicht bezweifeln lässt, die schändliche Sitte der Knabenliebe ursprünglich eine persische, oder eigentlich eine medische ist, welche mit dem Luxus der Eunuchen innigst verbunden, mit ihm und mit den langen medischen Gewändern zugleich die Perser verweichlichte so haben die Türken doch einen anderen, männlicheren, staatsnützlicheren Weg eingeschlagen, indem sie jene uralte medische Verbindung der Einöden- und Eunuchenschaft aufgehoben, und diese beiden, vom persischen Hofluxus ursprünglich vereinten Systeme jedes besonders, das eine blos zum Dienste des Harems, das andere zum Dienste des Staates organisiert, jedes für sich fortgeführt haben. Meder und Perser verschnitten die schönsten Knaben nicht nur zu widernatürlichen Wächtern des Harems, sondern auch zu Werkzeugen widernatürlicher Lust, und versündigten sich doppelt gegen die Natur, an der Freiheit des Weibes und an der Würde des Mannes.

Die alten Griechen läuterten das Widernatürliche in der thebanischen Schar der Liebenden und in der mazedonischen Schar der Unsterblichen zum höheren und reineren Bunde der Jünglinge für Freiheit und Vaterland; die Türken ahmten die letztere Ein-

richtung durch die der Janitscharenknaben und Pagen herabwürdigend nach, aber mit wenigen Ausnahmen blieben dieselben unentmannt, und die Horden der weissen Verschnittenen wurden meistens nur aus georgischen und cirkassischen Sklaven und nicht aus europäischen ergänzt.

Griechische, serbische, bulgarische, ungarische Knaben wurden nicht als Eunuchen verschnitten, sondern nur als Moslems beschnitten, in den Uebungen der Waffen unterrichtet; und nachdem sie der Lust ihrer Herren und Meister gefröhnt, stand ihnen der Weg zu den ersten Stellen des Staates und des Heeres durch Gunst und Geschicklichkeit offen. Aus diesen Pflanzschulen gingen die grössten Männer des osmanischen Reiches hervor. Der zum Grosswesir und Schwiegersohn des Sultans Suleiman aufgestiegene Rustem war ein ehemaliger Zögling der Pagenkammer des Sserai und gewann Suleimans Gunst als Werkzeug seiner Lust. Rustem war ein geborener Kroate.

Die Sittenverderbnis der Ulema und Richter war allezeit noch ärger als die der Sultane, Paschas und Wesire. Als das „grösste Aergernis des Gesetzes“ gilt in der osmanischen Geschichte der Oberstlandrichter Tschiwisade, „viel berüchtigt durch seine Unwissenheit und Knabenschänderei.“ Dem Silihdar Jusuf Pascha, dem „siegreichen Mehrer des Reiches“ und Eroberer Aegyptens, wagte einmal der Grosswesir, sein Gegner, in hochmütigem, unanständigem Tone die Worte zuzurufen: „Hör einmal auf, junger Mann zu sein!“, eine unanständige Anspielung auf des Feldherrn einstiges Verhältnis zum Sultan, aber ebenso unschicklich als unanständig in dem Munde eines Grosswesirs, der wahrscheinlich auf gleiche Weise zu Ansehen und Macht gelangt war Den Grosswesir traf übrigens für seine unbedachte Aeusserung gebührende Strafe. Als er nach diesem Auftritte sich im Diwan eben wie gewöhnlich zur Tafel setzen wollte, kam der Oberkämmerer, ihm das Reichssiegel abzufordern.

Unter Sultan Murad IV begehrten die Truppen während eines Aufruhrs den Kopf des Vertrauten Musa, des vom Sultan persönlich geliebtesten Jünglings. Der Sultan übergab den bedrohten Jüngling zwei hohen Beamten in Obhut; die aber — Redscheb und Dschanbuladsade Mustafa Pascha — lieferten Musa den Empörern aus. Als der Sultan Redschebs schändlichen Anteil an seines geliebten Jünglings Musa Tode erfahren hatte,

nahm er für dieses „Verbrechen beleidigter Majestät" fürchterliche Rache an Redscheb, seinem Schwager und Grosswesir. Den Dschanbuladsade traf die Strafe für den Frevel erst später. Der Sultan nahm einen geringen Anlass wahr, um den Befehl zu seiner Hinrichtung zu erteilen. Trotz der vielen im Felde geleisteten Dienste, trotz der Hand der Sultanin Aische, welche Dschanbuladsade geheiratet hatte, konnte ihm Murad's unergründliche, unversöhnliche Rache nicht verzeihen, dass er mit dem Grosswesir Redscheb vormals für des Günstlings Musa Leben gut gesagt und denselben dennoch der Wut der Aufrührer preisgegeben hatte.

Der Grosswesir Silihdar Mohammedpascha war in seiner Jugend Page im Sserai und Liebling des Sultans gewesen, als solcher zum Träger des Tischtuches, des Steigbügels, des Mantelsackes, des Schwertes aufgestiegen, bald nach der Thronbesteigung Sultan Mustafas mit der Hand der Sultanin Aische ausgezeichnet worden und, nachdem er die Bahn der Wesire durchlaufen hatte, zur obersten Würde des Reiches vorgerückt. Aber seine eigene Vergangenheit vergessend, erliess er 1771 im Donaufeldzug, um bessere Zucht herzustellen, strenges Gebot, alle Lotterbuben aus dem Lager zu entfernen. Da begab sich im öffentlichen Diwan folgender Auftritt, welchen der Reichsgeschichtschreiber unter dem Titel. „Seltsame Erzählung" aufgenommen hat und die im Munde eines Reichsgeschichtschreibers fürwahr als ein seltsamer Beleg herrschender Sittenverderbnis und gänzlichen Mangels an Zucht erscheinen muss Der Grosswesir strafte den General der Zeugschmiede, Gurd Aga, mit harten Worten ob Uebertretung obigen Gebotes; da nahm der Bittschriftmeister Munib Efendi das Wort: „Was heisst das? Wenn der Padischah Juwelen zu tragen streng verbietet, erlauben sich die Minister und Grossen doch, kleine, mit Steinen besetzte Messer, die nicht ins Auge fallen; und man lässt ihnen dies, ohne davon Kenntnis zu nehmen, hingehen Wer wird mir's wehren, einem kleinen Knaben von acht Jahren, der mir Zuwachs von Lebensfrist schenkt und als Gesundheits-Amulet dient, als einem Seelenkinde einen Bund um den Kopf zu winden, und ihn in meinen Diensten zu behalten, statt ihn hinauszustossen, anderen zum Opfer der Lust?" Alle schwiegen, setzt der Geschichtschreiber hinzu, niemand widerlegte dem angesehenen

Unterstaatssekretär, und die ihm Gleichgesinnten freuten sich heimlich.

Fast im ganzen Orient sind die Masseure in den Bädern Jünglinge, die sich selbst für Päderastie anbieten, und niemals vergebens. Zwar sagt das moslemische Gesetz „Wenn der Mann Päderastie treibt, darf die Frau die Scheidung zu ihren Gunsten verlangen“, aber es gibt kein Beispiel solcher Scheidung

Der Türke Omer Haleby verdammt gleichfalls die Päderastie und erklärt: „Wenn schon die Onanie verpönt ist, um wieviel mehr ist es der Coitus in anum, sei es mit einem Manne, mit einer Frau, mit einem Eunuchen oder einem Tiere. Wenn man euch sagt. Alles, was die Sinne befriedigen kann, ist erlaubt — so erwidert: dies sei profan und lügnerisch; dies ist ein unreiner Coitus. Und vermischt euch deshalb nicht auf diese Weise, nicht mit Menschen, nicht mit Tieren.“ Omer Haleby kennt aber soviele „einzige Ausnahmen“, dass die Regel ganz aufgehoben wird. Er sagt nämlich: „Was aber euere eigenen Frauen betrifft, so könnt ihr, falls sie selbst dem zustimmen, den Coitus in anum in dem einzigen Falle ausüben, wenn Krankheit sie hindert, euch in die Vulva einzulassen, und wenn ihr nur eine einzige Frau habt. Dann treibet mit ihr Sodomie aus dem Grunde, weil ihr ihr treu bleiben wollt, aber nicht aus Perversität; und wenn ihr sündigt, dann ist Gott barmherzig gegen die Bereuenden und vergibt.“ An einer anderen Stelle hebt Omer Haleby hervor, dass es auch, wenn der Mann geschlechtskrank ist, ihm erlaubt sei, mit Negerinnen Sodomie zu treiben; ob diese nun Gläubige oder Ungläubige, Fetischdienerinnen oder Teufelsanbeterinnen sind. Doch vergesse man nicht, im Momente des Samenergusses auszurufen: „Im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes!“, denn diese Formel erleichtert die Heilung und behütet die gebrauchte Negerin vor Ansteckung.

Bosnische Lieder besingen die Päderastie mit Männern und Frauen:

„O Bürschelein im Tuchröckelein,
Lass in den anum mich hinein!“

Ein Sarajevoer Lied schildert den Schmerz eines von einem Päderasten geplagten Burschen:

Der buzerierte Duka jammert im Bache,
Die buzerierte Mutter ruft von dem Dache·
„Buzerierter Duka, was plagt dich für Leid?“ —
„Der Indian ist weich, doch mein anus nicht weit.“

Ein drittes bosnisches Lied:

Drei Zügel, drei Spagate,
Drei penes sind an ihrem anus,
Ich zog an dem Spagat,
Der penis fuhr in den anus grad.

In allen Städten des Orients bevölkern Knaben verschiedener Nationen die öffentlichen Häuser in nicht viel geringerer Zahl als Mädchen. In den türkischen Bädern werden einem Knaben angeboten. An Feiertagen sieht man solche Knaben, in ihrer auffallend reichen weibischen Tracht, mit falschen Haaren, singend und tanzend, selbst in den Strassen umherziehen und Lüstlinge locken. In Konstantinopel trifft man sie mit bleichen, hageren Gesichtern, in weiten goldgestickten Hosen, namentlich in den Kaffeeschänken von Galata.

In Stambul existieren besondere Freudenhäuser, Imam-Eweler, Häuser des Imams genannt, in denen nur Knaben die Funktionen der Freudenmädchen ausüben. Der russische Arzt Dr. Rafaelowitsch erwähnte zehn solcher Stätten unnatürlicher Wollust schon im Jahre 1846. Seither hat sich die Zahl, nach einer mir von einem türkischen Polizeibeamten gemachten Mitteilung, verdreifacht. — Die „Knabenliebhaberei Chorasans“ ist im Orient eine alte sprichwörtliche Redensart. Nach Saalebi erklären die Araber dies Sprüchwort daher, dass die Einwohner Chorasans, weil sie kriegerisch und unruhig waren und auf ihren Zügen lange von ihren Weibern getrennt blieben, auf diesen Missbrauch hingedrängt worden seien. — Ein albanesisches Sprüchwort sagt: „Wer 40 Oka Skutariner Wasser trinkt, wird ein schlechter Kerl; wer aber 40 Oka Tiranaer Wasser trinkt, der wird ein Knabenliebhaber“ Wie Hahn versichert, ist in Albanien das furchtbare Laster nicht in allen Gegenden gleich arg eingerissen; während bei den Tosken die geschlechtliche Liebe die Regel und die unnatürliche Knabenliebhaberei die Ausnahme bildet, ist es bei den Gegen umgekehrt. Hier ist die Knabenliebhaberei unter den unverheirateten Männern eine nationale Leidenschaft. Wie anderswo um die Huld von lieblichen Mädchen,

so buhlt man hier um Knabengunst, und nicht selten gibt es zwischen Männern Mord und Totschlag wegen Nebenbuhlerschaft um einen Buben. Das Laster ist sowohl bei den Christen als bei den Moslems im Gebiete der Gegen verbreitet. Zu bemerken ist jedoch, dass es blos bei unverheirateten Männern anzutreffen ist, und dass diese Unnatürlichkeit mit dem Augenblicke der Verheiratung gewöhnlich ihren Abschluss findet. —

Ein anderes unausrottbares Uebel des Orients ist die Unzucht mit Tieren. Darüber heisst es im 2. Buche Moses XXII 18: „Jeder, der mit einem Tiere Unzucht treibt, soll mit dem Tode bestraft werden". Im 3. Buche Moses XVIII 23: „Mit keinem Tiere darfst du dich fleischlich vermischen und dich dadurch verunreinigen, und ein Weib soll sich nicht vor ein Tier hinstellen, dass es sich mit ihr begatte, solches ist eine schwere Schandthat". Im 3. Buche Moses XX 15: „Wenn sich jemand mit einem Tiere fleischlich vermischt, so soll er mit dem Tode bestraft werden, und auch das Tier sollt ihr töten. Und wenn sich ein Weib irgend einem Tiere naht, dass es sich mit ihr begatte, so sollst du das Weib samt dem Tiere töten. Mit dem Tode sollen sie bestraft werden Blutschuld lastet auf ihnen".

Dieses Laster war von den heidnischen Völkern übernommen worden. Moses warnt die Israeliten im 3. Buche XVIII 3: „Ihr dürft nicht thun, wie man im Lande Aegypten thut, in welchem ihr gewohnt habt, und ihr dürft nicht thun, wie im Lande Kanaan, wohin ich euch bringe". Von den Aegyptern berichtete Michaelis — bei Trusen — dass bei einigen ihrer Gottesdienste öffentlich Unzucht mit Vieh getrieben wurde. In seiner „Reisebeschreibung von Ober- und Niederägypten" erzählte Sonnini, dass um 1800 „die Aegypter das männliche Krokodil von dem auf dem Rücken liegenden weiblichen verjagten, um mit letzterem Sodomiterei zu treiben." In meinem Buche „Die Romanows" erwähnte ich gelegentlich einer Schilderung der Sitten unter den ersten Romanows ein von Peter dem Grossen erlassenes Kriegsreglement, dessen vierter Artikel besagt: „Die Notzüchtigung zieht unvermeidlich die Todesstrafe nach sich", und dessen fünfter Artikel lautet: „Unnatürliche Unzucht zwischen Männern und Männern, Knabenschändung und Unzucht mit einem Viehe soll man mit dem Feuertode richten". — Von den Weibern an der Küste Guineas wird berichtet, dass

sie ebenfalls von Tieren sich begatten lassen; sie sollen sich namentlich den Affen ergeben — da kann Darwin bald mit seiner Theorie Recht bekommen. Dagegen sollen dort die Priester, wie Blumenreich schreibt, sich nur an das Eselsgeschlecht halten. In Sizilien stehen die Ziegenhirten im Rufe, dass sie ihre Ziegen häufig benützen. In Serbien soll einmal Kara Gjorgje, wie Krauss erwähnt, die Sodomie mit Ziegen völlig freigegeben haben. In Bosnien schreibt man jedem Stande eine besondere Vorliebe für besondere Tiere zu. So sagt man, dass die Franziskaner für ihren Bedarf Hausziegen füttern, während andere katholische Kapläne sich den Hühnern und Katzen widmen. Die griechisch-orthodoxen Popen und die moslemischen Hodschas lieben mehr junge Stuten. In Bosnien ergeben sich Frauen, wie Krauss mit eigenen Augen gesehen hat, nicht blos Hunden, sondern auch Katern. In Bogutovo in Bosnien singt man dieses sinnige Lied:

> Der Hodscha buzeriert die Stute im tiefen Bachbettchen,
> Vom Saumsattel herab betrachtet ihn das Mädchen.
> „Lass ab, Hodscha, quäle nicht das Tier,
> Wär' ich näher, selbst gewährt' ich dir!"

Wie die römischen Dichter die Knabenliebe besungen haben, so apostrophiert der bosnische Reimpoet sein geliebtes Vieh mit Zärtlichkeitsausdrücken:

> „O Bräunlein, Rösslein, braves Tier,
> Ein rotes Brüderlein sieh bei mir,
> Das aus den Hosen zur Erde sich lässt,
> So gross, so dick, so stark und fest."

In einzelnen Fällen — sagen berühmte osmanische Aerzte, auf die sich Omer Haleby beruft — sei es gestattet, „Tiere von grossem Bau" zu gebrauchen: die Ziege, das Maultier, die Stute. Solche Fälle seien aber „rein medizinische Dinge" und dürften nur „zu Kurzwecken, einzig und allein im Interesse der Gesundheit in Frage kommen." So dürfe man weibliche Tiere gebrauchen, wenn man an einem Tripper oder an anderen Affektionen des Penis leidet; ausgenommen sind Schanker und Wunden und Geschwüre welcher Art immer. Die Erfahrung lehre, dass unter dem Einflusse eines solchen Coitus der Mann sich seines Uebels entledige, ohne dass das Tier erkranke, da der Eiter durch die grosse Hitze in der Vulva des Tieres und durch die Schärfe der tierischen Schleimabsonderung annihiliert werde. „Wenn ihr

also krank seid und ohne ärztliche Hülfe" — meint Omer Haleby — „oder auch, wenn die Aerzte nichts vermögen, so gebrauchet Tiere, aber dies muss — bei der Androhung der Strafe, die das Gesetz des Islams anbefohlen hat — in dem Momente aufhören, wo ihr euere Gesundheit zurückerlangt habt." Als die Franzosen Algier erobert hatten — erzählt Regla — hatten die Gerichte ununterbrochen mit Verhandlungen zu thun, welche Fälle von Unzucht mit Tieren betrafen. Man überraschte die Araber in den Ställen der Kavallerie tagtäglich in der Ausübung des Coitus mit jungen Stuten. Die guten Moslems waren erstaunt, als man sie deswegen verurteilte, und entschuldigten sich mit denselben Gründen, die ich eben von Omer Haleby vorbringen liess. Auch in den christlichen Balkanländern wird der Coitus mit Tieren als ein Mittel zum Loswerden des Trippers betrachtet. Man bedient sich aber meist einer Henne. Die wird vor allem lebend gerupft, dann presst der Kranke den Penis in sie hinein, während ein helfender Freund das Tier langsam abschlachten muss, so dass es in seinen Todeszuckungen die Vagina krampfhaft zusammenzieht. Damit die Heilwirkung nicht ausbleibe, muss dann die tote Henne gebraten und einem durchreisenden Fremden zu essen gegeben werden, der nimmt die Krankheit mit. Alle diese Dinge gehören auch teils in das Kapitel von Uebertragung der Krankheiten, teils in das Kapitel der Geschlechtskrankheiten; ich bringe sie aber deshalb hier unter, weil ich meine, dass die gesundheitliche Begründung der Unzucht nur ein Vorwand für die Entschuldigung viehischer Triebe ist. Krafft-Ebing zitiert in seiner „Psychopathia sexualis" ähnliche Fälle in anderen Ländern, darunter Mantegazzas Mitteilung: bei den Chinesen bestehe ein entsetzlicher „Sport" darin, dass sie Gänse sodomisieren und ihnen im Momente des Samenergusses den Hals absäbeln lassen. Ich selbst war in einem Hause in Alexandrien Zeuge, wie einer Henne dergleichen geschah. In demselben Hause gaben auch einige Araber den europäischen Gästen eine eigene Vorstellung: wie man den Coitus mit einer Eselin ausübt. Letztere Handlung gilt übrigens im ganzen Orient als das Erniedrigendste, das man sich denken kann, und einen ganz verächtlichen Menschen bezeichnet man als einen Eselsf . . . .

---

43. Eunuchen und Perversitäten.

Weibliche Eunuchen. — Ausschneidung der Eierstöcke und Verstümmelung der Clitoris. — In Aegypten. — Bei den Kopten. — Männliche Eunuchen. — Ihre Rollen im Orient. — Die Bibel über Eunuchen. — Der Koran über Verstümmelung. — Ursprung des Eunuchenwesens. — Semiramis. — Potiphar. — Aethiopier und Kolchier. — Die Eunuchen in der osmanischen Geschichte. — Der Charakter der Eunuchen. — Ihre Stellung in Persien. — Die Eunuchen in Rom. — Einteilung der Eunuchen in drei Kategorieen. — Die Hodenzerquetschung. — Ein historischer Fall. — Eunuchen als Gatten. Rachsucht der Eunuchen. — Die Eunuchen in Indien. — Von Frauen geliebte Eunuchen. — Unter Frauen Männer, unter Männern Frauen. — Der Coitus mit dem Munde. — Monumentale Darstellungen des Mund-Coitus. — Mund-Coitus bei den Römern. — Bordelle für Mund-Coitus in Algier. — Den Mund-Coitus übende Frauen. — Ein Ruhm der Zigeuner. — Frauen untereinander. — Lesbische Liebe.

Eine orientalische Merkwürdigkeit sind die weiblichen Eunuchen. Man spaltet jungen Mädchen den Bauch, um die Eierstöcke zu exstirpieren. Man schneidet die Clitoris bis zur Wurzel auf, dann schliesst man die Vulva und zieht die Schamlippen durch Nähte zusammen. Man schafft so Wesen ohne Geschlecht und ohne Wünsche.

In Aegypten geschieht die Operation bei Mädchen im Alter von 5—9 Jahren. Nach einigen Berichten wird die Clitoris verstümmelt; nach anderen werden nur die Schamlippen teilweise weggeschnitten, weil sie bei den Frauen jener Gegend häufig von ungewöhnlicher Grösse sind und während der Erektion beim Coitus infolge des wollüstigen Temperaments der Südländerinnen noch zunehmen; man beseitigt auf diese Weise ein Hindernis des sinnlichen Vergnügens, da die allzugrossen Scham-

letzen das erwünschte tiefe Eindringen des Penis verhindern oder wenigstens erschweren. Nach Angabe der einheimischen Aerzte wird diese Operation, welche Chasath genannt wird und das Geschäft von Spezialistinnen ist, blos vorgenommen, um Nervenkrankheiten und Hysterie zu verhüten. Diese Darstellung ist aber mit Recht zu bezweifeln. Alle unbefangenen Berichte stellen fest, dass die barbarische Operation aus sinnlichen Motiven herstammt. Schon Strabo erwähnt sie, und Xanthus, ein griechischer Historiker, berichtet über die Kastration der Frauen, welche im alten Lydien ausgeübt wurde; sie wurde dort auf Befehl des Königs Gyges vollzogen; einesteils, damit er die Frauen gebrauchen konnte, ohne Folgen zu erwarten, anderenteils, um den Frauen ihre Jugend und Schönheit länger zu erhalten.

Gegenwärtig ist die Verschneidung der Mädchen namentlich bei den Kopten noch stark in Gebrauch. Die Operation betrifft sowohl die Verkürzung der kleinen Schamlippen als das Vernähen des Mädchens, derart, dass der Beischlaf nicht mehr durch die weiblichen Teile vollzogen werden kann, sondern auf unnatürliche Weise erfolgt, wie mit einem Knaben. Ein nicht vollständiges Vernähen, eigentlich nur eine künstliche Verengerung, findet manchmal statt, um die verlorene Jungfrauschaft vorzutäuschen, diese Operation wird bei Mädchen, die man der käuflichen Liebe überantwortet, gewöhnlich mehreremale vollführt. — —

Die Rolle der männlichen Eunuchen im Orient ist eine vielseitige. Die Eunuchen sind nicht blos die Wächter des Harems, sie dienen auch allen möglichen Perversitäten als willige Werkzeuge; und schon die Lateiner prägten auf sie das Wort: „Unter Frauen Männer — unter Männern Frauen."

In meinem Buche über den Hofstaat und das Harem Abdul Hamids habe ich den Eunuchen ein besonderes Kapitel gewidmet. Ich gebe hier eine Ergänzung besonders nach jener Richtung hin, welche die Eunuchen im sexuellen Leben der Orientalen behandelt, da ich diese Frage in meinem erwähnten Buche nur leise gestreift habe.

Im 5. Buche Moses XXIII 2 heisst es: „Der Gemeinde Jehovahs darf keiner angehören, der durch Hodenzerquetschung oder durch das Abschneiden der Harnröhre verstümmelt ist."

Den „Verschnittenen“ war der Besuch der heiligen Orte verboten. Tiere mit zerquetschten Hoden durften — wie im 3. Buche Moses XXII 24 erzählt wird — Jehovah nicht als Opfer dargebracht werden.

Der Türke Omer Haleby sagt über das Eunuchenwesen: es sei mit dem Islam, seinen Prinzipien und seiner Moral durchaus im Widerspruch, und fragt: „Haben wir als Wächter der Ehre unserer Frauen nicht die schweren, vom Koran angedrohten Strafen, nicht die Gesetze gegen Ehebruch? Bedurfte unser Prophet der Eunuchen? Bedient sich der Araber der Wüste und der Zelte dieser unvollkommenen Menschen? Die Osmanli haben die Institution der Eunuchen eingeführt, haben sie übernommen von den verderblichen Gebräuchen der Griechen und der Völker der Decadence. Ihrem Ursprunge nach ist sie mehr christlich, als moslemisch; denn sie ist die Basis der im III. Jahrhundert berühmt gewesen Sekte der Valesianer. Den Gebrauch, den die Türken mit dem Padischah an der Spitze von weissen und schwarzen Eunuchen machen, kann man nur verdammen, er ist geeignet, die Praxis der Kastration zu verewigen.“

Das moslemische Gesetz droht schwere Strafe an für Verwundungen oder Verstümmelungen des Gliedes bei einem Manne oder einem Knaben. Der Verlust eines Gliedes, das der Mensch nur in der Einzahl besitzt, erfordert den ganzen Blutpreis. Zu diesen nur in der Einzahl existierenden Gliedern gehört das Zeugungsorgan. Der Blutpreis ist: Blut um Blut, Vergeltung des Gleichen mit Gleichem; wer also einem Nebenmenschen das Glied verstümmelt, dem geschehe in derselben Weise. Dies hat allerdings nicht verhindert, dass in den moslemischen Ländern noch bis heute Eunuchen gemacht und verwendet werden.

Nach Marcellinus hat Semiramis zuerst den Befehl gegeben, junge Knaben zu kastrieren. Cicero erzählt: in Griechenland herrschte lange der uralte Glaube, dass Cölus, der Himmel, von seinem Sohne Saturnus kastriert worden sei. In Aegypten kannte man schon in frühesten Zeiten Eunuchen, und Potiphar soll ein Eunuch gewesen sein. Zu Cyrus' Zeiten waren die Aethiopier bereits als die Weltlieferanten von Eunuchen bekannt; ihre Abgaben an die Perser bestanden in Knaben. Auch die Kolchier lieferten ihren Tribut in verschnittenen Knaben.

Die Osmanen waren von allem Anfange Liebhaber von Eunuchen. Als im Jahre 1547 zu Konstantinopel der Botschafter des indischen Sultans Alaeddin erschien, welcher des Sultans Hilfe wider die Portugiesen anflehte, brachte er ausser seltenen Tieren und Papageien von wunderbarem Farbengemisch, ausser köstlichen Gewürzen und Wohlgerüchen, Harzen und Balsamen, als Seltsamkeit: einen Sklaven, der blos Menschenfleisch frass, und als erwünschteste Geschenke: Neger und Verschnittene.

Unter Sultan Achmed III., zu Anfang des XVI. Jahrhunderts, erliess der Grosswesir Ali Pascha das in der Türkei höchst merkwürdige und menschenfreundliche Gebot, hinfür in Aegypten die Neger nicht mehr zu verschneiden Der betreffende Befehl des Grosswesirs an den Statthalter und die Richter Aegyptens lautete, dass sie durch Verwehrung solchen Zwanges und Unrechtes Lohn und Verdienst erwirken würden; aus einem Beisatze des Reichsgeschichtschreibers scheint indessen fast hervorzugehen, dass nicht die Menschenfreundlichkeit der Grund war, sondern dass es des Grosswesirs Hauptzweck nur gewesen, das Serai von Negern zu reinigen. Das Verbot des Grosswesirs Ali wurde übrigens in der Folge schlecht beachtet, und das Eunuchenwesen blieb bis heute bestehen.

Der Schilderung des Eunuchencharakters, welche ich in meinem Buche über den Hofstaat Abdul Hamids gegeben habe, füge ich hier eine Ergänzung nach der Skizze bei, die Dr. Polak von den Eunuchen am persischen Königshofe entwirft:

Die Eunuchen, heisst es da, sind habsüchtig, geizig, eitel, abergläubisch, dabei doch durchaus nicht boshaft, grausam und heimtückisch, wie sie uns gewöhnlich geschildert werden. Sie sind prunkliebend und halten namentlich viel auf schöne Pferde und Vögel. Auch für Pflanzen und Blumen, welche sie mit besonderer Vorliebe kultivieren, haben sie Passion. Man findet in den königlichen Schlössern kaum eine schöne Blume, weil die Eunuchen sie sofort heimlich sich aneignen. Vor allen Dienern des Hauses geniessen sie den Vorrang; ihnen kommt der Titel „chadsche" — Patron — zu. Man vertraut ihnen die Schlüssel zu allen Habseligkeiten an; sie erhalten prächtige Kleidung und eigene Dienerschaft zu ihrem Gebrauch. Wider die gesetzliche Bestimmung wird ihnen sogar gestattet, eine Frau zu nehmen,

so heiratete der erste Eunuch des Königs, Baschir-Chan, nach dem Tode des Mehmed Schah eine von dessen schönsten Frauen, in welche Wahl die Frau aus selbstsüchtigen Zwecken willigte. Zu Zeiten Feth-Ali's und Mehmed Schahs gelangten mehrere Eunuchen zu den höchsten Stellen und Würden des Reichs. Es waren dies Georgier, welche Agha Muhammed Chan, der erste Kadscharenfürst, auf seinem Raubzug erbeutet hatte. Zwei von ihnen, Muhammed eddauleh und Cosruw-Chan Vali, stehen heute noch bei den Persern in grossem Ruf; der erste stellte als Gouverneur von Ispahan die Sicherheit der Wege und Strassen her, zerstörte die Raubschlösser und befestigte das gelockerte Ansehen des Schah in der rebellischen Provinz Arabistan; der andere, abwechselnd Gouverneur in Yezd, Kurdistan, Kaswin, zeichnete sich durch seine besondere Körperstärke, von der man im ganzen Land die abenteuerlichsten Anekdoten erzählt, aus. Unter dem Schah Nassreddin waren der Einfluss und das Ansehen der Eunuchen sehr gesunken; die weissen wurden aus übertriebener Eifersucht gänzlich aus den Harems verbannt. Der Chadsche baschi hatte indessen noch die Schlüssel der königlichen Chatoulle in Verwahrung und versiegelte noch die für den Schah bestimmten Speisen, um sie vor gefährlicher Beimischung zu sichern.

In Rom waren die Eunuchen sowohl Frauenwächter als Werkzeuge der Unzucht. Ersteres geht aus Ovid II hervor, wo Bagoas, der Eunuch, aufgefordert wird, kein allzustrenger Wächter zu sein: „O du Bagoas, der du weder Mann noch Frau bist, du Hüter meiner Herrin, lass ihr ein bischen Freiheit!"

Die Römer unterschieden, gleich den früheren und den späteren Völkern, drei Arten Eunuchen: Die Castrati, die Spadones und die Thlibiae. Die Castrati waren diejenigen, die man aller äusseren Zeugungsorgane beraubt hatte; sie waren die meistgesuchtesten und teuersten. Die Spadones waren blos der Hoden beraubt. Bei den Thlibiae sah man äusserlich kein Zeichen der Entmannung, denn ihnen liess man die Organe, man zerschmetterte blos die Hoden. Dem römischen Reiche lieferten lange Zeit die Inseln Chios und Delos die meisten Eunuchen.

Nach Sueton verbot Domitian die Castration und setzte den Preis für Eunuchen, die noch auf dem Markte waren, herab.

Der Nachfolger Domitians, Kaiser Nerva, bestätigte des ersteren Edikt. Aber die Erlasse beider Herrscher wurden bald immer weniger beachtet, und die Zahl der Eunuchen wuchs von Neuem an. Heliogabal gewährte ihnen Belohnungen und hohe Stellungen. Um dem übermässigen Anwachsen der Zahl der Eunuchen in Rom Einhalt zu thun, fixierte Aurelian eine Norm, nach welcher jeder römische Bürger nur soviele Eunuchen halten durfte, als es seinen vor dem Senate deklarierten Einnahmen entsprach. Infolgedessen — erzählt Flavius Vopiscus — steigerte sich der Preis der Eunuchen ins Enorme.

Damals wurde die Kastrierung häufig auch als Strafe für Ehebruch vollzogen. Horaz erwähnt einen solchen Fall. Valerius Maximus berichtet von der Operation, die an Attienus ausgeführt wurde, als er in flagranti von Bibienus ertappt worden war, und von dem gleichen Schicksal, dass den von Cervius überraschten Marcus Pontius traf.

Die Epistel 60 im II. Buche Martials erzählt uns ähnliches in launiger Form: „Du schwelgest mit der Frau eines militärischen Tribuns, o jugendlicher Hylus; gib Acht, du wirst kastriert werden. Das sei nicht erlaubt, meinst du? Was du aber thust, ist das denn erlaubt?"

Nach Omer Haleby gibt es — wie bei den Römern — drei Arten Eunuchen auch bei den Türken: „Die vollständigen, die unvollständigen und die der dritten Kategorie." Ein vollständiger Eunuch ist jener, der als Kind der Zeugungsorgane — des Gliedes, des Hodensackes und der Hoden — ganz beraubt worden ist. Der unvollständige Eunuch ist jener, dem man erst nach Erlangung seiner Mannbarkeit die Hoden ausgeschnitten hat. Zu der dritten Kategorie gehören jene Eunuchen, denen in ihrem Kindheitsalter die Hoden zerquetscht wurden. Die Hodenzerquetschung geschieht, indem man die Knaben in Schüsseln mit warmem Wasser setzt; wenn die Hoden erschlafft sind, drückt man sie mit den Fingern so lange, bis sie nicht mehr gefühlt werden. Bei der Verschneidung fasst man den Hodensack mit der linken Hand, spannt ihn an, macht mit einem Messer über dem linken Ei einen Schnitt, dass es herausspringt, schneidet es ab und lässt blos einen Teil des Nebenhodens zurück.

Einen historischen Fall von Hodenzerquetschung berichtet Hammer im zweiten Bande seiner osmanischen Geschichte, da er von der Ermordung des Sultans Osman erzählt: „Daudpascha, der Grossweir, kam mit seinem Kiaja Omer, dem Dschebedschibaschi und dem Polizeileutnant Kalender, der den Beinamen Oghri, „der Kinderräuber“ führte, um das Henkerwerk zu vollbringen. Sultan Osman, voll rüstiger Jugendkraft, wehrte sich lange wider die vier Schwächeren, endlich warf ihm der Dschebedschi die Halfter über den Hals; der „Oghri“ quetschte ihm mit den Händen die Geschlechtsteile, und die Greuelthat des ersten Herrschermordes, welcher die osmanische Geschichte befleckt, war vollbracht. Des Ermordeten abgeschnittenes Ohr wurde zum Zeichen der vollbrachten That der Auftraggeberin, der Walide-Sultanin, der Mutter Sultan Mustafas, überbracht.“

In Aegypten war von jeher die Abtrennung des ganzen Penis beliebt. Diese Operation wird, nach Trusen, besonders in Siut von koptischen Priestern und auch von christlichen Aerzten vorgenommen. In Darfur wird das Kind der Länge nach in frischem Sande eingegraben, so dass bloss der Kopf und die zu operierenden Teile freibleiben. Die Genitalien werden durch einen einzigen Messerschnitt vollständig vom Körper getrennt; die Blutung wird durch schnell über die Wunde gegossenes siedendes Blei gestillt. Nach 40 Tagen soll alles wieder geheilt sein und es sollen bei dieser Operation nur 16 oder 17 Prozent zu Grunde gehen. Das Operationsmesser ist der Jatagan. Wenn auch nur ein Teil des Penis weggehackt wird, so bleibt auch nicht viel zurück. Fritsch produzierte vor der Ethnologischen Gesellschaft in Berlin im Jahre 1894 ein Präparat, welches als Rest eines Eunuchen-Penis ein nussgrosses Stückchen zeigte; näheres darüber in den Verhandlungen dieser Gesellschaft XXVI 455—458. Manchmal wird die Blutung, wie Rigler erzählt, blos durch Anwendung von Stopfmitteln oder durch Ausbrennen zu stillen versucht. Andere Operationsmethoden und Stillungsmittel habe ich in meinem Buche über Abdul Hamids Hofstaat nach Angaben eines holländischen Arztes mitgeteilt. — Bei einigen Völkern Afrikas und bei den Skopzen ist die Kastration eine religiöse Zeremonie.

Nur die Eunuchen der ersten Art liefern eine vollkommene Garantie, dass sie den Coitus nicht ausüben können; die der

zwei anderen Gruppen aber können bis zu einem gewissen Alter coitieren und sind um so gefährlicher für die Moral und die guten Sitten, weil sie fähig sind, die Frauen zu befriedigen, ohne sie zu schwängern; doch sollen auch in letzterer Beziehung merkwürdige Fälle vorgekommen sein, wo es Eunuchen gelang, die Frauen zu befruchten." —

Die Eunuchen der ersten Gruppe nähern sich dem weiblichen Geschlecht infolge ihrer physischen Constitution, ihrer intellektuellen und moralischen Eigenschaften. Sie sind bartlos, ihre Luftröhre behält die Dimension, welche sie in der Kindheit besitzt, ihre Stimme bleibt kindlich und durchdringend. Sie leben, namentlich wenn sie der schwarzen Rasse angehören, am längsten. Die Eunuchen der beiden anderen Kategorien sind nicht bartlos, wenn auch ihr Bart hell und schütter ist. Ihre Stimme ist tief und schwer. Ihre geschlechtlichen Begierden sind häufig lebhaft. Ihre intellektuellen Fähigkeiten nähern sich denen der gesunden Menschen, werden indessen vorzeitig schwach, und ihr Körper verfällt und altert früh.

Die Eunuchen gelten allgemein als leidenschaftlich wild. Wenn sie sich für eine Beleidigung rächen wollen – und beleidigt sind sie schon, wenn man sie nicht genügend beachtet — so erwarten sie mit staunenswerter Geduld selbst Jahre hindurch den günstigen Augenblick. Von den schwarzen Eunuchen sagt man „Wenn ein schwarzer Eunuch es sich in den Kopf gesetzt hat, jemanden zu töten, so tötet er ihn; gelingt ihm dies nicht, so tötet er sich selber." Die weissen Eunuchen hält man für weniger rachsüchtig, aber dafür für betrügerischer.

Den Eunuchen der dritten Gruppe soll es, wie schon gesagt, manchmal gelungen sein, Frauen zu schwängern. In meinem Buche über den Sultanshof erwähne ich einige Fälle von Eunuchenliebschaften. Aus dem Harem Abdul Hamids wurden zur Zeit meines Aufenthaltes in Konstantinopel die Eunuchen Muzaffer Aga und Faïk Aga, zwei Lieblinge des Sultans, nach Yemen verbannt, weil sie im Harem intime Verhältnisse mit sultanischen Damen angeknüpft hatten. Regla erzählt, dass eine Sklavin im Harem Osman Paschas von einem weissen Eunuchen der dritten Kategorie zur Mutter gemacht wurde; das Kind kam jedoch tot zur Welt.

Zuweilen dienen die Eunuchen den Frauen nicht mit ihrem

verstümmelten Penis, sondern mit dem Munde. Eine ägyptische Prinzessin in Konstantinopel-Skutari hatte solch ein Verhältnis mit einem schwarzen Eunuchen, der infolgedessen 1887 an der Schwindsucht starb.

Die Inder sahen die Eunuchen zum Teil als eine besondere Art von Hetären an, welche den Genuss der Wollust durch Mundcoitus bereiteten.

Dass es Frauen gibt, welche Eunuchen lieben können, haben schon Juvenal und Martial erzählt. Juvenal spottet in seiner VI. Satire: „Es gibt Frauen, welche die schüchternen Eunuchen, ihre weiblichen Küsse ohne Hitze, ihre bartlosen Gesichter lieben. Mit ihnen dürfen sie sich ganz nach Wunsch vergnügen, und sie brauchen nie zur Abortierung Zuflucht zu nehmen.“ Und bei Martial heisst es VI 67: „Du fragst, Pannicus, weshalb Gellia, dein Weib, so sehr die Eunuchen liebe? — Es ist deshalb, weil sie die Liebe geniessen will, ohne Kinder zu bekommen.“

Als Domitian das Eunuchenwesen unterdrücken wollte, schrieb Martial im 3. Epigramm seines VI. Buches: „Man machte sich ein Spiel daraus, die heiligen Rechte der Ehe zu verletzen, ein Spiel daraus, unschuldige Menschen zu verstümmeln Du verbietest dies, Cäsar! und du erweisest den zukünftigen Generationen einen Dienst. Unter deiner Herrschaft wird niemand Eunuch noch Ehebrecher sein. Aber vor dir, o mores! war sogar der Eunuch selbst ein Ehebrecher.“

Wie die Eunuchen unter Frauen trotz ihrer Verstümmelung häufig doch die Rolle von Männern spielen, so geben sie sich noch viel mehr den perversen Männern im Orient als Frauen hin. Sie sind vor allem Werkzeuge der Päderastie, und Omer Haleby sagt mit Bezug darauf: „Wenn sich diese Eunuchen a retro gebrauchen lassen, so sind sie die schlimmsten Feinde der Frauen, deren peinlichste, wildeste und eifersüchtigste Wächter; und sie sind nicht blos eifersüchtig auf die Frauen, sondern auch auf einander.“

In Indien kleideten sich die Eunuchen, die sich solcher Beschäftigung widmeten, einst in Frauenkleider. Seit Indien moslemisch geworden ist, tragen sie jedoch Männerkleider. Denn nicht die Frau ist es, die man sucht, sondern den Mann als Frau, und man will sich in seinem widerlichen Genusse gar nicht über die Unnatur hinwegtäuschen lassen. Diesen Wüst-

lingen ist das Männliche umsoviel willkommener als die schönste Weiblichkeit, dass sich die Bayaderen, die bei moslemischen Fürsten singen und tanzen, oft Männertracht anlegen müssen, um mehr sinnlichen Reiz auszuüben.

Wie den Frauen dienen die Eunuchen ferner auch den Männern mit dem Munde. Bei den Indiern bediente man sich der Eunuchen für den Mundcoitus, den sie bei beiden Geschlechtern ausübten, sie waren gleichsam Hetären für die Wollust der Männer wie der Frauen. Der Coitus mit dem Munde — heisst es im Lehrbuch der Liebe im Abschnitt über die Wiedererweckung der erstorbenen Leidenschaft — dient diesem Zwecke bei einem Manne von mattem Temperamente, dessen Jugend dahin ist; der kräftig, aber erschöpft ist.

Der Coitus mit dem Munde heisst im Indischen Auparischtaka. Das Kāmasutram sagt: Das Auparischtaka ist das Existenzmittel der Eunuchen, die wie Courtisanen leben und das Metier eines Masseurs ausüben. Inter fricationem quasi complectens membris suis amatoris femora premat; familiaritate aucta femorum radices una cum inguinibus contingat; et illius membrum, cum erectum esse intelligit, manu fricans excitet ridensque illum ob lasciviam quasi obiurget. Si a viro, quamquam indicia praebet illiusque naturam monstruosam intelligit, non invitatur, sua sponte incipiat; si autem invitatur repugnet aegreque accedat.

Das Auparischtaka machen aber nicht blos die Eunuchen, sondern auch — wie es im Kamasutram heisst — „Die Diener ihren Herren und Freunde unter einander.“ Ferner thun dies Männer ihren Frauen und die Frauen gleichzeitig ihren Männern. „Aus Leidenschaft für diese Art des Vergnügens“ — sagt das Kāmasutram — „verlassen Courtisanen ihre generösen und allerlei gute Eigenschaften besitzenden Liebhaber, um sich an Sklaven und Elefantenführer wegzuwerfen.“ Man nennt diese Art des Mund-Coitus: „die Krähe“. Auf den architektonischen und bildhauerischen Meisterwerken der alten Inder sind solche Szenen oft in übernatürlicher Grösse verewigt worden. Im unterirdischen Elephanta-Tempel befindet sich eine Darstellung der „Krähe“; sie ist in den „Gravures“ des Chevalier Richard Payne, welche den Kultus des Priapus behandeln, reproduziert. Auf dem heiligen Wagen des Mazupatam sieht man eine Gruppe

von sechs Personen in übernatürlicher Grösse: einen Mann, der fünf Frauen mit seiner Zunge die „Krähe" macht. Andere bildliche Darstellungen dieses Mund-Coitus findet man in den aus dem achten Jahrhundert stammenden Tempeln von Liva in Bhuwaneschwara bei Cuttak in Orissa und auf dem heiligen Wagen des Schandernagor, wo Krischna und eine Gopi den Akt verrichten. Lamairesse erzählt, dass in Pondichéry Affen, die sich masturbieren, die Caryatiden eines Wagens bilden. — Bei den Römern war der Mund-Coitus das letzte Aushülfsmittel der Alten und Impotenten. Martial IV. 50 fragt: „Weshalb, Thais, wiederholst du, ich sei zu alt? Man ist nie zu alt zum Lecken." In Algier gibt es Bordelle, in denen, meist von Arabern, nur der Mund-Coitus ausgeübt wird. Von dieser Unsitte in europäischen Städten will ich hier nicht sprechen, sondern nur bemerken, dass Viele behaupten, man könnte aus sanitären Gründen den Mund-Coitus wohl jedem anderen geschlechtlichen Akt vorziehen, weil er ebenso befriedige und bei der immer zunehmenden syphilitischen Seuche am unschädlichsten sei.

Die christlichen Balkanvölker in der Türkei meinen, man könne einen Tripper los werden, wenn man ein zartes Mädchen gebrauche oder sich von einer Frau den Mund-Coitus machen lasse. Aber im letzteren Falle — fügen die Südslaven nach Krauss I. 237 hinzu — ist es Bedingung: ut femina semen devoret. Im Uebrigen gilt es bei den Südslaven „als Beweis besonderer Liebe, wenn das Frauenzimmer membrum viri in ore ponit idque sugit, donec sperma eiaculatur. Verbuhlte Weiber thun es ihren Männern mit Absicht, bis sie impotent werden, und dann hat die Frau für ihre Liederlichkeit die beste Ausrede." In zahlreichen Liedern — Krauss I. 210 — sagt der Bursche zum Mädchen: „Du beissest meinem Penis die Schnauze ab." Auch der Mann thut es „aus besonderer Liebe" seiner Frau und „manche Männer mögen nicht eher eine Frau geniessen, priusquam eam lambendo vaginam inflammaverunt." Die Zigeuner stehen im ganzen Morgenlande in dem Rufe, im Mund-Coitus die grösste Vollendung erlangt zu haben und ihn mit Vorliebe auszuüben. Ein bosnisches Lied fragt deshalb spöttisch den Zigeuner: „Du Hundesohn, kosest du uxorem tuam inter femora, ubi barba ei crescit?" Das Auparischtaka machen auch

die indischen Frauen in den Harems untereinander. Man könnte dies als eine Art lesbischer Liebe bezeichnen.

Die „Lesbierinnen" legen sich, wie Weib und Mann, bäuchlings auf einander und cunnis altera alteram vehementer fricant, donec ingentem delectationem adipiscuntur. Der französische Schriftsteller Pierre Louys hat in seinem Roman „Aphrodite" das Leben und Lieben der Lesbierinnen geschildert und diesen seltsamen Kultus förmlich idealisiert. Manche behaupten, dass Frauen, die sich solcher Praxis hingeben, für Männer keine Liebe besitzen können. Krauss berichtet jedoch, ihm sei erzählt worden, dass „nach südslavischen Erfahrungen keine Frau einen Mann sinnlich mehr zu befriedigen vermöge als eine, die von einem anderen Frauenzimmer nach lesbischer Art erregt worden sei." Eine türkische Sappho, welche als Dichterin wie als Frau nach dem Vorbilde ihrer griechischen Schwester lebte, erwähnt Hammer in der Geschichte des osmanischen Reiches bei der Schilderung der Merkwürdigkeiten von Amasia: „Oestlich von Ssamssun dehnt sich die Ebene von Phanaräa, welche der Iris durchfliesst, und weiterhin die von Themiskyra aus, welche, vom Thermodon durchschnitten, der Sitz der Amazonen war. Am Iris — heute Tschcharschenbessuji, Mittwochswasser — liegt Amasia, dessen Name — eine wahre Seltenheit — sich von der ältesten Zeit her, durch so viele Jahrhunderte und in dem Munde so vieler Barbaren bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten hat; den Griechen von den Danischmenden, diesen von den Seldschuken, den Seldschuken von den Isfendiaren, diesen von den Osmanen entrissen, vor anderem sehenswert durch die Ruinen der alten Königsburg mit ihren den Felsen eingehauenen Königsgräbern, durch die alten Wasserleitungen und durch den Palast Isfendiars, ob so vieler Vorzüge insgemein das Bagdad Rums genannt. In Amasia befindet sich das Grab der Dichterin Mihiri, welche als Sappho der Osmanen, ihre Gedichte und ihr lediges, aber nicht jungfräuliches Leben der Liebe weihte. Die turkmanischen Schönen Amasiens, die eigentlichen Amasien Klein-Asiens, finden reichen Stoff zu romantischen Liebesgeschichten und Vorstellungen des sinesischen Schattenspiels in dem Romane Ferhad und Schirin, dessen Szene die türkische Sage hierher verlegt, und die alte Wasserleitung beglaubigt sie

als den von Ferhad durch den Felsen gehauenen Kanal für die Milch der Schäfereien Schirins; und den Spaziergang von Kanli Binar, die „Strasse des blutigen Brunnens", bezeichnet man als den Ort, wo Ferhad, von dem alten Weibe mit der Nachricht von Schirins Tod angelogen, sich in sein Beil stürzte. Diese neuere Sage genügt den Amasien Amasiens statt der alten der benachbarten Amazonen, von denen sie nichts mehr wissen."

---

44. Onanie und künstliche Instrumente.

Ableitung des Wortes. — Onanie in der Bibel. — Onanie im Kamasutram. — Masturbation der Frauen im modernen Indien. — Monumentale Darstellungen der Onanie. — Ethnographische Parallelen. — Der Koran über Onanie. — Omer Halebys Warnungen und Lehren in Bezug auf Onanie. — Die Onanie in den Harems. — In Pera. — Badana. — In Persien. — In Alexandrien. — Bei den christlichen Balkanvölkern. — Der künstliche Penis. — Künstliche Vulva. — Verbreitung des künstlichen Penis in der Welt und in allen Zeitaltern. — Ethnographische Parallelen. — In der heutigen Türkei — Bananen, Gurken und Padlischan als Penes.

Onanie leitet man vielfach vom Namen jenes Onan her, von dem im 1. Buche Moses XXXVIII 8 erzählt wird, dass er, so oft er dem Weibe seines verstorbenen Bruders beiwohnte, den Samen daneben fallen liess, um die Empfängnis zu verhindern.

Im indischen Kāmasutram wird die Onanie folgendermassen geschildert: „Wie die Frauen bisweilen ihr Verlangen stillen ohne Männer, so thun es auch Männer, die keine Frau auftreiben können, bei der Natur zwar nicht entsprechenden und andersartigen, aber weiblichen Wesen, bei Schafen, Stuten, oder durch blosses Berühren oder durch Reiben des Penis, beispielsweise bei Ausübung des Löwenschrittes: mit den beiden auf den Fussboden gelegten Händen sich stützend und mit gerade ausgestreckten Füssen dasitzend, reibe man den Penis an der Mitte des Armes; das ist die Ausübung des Löwenschrittes.“ —

Im heutigen Indien ist namentlich die Masturbation der Frauen eine alltägliche Sache. Dem Dr. Ellis schrieb ein ärztlicher Korrespondent aus Indien, dass er die Witwe eines reichen Mohammedaners behandelt und von ihr erfahren habe, dass sie

„schon in ganz jungen Jahren zu masturbieren begonnen hätte, wie alle anderen Frauen“. Ferner teilte derselbe Gewährsmann mit, dass sich an der Fassade eines grossen Tempels in Orissa Bas-Reliefs befinden, die sowohl Männer und Frauen allein masturbierend, als auch Frauen, welche die Männer masturbieren, darstellen.

Die Spanier fanden, als sie zuerst in Vizcaya und auf den Philippinen landeten, dass dort die Selbstbefleckung unter den Frauen durchweg verbreitet war. In Cochinchina wird sie, nach Lorion, von beiden Geschlechtern ausgeübt, besonders aber von den verheirateten Frauen. In Japan ist sie ganz allgemein und raffiniert. Bei den Nama-Hottentotten fand Gustav Fritsch die Masturbation unter den jungen Witwen so allgemein, dass sie als ein Landesbrauch angesehen wird; man macht gar kein Geheimnis daraus, und in den Legenden und Erzählungen dieses Volkes wird sie als eines der gewöhnlichsten Vorkommnisse des Lebens behandelt. So ist es auch bei den Basutos, bei den Kaffern, den Balinesen. Eram bestätigt, dass im ganzen Orient die Masturbation, besonders bei den jungen Mädchen, vorherrscht.

Der Koran II verdammt „die Form der Onanie“; daraus folgert Omer Halcby, dass man im Principe jede Sameneinhaltung verbieten müsse, wie auch der Modus und die Manier des Vergehens sein mögen. Die Gelehrten des Ritus der Schafeiten erklärten, die Sameneinhaltung müsse schon deshalb verdammt werden, weil sonst das Gesetz der Zeugung aufgehoben würde. Nach den Traditionisten ist die Einhaltung des Samens indessen erlaubt, wenn beide Gatten einverstanden sind.

Dschaber erzählt: „Als dem Propheten der Koran vom Himmel gesandt wurde, enthielten Mohammed und seine Frau sich des Schlussmomentes des Coitus, der Prophet hielt den Samen zurück, dass er sich nicht in die Zeugungsorgane der Frau ergiesse. Der Prophet wurde darüber befragt. Er verbot diesen Modus nicht ausdrücklich, aber er sagte: „Kein Lüftchen, keine Seele wird geschaffen werden von der Kreatur bis zum Tage der allgemeinen Auferstehung, ohne dass dieses Lüftchen seine Existenz haben wird.“ — Alle Seelen, die Gott schaffen wird, haben demnach ihre Existenz auf Erden in menschlichen Formen. Wenn man deshalb auch den Coitus nicht vollende

— kommentiert Omer Haleby — so werde das Allah nicht hindern, „dass euere Frauen auch in solchen Fällen Mütter werden“. Nach Omar verbot der Prophet ausdrücklich, „den unvollständigen Coitus oder die Einhaltung des Samens mit der freien Frau, wenn sie dem nicht zustimmt“.

Omer Haleby warnt namentlich die Frauen vor der Onanie: „Höret nicht, o Frauen des Islams, auf die schlechten Ratschläge; lasset euch nicht verleiten zur Onanie, zur Päderastie und zu sapphischen Praktiken, ob auch diese Ratschläge noch so oft von eueren Dienerinnen, eueren Eunuchen und fremden götzendienerischen, jüdischen oder christlichen Frauen in euere Ohren geträufelt werden. Alle diese Praktiken werden in euere Lenden den tötlichen Schlag der Unfruchtbarkeit führen, eueren Geist verwirren, aus euerem Leibe eine Beute der Dämonen machen und euer erhabenes Rayon der Keuschheit und Scham zerstören. Seid der Engel des Herdes und nicht seine scheussliche Zwietracht.“

Omer Haleby giebt dann seinerseits seine Ansichten über Onanie ausführlich kund: Die Onanie sei „jede Handlung, die mit der Hand, mit dem Munde der Frau, durch einen Eunuchen oder einen jungen Knaben ausgeführt wird und den Zweck hat, den Samen herauszupressen, zum Nachteile des natürlichen Coitus und zum Nachteile der Frau“. Die Onanie mit dem Munde sei bei den Christen stark verbreitet, „als ein Rest alter Orgien, wie sie in gewissen heidnischen und götzendienerischen Tempeln stattfanden“. Es sei nicht zu bezweifeln, dass diese Praxis „ein Vermächtnis jener barbarischen Uebungen sei, deren Ursprung sich in der Nacht der Zeiten“ verliere. „Lasset deshalb, o Gläubige!“ also spricht Omer Haleby, „solche Dinge den Christen, den Götzendienern und den Juden; denn es ist sicher, dass die Onanie, in welcher Form immer sie ausgeübt werde, die Ursache von Traurigkeit und Mangel an Mut ist, dass sie, wie schon der weise Scheich Dschellaleddin Abu Soleiman Daud gesagt hat, die sinnlichen Naturtriebe, die Wünsche und die organische Kraft schwächt. Viele Gelehrte missverstehen die Worte des Propheten: „Vermeidet den Ehebruch, denn das ist eine Schändlichkeit und führt zum Bösen; thut alles lieber, als dass ihr euch zu Ehebruch und Blutschande verleiten lasset.“ Diese Gelehrten behaupten in ihrem Miss-

verständnis in gewissen Fällen, wenn man keine Frau bei sich hat, beispielsweise auf der Reise, sei es gestattet, der Natur zu Hülfe zu kommen, falls sie danach verlangt; und man dürfe dann einfache Onanie — Eummaïra — die an sich selbst mit der Hand ausgeführte Masturbation anwenden; aber man dürfe dies nicht thun um perverser Wollust willen, sondern wie gesagt blos um der Natur nachzuhelfen."

Im Gegensatze zu dieser Meinung und in „Anbetracht dessen, dass die Natur ja Mittel hat, sich während des Schlummers durch Pollutionen infolge erregender Träume selbst zu helfen", verdammt Omer Haleby „solche Weise durchaus" und erklärt „mit dem Koran in der Hand": „dass die Onanie in jeder Beziehung und in jeder Art als eine dämonische That" zu betrachten sei, als eine That, „gefährlich für die Gesundheit des Körpers und des Geistes," als eine That, „die fähig ist, die ärgsten Uebel anzustellen, und die unwürdig ist eines vernünftigen Menschen . . ." Und nach dieser furchtbaren Verdammung schliesst der gute Omer Haleby ziemlich kleinlaut: „Aber, o Gläubige! wenn ihr in diesen Irrtum verfallen seid, — und dieser Irrtum ist doch mehr ein Fehler als eine grosse Sünde, den selbst das Buch der Christen verurteilt — dann o Gläubige, wisset, dass Gott gnädig ist, und zu verzeihen liebt, sobald die Reue in unser Herz einkehrt."

Und dieser „Irrtum" herrscht ziemlich allgemein unter den Moslems, und Allah hat viel zu verzeihen. Namentlich bei den mannbaren und unverehelichten Gläubigen ist die Onanie stark eingerissen. In Arabien ist sie, wie bei den Hottentotten, fast Landesbrauch geworden. Bei Kindern und Knaben findet sie sich allerdings selten. Auch die Frauen der Moslems masturbieren sich verhältnismässig wenig. In grossen Harems, wo sie oft sehr vereinsamt sind, treiben sie lesbische Praxis, aber nie mit Eunuchen, sondern mit anderen Haremsfrauen, die sich einen künstlichen Penis um die Hüfte schnallen und die Rolle des Mannes spielen. Dies thun auch Witwen untereinander. Mit dem Manne treibt die Türkin niemals Onanie. Sie ist, um dem Mann gefällig zu sein, ihm manchmal ein Werkzeug der Päderastie, weigert sich aber entschieden, ihm den Penis mit der Hand abzureiben oder ihm die „Onanie mit dem Munde" zu thun; selbst die Prostituierten in Algier — Mosleminnen, die zu

den verkommensten Prostituierten der ganzen Welt gezählt werden müssen — verabscheuen solche Praxis. In Persien hat sich die Onanie bei jungfräulichen Personen fast nie, nur hier und da bei Witwen und streng bewachten, von ihren Männern vernachlässigten Frauen eingenistet.

Unter Peroten und Perotinnen, Griechinnen und Armenierinnen in Konstantinopel kennt man eine besondere Art Onanie, die man „Badana“ nennt. Die Jungfrauen erlauben alles, nur nicht: „stylum in pixide“. Das Mädchen nimmt den Penis in die Hand und reibt mit seiner Spitze ihren Geschlechtsteil, gibt aber acht, dass der Same „danebenfällt“, um den altbiblischen Ausdruck zu gebrauchen. Es gibt Häuser in den perotischen Hurengassen, wo nur Badana ausgeübt wird. Die Mädchen sammeln so eine Mitgift und bleiben doch physisch Jungfrauen.

In Alexandrien macht man Badana mit kleinen Negerinnen, die noch nicht geschlechtlich reif geworden sind, aber trotz ihres zarten Alters den Kaffees entlang ziehen, um Kundschaft in ihre Lasterhöhlen zu schleppen.

Bei den christlichen Balkanvölkern versteht man unter Onanie blos das Abreiben des Penis mit der Hand. Häufig kommt es vor, dass zwei sich gegenseitig das Glied abreiben. Bei den Südslaven sagt man: „Kurtschewanje slagje neg jebanje, das gegenseitige Penisstreicheln ist süsser als der Coitus.“ Krauss beobachtete dies besonders bei den serbischen Schweinehirten und behauptet: Onanisten gehen dort den Weibern aus dem Wege. — —

Der künstliche Penis — Penis succedanus — heisst lateinisch: Phallus oder Fascinum; französisch. Godemiche; italienisch. passetempo oder Dilleto; von letzterem Worte stammt die in England gebräuchliche Bezeichnung: Dildo; der indische Name ist: apadravya.

Der entsprechende Apparat für Männer — Cunnus succedanus — wird in England Merkin genannt, was ursprünglich bedeutete: nachgeahmtes Haar von des Weibes verborgenen Teilen.

Der Gebrauch eines künstlichen Penis zur geschlechtlichen Befriedigung war ebensowohl im biblischen als im klassischen Altertum bekannt. Ersteres beweist eine Stelle aus Ezechiel.

Die lesbischen Frauen sollen solche Instrumente aus Elfenbein oder Gold, die mit Seidenstoffen und Leinen umhüllt waren,

benützt haben. Aristophanes spricht von dem Gebrauch eines künstlichen Penis, der Olisbos genannt wurde, bei den Milesierinnen.

Herondas lässt in der Posse „Die geheime Unterredung“ zwei Damen den Olisbos oder Bausson rühmen, „als die höchste Wonne des Lebens“, und er erwähnt an einer anderen Stelle, dass dieses Instrument öffentlich verkauft wurde.

Im Britischen Museum befindet sich eine Vase, auf der eine Hetäre dargestellt ist, die derartige Instrumente in der Hand hält. Einige solcher künstlichen Glieder wurden in Pompeji gefunden und werden im Museum von Neapel aufbewahrt.

Ellis sagt: Durch das ganze Mittelalter hindurch, wo die Kleriker immer wieder den Gebrauch solcher Instrumente verboten, bis zum Zeitalter Elisabeths, wo Marston in seinen Schriften erzählt, wie Lucea einen gläsernen Penis einem warmen Bette vorzieht, ja bis zur Gegenwart können wir solche Mittel auch in allen Ländern der Zivilisation angewandt sehen. Aber durchweg scheinen sie hier zum grössten Teile nur von Prostituierten und solchen Frauen benutzt zu werden, die auf der Grenze eines vornehmen oder halbkünstlerischen Niveaus ihr Leben verbringen. Ellis zählt seitenlang solche europäischen Instrumente auf, in deren Liste nichts fehlt von der Kerze bis zur Stricknadel. Ich übergehe hier natürlich diese Gattungen und eröffne blos einen Einblick in die Künste der Orientalen.

Schon als die Spanier in Vizcaya und auf den Philippinen zum ersten Male landeten, erfuhren sie, dass dort die Frauen sich eines künstlichen Penis bedienen, um sich selbst geschlechtlich befriedigen zu können. Bei den Balinesen — heisst es bei Ploss und Bartels nach Jacocs — findet man in jedem Harem einen Penis aus Wachs, dem die Frauen viele Stunden der Einsamkeit widmen.

Die Japanerinnen können, nach übereinstimmenden Berichten, die Ellis sowie Ploss und Bartels zitieren, auf den höchsten Grad der Vollendung in der Herstellung mechanischer Glieder Anspruch machen. Sie benützen vornehmlich zwei hohle, aus dünnem Messingblech bestehende Kugeln in der Grösse der Taubeneier; die eine ist leer, die andere, der sogenannte kleine Mann, enthält noch eine kleine schwere Metallkugel oder Queck-

silber, manchmal auch Metallzungen, die — in Bewegung gesetzt — vibrieren. Werden beide Kugeln nebeneinander in der Hand gehalten, so sind sie beständig in Bewegung. Die leere Kugel wird zuerst in den Geschlechtsteil eingeführt, bis sie den Uterus berührt; dann folgt die andere. Die geringste Bewegung des Beckens oder der Hüften oder jede selbständige Bewegung der Bauchorgane bringt die Metallkugeln oder das Quecksilber zum Rollen und die dadurch entstehende Vibration erzeugt ein fortgesetztes Kitzelgefühl, einen sanften Schlag wie von einem schwachen elektrischen Induktionsapparat. Diese Kugeln werden Rin-no-tama genannt und in der Vagina mittelst eines Papiertampons festgehalten. Die Frauen, die diese Kugeln benutzen, wiegen sich mit Vorliebe in Hängematten and Schaukelstühlen, denn die sanften Schwingungen der Kugeln rufen langsam und allmählich den höchsten Grad sexueller Erregung hervor. Joest erwähnt, dass dieser Apparat dem Namen nach auch den japanischen Mädchen aus dem Volke bekannt sei, dass aber meist nur die besseren Geishas und die Prostituierten sich seiner bedienen. Sein Gebrauch hat sich fast durch den ganzen Orient verbreitet.

In China kennt man ferner einen aus Harz geschmeidig hergestellten, rosenfarbigen Penis, der öffentlich verkauft und von den Frauen ungeniert verlangt wird.

In Canton fabriziert man, wie Lamairesse berichtet, einen künstlichen Penis aus einem gummiharzigen Gemisch von einer bedeutenden Geschmeidigkeit, färbt das Produkt rosig und versendet es nach allen Ländern. In Tientsin verkauft man diese Instrumente öffentlich und gibt den Käuferinnen illustrierte Albums dazu, in welchen die Bilder den Gebrauch zeigen. In den Theatern kommt es sogar vor, dass eine Person sich ein solches Instrument anheftet, um den jungen Frauen ad oculos zu demonstrieren, wie man damit verfahren müsse.

In der Türkei und in Aegypten bedient man sich gern solcher Naturprodukte, die durch ihr Aussehen dem Penis ähneln. So ist die Banane durch Form und Grösse dazu wie geschaffen. In der Mythologie von Hawai wird von Göttinnen erzählt, die von unter ihren Kleidern verborgenen Bananen befruchtet wurden. Das Gleiche, wie von der Banane, gilt von der Gurke. In Kon-

stantinopel benutzen die Frauen, wie mir erzählt wurde, die Padlidschan, Eierfrucht, welche man röstet, bis sie hart geworden ist.

Im ganzen Morgenlande sind schliesslich auch die Pariser Fabrikate verbreitet, darunter eines, das man je nach Wunsch grösser oder kleiner aufblasen kann; es ist mit Milch oder einer anderen Flüssigkeit gefüllt und zerplatzt nach einer gewissen Anzahl von Stössen; und wenn dann die Flüssigkeit in die Vagina strömt, so ist die Illusion möglichst vollständig.

---

45. Geschlechtskrankheiten.

Die Bibel über unreinen Fluss. — Syphilis in moslemischen Ländern. — Ein Wort des Grosswesirs Reschad Pascha. — Beginn der Syphilis in Konstantinopel zwischen 1827 und 1831. — Gegenwärtige Zustände. — Sanitätsreformen des Professors Dühring Pascha. — Syphilis in den Wilajets Kastamuni und Angora. — Syphilis in Syrien. — In der Armee. — Milde der Seuche in Konstantinopel und Smyrna. — Frauen und Priester als Spezialisten für Syphilis. — Heilmethoden. — Ansichten des Türken Omer Haleby. — Orientalische Volksmittel gegen Syphilis. — Marokkanische Heilmethode. — Bosnische Spottlieder.

Im III. Buche Moses XV 1 heisst es: „Wenn jemand aus seiner Scham einen Fluss hat, so ist solches ein unreiner Fluss"; und es wird vorgeschrieben, dass alles, was mit einer solchen Person in Berührung kommt, unrein sei; „auch wenn der Flüssige seinen Speichel auf einen Reinen wirft, so muss dieser seine Kleider waschen und sich baden und bleibt unrein bis zum Abend. . ." Die mit einem Flusse Behafteten mussten, nach IV. Moses V 2, ebenso wie die Aussätzigen oder wie solche, die sich an einer Leiche verunreinigt hatten, aus dem Lager der Israeliten herausgeschafft werden. III. Buch Moses XXII 4: „Und wer irgend von den Nachkommen Aarons aussätzig war oder einen Fluss hatte, durfte von den heiligen Gaben nicht mitessen." Eine Verwünschung im II. Buche Samuel III 29 lautet: „Mögen in Joabs Familie kein Ende nehmen, die an Fluss oder Aussatz leiden."

In den Reichen des Islams ist die Syphilis bis zum neunzehnten Jahrhundert angeblich unbekannt gewesen.

Noch im Jahre 1832 konnte Fürst Demeter Maurokordato in einer Berliner medizinischen Zeitschrift niederschreiben Die Syphilis sei in der Türkei selten. Sie grassierte damals eigent-

lich nur in den vorwiegend christlichen Provinzen, in der Moldau und Walachei. Bald wurde es anders. Der berühmte ungarische Gelehrte Vámbéry erzählte mir, dass ihm der grosse Wesir Reschid Pascha einmal geklagt hatte: „Wir senden unsere jungen Leute nach Europa, damit sie zivilisiert werden; sie aber kommen zurück — blos syphilisiert." Die Beschneidung und die Reinlichkeit der Türken, die vorgeschriebenen Waschungen, die Vorschrift, sich nach dem Beischlaf durch ein Bad zu reinigen, der Mangel an öffentlichen Häusern — das alles hatte die Moslems lange vor der Syphilis bewahrt. Der Beginn dieser Krankheit in Konstantinopel lässt sich fast auf den Tag feststellen. Als Maurokordato 1827 die osmanische Hauptstadt verliess, um in Berlin seine medizinischen Studien zu vervollkommnen, da gab es in Konstantinopel weder Bordelle noch Syphilis. Als er im Jahre 1831 von der Spree an den Bosporus zurückkehrte, war alles anders geworden.

Die Polizei, die früher unter den Türken keine Unsittlichkeit geduldet und die wenigen Freudenhäuser der Franken streng bewacht hatte, kümmerte sich um nichts mehr, und in Stambul, wie in Pera und Galata grassierten alle Laster die Zeit der Reformen hatte begonnen! Venerische Krankheiten wurden allgemein. Die Konstantinopeler Aerzte besassen keine Erfahrungen und vergrösserten das Unheil. Seither sind ganze Gouvernements in der Türkei verseucht worden. Berüchtigt sind besonders die Wilajete Kastamuni und Angora. Professor von Dühring Pascha hat in neuester Zeit zahlreiche Vorschläge gemacht, um die Seuche in diesen Provinzen zu bekämpfen. Die Regierung acceptierte seine Vorschläge und das Budget des Finanzjahres 1315 hatte bereits die nötigen Gelder verzeichnet. Dühring Pascha verlangte: die Schaffung von Hospitälern in Kastamuni, Kenghiri, Erekli, Bartin, Dustsche und im Wilajet Angora; die Vergrösserung des bestehenden Hospitals in Bolu; eine Summe von 16 000 Pfund für diese Zwecke, eine regelmässige Inspektion der verseuchten Orte durch eine aus zwei Aerzten und einem Apotheker bestehende Kommission, um alle angesteckten Personen in die Hospitäler zu senden; die Ernennung von 19 Spezialärzten für die beiden Provinzen; die Gratislieferung aller Medikamente an die Patienten. Die Mass-

regeln wurden auch in Angriff genommen, aber das Uebel wird nicht leicht zu bekämpfen sein.

Uebrigens gibt es heute schon keine Provinz in der Türkei mehr, die von der Syphilis frei wäre. In Smyrna, Konia, Brussa und Beyrut sind zahlreiche Bordelle mit türkischen Frauen, die auch den Fremden offen stehen; selbst die inneren Wilajets sind verseucht. In einem im 23. Bande der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft enthaltenen Briefe des Konsuls Wetzstein an Fleischer wird erwähnt, dass die Syphilis in Syrien zerstörend grassiere. Die Krankheit nennt man in Damaskus: Kotal, was gleichzeitig Aussatz bedeutet, auch „Frankenseuche“ der „Gliederfrass“. Der von der Syphilis Heimgesuchte heisst Mudschaen oder Mudschasim.

Stark verbreitet ist die Syphilis gegenwärtig in der Armee. Die Mehrzahl der in den türkischen Militärspitälern befindlichen Kranken ist damit behaftet.

Bei dem bedeutenden Hafenleben Konstantinopels sind öffentliche Freudenhäuser ein unvermeidliches Uebel. In Galata sieht man Gassen auf und Gassen ab nichts als Bordelle. Polizeilich-ärztliche Aufsicht hat es nie gegeben, daher ist die Syphilis häufig. Zum Glück ist die Krankheit nach allen mir bekannt gewordenen ärztlichen Mitteilungen in Konstantinopel gutartig. Das Gleiche gilt für Smyrna; hier mildert namentlich das herrliche Klima die Fälle.

In der Türkei haben die weiblichen Aerzte und die Priester-Aerzte grossen Ruf in geschickter Behandlung der Syphilis. Sie versuchen, wie Professor Rigler berichtet, die Heilung durch Räucherungen mit Zinnober oder metallischem Quecksilber, welche mit Sublimat und dem Wurzelpulver der Hennah verrieben, mit etwas Eiweiss zu einer Paste angemacht und auf ein Kohlenfeuer geworfen werden; über letzterem sitzt der in einen Mantel gehüllte Kranke. Man kennt auch die Wirkung der Balsame sowie der Cubeben, behandelt primäre Geschwüre an den Geschlechtsteilen mit Präcipitat, Kupfervitriol, armenischem Bolus, Hennah, und gebraucht bei sekundären und tertiären Formen Holztränke und Sublimat. Der gemeine Mann ätzt die Geschwüre mit Tabaksaft.

Omer Haleby sagt: „Teus'fia — Gonorrhöe — ist die Folge eines allzuheftigen oder eines schnell nacheinander wiederholten

Coitus; eine Folge der Ermüdung oder die Folge dessen, dass der Mann den Coitus knapp vor oder gleich nach der Periode der Frau ausübte. Sie kann ferner entstanden sein durch übermässigen Gebrauch erhitzender Speisen und Mittel, wie Pistazien, bitterer Mandeln, Zwiebeln; oder sie ist endlich eine blose Begleiterscheinung anderer Krankheiten, eine einfache Blutschärfe Aber dies alles gilt nur für einfache Gonorrhöe, nicht für syphilitische, nicht für Geschwüre und Gewächse in Form des Hahnenkammes, der Kohlblätter und der Kletterpflanzen. Diese letzteren Krankheiten sind Folgen der Prostitution und physischer Unreinlichkeiten bei den fremden Völkern, wo die Dogmen vieler Sekten die Unreinlichkeit geradezu grossziehen. Fliehet deshalb, o Menschen! was in dieser Stambulstadt euch in jene unreinen Tempel lockt, welche die sogenannte Zivilisation der Christen und Juden in so grosser Zahl in den alten Quartieren von Galata, Hasskiö und Jenischehir installiert hat."

Als Mittel gegen geschlechtliche Krankheiten aller Art empfiehlt Omer Haleby den Moslems Zuflucht zur religiösen Medizin und zur Nathrah, der Besprechung des Wassers, die also geschieht: man lege die beiden Hände auf die Flüssigkeit, die für die allgemeinen Waschungen dient, und spreche die beiden letzten Suren des Korans, 113 und 114.

Hierauf sage man. „Durch diese Worte bitte ich Gott um Schutz vor dem Zorn, vor den Racheakten, vor allem Uebel, das seinen Dienern von den Bosheiten des Dämons zugefügt werden kann." Als rein medizinisches Mittel gegen chronischen Tripper nennt Omer Haleby endlich: Injektionen mit Cubeben, Copaivabalsam, rotem Pfeffer.

In Persien wird nach Polak gegen Syphilis ausschliesslich Quecksilber angewandt, und zwar mischt man den Tabak unter dem Kohlenbecken des Nargileh mit Zinnober und lässt so den Dampf einziehen. Die Wirkung ist äusserst rasch und intensiv, eine acht- bis zwölfmalige Anwendung reicht gewöhnlich zur Kur hin. Seltener ist der innere Gebrauch von fein verriebenem Quecksilber.

Bei Syphilis richtet sich die Kur in Marokko nach dem Temperament des Kranken. Der marokkanische Arzt leitet die 4 Temperamente von den 4 Elementen ab und behandelt je nach

der Eigenschaft, welche er am Patienten zu erkennen glaubt, die Krankheit.

Bosnische Reigenlieder besingen sowohl den Tripper des Mannes wie das Flussleiden der Frau:

„Einmal im Leben hab' ich's gethan,
Und gleich kam die Krankheit mich an.
Eine ganze Apotheke schon ich verbrauch,
Nun wollen sie den Penis abhauen auch."

Ueber den Hain der Penis jammert,
Die Piza weint im Granteneckchen.
Der Penis ist von Leid umklammert,
Die Piza ist ein Eitersäckchen.

Der Penis quält mich,
Pisse ich, wird es mir heiss,
Und die Sterne zähl' ich,
Und gerate in blutigen Schweiss.

46. Impotenz.

Impotenz ein Scheidungsgrund. — Abergläubische Ansichten über Ursachen der Impotenz. — Knotenknüpfen. — Heilungsmethoden der durch Zauberei verursachten Impotenz. — Ein Mittel des Propheten. — Achmeds Mittel. — Omer Halebys Ansichten. — Das Alter als Ursache. — Ein bosnisches Lied. — Gerocomie. — Der Fall des Königs David. — Alte und Junge. — Kampfer als schwächendes Medikament. — Kantharidenpulver als Aphrodisiacum. — Marokkanische Latwergen. — Ihre Bestandteile. — Rezepte Omer Halebys. — Persische Mittel. — Die Zunft der osmanischen Latwergenmacher. — Pastilles de Sérail. — Konstantinopeler Präparate. — Probate Mittel Omer Halebys. — Des Propheten Mohammeds Ratschläge. — Eier, Hennah und Waschungen. — Potenz erhöhende Speisen. — Herissah. — Mohammeds Potenz. — Erzählungen seiner Lieblingsfrau Aïscha. — Müsk. — Rolle von Parfüms beim Coitus. — Weitere Rezepte Omer Halebys.

Bei dem sinnlichen Charakter der Orientalen spielt die Frage der Potenz und Impotenz eine bedeutende Rolle. Bei den Hochzeiten der Türken trug man früher dem Zuge der Braut, wie erwähnt, die sogenannten Hochzeitspalmen, als die aufrechtstehenden Symbole der Manneskraft, voraus.

Wenn der Mann impotent, verrückt oder allzu dick ist, kann nach moslemischem Recht die Frau die Scheidung verlangen. Die Levantiner glauben: wenn eine Braut, nachdem der Tag der Vermählung bereits festgesetzt worden ist, noch etwas näht, dann verliert der Bräutigam seine Geschlechtskraft. Um ihm diese zurückzugeben, muss die Braut die genähte Arbeit wieder trennen. In Syrien muss man, wenn man einem Bräutigam behilflich ist, sein Hochzeitsgewand anzuziehen, Acht geben, dass kein Knoten geknüpft oder kein Knopf geknöpft werde; sonst haben seine Feinde Macht über ihn, und wenn sie wünschen, dass er impotent werde oder seine Frau unfruchtbar bleibe, so können ihre Wünsche in Erfüllung gehen. Um den Bräutigam vor solchem Unheil zu schützen, muss bei den syrischen Christen

deshalb auch die Pathin des Bräutigams, während derselbe sich ankleidet, die Hände bewegen, als ob sie bete.

Aehnliches glaubt man bei den anderen Völkern in der Türkei: Der Ehemann ist nicht im Stande, seinen ehelichen Pflichten nachzukommen, wenn er während der Trauung in seinem Schnupftuch einen Knoten trägt oder die Unvorsichtigkeit begeht, gleich nach der Einsegnung der Ehe den Rock zuzuknöpfen. Söhör nennt der Türke das Knotenknüpfen, das Aussprechen oder Niederschreiben von magischen Worten, welche einen Einfluss auf den Körper oder das Herz einer Person ohne unmittelbaren Kontakt ausüben sollen.

Nach Dschellaleddin Abu Soleiman Daud gibt es unter den Handlungen der Zauberer Operationen, die töten; die eine Krankheit hervorrufen; die einen Mann von seiner Frau sondern, indem sie ihn unfähig machen, ihr beizuwohnen; Operationen, die zwischen Mann und Frau Hass erzeugen, oder andere, die sie verliebter ineinander machen.

Um Impotenz, welche durch Verschreiung und Bezauberung entstanden ist, unwirksam zu machen, spreche man einen Koranvers. Aïscha erzählte: Als jemand vom Hause des Propheten durch Bezauberung erkrankte, besprach der Prophet selbst den Kranken und rezitierte die zwei letzten Kapitel des Korans. Achmed empfahl: Der Besprecher lege die Hände wie eine Wölbung über das Wasser, das der Kranke trinken soll, und spreche das vorletzte Kapitel des Korans — dann ist das Wasser gefeit vor Zauberei. Hierauf vollführe der Impotente seine Abwaschungen und spreche seine Gebete. Schliesslich lege er den Zeigefinger der rechten Hand auf seinen Dkör, den Penis, den Daumen aber auf seine Magengrube und schaue den Besprecher an. Dieser versenke seine Blicke in die des Kranken, spreche in Gedanken die zwei letzten Kapitel des Korans und sage mit lauter Stimme und mit machtvollem Willen: „Gehe, von diesem Augenblicke an ist der Zauber gebrochen, und du bist nicht mehr impotent!“ Genügt dies nicht, dann wiederhole man die Handlung dreimal, doch lasse man von einem Male zum andern eine Pause von einer Woche.

Um die nicht organische Impotenz zu heilen, kann man nach Omer Haleby ausser Sahr — der Magie — auch „hygienische und pharmazeutische“ Mittel anwenden. In erster Linie

sind kalte lokale Waschungen nützlich; man richte kleine energische Strahlen auf das Glied.“ Auch kann man dem Gliede sehr kalte Wassereinspritzungen machen, und zwar eine halbe Stunde vor jedem Coitus morgens und abends.

Natürlich ist auch das Alter Ursache der Impotenz. Ein bosnisches Lied drückt dies drastisch aus:

> Durchs Stoppelfeld ein Alter zieht,
> Als Zaunpfahl schleppt sich nach sein Glied.

Allgemein herrscht die Ansicht, dass Greise durch Verheiratung mit jungen Mädchen verjüngt werden, diese hingegen schnell altern. Im ersten Buch der Könige I. 1—3 wird erzählt: Als König David alt und hochbetagt war, konnte er nicht mehr warm werden, obgleich man ihn in Decken hüllte. Seine Diener rieten, ihm eine Jungfrau zu suchen, dass sie ihm aufwarte und ihm als Pflegerin diene. „Wenn sie an deinem Busen liegt“, sagten sie dem alten Könige, „so wirst du warm werden.“ Man fand auch ein junges Mädchen, die schöne Abisag von Sunem, aber Davids Impotenz scheint dadurch nicht behoben worden zu sein, denn es wird erwähnt, dass der König der Jungfrau nicht beiwohnte, dass „er sie nicht erkannte“. Professor Ebstein nennt diesen Fall den Anfang der sogenannten Geroconomie, und er hat über diese Versuche, abgelebte Greise durch Berührung mit jungen Personen zu verjüngen, in einem Buche über „die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern“ interessant geschrieben.*)

In späteren Zeiten noch glaubte man, dieses Mittel zur Kräftigung erschöpfter Menschen beiderlei Geschlechts mit vielem Nutzen gebrauchen zu können, wobei man jedoch die Bemerkung gemacht haben wollte, dass — während die Alten munterer wurden und an Kraft gewannen — die jugendlichen Personen durch das Beisammenschlafen mit Alten augenscheinlich an Kräften verloren und dahinwelkten. Höchst wahrscheinlich gründete sich auf ähnliche Ideen der hohe Wert, den man bei den Griechen und Römern auf das Anwehen eines gesunden Mannes setzte; denn Clodius Hermippus, ein Mädchen-Schulmeister zu Rom, wurde laut seiner Grabschrift „im Kreise junger Mädchen“ 115 Jahre und 5 Tage alt, und der Umstand, dass

*) Vgl. auch das bereits zitierte Buch von Alb. Hagen, die sexuelle Osphresiologie Kap. VI. Der Sunamitismus p. 191—219. Berlin 1901.

man unter Schulmännern viele Beispiele eines hohen Alters findet, scheint — nach Ansicht Trusens — diese Beobachtung zu bestätigen.

Trauriger noch, als wenn ein alter Mann nicht mehr seine Wünsche erfüllen kann, ist es, nach der Meinung des arabischen Arztes Ibn Kilde, wenn ein junger Mann sich einem alten Weibe nähert.

Der Serbe allerdings denkt anders. Wenn einen die Leidenschaft ergreift, wenn einem „penis erigitur", dann nehme man, was zu haben ist; in der Not frisst der Teufel Fliegen:

Jede Kuh ist in der Dunkelheit schwarz,
Und habe ich kein Mägdelein,
Willige ich auf eine Vettel ein.

Kampfer — türkisch: Kiafur; arabisch: Kafur; persisch: muschk Kafur; indisch: Kepur — dient verschmähten Weibern als Mittel, um sich an dem unbeständigen Manne zu rächen; der Glaube an die Fähigkeit dieses Arzneikörpers, die Geschlechtskraft zu schwächen, ist weitverbreitet. Man bedient sich, nach Rigler, als Antidotum der Kanthariden, welche türkisch: Kodos bödschigi heissen; arabisch: zerarih; persisch: megges bra dagh; indisch: mekkien daghvala. Die Kanthariden werden als forcierte Kur oft bei Blennorrhöen der Harnröhre in Gebrauch gezogen. Das Kantharidenpulver ist, nach Quedenfeldt, in Marokko auch als Aphrosidiacum — türkisch und arabisch: mubehyat oder muschteh; persisch: kuvetba; indisch: dova e kuvet — bekannt geworden. Die marokkanischen Städtebewohner bedienen sich seiner in einer Latwerge, die Madschun genannt wird, in ausgedehntem Masse. Die Madschun-Latwerge hat, nach einer Mitteilung Quedenfeldts im 19. Bande der Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie, folgende Zusammensetzung: Honig, Eicheln, Nüsse, süsse Mandeln, etwas Butter, Mehl, Sesam, Haschisch und Kantharidenpulver. Man beachtet in Marokko ebensowenig die schädlichen Einflüsse des Kantharidins auf die Urogenitalorgane, besonders die Nieren, als man die heilsamen medizinischen Eigenschaften dieses Arzneikörpers kennt. Bei der Bereitung des Kantharidenpulvers bedient man sich nicht allein der Lytta vesicatoria L., sondern auch noch der Lytta sericea Walte und einer violett gefärbten Art. Eigentümlich ist, dass der Marokkaner dieses Insekt: Debban el hind, indische

Fliege nennt, ebenso unkorrekt, wie man in Europa spanische Fliege sagt. Die getrockneten Käfer sind in grossen Städten in allen Attaria oder Drogenbuden käuflich, auch sammeln sich viele das Insekt selber, trocknen und zerreiben es.

In Marokko kennen die Mohammedaner ausser dem Madschun noch eine ähnliche Latwerge, die nur aus Süssigkeiten und heilsamen Kräutern besteht und Takanit genannt wird. Leo Africanus erwähnte schon eine in Marokko Surnag genannte Wurzel, welcher die Eigenschaft, die Potenz zu erhöhen, zugeschrieben wurde; ein anderer Reiseschriftsteller berichtet von der stärkenden Kraft einer Krautwurzel, die man nach ihm in Marokko Kersåna nennt.

Omer Haleby gibt folgendes Rezept eines türkischen Aphrodisiacums: Man nehme aromatische Blätterspitzen von Stoechas und Safranblätter je 15 Gramm, Anis und wilde Carotten je 20 Gramm, 25 Stück Orangenblütenbeeren, 50 trockene Datteln, 4 Stück Gelbes vom Ei, 500 Gramm reines Brunnenwasser, koche alles 25 Minuten lang in einem irdenen, glasierten festverschlossenen Topfe; hebe es dann vom Feuer weg, passiere es ordentlich, und wenn das Ganze massig geworden, füge man hinzu: 50 Gramm reinen Honig und das frische Blut von 2 Tauben. Das lasse man 24 Stunden sich vermengen und verteilen, indem man das Gefäss 3 oder 4 mal umschüttelt. Dann passiere man es durch ein feines Sieb, und man hat das Mittel. Man nehme davon eine Woche hindurch 1 bis 2 Kaffeelöffel voll $^1/_2$ Stunde vor dem Schlafengehen und vor jedem Coitus.

Als Aphrodisiaca werden in Persien Pillen von gestossenen Perlen, Rubinen, Gold, Ambra, Bernstein gekauft. Auch das Chinin, abends in einer Dosis von 1—2 Gran genommen, erfreut sich in dieser Beziehung eines guten Rufes. Dagegen scheut man in Persien die Anwendung des Kampfers als die Potenz herabsetzend und weil es Sitte ist, den Toten ein Stück Kampfer in den Mund zu legen.

Die Latwergenmacher — Meadschindschian genannt — bildeten im osmanischen Reiche seit jeher eine besondere, verbreitete Zunft. Als ihren Patron betrachten sie den Attar oder Gewürzhändler Obeïd, der mit Hamsa, dem Oheim des Propheten Mohammed, in der Schlacht von Ohod fiel und am Fusse des Berges Ohod begraben liegt. Bei den Aufzügen der Zünfte in

früheren Zeiten erschienen die Meadschindschian mit Mörsern in den Händen, in denen sie Gewürze stiessen, oder mit silbernen Schalen, in denen sie ihre köstlichen Latwergen zubereiteten, wovon sie im Vorübergehen den neugierigen Schönen mutwillig in den Mund strichen.

Die türkischen Wundermittel gegen geschwächte Manneskraft waren schon vor Jahrhunderten in der ganzen Welt berühmt. Der Sserai der osmanischen Sultane befasste sich früher mit der Präparierung dieser orientalischen Spezialitäten. Die dritte Kammer des Sultanpalastes, die Kammer der Speisen und Zuckerwerke, erzeugte nicht blos Esswaren, sondern auch Latwergen aller Art. Die Pagen dieser Kammer verfertigten einen vorzüglichen Wachstaffet, den man — je eine halbe Elle lang — armen, mit Wunden und Geschwüren behafteten Leuten schenkte. Am berühmtesten sind aber im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert ihre Ambra- und Moschuskügelchen oder Churse, und ihre Ambra- und Moschusamulete oder Tensu gewesen, welche mit türkischen Inschriften versehen, wie: „Linderung der Schmerzen und Heilung der Herzen“, unter dem Namen Pastilles de Sérail in ganz Europa als unfehlbare aphroditische Stärkungsmittel verkauft wurden.

Seit der Sserai diese Fabrikation eingestellt hat, beschäftigen sich zahllose arabische Wunderärzte mit der Erzeugung und dem Verkauf solcher Kraftmedikamente zu unglaublichen Preisen, da sie ihren Kunden vorschwindeln, dass in diesen Arzneien Lulu und Elmas, die kostbarsten Perlen und Edelsteine, verpulvert seien. Der Orientale, der manchmal vier und noch mehr Weiber sein eigen nennt, kann kein grösseres Leid erfahren, als das, welches ihn auf eine Stufe mit seinen Eunuchen stellt. Er bringt deshalb jedes Opfer und zahlt selbst drei Pfund für ein Pülverchen, wenn ihm dadurch die Hoffnung winkt, seine Kräfte wieder stärken zu können.

Ein in Konstantinopeler Harems vielfach gebrauchtes Medikament gegen Impotenz soll aus den gepulverten Pistillen der Hanfblume nebst einem Gemisch von Honig, Muskatnuss und Safran bestehen. Ein anderes, ebenfalls in den Harems von Konstantinopel vielgebrauchtes Aphrodisiacum für geschwächte Männer besteht nach einer Untersuchung des Professors Rigler

aus Cannabis, Nelken, Moschus, Ambra, Cocusnuss, Honig und Perlen.

Man bekämpft nach Ansicht des Türken Omer Haleby die Impotenz am besten, „wenn man sich oft das Glied streichelt und den Beutel kitzelt, so wie es der Prophet gethan hat“.

Schon Ovid empfahl im 2. Buche Eier und Honig vom Hymettus als Aphrodisiacum. Auch nach Omer Haleby ist es gut, Eier zu essen. Nach dem Ulema Dschellaleddin Abu Soliman Daud beklagte sich eines Tages jemand beim Propheten, dass er zu wenig Kinder zeugte, und der Prophet ordinierte ihm: „Iss Eier!“

Das Einreiben von Hennah auf den Fingerspitzen, auf dem Schädel und an den Füssen erregt gleichfalls die Sinnlichkeit und bekämpft die physiologische Impotenz; auch soll man die Schamhaare häufig abrasieren und die Schamteile dann mit Hennah einschmieren. „Bestreichet euch mit Hennah“ sagte Anas, „es verjüngt, es verschönert, es treibt zu geschlechtlicher Vermischung“ Abu Rafi erzählt: „Eines Tages befand ich mich bei unserem heiligen Propheten; ich sass bei ihm, da legte er die Hand auf mein Haupt und sprach „Gut. Machet Gebrauch von dem Meister der färbenden Kosmetik, vom Hennah. Das Hennah stärkt die Hand, animiert zum Coitus.“ Omer Haleby fügt der Mitteilung dieser Traditionen hinzu· „Nach meiner eigenen Erfahrung gibt es wenige Fälle nicht-organischer Impotenz, die nicht aufgehoben werden könnten, wenn man morgens und abends den Dkör mit dem Kitt von Hennah oder mit flüssigem Hennah einreibt; es genügen 8 oder höchstens 14 Tage, um auf diese Weise vollständige Heilung zu erzielen.“

Eier, Meerfische, Schaffleisch in Kümmel, Anis und Fenchel gekocht, Hoden von Stieren, Hähnen und Igeln, Karotten, Spargel, Pistazien, geröstete Nüsse, asiatischer Khamis, den man in Damaskus, Bagdad und Smyrna kennt, sowie Terfas oder Trüffeln von Algier gelten in der Türkei als Speisen, welche die Potenz stärken. Namentlich „die Terfas“, röhrenartige Champignons von exquisitem Duft und ausserordentlicher Schmackhaftigkeit, „erleichtern den Coitus durch ihre stimulierende Wirkung auf das Hirn und durch die Spannkraft, die sie dem ganzen Nervensystem verleihen.“ Es sei deshalb gut,

Khamis und Terfas zu essen, wenn man sich zum Coitus vorbereitet. Gut sind ferner lokale kalte Bäder in der Dauer von 50 Sekunden bis 2 Minuten, frühmorgens beim Aufstehen. Auch die Selbstgeisselung erregt.

Eines Tages beklagte sich — so berichtet der Traditionist Abu Horeïrah — der Prophet selbst beim Engel Gabriel, dass er zu wenig copulieren könnte. „Weshalb isst du nicht Herissah?" fragte der Engel Gabriel, „im Herissah liegt die Kraft von 40 Menschen." Herissah ist nach Regla eine Speise, eine Art Kuchen aus Mehl und Hammelfleisch; man kocht jedes separat, salzt es und würzt es mit rotem Pfeffer, hachiert das Fleisch und mengt es mit dem Mehl. Zuweilen fügt man dem Hammelfleisch auch das Fleisch eines jungen Hahnes samt den Hoden und feingeschnittene Trüffeln bei.

Verschiedene Gelehrte bezweifeln übrigens die Wahrheit der Erzählung des Abu Horeïrah, da der Prophet eine bewundernswerte Gesundheit hatte und Gott ihm besondere Gnade auch in puncto coitus erwies. Aïscha sagte in dieser Beziehung von ihrem heiligen Gatten — und sie musste es als die Lieblingsfrau Mohammeds wohl wissen: „Die Natur des heiligen Propheten war stark wie die heilige Natur des Korans." Aber der türkische Liebesphysiolog Omer Haleby nimmt trotzdem die Partei des Abu Horeïrah und sagt: „Man bedenke, dass der Prophet doch auch nur ein Mensch war; man bedenke seine angestrengte tägliche Thätigkeit; man bedenke die endlosen Verführungen, denen er bei seinen vielen Frauen und bei all seinen Sklavinnen ausgesetzt war, denn sie alle wünschten begreiflich die Ehre zu haben, mit dem Gesandten Gottes zu schlafen. Wenn man das alles bedenkt, muss man zugestehen, dass die Erzählung des ehrenwerten Abu Horeïrah nur natürlich ist; sie zeigt uns blos, dass Mohammed mehr Kraft von Gott begehrte, um allen Bedürfnissen seiner hohen Stellung gnädig und voll entsprechen zu können."

Nach Omer Haleby sind die Reizmittel, welche die Potenz stärken sollen, einfache oder komplizierte. Die einen dienen dazu, um auf den Coitus vorzubereiten, die anderen dazu, um den Coitus zu beruhigen und die verbrauchte Kraft neu zu heben. Der Gebrauch der ersteren stammt direkt von Mohammed,

die anderen wurden von Traditionisten und erfahrenen Hodschas empfohlen.

Unter den Mitteln, die sich — wie Omer Haleby sagt — in seinem eigenen langen Leben am meisten bewährten, ist in erster Reihe folgendes zu nennen: Mesk oder Müsk. Darüber heisst es im Koran 83. Sure 22—28: „Siehe, die Gerechten werden wahrlich in Wonne sein. Auf Hochzeitsthronen sitzend werden sie ausschauen Erkennen kannst du auf ihren Angesichtern den Glanz der Wonne. Getränkt werden sie von versiegeltem Wein, dessen Siegel Moschus ist; und hiernach mögen die Begehrenden begehren; und seine Mischung ist Wasser von Tasnim, einer Quelle, die zu den hohen Gemächern der Gläubigen im Paradiese hinaufgeleitet wird, einer Quelle, aus der die Allah Nahestehenden trinken." Der Araber Dschaubari beschreibt die Bereitung des Müsk: Man nimmt kleine Tauben oder zarte Kamele und nährt sie durch sieben Tage mit den allerbesten Gewürznelken, die mit Rosenwasser und dem Extrakt aromatischer Blätterspitzen bespritzt sind; dann nimmt man einen Glaskelch, den man mit Oel bestreicht, und über diesem Glaskelch erwürgt man jene Tiere und lässt ihr Blut in das Glas fliessen, welches man danach verschliesst und vor Staub schützt. Wenn das Blut in dem Glase getrocknet ist, fügt man davon zu einem Gramm Mesk ein fünftel Gramm und gibt die Mixtur in eine Blase, welche mit Gummi arabicum bestrichen wurde. Dies ist die beste Art Müsk, die ich je gesehen."

Omer Haleby sagt: Müsk ist heiss und trocken und das edelste aller Parfüms, das zum Coitus meist anregende. Der Prophet soll sich stets mit Müsk parfümiert und seinen Frauen vorgeschrieben haben, sich zur Zeit der Periode — von dem Beginn derselben bis nach der Reinigung — ebenfalls damit zu waschen. Aïscha hatte die Pflicht, den Propheten mit Müsk zu parfümieren, wenn er sich zur Pilgerfahrt mit dem Ihrâm, dem Pilgergewande, bekleidete. Gemäss den Vorschriften des Propheten mussten seine Frauen am Freitag ihre Wohnungen mit Müsk parfümieren, um die Luft zu verbessern, bösen Zauber unwirksam zu machen und den Genuss des Coitus zu erhöhen.

Eine Thatsache ist es nach Ansicht vieler Autoritäten, dass der Geruchssinn mit den Geschlechtsverrichtungen in einer

sympathischen Beziehung steht. Blumendüfte erregen oft wollüstige Empfindungen, was schon in der heiligen Schrift — Hohelied Salomonis II 7 — angedeutet wird. Der wollüstige Morgenländer liebt daher die Wohlgerüche über alles. Omer Haleby sagt: „Es ist gut, sich sowohl vor als nach dem Coitus mit Müsk zu parfümieren. Wenn man dem Müsk den Geruch von Weihrauch und Myrrhe hinzufügt, indem man diese beiden über Kohlen streut, so wird man sicher sein, mit grosser Kraft coitieren und den Abfluss des Samens und das Endentzücken beschleunigen zu können. Der Duft der Myrrhe animiert zum Coitus, Weihrauch beruhigt nachher. Man wende dieses Mittel in kleinen Dosen an.“ Die Araber erzählen, dass Adam bei seinem Weggang aus dem Paradiese drei Dinge in den Händen hielt: eine Myrrhe, eine Dattel und eine Getreideähre, was symbolisch bedeuten soll: das erste der Aromas, die erste der Früchte, das erste der Nahrungsmittel. Die Myrrhe war ferner nach derselben Tradition der erste Strauch, den Noah nach seinem Austritt aus der Arche pflanzte. Die Myrrhe heisst türkisch: mur safi; arabisch: morr mekki; persisch bol; indisch. bira.

Omer Haleby gibt folgendes Rezept noch eines anderen Parfüms, das die Potenz gut beeinflusst: In 500 Gramm Rosenwasser gebe man $2^1/_2$ Gramm Olibanum oder Weihrauch fein gepulvert, ebensoviel duftende Blätterspitzen, ferner je 50 Gramm Müsk, Myrrhe, Kampfer; alles fein gepulvert. Man schütte es in ein Glas, verschliesse es hermetisch und stelle es für 24 oder 48 Stunden in das Sonnenlicht. Dann kläre man es ordentlich ab, filtriere es und bewahre es im selben Glase. Will man das Parfüm für lange Zeit haben, so gebe man dazu 75 Gramm rektifizierten Alkohol und drei Tropfen Bagdader Rosenessenz. Dieses Parfüm wirkt auf das Gehirn, das Herz, die Zeugungsorgane und das Gedächtnis. Man schütte davon einen kleinen Kaffeelöffel in das Waschwasser, auf die Kleider gestäubt, gibt es dem ganzen Körper einen ausgezeichneten Wohlgeruch, behütet ihn vor Insekten und den bösen Einflüssen des Dämons. Dieselben Substanzen mit weniger Rosenwasser und weniger Alkohol, jedoch mit $^1/_6$ des Gesamtgewichtes

arabischen Gummis vermengt, kann man auch zu haselnussgrossen Pastillen präparieren. „Im glücksreichen Zimmer“, in dem man coitiert, lege man diese Kugeln auf drei verschiedene Kohlenherde 25 Minuten vor dem Beginne des Coitus. Wenn der Mann in seinen Liebesaktionen schon allzuschwach ist, verdoppele er die Dosis.“

Sechster Teil.

47. Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit. — 48. Abortus. — 49. Hebammen. — 50. Gebräuche in der Schwangerschaft. — 51. Die Niederkunft. — 52. Die Wöchnerin. — 53. Muttermilch und Ammen. — 54. Das Kind. — 55. Knaben und Mädchen. — 56. Missgeburten und Namensgebung. — 57. Beschneidung.

47. Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit.

Althebräische Ansichten. — Die Liebesäpfel im Alten Testament. — Ein himmlisches Medikament für Fruchtbarkeit. — Ein modernes jüdisches Mittel. — Jüdischer Aberglaube. — Unfruchtbarkeit ein Scheidungsgrund. — Arabische und albanesische Gebräuche. — Der Koran über Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit. — Fälle von berühmter Fruchtbarkeit orientalischer Herrscher. — Androhung von Unfruchtbarkeit Ursache eines Aufstandes. — Ratschläge des Türken Omer Haleby. — Abergläubische Mittel, um fruchtbar zu werden. — Bosnische, serbische, albanesische und syrische Gebräuche. — Der Granatapfel. — Die Bäume der Fruchtbarkeit am Hermon. — Das Apijunkraut in Bosnien. — Bosnische Mittel. — Persische Mittel. — Jordanwasser und Nilwasser. — Fruchtbar machendes Wasser der Juden. — Volksmittel. — Massagen. — Tampons.

Schlimmer als den Männern die Impotenz erscheint den Frauen im Orient die Unfruchtbarkeit. Letztere galt den Hebräern und anderen Völkern des Altertums geradezu als unehrenhaft; die Mutter vieler Kinder aber war ein Gegenstand des Neides. Als Rahel endlich gesegnet wurde und einen Sohn gebar, da sprach sie: „Gott hat meine Schande hinweggenommen." Im 1. Buche Moses XXX 14—23 und im Hohelied VII 12, sowie an anderen Stellen des Alten Testamentes werden als Mittel gegen Unfruchtbarkeit „Liebesäpfel" erwähnt. Hamilton hält sie für die „Früchte von Mandragora officinalis, einer den Solaneen zugehörigen Pflanze, die auch in Südeuropa heimisch ist und deren Wurzelstock als Zaubermittel und Amulet gebraucht wurde." Ich habe über Mandragora bereits in einem früheren Abschnitte Ausführliches mitgeteilt. Die auf die Liebesäpfel bezügliche Bibelstelle lautet: „Und Ruben ging zur Zeit der Weizenernte und fand Dudaim auf dem Felde, und brachte sie zu Leah, seiner Mutter. Und Rahel sprach zu Leah: Gieb mir doch von

den Dudaim deines Sohnes. Und sie sprach zu ihr: Ist es zu wenig, dass du meinen Mann genommen, und willst auch die Dudaim meines Sohnes nehmen? Und Rahel sprach: darum liege er bei dir, diese Nacht, für die Dudaim deines Sohnes. — Und Gott gedachte an Rahel und hörte auf sie, und öffnete ihren Mutterschoss. Und sie ward schwanger und gebar einen Sohn; da sprach sie: weggenommen hat Gott meine Schmach." Aus gleichen Gründen stahl Rahel die Theraphim (Götter) — wie im 1. Buche Moses XXXI 34—45 berichtet wird — als sie das Vaterhaus verliess, denn sie hatte damals nur einen einzigen Sohn und hoffte durch den Einfluss der Produktions-Symbole noch Söhne zu bekommen. Und eben deswegen finden wir die Theraphim im Hause der Michal, der Tochter Sauls, welche ebenfalls unfruchtbar war und in ihrem Leben nicht geboren hatte; so wird erzählt in Samuel, 1. Buch XIX, 13—16; und 2. Buch VI, 23.

Im Buche der Richter XIII erscheint ein Engel Jehovahs und sagt zur Mutter Simsons. „Wohl bist du unfruchtbar und hast nie geboren. Aber du sollst schwanger werden und einen Sohn gebären. So nimm dich denn in Acht, trinke weder Wein noch berauschende Getränke und iss keinerlei Unreines." Und das Weib gebar einen Sohn und nannte ihn Simson. — Jetzt kennt die jüdische Braut schon ein anderes leichteres Mittel, um fruchtbar zu werden: sie muss bei der Hochzeit blos dreimal über eine silberne Schüssel springen, auf der zwei mit Schaumgold und Schaumsilber überzogene lebende Fische liegen; alle Gäste rufen währenddessen: „Peru urwu! Seid fruchtbar und vermehret euch!" und der Segen kann nicht ausbleiben.

Wenn eine neuvermählte Jüdin in Syrien nicht pünktlich 9 Monate nach der Hochzeit geboren hat, so ist die Brusche, die böse Hexe, welche den Frauen nachzustellen pflegt, im Spiele. Man muss deshalb die Frau unter dem Bauche einer trächtigen Stute hinwegführen, da diese auch nicht in 9, sondern erst in 11 Monaten ihr Füllen zur Welt bringt.

Wie den Hebräern alter und neuer Zeit erscheint auch allen anderen orientalischen Völkern die Unfruchtbarkeit — türkisch: haselsezlık, arabisch. aher. aker, akym; persisch: hamelbend; indisch: sen — als das ärgste Uebel, das einer Frau in dieser Welt zustossen kann. Wenn die Mohammedanerin un-

fruchtbar oder verrückt ist, kann der Mann die Scheidung nach dem Gesetze verlangen. Die Mohammedanerin Bagdads, die keine Kinder gebiert, wird gemieden wie eine Dirne. — In der albanesischen Sprache heisst kinderlos: renje dallje, wörtlich: wurzellos.

Um das Uebel und die Schande der Unfruchtbarkeit zu verhüten, befolgt man alle möglichen Vorsichtsmassregeln, wendet man allerlei innere und äussere Medikamente an und sucht Zuflucht und Hilfe bei Wahrsagerinnen und wissenden Weibern. Man beginnt schon zeitig, schon als Mädchen, als Braut, bei der Trauung, und dann während der Ehe zahllose Gebräuche zu beobachten, um fruchtbar zu werden, und auch, um nur Knaben zur Welt zu bringen.

Im Koran II heisst es „Wünschet wohl einer von euch einen Garten zu haben mit Palmen, Weinstöcken, mit Quellen bewässert, alle Arten Früchte enthaltend, und nicht zugleich auch hohes Alter und Nachkommen, die ihm ähnlich sind?"

Mohammed bedroht mit Todesstrafe denjenigen, der durch irgend eine Handlung die Unfruchtbarkeit einer Frau verursacht; ebenso den, der im Schosse einer Frau eine schwere Verwundung herbeiführt; endlich den, der eine schwangere Frau so verletzt, dass sie vor der Entbindung oder dass das neugeborene Kind infolge der Verletzung bald nach der Geburt stirbt.

As Ebn Waijel nannte Mohammed, als ihm alle seine Söhne gestorben waren, spottweise „Al Chautsar", den Kinderlosen. Dagegen zürnt die so betitelte 108. Sure, indem sie den Spott mit Fluch zurückgibt: „Wahrlich, der, so dich (den Propheten) hasset, soll kinderlos bleiben."

Die Geschichte der orientalischen Völker erwähnt stets Fälle auffallender Fruchtbarkeit. Von Krischna wird berichtet, dass er 161 000 Söhne gehabt haben soll. Der Perserkönig Feth-Ali Schah hatte mehrere hundert Weiber, und da ihm alle Kinder gebaren, wuchs die Menge seiner männlichen Descendenz schon nach etwa 80 Jahren auf über 5000 an. Er erhielt deshalb den Beinamen Adam e ssani, Adam II.

Der osmanische Sultan Murad III. hatte, als er 50 Jahre alt war, 102 Kinder Von diesen überlebten den Vater siebenundzwanzig Töchter und zwanzig Söhne; neunzehn Söhne blieben nach dem Reichsgesetze des Brudermordes nur bis zu des Vaters

Beerdigung am Leben, vierundzwanzig Stunden später folgte die ihrige.

Durch eine glückliche Fruchtbarkeit war Sultan Achmed III. ausgezeichnet. In den ersten zehn Jahren seiner Regierung wurde er Vater eines Paar Dutzend von Söhnen und Töchtern.

Im Jahre 1595 ereignete sich etwas Merkwürdiges. Der Grosswesir Ferhad erliess einen Tagesbefehl an die Truppen, worin es hiess: „Wisset ihr nicht, dass, die ihren Vorgesetzten nicht gehorchen, Ungläubige sind, und ihre Weiber unfruchtbar?“ Die Truppen, denen dieses Wort galt, gingen zum Mufti, sich darüber zu beklagen und Fetwa wider den Grosswesir zu begehren. „Brüder,“ sprach der Mufti, „hat dies der Grosswesir wirklich gesagt, so schadet es euch nichts, ihr seid deshalb weder Ungläubige, noch eure Weiber unfruchtbar, gebt euch zur Ruhe.“

„Seine Hochwürden, der Mufti, geben kein Fetwa ohne Geld,“ sagten die empörten Sipahis höhnisch, und zerstreuten sich unter die Rotten, den Geist des Aufruhrs verbreitend. Am folgenden Tage wurden 48 Millionen Aspern in Gold und Silber aus dem Schatze gefördert, zur Bezahlung des Soldes und der Zulagen der Sipahi. Der Geschichtschreiber Selaniki, als Aufseher der Soldzahlung, besorgte die Aufschichtung der Beutel, aber die Sipahi rührten keinen derselben an, sie begehrten den Kopf Ferhads, welcher sie Ungläubige, ihre Weiber unfruchtbar gescholten; vergebens redeten ihnen die Kadiaskere und der Mufti zu; diesem entgegneten sie Schimpf, den Wesiren Steinregen.

Sultan Murad III. fröhnte den Vergnügungen des Harems so unmässig, dass die Zahl der Chasseki, der knabengebärenden Günstlinginnen, auf vierzig, die der Kinder über hundert, die der Sklavinnen auf ein halbes Tausend anwuchs, und der Preis der letzteren zu Konstantinopel in kurzer Zeit aufs Hundertfache stieg. Schliesslich blieb Murads III. Kraft hinter seiner Lust zurück, was man sogleich magischem Nestelknüpfen der Venetianerin Baffo, der eifersüchtigen Gemahlin Sultan Murads, zuschrieb; und Jüdinnen und Sklavinnen, welche von der Venetianerin zu solchen zauberischen, entnervenden Künsten gebraucht worden sein sollten, liess man durch die Verschnittenen foltern, einige ins Wasser werfen, viele nach Rhodus und anderen Inseln verbannen. Der Verdacht des Nestelknüpfens führte unter Murad III.

noch häufig zur Ertränkung von Sklavinnen, die als Zauberinnen denunziert wurden.

Da die Unfruchtbarkeit ein so grosses Unglück für die moslemischen Frauen ist, rät ihnen Omer Haleby: „Wenn das Unglück euch betroffen, der Engel der Unfruchtbarkeit sich in eurer Gebärmutter niedergelassen und die Zeit das Vorhandensein und die Macht dieses Unglücks zweifellos konstatiert hat, so wählet, o Frauen, selbst unter eueren schönen und jungen Sklavinnen jene aus, die euch während einiger Nächte auf dem Lager eueres Gatten ersetzen soll. Wenn diese Sklavin Mutter geworden ist, macht ihr Kind zu dem eueren, und lasset ihm Sorge angedeihen, als wäre es aus euerem eigenen Schosse hervorgegangen. Durch solches, einer wahren Moslemin würdiges Vorgehen werdet ihr die Zuneigung des Gatten und die oberste Leitung eueres Hauses behalten, und die Frauen, euere Freundinnen und Genossinnen, werden nicht mit Fingern auf euch zeigen und nicht sagen können: Sehet, das ist eine Unfruchtbare!" — Aber nicht immer mag dies den Frauen einleuchten, selbst die demütigen, gehorsamen moslemischen Frauen können sich mit dieser Idee nicht befreunden und suchen nach Mitteln, um lieber sich selbst fruchtbar zu machen.

Der Aberglaube erhält da einen neuen grossen Spielraum: Bei fast allen Moslems und Christen in der Türkei herrscht die Ansicht, dass die Bänder der Unterhosen der jungen Leute in der Hochzeitsnacht mit dem Zweige eines Weinstocks eingezogen werden müssen, damit die Ehe nicht kinderlos bleibe. Wenn die christliche Braut in Bosnien sich für den Gang zur Trauung herausputzt, hütet sie sich, ihre Kleider auf ein Sauerkrautfass hinzulegen; soviel Reifen am Fasse sind, soviel Jahre bliebe sie kinderlos. Die serbische Braut bindet vor dem Gange in die Kirche zur Trauung alle Knoten in den Kleidern auf, damit sie dereinst leicht gebäre und vernünftige Kinder bekomme. Auch bei den übrigen Südslaven muss die Braut darauf achten, dass ihr Brautgewand bei der Trauung nicht einen einzigen Knoten habe, da sie sonst unfruchtbar bliebe. Letzteres kann ferner durch Feindinnen und Rivalinnen angewünscht und angezaubert werden. Wenn beispielsweise in der Umgegend von Elbassan in Albanien ein christlicher Witwer nicht einmal

ein Jahr um seine kurz nach der Hochzeit verstorbene Gattin trauert und sich allzubald mit einer Anderen verheiratet, so gehen die Verwandten der ersten Frau zum Grabe derselben und schütten Wasser darauf: dies muss die zweite Frau unfruchtbar machen.

In Syrien rät man einer unfruchtbaren Frau, unter dem Bauche eines Elefanten durchzugehen oder sich unter einen Gehängten, während er noch am Galgen baumelt, zu stellen — zwei Mittel, die als wirksam gelten können, weil sie nicht leicht erprobt werden dürften. Um der jungen Frau einen reichen Kindersegen zu sichern, befolgt man ferner in Syrien auch diese Gebräuche: Wenn die Braut bei der Thür des Hauses ihres Bräutigams anlangt, befestigt sie über dem Eingang ein Stück Sauerteig und zertritt auf der Schwelle einen Granatapfel. Die Neuvermählte darf nur von einer verheirateten Frau, welche Kinder, besonders Knaben hat, in das Zimmer des Gatten geführt werden, damit die junge Frau gleich ihrer Führerin eine gesegnete Mutter werde. Der Granatapfel spielt auch bei den lateinischen Christen in Sidon eine Rolle. Dort muss die Braut bei der Hochzeit, wenn sie die Thür ihres neuen Heims erreicht, über dem Eingang eine Hand voll Teig mit einem Granatapfel, dem einst der lebengebenden Astarte heiligen Symbol der Fruchtbarkeit, anbringen.

Etwa eine Stunde vom Dorfe Radschar am südlichen Abhange des Hermon stehen nahe bei einander einige grosse Bäume, die von den nosairischen Einwohnern Schadscharat el Aschara, Bäume der Aschara, genannt werden, also Bäume jener semitischen Göttin, die Genossin des Baal war. Sie gehören — wie von Ebers-Guthe in ihrem Werke über Palästina I 24 und 504 und II. 66 mitgeteilt wird — zu der Gattung der in Syrien nur selten vorkommenden Acacia albida. Die Einwohner von Radschar sagen. Die Bäume gehören der grossen Frau, Lis Sitt el Kebiri. Diese Sitt el Kebiri findet man überall im Libanon wieder. Es ist kein Zweifel, dass unter der grossen Frau die alte Gottheit zu verstehen ist. Eine Gruppe gleicher Bäume findet man in der Nähe des auf Befehl des Kaisers Konstantin zerstörten Venustempels beim Dorfe Afka, an dessen Stelle ursprünglich ein Heiligtum der phönizischen Astarte gestanden hatte. Die Bäume werden von Christen wie Moslems verehrt.

Man hängt an ihre Zweige Tücher und Lappen, Fruchtbarkeit erflehend. Es sind Reste des alten Dienstes der weiblichen Göttin, der hier neben dem Baal unter verschiedenen Namen gehuldigt wurde; die Phönizier nannten sie: Astarte, Baalat, Baalkis; im südlichen Kanaan hiess sie Aschera; jetzt ehren die syrischen Frauen die Aschara.

Die kinderlose Bosnierin sucht ein Kraut, welches man im Lande Apijun nennt, schneidet die Wurzeln klein und lässt sie in einem Wasser säuern, das Voda omaja, Mühlradgischt, heisst, weil es aus letzterem aufgefangen wird. Dieses Medikament trinkt sie. Dann windet sie ihren Brautgürtel um einen frisch gepfropften Obstbaum, und falls das gepfropfte Reis gedeiht, wird auch sie in die glücklichen Umstände kommen, die sie ersehnt. Wenn eine Frau im zwölften Jahre der Ehe noch kein Kind bekommen hat, so hilft ihr nach bosnischem Aberglauben dieser von Dragitschewitsch im „Urquell“ erwähnte Zauber: Eine schwangere Frau muss einen Stein suchen, der zufällig auf einem Birnbaum — Kruschka jagodnjatscha — liegen geblieben ist, als jemand mit Steinwürfen reife Früchte herunterschlug. Findet die Suchende einen solchen Stein, so muss sie den Baum schütteln, aber dabei so geschickt sein, den Stein mit den Händen aufzufangen, damit er den Erdboden nicht berühre. Das Kleinod trägt sie nun im linken Schosszipfel ihres Rockhemdes zum Bache, füllt über den Stein hinüber einen Krug mit Wasser und geht heim. Sodann nimmt sie taufrisches Gras, Rossopadne trave, und spricht in den Krug hinein die Beschwörung: „Die und die soll in gesegnete Umstände kommen!“ Hiernach überbringt sie der Unfruchtbaren das Wasser zum Trinken und übernimmt deren Trauungsgewand, das sie nun so lange trägt, bis die eigentliche Besitzerin desselben zu fühlen beginnt, dass sie Mutter geworden, dass sie ein Kind im Leibe nähre. Die helfende Freundin darf ausser dem Trauungsgewande, das sie nur leihweise erhält, sonst nichts von der Anderen oder in deren Hause nehmen, nicht einmal einen Bissen Brot; sonst ist der Zauber wirkungslos.

In Persien gilt gegen Unfruchtbarkeit der Frauen die Wallfahrt nach Kum oder Meschhed als bewährtes Mittel. Um dereinst in der Ehe fruchtbar zu sein, setzen sich die persischen Mädchen auf die Deichsel einer von Pferden getriebenen Papiermühle

und lassen sich darauf zweimal um die Säule ziehen. Wird eine Frau ohne ihr Wissen mit Schweinefett beschmiert, so glaubt man in Persien, sie müsse unfruchtbar werden.

Als ich eine Reise nach Jerusalem machte, beauftragte mich eine Griechin, ihr Jordanwasser mitzubringen, Jordanwasser trinken die Levantinerinnen, um die Unfruchtbarkeit zu beheben. In Aegypten trinken die Frauen zu diesem Zweck blos Nilwasser. Bei den Juden in Palästina trinken kinderlose Frauen, um Kinder zu bekommen, das Wasser, in welchem Moos von den Ruinen der Tempelmauer gekocht wurde.

Wenn Talismane und abergläubische Mittel nicht helfen, wenn das Anhauchen der Priester, das Lesen gewisser Stellen aus dem Koran oder dem neuen oder alten Testament keine Hilfe bringen, wenn selbst die Wallfahrten zu heiligen Orten umsonst sind, dann versucht man allerlei äussere und innere Volksmittel Man lässt Weiber kommen, dass sie der Unfruchtbaren die untere Bauchgegend und die Lendengegend sanft kneten und mit Oel einreiben; man macht erweichende Einspritzungen in die Genitalien; oder man setzt die Frau in Bäder, welche mit aromatischen Substanzen versetzt sind, oder man legt in die weiblichen Teile Pfropfen — Tampons — mit Zwiebeln, Viola und in Weingeist gelöstem Mastix oder Pessarien aus Nelken, Zimmt, Bezoar, Ambra und Moschus. Traurige Folgen unvernünftiger Behandlung sind zuweilen chronische Gebärmutterentzündungen und andere schwere Frauenleiden, besonders Hysterie.

48. Abortus.

Althebräisches. — Konstantinopeler Mittel zur Verhütung der Konzeption. — Einfaches Mittel der Serbin. — Mittel zur Hemmung geschehener Befruchtung. — Bosnische Abortiva. — Der Hodscha-Arzt und das Vogel-Amulet. — Abortus in Persien. — Selbsthilfe. — Oeffentliche Anstalten für kriminellen Abortus in Konstantinopel. — Eine Statistik. — Ursachen der gewaltsamen Abortierungen. — Das moslemische Gesetz und der Abortus. — Klagen, Anklagen und Warnungen des Omer Haleby.

Merkwürdig ist es, dass trotz der Sehnsucht nach zahlreichen Kindern, trotz des Wunsches nach Fruchtbarkeit, die Verhütung der Befruchtung und die Abtreibung der Frucht kaum irgendwo so häufig stattfinden als im Orient.

Obwohl bei den Hebräern Kindersegen erwünscht war, kannte man doch auch bei ihnen bereits alle möglichen Mittel, um unerwünschte Nachkommenschaft zu verhindern. Im 1. Buche Moses XXXVIII. 8 wird als das älteste antikonzeptionelle Mittel folgendes erwähnt: „. . . Onan liess den Samen, so oft er dem Weibe beiwohnte, danebenfallen“, um keine Nachkommen zu erhalten.

Um die Befruchtung zu verhüten, wendet man heute in Konstantinopel, nach Rigler, folgende Mittel an: Die Frau legt vor dem Akte einen in Limonade getauchten Schwamm ein; nachher ersetzt sie ihn durch eine Paste aus Aloë, Ruta graveolens und Gummi oder reibt sich mit Tabaksaft.

Wünscht eine Serbin die ersten Jahre ihrer Ehe kinderlos zu bleiben, so kann sie sich schon bei der Trauung vorsehen. Sie nimmt nämlich vor dem Trauungsgange ein Vorhängschloss, sperrt es auf, legt den Schlüssel in eine Ecke des Zimmers, das Schloss in eine andere, geht zwischen Schlüssel und Schloss einmal mitten durch und zurück, sperrt dann mit dem Schlüssel

das Schloss wieder zu und spricht: „Kad ja ovaj katanaz otvorila onda i dete ponila, wenn ich einmal dies Schloss aufsperre, da soll ich auch ein Kind empfangen!" — Sie kann sich's also jetzt einrichten, wie es ihr passt.

Um die geschehene Befruchtung zu hemmen, wendet man in Konstantinopel, wie Rigler erwähnt, einige brutale Mittel an: In den ersten Monaten der Schwangerschaft treibt sich die Frau einen Tabak- oder Olivenstengel in den Mutterhals, in den späteren Monaten schreckt man vor der Punktation der Eihäute nicht zurück, und bedient sich dabei der Aloë, des Crocus und konzentrierter Limonade Sicherste Wirkung erwartet man von folgendem innerlichen Medikamente· Man geniesst Tinctura Hellebori nigri Dr. VI mit Tinctura opii crocata Dr. II zu 20 Tropfen täglich; gleichzeitig gebraucht man zu Auswaschungen das aus Weingeist, verdünnter Schwefelsäure, Aloë, Myrrhe und Crocus zusammengesetzte Elixirium proprietatis Paracelsi; endlich nimmt man zu Einreibungen und Einstreuungen Sabina- und Aloë-Pulver.

Ein bosnisches, auch slawonisches Mittel zum Abortieren — „da dete u sebi otruje, da pobazi, das Kind im Leibe zu vergiften" — ist das folgende, von Krauss mitgeteilte: Die Bäuerin nimmt $^{3}/_{4}$ Oka, das ist etwas mehr als $^{1}/_{4}$ Kilo Färberrötel oder Rubia tinctorum Linn. und verpulvert den Stoff, kocht ihn frühmorgens ab und trinkt auf nüchternen Magen die Brühe so heiss als möglich. Das wiederholt sie mehrere Tage hintereinander. Dann bringt sie ehestens ein totes Kind zur Welt Manchmal geht aber auch die Mutter bei dieser Kur drauf.

Ein anderes, ebenfalls bei bosnischen und slawonischen Bäuerinnen gebräuchliches Mittel: Man nimmt Bilsenkrautwurzel, Hyosciamus Linn. oder in der Landessprache· Koren od bune, ferner eine traubenähnliche Bilsenkrautdolde, endlich Stechapfelsamen, Datura strammonium Linn. oder slawonisch: Sjemena ot tabule, und pulverisiert alles. Das schüttet man in ein Getränk und geniesst es; es ist, wie die Weiber sagen, ein entsetzlicher Trank, auf den man sich sogar die Leber ausbrechen könne.

Manchmal veranlasst man einen Abortus — türkisch: tschodschuk, duschurmek; arabisch: mosket el olat; persisch· bescheh richten; indisch: noksan — wenn man glaubt, dass die Schwangere schlecht gebären werde. Bei den Mohammedanerinnen erscheint dann, wie Rigler erzählte, zumeist der Hodscha-Arzt mit einem

Amulet, auf dem ein Vogel mit grossem Schnabel aufgezeichnet ist, und macht unter Herleiern verschiedener Sprüche seinen Hokuspokus. Die Moslems glauben, dass mit der Leibesfrucht zugleich ein Vogel entsteht, welcher bei der Geburt des Kindes entflieht. Durch das seltsame Amulet glaubt nun der Hodscha den Vogel zu reizen, sodass er vorzeitig die Eihäute zerreisst.

Wenn in Persien ein unverheiratetes Mädchen, eine Witwe oder eine Geschiedene gebären sollte, so wäre ihr der Tod gewiss. Der Fall ist aber, nach Dr. Polak, unerhört; ein uneheliches Kind — haerum zade — findet sich nirgends unter den Schiiten, das Wort wird nur zum Schimpf gebraucht. Alle ausserehelichen Schwangerschaften enden mit Abortus, indem man die Eihäute mittels Haken sprengen lässt. Von den Hebammen soll diese Operation mit besonderer Geschicklichkeit ausgeführt werden, wenigstens sind in Teheran mehrere deshalb renommiert und viel besucht. Uebrigens wird die Sache ziemlich publik betrieben und ihr kein Hindernis in den Weg gelegt. Nur einige unglückliche Geschöpfe wollen sich selbst helfen; sie setzen massenhaft Blutegel an, machen Aderlässe an den Füssen, nehmen Brechmittel aus Sulfas cupri, Drastica oder die Sprossen von Dattelkernen, und fruchten alle diese Mittel nicht, so lassen sie sich den Unterleib walken und treten. Sehr häufig — sagt Polak — erwiderten mir solche Unglücklichen, wenn ich ihnen die Bitte um ein Abortivmittel unter Verweisung auf meinen geleisteten Eid abschlug: „Euer Eid mag wohl für Frengistan gut sein, wir aber können nicht gebären, sonst werden wir samt dem Kinde getötet."

Pitzipios Bey erzählte 1858 in seinem Buche „Les réformes de l'Empire byzantin": „In allen moslemischen Ländern gibt es öffentliche Anstalten, wo sich die Frauen die Leibesfrucht abtreiben lassen. In Konstantinopel selbst findet man auch mehrere solcher Anstalten, welche von der Regierung geschützt oder doch geduldet werden, und man kann türkische Frauen in Menge dorthin eilen sehen. Eine dieser Anstalten, auf grossem Fusse eingerichtet, ist in Tschubali, in der Nähe des Phanaos. Hier befand sich in der Zeit der christlichen Kaiser von Byzanz das Asyl der unehelich geborenen Kinder. 1852 liess Kostakis, ein Grieche, ein höherer Polizeibeamter, die Besitzerin dieser Frucht-Abtreibungsanstalt dreimal arretieren: aber ein noch höherer Funktionär befahl dem Kostakis, die Frau in Ruhe zu

lassen . . ." Und 1873 klagte der Konstantinopeler Arzt, Dr. Pardo: „Ungeachtet aller Hinweisungen auf die Gefahr, die das Verbrechen der Abtreibungen auf Individuen, Familie und Staatswesen hat, und trotz aller Veröffentlichungen in der Konstantinopler Gazette médicale d'Orient, trotz aller sonstigen Bemühungen ernstdenkender Aerzte des Landes, hören die Verbrechen nicht auf, werden vielmehr in erschrecklichem Massstabe fortgesetzt. Selbst die Vorstellungen, welche die Société Impériale de Médecine an die Regierung gerichtet hat, sind ohne Erfolg. Scheinbar hatte eine neue Aera für die Türken begonnen, Midhat Paschas Reformen und fortschrittliche Gesinnung leiteten eine neue Zeit ein. Aber die Landessitte der Abtreibung bleibt; das ist Thatsache, eine Thatsache, welche die Einbildungskraft des abendländischen Lesers nicht einmal in ihrer ganzen Entsetzlichkeit erfassen kann. Diese kriminelle Abtreibung ist eine der Hauptursachen der schrecklichen Verminderung der Bevölkerung, trotzdem die Türken eine der gesündesten und kräftigsten Rassen der Menschheit sind. Eine amtliche Nachforschung ergab, dass in Konstantinopel mindestens 300 kriminelle Abtreibungen monatlich statthaben. Von wie vielen Fällen weiss man nichts! Welche Ursachen treiben zu diesen Unthaten? Jede derselben mordet nicht nur das Kind im Mutterleibe, sondern meist auch die unnatürliche Mutter selbst."

Wenn in Paris bei je 94 Abtreibungen 46 mal die Mutter zugrundegeht, um wie viel höher muss der Opferprozentsatz in Konstantinopel sein, wo man nur plumpe und barbarische Mittel anwendet! Die mohammedanische Gesetzgebung ist in diesem Punkte von jeder Schuld frei, der Koran ist im Gegenteil klar gegen derartige Verbrechen und droht der Frau, die solcher Moral huldigt, mit Strafe. Ueberdies ist die Bevölkerung Konstantinopels nur teilweise mohammedanisch, der andere Teil umfasst mehr Christen verschiedener Konfessionen und Nationalitäten sowie Juden. Bei allen ist das Laster gleich häufig zu entdecken. Es ist eben der allgemeine Zustand der Unbildung, die krasse Unwissenheit, der Grund dieser Abnormität. Es sind hier nicht die Ueberfeinerung und der kulturelle Uebermut, welche in dem wunderbaren Roman Zolas „Fécondité" als Ursachen der gleichen Verbrechen erscheinen, sondern im Gegenteil: der Mangel aller Kultur und der niedrigste Un-

verstand. Bei den moslemischen Frauen kann man noch in Betracht ziehen, dass sie aus Furcht vor Rivalinnen und vor Scheidung ihre Formen möglichst lange zu konservieren versuchen. Bei den anderen Nationen aber geschehen die Verbrechen meist, um Vergehen ehelicher Untreue vor der Entdeckung zu bewahren.

Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit, mit welchem Leichtsinn sich die Frauen in diese gefährlichen Dinge schicken. Sie begeben sich in diese fürchterlichen Mordgruben furchtloser als selbst zu einem Zahnarzt. Kaltblütig wird der Handel mit dem Arzt oder der Hebamme abgeschlossen. In mancher Apotheke Stambuls oder Peras sieht man häufig einen Fötus ausgestellt: es bedeutet, dass hier ein Arzt ordiniere, der das kriminelle Geschäft betreibt. Als die Société de Médecine einmal einen Arzt wegen solcher Handlungen zur Verantwortung ziehen wollte, leugnete der gute Mann gar nicht und anstatt sich zu verteidigen, rühmte er sich seiner Geschicklichkeit und legte der geehrten Gesellschaft der Aerzte seine Erfindung vor, womit man die Operation einfach, rasch und schadlos vollziehen könnte: dieses neu erfundene Instrument war ein gewöhnliches Frisiereisen! ... Die Gewohnheit der Straflosigkeit hat die Verbrecher kühn gemacht. Damals wollte die Société aber einmal energisch ihre Pflicht thun. Sie denunzierte den Fall der Regierung. Das war im Jahre — 1859. Im Jahre 1873 konstatierte Dr. Pardo, dass derselbe Arzt noch grössere Praxis als früher hatte, und er würde noch heute der Patientinnen nicht ermangeln, wenn er nicht endlich gestorben wäre.

Es ist schon gesagt worden, dass das moslemische Gesetz die Frau, welche ihre Frucht abtreibt, zu schwerer Strafe verurteilt. Omer Haleby kommentiert dieses Gesetz weitläufig. Er meint, die Prostitution der Götzendiener-Völker sei die Urheberin des verdammenswertesten aller Verbrechen, des Abortus durch Gewalt. Der Prophet habe die Abtreibung ausdrücklich verboten, indem er den Menschen zu töten verboten habe, sei damit gleichzeitig die Tötung des Menschen im Mutterleibe verurteilt worden, die Tötung des Kindes. Denn unter dem Worte Kind müsse man den Traditionisten zufolge schon die Frucht verstehen, welche sich im Mutterleibe entwickelt. Der monströse

Akt der gewaltsamen Abortierung sei gleichsam die kalte und vorbedachte Tötung des Engels, der auf dem Grunde der Gebärmutter lebt und im Augenblicke der Samenvermischung ausruft: „Ein Tropfen, o Herr! eine Frucht!" Einige Gelehrte — fährt Omer Haleby fort — betrachteten die Abortierung eher als Wahnsinn, denn als Verbrechen; aber sie hätten wahrscheinlich jene Worte des Propheten vergessen, welche Asmah, die Tochter Jesids, so häufig wiederholte· „Tötet euere Kinder nicht heimlich, in einer Weise, die ihr nicht begreift" . . . . „Lasset deshalb" — ruft Omer Haleby aus — „diese Praxis der Abortierung den Epigonen der Römer, den Heiden oder Christen!" Man müsse leider zugestehen, dass es unter den Mosleminnen viele gebe, welche das Verbrechen begehen unter dem Vorwande, „dadurch ihre Brüste in jugendlicher Härte und ursprünglicher Schönheit" zu erhalten . . . „Aber vergessen sie, dass sie sich gleichzeitig dem Tode oder im besten Falle schweren Zerrüttungen ihres Organismus aussetzen? Dass mindestens die Unfruchtbarkeit eine Folge des Verbrechens ist? Andere folgen dem schlechten Rate ihrer Liebhaber, ihrer Gatten, in diesem Falle brauchen sie sich nicht um das Urteil der Welt zu kümmern — aber entgehen sie dem Urteile Gottes? . . . Man sagte einmal: die Herbeiführung des Abortus wäre weniger strafbar, wenn sie im ersten Monate der Schwangerschaft geschähe. Das ist eine gefährliche Sophistik, denn das unanfechtbare Wort des Propheten beweist, dass schon im Spermatropfen selbst, der nach einer Menstruation in das Mutterei fliesst, Leben und organische Intelligenz sind; sofort wird das Ei ein Embryo . . Und um den grossen Akt, der sich dann in der Gebärmutter vollzieht, als einen hohen, und um das Verbrechen, das durch die Abortierung begangen wird, als das niedrigste zu charakterisieren, hat nicht zu diesem Zwecke der Prophet gesagt· „Die Mutter, die unter Geburtsschmerzen stirbt, wird zum Rang der Märtyrerin erhoben und gelangt unmittelbar in das Paradies"? . . Fliehet deshalb, o ihr gläubigen Frauen! alles, was euch zur Abortierung verführen will. Wenn man sagt, eine vom Propheten herstammende Tradition erlaube der Frau, Medikamente zu nehmen, um ihre Periode zu unterdrücken, sobald diese Medikamente ihr nicht schaden können; und wenn man sagt: daraus resultiere, man dürfe in gewissen Fällen durch innere und äussere Medi-

kamente auch die Frühgeburt hervorrufen — so unterlegt man dieser Tradition einen falschen Sinn, einen Sinn, der mit dem Koran und dem Gesetze des Islams in Widerspruch ist. Die also reden, setzen die Finsternis an die Stelle des Lichtes. Die erwähnte Tradition und die ersten Gelehrten des Islams, die sie wiedergegeben haben, wollten in Wirklichkeit nur sagen, dass es erlaubt sei, einer Frau, mit ihrer eigenen Einwilligung und mit Zustimmung ihres Gatten oder ihrer Verwandten, Gewürze zu verabreichen, um einen allzuheftigen Blutverlust und eine Störung der Gesundheit, beispielsweise durch eine Hämorrhagie, zu verhüten."

Allem zum Trotz aber grassiert, wie ich gesagt habe, auch unter den moslemischen Frauen die Seuche des kriminellen Abortus überaus arg, und es wird behauptet — so von Regla — dass im Harem des Sultans eine eigene Frau, genannt „die blutige Hebamme", mit dieser furchtbaren Praxis betraut sei.

Der Missbrauch, der in der Türkei allgemein ist, dass die Frau, nachdem sie zwei Kinder geboren hat, mit Wissen ihres Mannes von nun an Abortus hervorruft, teils um ihre Körperschönheit zu erhalten, teils um die Nachkommenschaft zu verringern, herrscht nach Dr. Polak in Persien nirgends; denn erstens ist es ausserordentlich selten, dass eine Perserin mehr als zwei Kinder am Leben erhält, zweitens setzt sie einen Stolz darein, eine zahlreiche Nachkommenschaft zu besitzen, die ihr in ihren alten Tagen zur Stütze dienen kann. Wenn Unfruchtbarkeit von den Frauen aller Länder als ein Missgeschick angesehen wird, so ist sie in Persien wirklich das grösste Unglück, die Unfruchtbare wird fast immer vom Manne verstossen, von anderen Frauen des Harems verhöhnt, und steht in ihren alten Tagen, wo die Mutter gewöhnlich das Obdach ihres Kindes in Anspruch nimmt, isoliert und hilflos da.

49. Hebammen.

Bei den Völkern des Altertums. — Himmlische Hebammen bei den Chaldäern. — Die Göttin Mylitta. — Der Kultus der Astarte. — Griechisches. — Iranisches. — Der Mond als Geburtshelfer — Südslavische Geburtsgöttinnen. — Geburtsgottheiten der Sabäer und Jesiden. — Die Mandäer-Göttin Rucha. — Die Mutter-Gottes als Geburtshelferin. — Die Jericho-Rose bei der Geburt. — Zur Geschichte der Hebammen — Die Hebammen bei den Hebräerinnen. — Hellenische, römische und byzantinische Hebammenkunst. — Die Hebammen in der arabischen Epoche. — Unwissenheit der orientalischen Hebammen. — Ihr schlechter Ruf. — Hebamme, Kupplerin und Kurpfuscherin. — Früherer Zustand der Geburtshilfe in Konstantinopel. — Reformen unter Sultan Abdul Medschid. — Die Wienerin Frau Messani. — Gegenwärtige Zustände in der Türkei. — Namen für Hebamme. — Wichtigkeit der Hebamme in Bagdad.

Die alten Völker des Orients hatten verschiedenen Gottheiten die Rollen von Hebammen zugeteilt. Bei den Chaldäern war die Göttin Thalat die unsichtbare Helferin der Gebärenden. Mylitta, die Göttin der Fruchtbarkeit, die assyrisch-babylonische Astarte, war gleichzeitig Königin des Himmels und Königin der Nacht, himmlische Jungfrau und Göttin des Empfangens und Gebärens, zu ihren Ehren fand in Babylon religiöse Prostitution statt. Die Verehrung der babylonischen Astarte wurde vom Euphrat und Tigris nach Phönizien getragen und verbreitete sich in ganz Syrien, auch hier war ihr Kultus mit religiöser Prostitution verbunden. Die phönizische Astarte, die Allesgebärende, kam dann auf den Inseln, welche Kleinasien benachbart sind, vornehmlich auf Cypern, als Aphrodite zu hohem Ansehen. In Phrygien verehrte man die Cybele, die versinnbildlichte Erde. Zur Zeit Salomos war der Kultus der Aschera, die im Grunde mit der Astarte identisch ist, populär. Die alten Araber hatten als Göttin der Fruchtbarkeit und Geburt die Mondgöttin Al Jlahat, von Herodot Alilath oder Alytta genannt.

Mit dem Namen der babylonischen Astarte schon verband man die Idee der feuchten empfangenden fruchtbaren Erde und des befruchteten und wieder befruchtenden Mondes. In der Vorstellung der Griechen identifizierte sich diese Göttin mit ihrer Aphrodite. Die älteste Göttin der Geburt bei den Hellenen war die Eileithyia, welche von den Hyperboreern nach Delos gebracht wurde und dort der Leto Hebammendienste leistete. Dieser Göttin Sinnbild am Himmel war der Mond, der die Sonnenstrahlen empfangende und die Erzeugung und das Wachstum auf Erden fördernde; dieser Göttin irdisches Ebenbild aber war die Kuh. Eine spätere mythische Geburtsgöttin im antiken Griechenland war die Artemis, während die Hera als Göttin der Ehe galt. Die Göttinnen Genetyllides fungierten als Vorsteherinnen der Zeugung und der Geburt. Bei den iranischen Völkern Asiens, den alten Persern, Medern, Baktrern, wurde in der Religion Zoroasters dem Monde eine Beziehung auf die Zeugung zugewiesen; er stand der Geburt vor. Nach Herodot riefen die Magier den Mond als wohlthätige Himmelsmacht an, wenn sie bei gestörtem Geburtsverlauf oder bei Wochenbettsleiden die Wirkung der Krankheitsgeister bannen wollten. Anaitis, Anahita, Anaia, Aine, so nannte man diese Mondgöttin, diese himmlische Geburtshelferin, bei den Persern, Medern, Kappadociern und Armeniern. Auch bei den slavischen Völkern ist die Göttin des Mondes die Beschützerin der Geburten. Früher unterschied der südslavische Glaube genau zwischen den überirdischen Geburtsfräulein, den Beschützerinnen schmerzensfreier Geburten und der glücklichen Niederkunft, und den Schicksalsfräulein, den Bestimmerinnen des Schicksals des Neugeborenen. Beiderlei Gottheiten vermischten sich; während aber einerseits behauptet wird, dass die jetzigen Balkanslaven die Schicksalsgöttinnen auch als Geburtsbeschützerinnen betrachten, hat Krauss überzeugend nachgewiesen, dass es dort jetzt nur die Kategorie der Schicksalsfräulein gebe.

Die Sabäer und die Jesiden kannten als Göttin der Zeugung und des Gebärens eine der Venus ähnliche Gottheit, der man mit Safran räucherte.

Am unteren Euphrat und Tigris verehrt noch heute die dort wohnende Sekte der Mandäer eine Göttin Rucha, Mutter des weltgrossen Ungeheuers Ur, die den Gebärenden Beistand leistet.

Bei den Gräko-Walachen in Monastir gilt die Mutter-Gottes als Beschützerin der Geburt. Sie ist hier, nach Ansicht von Sajaktzis, die Nachfolgerin der Hera, einer der Beschützerinnen der Geburt bei den Alten. Sobald die Vorzeichen der Geburt eintreten, wird sofort das Lämpchen vor dem Muttergottesbilde angezündet; es bleibt während der ganzen Dauer des Wochenbettes brennen. Die Hebamme, die Frauen der Familie und die Nachbarinnen wünschen: „Kali Eleuteria, gute Entbindung, und die heilige Jungfrau möge dir die Geburt erleichtern!"

Die Hebamme bringt ausser ihren Instrumenten die Jericho-Rose mit, die hier Cheri tis Panagias, Hand der Mutter Gottes, genannt wird. Es ist ein niederes vielästiges Kraut, welches von Pilgern vom Heiligen Grabe mitgebracht wird. Die Pflanze hat die Eigentümlichkeit, dass sie sich in ausgetrocknetem Zustande zu einem gitterförmigen Ballon zusammenrollt, nach Anfeuchtung aber wieder ausbreitet wie eine menschliche Hand. Mit Beziehung hierauf wird erzählt: sie sei überall dort erwachsen, wo die heilige Maria den Abdruck ihrer Hände zurückliess, als sie allein in dichter Finsternis zur Schädelstätte auf Golgatha emporklomm. Während der Wehen benetzt sich die Leidende das Antlitz und die Lippen mit einem Wasser, das durch Eintauchen der Jericho-Rose geweiht worden ist: dia na eleutoroti m eukolia, damit sie leichter über die schwere Stunde hinwegkomme. Man findet diesen Gebrauch bei allen griechischen Familien im Orient. In Monastir hält die Gebärende die Jericho-Rose auch in der Hand, ähnlich wie die Frauen des Altertums bei der Entbindung den heiligen Lorbeer Apollos in die Hand nahmen. Uebrigens wurde die Jericho-Rose unter dem Namen Glykiside im Altertum ebenfalls verehrt.

Bei den Hebräern waren die Hebammen eine geachtete Klasse, so kann man aus dem 2 Buche Moses I 21 ersehen. Die Stelle im 1. Buche Moses XXXV 17, wo von der Niederkunft Rahels und der Geburt Benjamins erzählt wird, kann als die älteste Nachricht über Hebammen in der heiligen Schrift gelten. An sie reiht sich die Mitteilung über die zwei Hebammen Sifra und Pua, von denen im 2. Buche Moses I 15 erzählt wird, wie klug und erfolgreich sie den Befehl des Pharao, die neugeborenen hebräischen Knaben zu töten, umgingen.

Friedreich — bei Trusen — meint, dass die Geburtshülfe bei

den Hebräern schon zur Zeit der Niederkunft Rahels sich auf der Stufe einer gewissen Vollkommenheit befand. Allerdings, fügt er hinzu, beschränkten sich die geburtshülflichen Leistungen nur auf Vertrauen zur Selbsthülfe der Natur, auf Trost und Ermahnung zur Geduld, auf Anwendung der zweckmässigen Lage während der Geburt, auf Empfangen des Kindes, Behandlung der Nabelschnur und Abreiben des Kindes mit Salz, sowie auf die Einwicklung des Neugeborenen in Windeln.

Ueber die Geburtshülfe im alten Hellas und Rom haben Ploss-Bartels, sowie Engelmann alles Wissenswerte zusammengestellt. Wir erfahren dort durch viele Beispiele, dass die römische und später die byzantinische Hebammenkunst sich unter dem Einflusse der hellenischen bildete. Auch die arabischen Aerzte schöpften einen grossen Teil ihres geburtshülflichen Wissens aus griechischen Quellen. Aber während nach dem Zerfall der römischen Weltherrschaft alle Wissenschaften und Künste bei den Arabern neue Heimstätten suchten und fast alle bei ihnen auch zu frischer Blüte gelangten, blieb die Geburtshülfelehre der Araber eine tote Wissenschaft; denn den Aerzten gestattete die Sitte die gerade in diesem Fache so wichtige Belehrung durch persönliche Kontrolle und Beobachtung der Vorgänge nicht. Die Geburtshülfe lag nicht in den Händen gebildeter Aerzte, sondern war vollständig Hebammen überlassen, welche blos geringe Kenntnisse besassen. Nur in der allergrössten Not berief man den Chirurgen. Der aber, unbekannt mit der praktischen Ausübung in einem solchen Falle, brachte in dieser allergrössten Not nur selten Hülfe. Mit seinen mächtigen Apparaten und Instrumenten übte er auf die unglückliche Frau eine tötlich beängstigende Wirkung aus. Ueberstand sie den Schrecken, so wurde sie durch die Ungeschicklichkeit des Arztes schwer verletzt oder umgebracht, und das Kind kam selten unzerstückelt aus dem Mutterleib.

Schon Hasselquist, im vorigen Jahrhundert, erzählte viel von der Unwissenheit der orientalischen Hebammen. Titus Tobler, Robinson, Häntzscher, Quedenfeldt und andere Orientreisende bestätigen dies Urteil. Oppenheim, der lange Jahre als Arzt in Kleinasien lebte, tadelt nicht blos die krasse Unwissenheit, sondern auch die böse Moral der Geburtshelferinnen. In neuerer Zeit gab der Franzose Eram seine Erfahrungen mit folgenden

scharfen Worten bekannt: „Das Wissen dieser Frauen ist ungenügend. Unterrichtete Hebammen gibt es nur in den Städten. Die meisten haben ein unehrliches Leben hinter sich. Neben ihrer geburtshülflichen Praxis betreiben sie das Geschäft einer Kupplerin und Ehevermittlerin. Ein arabischer Spruch sagt sogar: „Jede Frau, die mit der Prostitution begonnen hat, endet mit dem Stand der Hebamme."

Ueber den Zustand der Geburtshülfe in Konstantinopel zu Anfang des 19. Jahrhunderts hat uns Dr. Demeter Maurokordato einen zeitgenössischen Bericht hinterlassen: Die Hebammen bildeten damals eine besondere Klasse; ihre Zahl war unbestimmt. Sie genossen keinen systematischen Unterricht, sondern die Eine vererbte ihre Erfahrungen der Anderen. Von der Lage des Foetus, von den Diametern des Beckens, überhaupt von anatomisch-physiologischen Kenntnissen hatten sie entweder gar keine oder eine falsche Idee.

Unter Sultan Abdul Medschid begründete eine gebildete europäische Hebamme, die Wienerin Frau Messani, eine Hebammenschule. Seither nahmen die Greuel früherer Zeiten ab, aber kein Ende. Zwar versuchten einige an den Schulen Oesterreichs, Deutschlands, Frankreichs, Englands und Italiens ausgebildete Aerzte, sich als Geburtshelfer einzuführen, aber ihr Wirken stiess auf Schwierigkeiten.

Im Jahre 1873 noch klagte der Konstantinopler Arzt Doktor Pardo: „Einige wenige rechtschaffene und wirklich gebildete Damen ausgenommen, besteht die Zunft der Hebammen aus verrufenen, unwissenden Frauenzimmern, die sich Mamy oder Hebammen nennen, um nur desto leichter verbrecherische Abtreibungen vornehmen und das Geschäft von Kupplerinnen ausüben zu können. Solche Frauenzimmer beflecken die Schwellen angesehener Häuser und entehren durch ihre Gegenwart die achtbarsten Familien. Diejenigen, welche sie zu Fehltritten verleitet haben, führen sie dann auf die Bahn des Verbrechens und in Unglück und Tod Und dies alles geschieht vor den Augen aller Leute. Es existiert keine Ueberwachung Erfolgt mal eine Anordnung der Behörden, so wird sie nicht respektiert."

Vielfach stehen also die Hebammen in der Türkei noch heute auf tiefer Stufe. Unbekannt mit dem Mechanismus des Geburtsaktes, können sie im Falle eines Geburtshindernisses nichts thun,

als abergläubische Mittel und unnütze Quälereien anwenden. In manchen Fällen ruft man sogar mehrere weise Frauen, und während diese miteinander noch über die Zweckmässigkeit der Mittel streiten, sind Mutter und Kind verloren. Nur selten entschliesst man sich, einen gebildeten diplomierten Geburtshelfer dem intimen Vorgang beizuziehen. Und nebenbei geniessen die Hebammen auch schlechten moralischen Ruf. Sie besorgen ausser der Geburtshülfe mehr das für sie fruchtbarere Geschäft des Unfruchtbarmachens und Abtreibens, und sind als solche würdig jenen Weibern an die Seite zu stellen, welche schon Plinius beschrieben hat. Die Thebanerin Salpe und die moderne Marseillerin Sotira sind ihre Vorbilder. Es gibt allerdings einige ebenso rühmliche als seltene Ausnahmen. -- Die Hebamme heisst bei den Türken Ebe Kade oder Mamy; bei den Arabern: Kabli, Kabla, Gabla, wörtlich: die Empfängerin, von Kabul, empfangen; manchmal nennt man sie auch arabisch: Tebiba, Aerztin; bei den Persern nennt man sie ebenfalls: Kabli oder Mamy; bei den Griechen: Mamy, Maia oder Agetria; bei den Gräkowalachen: Mamy oder Mlampa; bei den Tscherkessen: Betia; bei den Spaniolen: Mamy; bei den Bosniern: Hadschika; in Syrien und Palästina: Dye, Daye. Allgemein bezeichnet man sie als die weise Frau, die erfahrene Frau; weise Frau — diesen Ausdruck für die Hebamme haben alle Völker der Erde angenommen; selbst die Bewohner der Fidschi-Inseln sagen: Alewa Wuku, weise Frau.

Je nach den Provinzen, die in Betracht kommen, sind die Geburtshelferinnen: Araberinnen, Türkinnen, Armenierinnen, Griechinnen und Spaniolinnen. Die persischen Hebammen sind zumeist Witwen. Die griechischen Hebammen benutzen als Instrumente ihre eigenen Hände, die sie tief in die Teile der Gebärenden hineinpressen. Aehnlich machen es die helfenden Frauen in Palästina

Die Kabli ist in Bagdad bei einer Geburt die Hauptperson. Ihr wird geschmeichelt, gehuldigt. Während sich die Wenigsten um die Wöchnerin selbst kümmern, erweist man der Hebamme alle möglichen Aufmerksamkeiten. Als Honorar erhält sie selbst bei wenig wohlhabenden Familien wenigstens 5, oft aber auch 10 Pfund. Sie kommt monatelang, ja jahrelang immer wieder ins Haus und erhebt Tribut beim Zahnen, bei den ersten Gehversuchen und Sprechversuchen des Kindes.

50. Gebräuche in der Schwangerschaft.

Die Entstehung der Frucht. — Bibel und Koran über Erschaffung des Menschen. — Mosaische Gesetze zum Schutze der Schwangeren. — Ein Kriegsbrauch. — Abschlachten Schwangerer — Der Koran über Schwangerschaft. — Gedenkmünzen betreffend Schwangerschaft von Sultaninnen. — Schwangerschaft und Coitus. — Mohammeds Ratschläge. — Die Diät der Schwangeren. — Der Granatapfel. — Albanesische Bräuche. — Serbischer Aberglaube. — Mohammedanische Ansichten. — Bosnische Sitten. — Gräkowalachische Gebräuche. — Die palästinensischen Juden. — Syrisches. — Schwängerung durch Baden. Das Versehen. — Volksmedizin.

Im Alten Testamente wird wohl häufig die Frucht oder Leibesfrucht erwähnt, aber nichts Näheres darüber gesagt, „wie die Gebeine im Leibe Schwangerer entstehen," um die Worte aus Prediger XI 5 zu gebrauchen.

Im Psalm 139 heisst es Vers 13—16: „Du hast mein Innerstes geschaffen . . wobst mich im Mutterleibe . . . Mein Gebein war dir nicht verhohlen, als ich im Verborgenen gemacht, in Erdentiefen gewirkt wurde. Deine Augen sahen mich, als ich noch ein ungestaltetes Klümpchen war . . ."

Aehnlich im Buche Hiob X 8—11: „Deine Hände haben mich sorgsam gebildet und bereiteten mich, alles zusammen, ringsum . . Gedenke doch, dass du wie Thon mich formtest . . . Hast du mich nicht hingegossen wie Milch und wie Käse mich gerinnen lassen? Mit Haut und Fleisch bekleidetest du mich, und mit Knochen und Sehnen durchflochtest du mich . ."

Ich verweise bei Anführung der nachfolgenden Koranstellen darauf, dass Mohammed seine Bildnisse von der Erschaffung des Menschen auch nur aus dem Alten Testamente schöpfte und häufig dasselbe sagte.

Sure IV 95: „Siehe, Allah lässt keimen das Korn und den Dattelkern; hervorbringt er das Lebendige aus dem Toten und das Tote aus dem Lebendigen.“

Immer wird den Moslems zu Gemüte geführt, dass Allah die Menschen erschuf und sie in Geschlechter teilte.

Sure 42, Vers 3: „. . und bei dem, der Mann und Weib erschuf . . .“

Sure 78, Vers 8: „. . und schufen euch zu Paaren . . .“

XVI 74: „Und Allah gab euch aus euch selber Gattinnen und gab euch von eueren Gattinnen Söhne und Enkel.“

IV 1: „O ihr Menschen, fürchtet eueren Herrn, der euch erschaffen aus einem Wesen, und aus ihm erschuf seine Gattin, und aus ihnen viele Männer und Weiber entstehen liess . . .“

49. Sure, Vers 13: „O ihr Menschen, wir erschufen euch aus einem Manne und einem Weibe und machten euch zu Völkern und Stämmen . . .“

Dies alles bezieht sich auf die Erschaffung des ersten Menschenpaares. Was aber weiss der Koran von der Art, wie jetzt der Mensch geschaffen wird, über die Entstehung des Fötus? Nicht mehr als die Bibel.

Sure XIII, Vers 9 sagt: „Allah kennet die Leibesfrucht jedes Weibes, und wie der Mutter Leib sich verengt und dehnt.“

LIII 33: „. . . Er kannte euch sehr wohl, als er euch aus der Erde hervorbrachte, und da ihr Embryos waret in euerer Mütter Leibern“

Die 76. Sure des Korans ist „der Mensch“ betitelt. Hier heisst es in Vers 1 und 2: „Ist denn nicht ein grosser Zeitraum verstrichen, seit welchem er ein unbemerkenswertes Ding gewesen?“ — nämlich seit seiner Entstehung im Mutterleibe.

VI 98: „Und er ist's, der euch entstehen liess aus Einem Menschen; und er gab euch eine Stätte und einen Lagerraum“ — im Mutterschosse.

XXXIX 8: „Erschaffen hat er euch aus einer Seele; alsdann machte er von ihr ihre Gattin . . . Er schafft euch in den Schössen euerer Mütter, eine Schöpfung nach einer Schöpfung in drei Finsternissen“ — hier werden die Angaben etwas genauer und Leib, Mutterschoss und Plazenta angedeutet.

Nun weiss man, wo die Frucht sich befindet, bis sie an das Licht der Welt tritt. Aber woraus entsteht die Frucht? Da wird am meisten der Samentropfen direkt erwähnt

Sure XXXVI 77: „Will denn der Mensch nicht einsehen, dass wir ihn aus einem Samentropfen erschufen?"

In der XXXV. Sure, Vers 12 aber wird der Samentropfen als zweite Entstehungsursache festgestellt. Da heisst es: „Und Allah hat euch geschaffen aus Staub, alsdann aus einem Samentropfen, alsdann machte er euch zu Geschlechtern" — zu einem männlichen und einem weiblichen Geschlecht.

Oder Sure XVIII, Vers 35. „. . . Glaubst du etwa nicht an den, der dich erschaffen aus Staub, alsdann aus einem Samentropfen, alsdann dich gebildet zum Mann?"

LVI 58—59: „. . . Was euch an Samen entfliesst, habt ihr es erschaffen oder erschufen wir es?"

XVI 4: „Erschaffen hat er den Menschen aus einem Samentropfen"

LIII 45—47: „Und dass Er es ist, der tötet und lebendig macht; und dass er die Paare erschuf, das Männchen und das Weibchen, aus einem Samentropfen, da er ergossen ward."

Die 76. Sure erwähnt die Vermischung: „Wahrlich wir haben den Menschen geschaffen aus dem vermischten Samentropfen beider Geschlechter."

An anderen Stellen wird statt des Samens geronnenes Blut erwähnt.

XCVI 1—2: „Lies, im Namen deines Herrn, der erschuf, erschuf den Menschen aus geronnenem Blute."

Wieder an anderen Stellen wird auf den alttestamentlichen Vergleich mit dem Thon zurückgegriffen:

LV 13: „Erschaffen hat er den Menschen aus Lehm wie ein Thongefäss."

XV 28—29: „Und gedenke, da dein Herr zu den Engeln sprach ‚Siehe, ich erschaffe einen Menschen aus trockenem Lehm, aus geformtem Schlamm'."

XV 26: „Und wahrlich erschaffen haben wir den Menschen aus trockenem Lehm, aus geformtem Schlamm."

Woher kommt der erschaffende Same? Darauf antwortet die 86. Sure in Vers 5 und 6: „Erschaffen ward der Mensch

aus ausfliessendem Wasser, das herauskommt zwischen den Lenden des Mannes und den Brustbeinen des Weibes."

XXII. Sure: „O, ihr Menschen, bedenket doch, dass wir euch zuerst aus Staub geschaffen; dann aus Samen; dann aus geronnenem Blute; dann aus einem Stücke Fleisch, von teils völliger und teils unvölliger Ausbildung . . . Wir lassen das, was uns gefällt, ruhen im Mutterleibe bis zu der bestimmten Zeit der Entbindung."

XXIII: „Wir erschufen einst den Menschen aus geläutertem Lehm; dann machten wir ihn aus Samen in einem sicheren Aufenthaltsorte im Mutterleibe; und dann machten wir den Samen zu geronnenem Blute; und das geronnene Blut bildeten wir zu einem Stücke Fleisch, und dieses Fleisch wieder zu Knochen, und diese Knochen bedeckten wir wieder mit Fleisch, woraus wir dann erstehen lassen ein neues Geschöpf" — nämlich einen Menschen, der aus Leib und Seele besteht.

Die Beseelung und Belebung des Menschen durch Gottes Wille und Kraft schildern nachfolgende Koranstellen:

XV 29· „. . . Und wenn ich ihn gebildet und ihm von meinem Geiste eingehaucht habe . . ."

XXXII 5—8 „Allah kennt das Verborgene und das Sichtbare, er, der Mächtige, Barmherzige, der alle Dinge gut erschaffen, und der des Menschen Schöpfung aus Thon hervorgebracht hat. Alsdann bildete er seine Nachkommen aus Samen aus verächtlichem Wasser Alsdann formte er ihn und blies in ihn von seinem Geiste und gab euch Gehör, Gesicht und Herzen."

LXXXIII 7—8· „Der dich erschaffen, gebildet und geformt und in die Form, die ihm beliebte, dich gefügt hat . . ."

LXIV 2—3: „Er ist's, der euch geschaffen . . . und euch geformt und euere Form schön gemacht hat."

XVI 80: „Und Allah hat euch aus den Leibern euerer Mütter hervorgebracht als Unwissende. Und er gab euch Gehör und Gesicht und Herzen."

LXVII 23: „Er ist, der euch erschaffen und euch Gehör, Gesicht und Herz gegeben hat."

XC 8—9: „Machten wir ihm nicht zwei Augen und eine Zunge und zwei Lippen?"

LXXVI 28: „Wir erschufen sie und stärkten ihre Sehnen; und wenn wir wollen, vertauschen wir sie mit anderen, die ihnen gleich sind.“ — —

Im 2. Buche Moses XXI 22—23 wird zum Schutze der Schwangeren angeordnet „Wenn Leute einen Raufhandel haben und dabei ein schwangeres Weib stossen, so dass eine Fehlgeburt erfolgt, ohne dass weiterer Schaden geschieht, so soll der Thäter eine Busse entrichten, wie sie ihm der Ehemann des Weibes auferlegt, und soll bezahlen nach dem Ausspruch von Schiedsrichtern. Geschieht aber ein Schaden, so soll Einer lassen Leben um Leben, Aug um Aug . . .“

Im Alten Testament — Prophet Amos I 13, 2 Buch der Könige VIII 12, Prophet Hosea XIV 1 — wird mehrfach die grausame Kriegsgepflogenheit erwähnt, die Schwangeren aufzuschlitzen.

Ein fürchterlicher Aberglaube herrscht noch heute unter bosnischen Dieben und Räubern. Sie pflegen ein im siebenten Monat schwangergehendes Weib abzuschlachten, aufzutrennen und das Kind aus dem Mutterleib auszuweiden, um es in lange, schmale Streifen zu schneiden. Diese werden gedörrt und als Kerzen benützt, wenn man ein Haus plündern will. Denn kein Hausbewohner kann, so glauben sie, in jenem Hause erwachen, wo Diebe solche Lichter brennen.

Der Koran enthält nachfolgende auf Schwangere und Schwangerschaft — türkisch: schistan, hebl, arabisch: göbeh, hameleh; persisch: schikemdar, hamel; indisch: umeidvar — bezügliche Stellen:

XIII 9: Allah weiss, was jedes Weib im Schosse trägt und um was sich Schösse verengen und ausdehnen.

VII 189—190: Allah ist's, der euch erschuf von einem Menschen, und von ihm machte er sein Weib, auf dass er ihr beiwohne. Und da er bei ihr geruht hatte, trug sie eine leichte Last und ging umher mit ihr. Und da sie schwer ward, rief sie zu Allah ihrem Herrn: „Wahrlich, wenn Du uns ein Fehlerloses giebst, wahrlich dann werden wir dankbar sein.“

Der Koran befiehlt in der 65. Sure, dass, wenn man sich von einer Frau scheidet, während sie sich in der Schwangerschaft befindet, man für sie verwenden müsse, was sie nötig habe, bis sie ihrer Schwangerschaft entledigt sei. „Die Zeit

der Schwangeren ist, bis sie sich ihrer Schwangerschaft entledigt haben."

Dass eine schwangere Frau nicht mehr arbeitsfähig sei, hat einst der Beglerbeg von Rumili, Achmedpascha, mit einer charakteristischen Wendung ausgesprochen, als er sagte, „dass die Tataren, beutebeladen, gleich schwangeren Weibern, zu Kriegsunternehmungen untauglich".

In früheren Jahrhunderten wurden, wenn eine Sultanin guter Hoffnung war, „Solota" genannte Kettenthaler geprägt; Sultan Achmed besonders verherrlichte durch solche Prägung die häufigen Schwangerschaften seines Harems.

Das Gebot der Suspension der Beiwohnung in der Schwangerschaft besteht im Orient vielfach. Schon der Talmud sagt: „Wer den Beischlaf am 90. Tage nach dem Beginn der Schwangerschaft noch ausübt, begeht eine Handlung, als wenn er ein Menschenleben vernichtet." Bei den Javanesen, die bekanntlich grösstenteils Moslems sind, wird — sobald das Weib schwanger geworden ist — das eheliche Recht aufgehoben und die Enthaltsamkeit mit religiöser Aengstlichkeit geübt. Bei den Persern muss die Beiwohnung nach 4 Monaten und 10 Tagen aufhören; der Beischlaf über diese Zeit hinaus gilt als todeswürdiges Verbrechen, da man glaubt, dass die Leibesfrucht geschädigt werde.

Abu Naïm überliefert folgende Worte des Propheten: „Gebet eueren schwangeren Frauen Olibanum zu essen; wenn das Weib in seinem Leibe ein männliches Kind trägt, so wird dieses Kind einen reinen Körper bekommen; wenn das Weib ein Mädchen gebären wird, so wird dieses ein rundes und üppiges Kreuz erhalten."

Wie in Europa besteht im ganzen Orient die Ansicht, dass eine schwangere Frau von allem essen müsse, wonach ihr Herz begehrt. In vielen Gegenden der Türkei darf sie sich besonders jene Speisen nicht versagen, welche ihren Geruch reizen. Wenn sie solche Speisen riecht und nicht sofort isst, dann besteht die Gefahr, dass sie ihr Kind noch vor der Geburt verliert. Die Syrer denken nicht so grausam. Wenn bei ihnen eine Schwangere nicht alles isst, wonach ihr Herz begehrt, so muss das Kind deshalb noch nicht zu Grunde gehen. Es wird blos mit einem

Muttermal geboren, das in der Form jener Speise ähnelt, welche die Mutter während der Schwangerschaft sich versagt hat.

Wie bei den Völkern der Vergangenheit und den meisten Völkern der Gegenwart gilt der Granatapfel auch bei den Gegen in Nordalbanien als Symbol der Fruchtbarkeit. Aber wenn die Frau, die davon ass, um fruchtbar zu werden, wirklich schwanger geworden ist, dann darf sie während ihrer ganzen Schwangerschaft die Granatfrüchte nicht mehr geniessen. Wie bei den alten Griechen ist auch bei den Nordalbanesen die Granatfrucht nicht blos mit der Vorstellung von Zeugung und Befruchtung, sondern auch mit der Furcht vor Vernichtung und Tod verknüpft. Bei den Gegen in Nordalbanien hat eine schwangere Frau ferner noch Folgendes zu beachten: sie darf ausser den Granatfrüchten auch keine Schnecken essen, und sie darf sich während der ganzen Schwangerschaft höchstens dreimal die Haare färben.

Nach serbischem Aberglauben darf eine schwangere Frau nicht das Kreuz küssen, sonst wird ihr Kind epileptisch sein; nicht über eine Heugabel hinweggehen, sonst wird ihr Kind lahmen, nicht Hasenfleisch essen, sonst wird ihr Kind schielen; nicht in das Blut eines geschlachteten Schweines treten, sonst wird das Kind rote Flecken im Gesichte bekommen; nicht Fische essen, sonst wird ihr Kind stumm werden; nicht ein fremdes Kind küssen, sonst setzt sie sich einer Superfötation aus; sie soll sich ferner nicht einen kranken Zahn ausreissen lassen, sonst wird das Kind gleich sterben; und endlich muss sie Acht geben, dass niemand einen Schnitt auf ihres Hauses Schwelle macht, sonst wird das Kind mit einer Hasenscharte auf die Welt kommen.

Mohammedanische Ansichten in Bosnien: Trifft eine schwangere Frau eine Schlange oder einen Fuchs, so wird ihr Kind im Leben Glück haben; trifft sie einen Hasen, so wird es moralisch verkommen und seinen Mitmenschen zum Schaden sein. Um Totgeburten zu verhüten, nimmt die moslemische Frau in Bosnien einen Nagel aus einem Hufeisen, das einem verendeten Pferde abgenommen worden ist. Aus diesem Nagel schmiedet ein Schmied um Mitternacht einen Reifen, und diesen trägt die Frau bis nach ihrer Entbindung. Dann legt sie den Reifen dem Neugeborenen unter den Kopf. In Bosnien darf eine

schwangere Frau nicht kaltes Wasser trinken, weil sie dadurch leicht abortieren könnte. Wenn die Bosnierin, Herzegowinerin oder Serbin während ihrer Schwangerschaft eine weidende Stute sieht, so befürchtet man, sie könnte wie eine Stute 11 Monate schwanger gehen und führt ihr ein männliches Füllen zu, dem sie in ihrem Schosse über die Hausschwelle Salz zu lecken gibt.

Die Gräko-Walachin in Monastir beobachtet, wie Dr Sajaktzis erzählt, vom ersten Augenblicke an, da sie sich Mutter fühlt, eine zahllose Reihe abergläubischer Gebräuche aufs Peinlichste, um ihrem Kinde dereinst ein langes Leben zu verbürgen. Sie vernachlässigt kein Dogma der Frömmigkeit, sie übt ununterbrochen Wohlthätigkeit, sie trägt alle Talismane, die sie für nützlich hält, sie umwandelt die Kirche mit einer geweihten Kerze und zündet vor dem Muttergottesbild eine Kerze an, die ihrer eigenen Grösse genau entspricht, opfert vor dem Altare ein Hemd, Strümpfe, weisse Leinwand, goldene Bildchen und Figürchen, lässt - wenn sie wohlhabend ist — das Muttergottesbild ganz oder teilweise vergolden.

Bei den Juden in Palästina messen schwangere Frauen mit einem Seidenfaden die Tempelmauer und winden den Faden dann um ihre Hüften; dies behütet sie vor dem Verluste des Segens ihres Leibes. Den gleichen Zweck erfüllt gut ein Gürtel, mit welchem in der Synagoge eine Thorarolle umwickelt war. Andere Frauen hängen sich um den Hals ein Schloss, dessen Schlüssel sie vorher weggeworfen haben.

Bei den Christinnen in Syrien steht keine Schwangere zu Gevatter, da man in solchem Falle eine Fehlgeburt oder den Tod des Patenkindes befürchten müsste. Wenn ein Obstbaum keine Früchte trägt, so braucht nach syrischem Aberglauben blos eine schwangere Frau an dem Zweige des Unfruchtbaren einen Kieselstein zu befestigen und der Baum wird Früchte tragen; allein da er, fruchtbar werdend, die Frau um ihre eigene Fruchtbarkeit bringt und dieses Experiment der Schwangeren eine Fehlgeburt verursacht, so findet sich keine Frau, welche die Wirksamkeit des Mittels erprobt hätte.

Vielfach wird es für möglich gehalten, dass die Frau geschwängert werden könne durch den Aufenthalt in einem Bade, in dem kurz vorher ein Mann sich befunden hatte. Dass man im

ganzen Orient an die Möglichkeit des sogenannten Versehens glaubt, sei hier nebenbei erwähnt. Die älteste Mitteilung über das Versehen findet Professor Ebstein in der Stelle Moses I. Buch XXX 38; hier wird bekanntlich erzählt, wie Jakob gefleckte Stäbe vor die Schafe hinstellte, wenn sie sich begatteten; „und die Schafe warfen gestreifte, gesprenkelte und scheckige." Interessante Mitteilungen über dieses merkwürdige Thema enthält das Werk von Gerh. v. Welsenburg, „Das Versehen der Frauen in Vergangenheit und Gegenwart".

Nach den abergläubischen Gebräuchen sind nunmehr noch einige volksmedizinische zu erwähnen: Bei Blutabgang in der Schwangerschaft steckt man eine geschälte, mit Pulver von gebranntem Kaffee bestreute Zitrone in den leidenden Teil. Innerlich nimmt die Schwangere eine Abkochung von Zitronenschalen und Aloë, mit weissem Zucker versüsst. Bei den Türkinnen wird im fünften oder sechsten Monate der Schwangerschaft der Leib der Mutter mit einer festen Binde zusammengeschnürt; dieser Druck auf den Mutterleib wird fortan bis zum Schluss der Tragzeit ausgeübt, damit das Kind nicht zu gross wachse. In Smyrna und in anderen Gegenden betrachtet man den Aderlass an einer Schwangeren als Präservativ gegen die Eklampsie des Kindes.

Wenn sich gegen Ende der Schwangerschaft die Gebärmutter senkt, so wird in Konstantinopel und in einigen anderen Gegenden der Türkei die in gesegneten Umständen Befindliche an den Schenkeln ergriffen und in die Höhe gezogen und solange geschüttelt, bis man glaubt, dass die Gebärmutter wieder in die richtige Lage gekommen sein könnte. —

Zum Schluss ein Kuriosum: Von der Gebärmutter sagen die bosnischen Frauen, wie Milena Mrazovic — in den Verhandlungen für Ethnologie 1896, 279—284, 51. Antwort — erzählt hat: sie sei ein lebendiges Wesen, das bei der Geburt herunterfalle und dann wieder auf den normalen Platz zurückkehre.

---

51. Die Niederkunft.

Gebäre mit Schmerzen! — Biblische Schilderungen. — Leichte und schwere Geburten. — Hebräerinnen. — Die Bosnierin. — Die albanesischen Frauen. — Die Montenegrinerin. — Die Griechin. — Türkin, Perserin, Kurdin und Araberin. — Ansichten der Konstantinopeler Hebammen. — Geheimhaltung des Geburtsaktes vor den Männern und vor Fremden. — Bosnische und gräko-walachische Gebräuche. — Griechisches. — Die Hand der heiligen Jungfrau. — Ein Opfer für Aeskulap. — Abergläubische Mittel zur Erleichterung der Geburt. — Serbisches und Bosnisches. — Amulete. — Türkisches. — Reliquien. — Erden. — Wirksames Wasser. — Krumen vom Sultanstische. — Syrisches. — Armenisches. — Persisches. — Das Locken des Kindes durch Süssigkeiten und Spielzeug. — Wohlthätigkeitsakte bei den Spaniolen. — Volksmittel gegen schwache Wehen. — Altarabische Mittel. — Bougies. — Blutentzündungen. — Schütteln der Gebärenden. — Massagen. — Das Sitzen auf Steinen. — Erschütterungen der Gebärenden. — Die Lagen der Patientin. — Das Hocken. — Aus der Praxis meines Freundes Dr. Beck. — Im Schosse der Hebamme. — Der Gebärstuhl. — Operationen. — Kaiserschnitt. — Was mir Dr. Gjorgjewitsch erzählte. — Türkischer Brauch. — Eine furchtbare Sitte der Juden von Beyrut. — Nach der Geburt. — Die Nachgeburt. — Die Nabelschnur.

Im 1. Buche Moses heisst es — Kap. III. 16. „Ich will dir viel Mühsal bereiten mit Schwangerschaften; mit Schmerzen sollst du Kinder gebären.“ Andere Stellen schildern die Art dieser Schmerzen. Psalm 48. 7. „Beben ergriff sie, Zittern wie eine Gebärende.“ Jeremias VI. 24 klagt: „Schlaff sind unsere Hände, Angst hat uns erfasst, Zittern wie eine Gebärende.“ Jesaja XIII. 8 sagt: „Krämpfe und Wehen packen sie, wie eine Gebärende winden sie sich.“ Jeremias IV. 34 ruft aus: „Geschrei höre ich, wie von einer Kreissenden, Angstruf wie von einer Erstgebärenden.“ In Hosea XIII. 13 werden die Schwierigkeiten angedeutet, die den normalen Verlauf hindern: „Geburtswehen erfassen es, aber es gleicht einem unfolgsamen Kinde, denn wenn es Zeit ist, tritt es nicht in den Muttermund.“ In

Jesaja XXXVII. 3 heisst es: „Das Kind ist bis an den Muttermund gekommen, aber es ist keine Kraft da, es zu gebären." In solchen Fällen vertraute man der göttlichen Hülfe, vertraute man Jehovah, der in Jesaja LXVI 9 tröstet: „Werde ich etwa das Kind dem Durchbruche nahe bringen, ohne es gebären zu lassen?"

Die hebräischen Frauen gebären im allgemeinen leicht. Die ägyptischen Hebammen sagten zu Pharao: „Die hebräischen Frauen sind nicht wie die ägyptischen, sondern kräftig." Sie schlossen dies daraus, dass die Hebräerinnen, ehe die Hebammen zu ihnen gekommen waren, schon geboren hatten.

In Bosnien ist die Niederkunft im Allgemeinen leicht. Die Geburtshülfe besteht dort, wie Milena Mrazovic erzählt, häufig blos darin, dass die Gebärende in das Gebärhaus geführt wird. Zur Erleichterung der Niederkunft nimmt die Gebärende eine Mischung von Oel und Branntwein als innerliches Medikament.

Die Albanesinnen lassen sich durch die Schwangerschaft nicht in ihren gewohnten Arbeiten stören und kommen häufig während der Feldarbeit nieder. Dann packen sie das Neugeborene in ihren Brustlatz und eilen heim, um sich ins Bett zu legen, nicht wegen ihrer Bequemlichkeit, sondern wegen der Sitte und wegen der Angst vor dem Verhextwerden.

Auch die Montenegrinerin kommt häufig auf dem Felde oder im Walde nieder, fern von aller Hülfe. Sobald sie sich ein wenig erholt hat, packt sie ihr Kind in ihre Schürze oder in ihr Kopftuch. Im nächsten Bache schöpft sie Wasser, um das Neugeborene zu waschen. Dann wandert sie heim und legt sich ins Bett, um ebenfalls der Sitte eher zu folgen, als ihrem wirklichen Ruhebedürfnis.

Die Griechin hat bei der Geburt im Allgemeinen keine langwierigen Schmerzen.

Von den Armenierinnen und Türkinnen in Konstantinopel berichtet Rigler aus vielfacher Erfahrung, dass sie häufig unter unregelmässigen Geburten leiden. Im Allgemeinen und besonders in den unteren Volksklassen begegnet die Geburt schon deshalb keinen grossen Hindernissen, weil die Frauen von Kindheit auf gewöhnt sind, auf den Knieen zu sitzen oder mit auseinandergebreiteten Knieen zu hocken; weil sie ferner eine bequeme Kleidung tragen und viel Dampfbäder gebrauchen.

In der Beschreibung seiner Reise nach Palästina bemerkte Hasselquist schon vor anderthalb Jahrhunderten: „Die Frauenzimmer hierzulande gebären ganz leicht und selten hört man, dass eine Frau eine schwere Geburt gehabt, viel weniger, dass sie ihr Leben dabei zugesetzt hätte. Und dies gilt besonders von türkischen Frauen.“ Und Oppenheim, welcher im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts die sanitären Zustände in der europäischen und asiatischen Türkei studierte, bestätigte die Angabe von Hasselquist mit folgenden Worten: „Die Entbindungen der Frauen sind, da Ueberkultur und Mode den Körper nicht entstellen und verstümmeln, nicht mit den Schwierigkeiten und Beschwerden verbunden, wie häufig im kultivierten Europa. Sie gehen oft bei den türkischen Weibern so leicht von statten, dass sie davon überrascht sind, ehe die Hebamme dazukommt.“ Das Gleiche sagt Morier von den Perserinnen: „Sie sind oft bereits entbunden, bevor die Hebammen ankommen, und die unteren Klassen entbinden sich selbst.“ Chardin bemerkte: „Der Geburtsakt ist bei der Perserin ein normaler, weil der Körper nicht durch Schnürbrüste eingeengt und die Kleider nicht am Bauch, sondern am Hüftbeinkamm gebunden sind.“ Ebenso leicht gebären die Frauen der Kurden und der Beduinen. Die Araberin hört man kaum schreien.

Die Entbindung heisst türkisch: doghurlik; arabisch: tolad; persisch: zaiden; indisch: dschemane.

Die Konstantinopeler Hebammen bestimmen gewöhnlich aus der Zeit, welche bei einer Geburt verfliesst, ob dieselbe als regelmässig oder unregelmässig zu gelten habe; je schneller sie verläuft, desto besser. Sie fordern die Kreissende fort und fort auf, sich zu drücken. Für die Leichtigkeit, mit welcher die Geburten von statten gehen, ist das Wort einer berühmten Hebamme beweisgebend, welche einer Kreissenden, bei der sich erst nach dreistündigen Wehen der Muttermund zu öffnen begonnen hatte, zurief: „Drücke, drücke nur ein bischen! Ist denn das Kind ein Stein geworden? Bei Gott, ich habe noch nie in meinem Leben eine Geburt so lange dauern sehen!“

Bei den bosnischen Familien hält man den Geburtsakt vor den Männern des Hauses möglichst geheim. Besonders auf dem Lande herrscht dieses Bestreben. Wenn die Frau die Wehen

zu spüren beginnt, schickt man die Männer unter allerlei Vorwänden fort.

Die Gebräuche bei den Gräko-Walachen in Monastir verlangen ebenfalls die Heimlichkeit. Dr Georg Sajaktzis hat diese Sitten seiner Heimat in seiner von mir bereits mehrfach erwähnten Abhandlung in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde — IV. 1896, 134—148 — geschildert. Sobald die Vorzeichen der Geburt eintreten, wird zunächst das Lämpchen vor dem Marienbilde angezündet und heimlich die Wehmutter gerufen. Die Heimlichkeit, welche selbst vor den Hausbewohnern bewahrt wird, geschieht deshalb, damit die bösen Geister nichts erfahren und den Verlauf der Geburt nicht stören. Die Hebamme hütet ebensolches Stillschweigen, selbst ihrer eigenen Familie gegenüber verrät sie nicht, wohin sie gerufen worden ist. Glaubt man aber, dass trotz aller Vorsicht Leute, die an dem Vorgang nicht ganz intim beteiligt sind, von der bevorstehenden Niederkunft zufällig erfahren haben, so forscht man die Betreffenden aus. Ist es eine Frau, so führt man sie zur Gebärenden, lässt sie den Mund voll Wasser nehmen und die Wöchnerin damit besprengen. Ist's ein Mann, den man doch nicht zur Wöchnerin führen kann, so nimmt man heimlich seine Schuhe, schüttet etwas Wasser hinein und lässt es auf Lippen und Brust der Wöchnerin tröpfeln; findet man seine Schuhe nicht, so nimmt man ihm sonst einen Gegenstand, der ihm gehört, heimlich fort und lässt ihn bei der Wöchnerin als Versicherung gegen Schaden.

Wenn in einem griechischen Hause eine Geburt bevorsteht, so öffnet die Hebamme alle Schlösser, alle Thüren, Kisten und Koffer, da nur dann die Geburt eine leichte sein könne. Wer im Zimmer der Gebärenden sich befindet, darf nicht hinaus, ehe nicht das Ereignis vorüber ist; auch lässt man währenddem keinen Menschen von draussen ins Zimmer herein. Wenn die Geburt schwierig ist, klopft der Ehemann der Frau mit einem Schuh auf den Rücken und spricht „Ich entlaste dich, wie ich dich belastet habe.“ Dieselben Worte spricht zu gleichem Zwecke auch der serbische Ehemann Zur Erleichterung der Geburt hält es die Griechin ferner für dienlich, dass man die Räume des Hauses mit einer gewissen Pflanze bestreue, diese Pflanze nennt man wegen ihrer handähnlichen Form: Cheri

Panagias, die Hand der heiligen Jungfrau. Geschrei in der Nähe der Gebärenden hält man ebenfalls für nützlich.

Bei den Griechen wird zuweilen im Augenblick, da das Kind aus dem Mutterleibe hervorzutreten beginnt, einem Hahn der Kopf abgeschnitten. Der deutsche Konsul Röser, der diese Merkwürdigkeit bekannt gab, meinte, man könnte dabei vielleicht an ein Opfer für Aeskulap denken, dem der Hahn heilig war. — — Wenn die serbische Frau ihre schwere Stunde nahen fühlt, so beginnt sie allerlei abergläubische Gebräuche und Formeln zu beobachten, um sich eine leichte Geburt zu sichern. Wie vor ihrer Trauung, so bindet sie alle Knoten in ihren Gewändern auf. Sie löst jetzt aber auch alle Knoten und Flechten in ihrem Haar. Durch ihre Hemdbrust wirft man ein Ei auf den Boden oder Pulver auf ein Feuer und zerreisst dann das Hemd von oben nach unten. Manchmal zieht man die Gebärende durch einen Reifen, der von selbst vom Fass gesprungen ist. Oder man wendet einen Sack auf die linke Seite und gibt dann daraus der Frau Wasser zu trinken. Nützlicher ist es ihr aber, wenn sie Wasser aus den Schuhen ihres Mannes trinkt, wie überhaupt ihrem Manne ein Teil der Aufgabe zufällt, durch abergläubische Mittel der Frau Erleichterung in jener Stunde zu verschaffen, die sie ihm verdankt. Er trägt sie im Zimmer herum und spricht dabei: „Ich gab dir die Last und will dich auch davon befreien." Und er bläst dreimal in ihren Mund und sie bläst dreimal in seinen Mund. Oder der Mann nimmt ein Gewehr und gibt über dem Leibe der Frau einen Schuss ab, um das Kind zur Bewegung anzuspornen.

Wenn die Wehen stärker werden, bläst die Frau kräftig in ein Rohr oder trinkt Wasser aus dem Munde ihres Mannes. Oder sie kriecht ihrem Manne zwischen den Beinen durch, während er sie mit ihrem Hochzeitskleid auf die Kreuzgegend schlägt; auch wenn man sie mit einem Stocke, mit welchem man einen Frosch von einer Schlange befreit hat, auf die Kreuzgegend schlägt, ist es erleichternd für die Geburt.

Die Bosnierin, Herzegowinerin und andere südslavische Frauen beobachten ähnliche Gebräuche zur Erleichterung der Geburt, wie sie bei den Serbinnen üblich sind: sie lösen die Knoten in den Kleidern und die Flechten in den Haaren auf. Sie werfen ein Ei durch den Busen auf die Erde und zerreissen das Hemd

vom Brustlatz bis zum unteren Randsaum. Daneben sind hier einige besondere Hülfsmittel bekannt: man betet vor allem eine gewisse Anzahl Vaterunser. Man lässt sich mit gerösteten Meerzwiebelschalen beräuchern. Man kocht 10 Eier in siedendem Wasser solange, bis sie ganz zerspringen und dann trinkt die Gebärende das Wasser. Auch trinkt sie Wasser aus ihres Mannes Händen oder Schuhen, es muss aber ein vorher unberührtes, unbesprochenes Wasser sein — ein Wasser, bei dessen Transport von der Quelle bis zum Hause die Trägerin kein Wort sprechen, ein Wasser, von dem für andere Zwecke nichts genommen werden darf. Verzögert sich die Geburt noch immer, so streut man Nüsse zwischen die Füsse der Gebärenden, gleichsam, um das Kind zum Spielen oder Naschen zu locken; oder man setzt die Gebärende in die Nähe des Ofens und gibt ihr, ebenfalls um das Kind zu locken, in die rechte Hand eine Holzhacke, in die linke eine Spindel: ist es ein Knabe, so lockt ihn die Hacke; ist es ein Mädchen, so lockt sie die Spindel. Auch legt man der Frau ein Ei auf den Nacken und lässt es den Rücken hinabrollen. Fernere Sitten sind: das Bestreichen des Unterleibs mit den Zipfeln der Tücher, welche sich Frauen, die bereits geboren haben, um den Leib gewunden hatten; ein leichter Schlag mit dem Gürtel eines Mädchens auf das Kreuz der Gebärenden, wobei eine besondere Formel gesprochen wird; das Lösen der Zöpfe eines Mädchens über der Gebärenden.

Wenn die Bosnierin schwer entbindet, begiebt sie sich, wie Milena Mrazovic erzählt, zu einer Quelle, füllt ein Gefäss mit Wasser, lässt dieses durch ein Loch im Boden ausrinnen und sagt dabei: „Prije diete palo, neg se voda iz posude izlila, eher das Kind als das Wasser aus dem Topfe.“

Die bosnische Mohammedanerin nimmt bei schwerer Entbindung in jede Hand das Exemplar eines Amulets, auf welchem sich folgende Formel in türkischen Ziffern befindet:

2	7	2
8	7	7
2	9	7

Ein anderes moslemisches Amulet, das der Gebärenden auf den Unterleib gebunden wird, um die Entbindung zu erleichtern, oder das in die vier Ecken des Zimmers gelegt wird, enthält auf Papier die Abschrift der ersten Sätze der 84 Sure des Korans, der „Sure der Zerreissung“: „Wenn der Himmel zerreisst, gehorchend seinem Herrn pflichtgezwungen; und die Erde sich ausdehnt und herauswirft, was in ihr ist, und sich leeret, gehorchend ihrem Herrn pflichtgezwungen — dann, o Mensch, wirst du dich bemühen, um zu deinem Herrn zu gelangen, den du auch treffen wirst.“

Wenn eine Türkin in Geburtswehen sich befindet, lässt ihr Ehemann die Thüren der Dschami oder Moschee öffnen und übt wohlthätige Werke, beschenkt die Schulen, verteilt Almosen, kauft einen Vogel und schenkt ihm die Freiheit. Die Gebärende nimmt wenn möglich einen Schluck Wasser vom heiligen Semsembrunnen zu Mekka, von jenem Brunnen, welchen ein Engel der Hagar in der Wüste zeigte. Auch ein Stückchen Kerze, das ein Pilger an Mohammeds Grabe angezündet und heimgebracht hat, ist ein gutes Medikament.

Bei schwachen Wehen bringt man einen Haufen Erde, stammend aus heiligem Lande — sie ist für solche Zwecke im Bazar zu haben — packt ein Säckchen damit voll und bindet es der Gebärenden auf den Rücken. Die Mohammedanerinnen verwenden Erde, welche die Pilger aus Mekka mitbringen; die Christinnen und Jüdinnen beziehen die helfenden Erdmassen aus Jerusalem. Aber die Frauen aller drei Religionen glauben inbrünstig an die Wirksamkeit des Heilmittels.

Zuweilen nimmt man solche Erde sogar als innerliches Medikament in einem Glase Wasser. Am nützlichsten ist die Erde, wenn sie von den Friedhöfen heiliger Orte stammt. Erden werden besonders von persischen Frauen, und zwar vorzugsweise gern in den letzten zwei Monaten der Schwangerschaft in den Mund genommen und langsam verzehrt. Zu den beliebtesten Erden gehören nach Dr. Polak· zwei indische Arten tabaschir, Magnesiakalk, nämlich tabaschir-e-kalami, ausgeglühte Bambusknoten, und tabaschir-sadafi, ausgeglühte Muschel; gil-e-armeni, armenischer Bolus; gil-e-daghi-stani, kaukasischer Bolus, und mehrere andere Bolusarten; padzeher-e-kaswini oder padzeher maadeni, Talkerde von Kaswin, Halloisit

oder Orawizit von Mahalat, ein Thonsilikat, einige tierische Konkremente, namentlich Bezoar- und Harnstein. Durch Uebung erlangen die Perserinnen einen feinen Geschmack für Erden; sie unterscheiden sofort die verschiedenen Arten und machen sich gegenseitig leckere Bissen, welche sie muatter — wohlriechend — nennen, zum Präsent.

Am fünfzehnten Tage des Monats Ramasan, der Mittfaste, wird in Stambul das Kleid des Propheten in des Sultans und des Hofstaats Gegenwart enthüllt und zum Küssen gegeben. Der Oberstwaffenträger wischt nach jedem Kuss das heilige Kleid mit einem Musselintuch ab, welches der Küssende als angerührt zum rührenden Andenken erhält. Nach dem Kleidkusse wird der geküsste Teil in grossem silbernen Becken gewaschen, das Wasser vom Kislaragassi in viele Fläschchen verteilt und mit seinem Siegel versehen denen, die der Feierlichkeit beiwohnten, gesendet. Die Prinzen, die Sultaninnen, die Statthalter des Reichs erhalten solche Fläschchen heiligen Wassers, welche den Ueberbringern reiche Geschenke eintragen. Einige Tropfen dieses Wassers werden in das erste Glas Wasser gegossen, womit an diesem Abende die Faste gebrochen wird, und die Kraft desselben gilt sowohl als Rettung bringend bei Feuersbrünsten als auch heilbringend in allen Krankheiten, besonders bei schweren Entbindungen. Obwohl die Menge des zu genanntem Zwecke verbrauchten Wassers eine ganz geringe ist, wird doch im Laufe eines jeden Jahres von frommen Leuten eine Riesenmenge verkauft und gekauft.

Einem Beamten der sultanischen Hofküche verdanke ich die Kenntnis eines Gebrauches, welcher erst in den letzten Jahren aufgekommen zu sein scheint. Mohammedaner, Christen und Juden glauben nämlich alle gleich aufrichtig daran, dass die Brotstücke, welche der Padischah abbricht und liegen lässt, die Kraft besitzen, den Frauen ihre schweren Stunden zu lindern. Es werden deshalb diese Brotstückchen sorgfältig gesammelt, in Tüll gewickelt und verschenkt an Personen, die danach verlangen.

Den Metawilenfrauen in Syrien legt man, um die Entbindung zu beschleunigen, ein Papier mit folgender Inschrift auf den Kopf: „Ich habe meine Mahlzeit gehalten und meinem Esel zu fressen gegeben; es ist mir gleichgiltig, ob die Frau

des Richters niederkommt oder ob sie ihr Leben lang nicht niederkommt." Die gute Wirkung dieser Formel, die man sicher erwartet, schreibt man allerdings nicht dem Wortsinn, sondern der geheimnisvollen Zusammenstellung der Buchstaben zu.

Wenn die Entbindung schwierig ist, trinkt die Syrerin Wasser aus den Schuhen ihres Mannes — es ist also ein ähnlicher Gebrauch, wie bei den südslavischen Völkern, auch bei den Bewohnern Syriens und Palästinas anzutreffen. In Aleppo isst die Gebärende einen mit Tabakrauch durchzogenen bräunlichen fetten Thon — Letten — dort Terebat Halebieh genannt. Dieses Medikament soll einen geringen Kalkgehalt und keinerlei organische Beimischungen haben

In den Dörfern der Armenier an der türkisch-persischen Grenze ist es üblich, neben die Gebärende einen Säbel zu legen und auf dem flachen Dache des Hauses eine Reihe von Puppen aufzustellen, die als Soldaten angezogen sind und durch Fäden bewegt werden; auch wird, wie bei den Serbinnen, über der Gebärenden ein Schuss aus einer Flinte abgefeuert, um die Dämonen zu vertreiben. Als Geburtshelfer dient manchmal ein — Schimmel. Man legt nämlich auf den Busen der Frau einen Haufen Gerste und lässt letztere von einem ungesattelten Schimmel von der Brust der Schwangeren wegfressen.

Um der Perserin die Geburt zu erleichtern, wendet man sich, wie bei den Türken, zunächst an die Barmherzigkeit Allahs. Man beschenkt die Moschee und lässt Gebete sprechen. Man gedenkt der Armen und Kranken und lässt ihnen Almosen zukommen. Wenn der Kopf des Kindes zum Vorschein gekommen ist, aber lange zögert, bis er sich durchdrückt, so beginnt die Hebamme — ganz wie bei den Südslaven und Bosniern — das Kind zu locken, indem sie vor der Oeffnung Spielzeug und Süssigkeiten und Wäsche hinlegt und dem Kinde winkt und sagt: „So komm, so komm doch!"

Wenn eine spaniolische Jüdin ihrer Niederkunft entgegensieht, so präludiert man ihr vor allem mit wohltätigen Werken. Beim Eintritt der ersten Wehen hält man der Frau — was übrigens auch bei den Juden in Europa geschieht — eine Schale mit Oel vor das Gesicht, damit sie sich darin wie in einem Spiegel anschaue; dann schickt man das Oel in die Synagoge. Zieht sich die Geburt in die Länge oder befürchtet man einen schlimmen Ausgang, so vergräbt man die Kopfbedeckung der Gebärenden

im Grabe eines verstorbenen Verwandten, liest im Geburtszimmer einen Wochenabschnitt aus der Thora, lässt über dem Bette der Leidenden „Schofar“ blasen und zahlt der Synagoge etwas, damit die Bundeslade geöffnet werde.

Bei schwachen Wehen stehen neben den Wundermitteln des Aberglaubens verschiedene Volksmedikamente in Gebrauch. Von denselben ist besonders ein Pflaster zu erwähnen, welches in Konstantinopel gebraucht wird und nach Professor Rigler folgende Substanzen enthält: Gummi ammoniacum, Galbanum, Myrrhe, Olibanum, Tutia praeperata, Minium, Drachenblut und — Perlmutter. Mehrere dieser Substanzen sind auch in der europäischen Medizin bekannt. Das Galibanum beispielsweise, ein stark aromatisches, terpentinartig schmeckendes Harz, das aus Persien stammt, wurde früher in Europa innerlich gegen Frauenleiden verordnet und wird jetzt, wie in der Türkei, vielfach zur Herstellung von Pflastern gebraucht. Minium dient in Europa ebenfalls als Substanz für Pflaster. Das rote Drachenblutharz, welches einst im Abendlande wie Galbanum ein innerliches Medikament war, wird jetzt allerdings nur noch für Zahnpulver benützt. Endlich sind auch Olibanum, Weihrauch und die dem Weihrauch verwandte Myrrhe in Europa gut bekannt. Die aus Arabien stammende Myrrhe insbesonders dient als innerliches balsamisches Mittel gegen Leiden der Atmungsorgane, gegen Verdauungsstörungen, Magenkatarrh, äusserlich als Tinktur zum Verbinden schlecht eiternder Geschwüre und schliesslich auch zur Herstellung von Mundwässern und Zahnmitteln. Die Griechen gebrauchen Myrrhe in den Kirchen statt des Weihrauchs. Dieses Pflaster klebt man der Gebärenden auf den Rücken. Als innerliches Mittel wird der Kranken manchmal ein Medikament aus Eigelb mit Branntwein oder eine Mischung von Weihrauch, Unschlitt und Ruta verabreicht. Das letztgenannte Kraut war auch schon bei den Alten ein beliebtes Arzneimittel gegen Vergiftungen und Pest; es wirkt erhitzend.

Da die Aerzte im alten Arabien keine oder nur seltene Gelegenheit hatten, praktische Geburtshülfe zu treiben, empfahlen sie den helfenden Frauen zumeist zahlreiche äussere Mittel bei schweren Entbindungen. Ali ben Abbas riet: neben Bädern und Oel-Einreibungen zu Räucherungen von Mauleselhufen Zuflucht zu nehmen. Rhases und Abulkasem empfahlen Oel-Einreibungen,

Dampfbäder, Injektionen in die Geburtsteile und Niessmittel. Rhases riet den Hebammen, da wo es nötig sei, die Eihäute mit den Nägeln oder mit einem kleinen Messer zu öffnen, was in früheren Zeiten auch die deutschen Aerzte thaten. In der Türkei ist das Sprengen der Blase mit einem Stück Holz, um die Geburt zu beschleunigen, nicht selten, dabei geschieht es manchmal, dass die Kopfhaut des Kindes vom Holz, wenn es kantig ist, zerrissen wird.

Die griechischen und römischen Geburtshelfer benützten medikamentöse Bougies oder Pessi, die man in die weiblichen Teile einlegte. Der lateinische Name Sief longis ist in dem Worte Schiaf bei den Arabern und Persern ebenso erhalten geblieben, wie das damit bezeichnete Mittel selbst.

In Konstantinopel und in anderen Gegenden wird häufig zur Eröffnung des Muttermundes an denselben Hasenschmalz mit Honig oder gerösteten Zwiebeln angelegt.

Die Bosnierinnen legen einen mit Oel begossenen und erwärmten Stein an die Genitalien oder stellen einen Topf mit warmem Wasser zwischen die Oberschenkel der Gebärenden und geben frische Edelraute auf ihren Unterleib.

Allgemein hält man Blutentziehungen für nützlich, um die Entbindung zu erleichtern. Den Griechinnen entzieht man Blut an der Muttervene oder an der grossen Zehe.

In Kleinasien versucht man das Kind in die richtige Lage zu bringen, indem man die Gebärende in ein Bettleintuch legt, das dann von vier die Enden haltenden Frauen gehoben und geschüttelt wird. Anderwärts wird die Gebärende an den Beinen in die Höhe gehoben und auf der Erde hin und her gewälzt. Von den Aerzten im alten Griechenland wurde die Gebärende sogar mit dem ganzen Bette in die Höhe gehoben und geschüttelt. Zuweilen nimmt eine kräftige Frau die Gebärende auf den Schoss und massiert ihr fest den Unterleib, wobei die Leidende häufig selbst mit drückt.

Bei den Tscherkessinnen besteht die ganze Hülfe der Hebamme darin, dass sie der in knieender Stellung Gebärenden den Unterleib streichelt.

Wie die deutschen Aerzte bis zum sechzehnten Jahrhundert grossen Wert auf das Streichen und Drücken des Unterleibes legten, so war auch von jeher und ist noch heute im Orient das

Massieren als Mittel zur Erleichterung der Geburt üblich. Viele arabische Stämme haben eigene Spezialistinnen für das Reiben des Unterleibes und der Lendengegend der Gebärenden, um dadurch die Wehen zu verstärken. Die Bearbeitung der äusseren Weichteile dauert während der ganzen Geburt. Die Hebamme dehnt die Teile mit den Fingern aus und massiert die Genitalen, bis der Kopf des Kindes erscheint.

Andere Methoden bestehen in beständiger Erschütterung der Kniee der Gebärenden oder in der Beugung der Kniee oder in Bespritzung des Bauches mit kaltem Wasser. Auch setzt man die Gebärende auf heisse Ziegel oder auf Gefässe, in welchen Heu oder Stroh abgekocht wurde.

Der französische Arzt Goguel ward auf einer Reise in Arabien im Jahre 1858 in das Zelt eines Scheichs gerufen, um bei einer Entbindung seinen ärztlichen Beistand zu leisten. Wie er später in der Pariser Gazette médicale erzählte, fand er die Gebärende auf zwei flachen Steinen sitzend. Bei jeder Wehe zog sie sich an einem, vom Mittelbalken des Zeltes herabhängenden Tau in die Höhe, um dann wieder auf die Steine herabzusinken Zwei helfende Frauen spannten das Tau manchmal höher, um die Gebärende zur Entfaltung grösserer Energie zu zwingen. Auch hoben sie beim Eintritt einer Wehe die Kreissende an den Schultern auf und schüttelten sie hin und her wie der Müller den Mehlsack schüttelt.

Bei den Spaniolinnen wird die gebärende Frau gleichfalls tüchtig geschüttelt, damit das Kind in die richtige Lage komme; zu diesem Zwecke wird sie in eine Decke fest eingewickelt und dann hin und her geschleudert. Bei zögerndem Verlaufe der Geburt reibt die als Hebamme fungierende Person die Kreuzgegend der Leidenden und massiert ihren Unterleib. Schreit die Gebärende nicht stark genug, so zwingt man sie dazu, indem man sie heftig zwickt. Manchmal muss die Gebärende über Stiegenstufen springen, um die Geburt zu erleichtern, oder sich auf zwei Stühle setzen, die man plötzlich unter ihr wegzieht.

Verschiedenartig sind die Lagen, in welchen die Frauen in der Türkei niederkommen. Nach den Feststellungen von Ploss-Bartels und Engelmann, welche über diesen Gegenstand ausführlicher berichtet haben, als ich es im Rahmen meines Buches

zu thun vermag, gebären liegend: die spaniolischen Jüdinnen; halbliegend oder hintenübergelehnt sitzend: die Griechinnen, Türkinnen, Cypriotinnen, Syrerinnen, Araberinnen und die Frauen in Palästina; sitzend: die Frauen in Palästina und Arabien; hockend oder kauernd. die Araberinnen und Perserinnen; knieend endlich: die Perserinnen, Armenierinnen und zuweilen auch die Griechinnen.

Im alten Griechenland knieten die Frauen oder sie befanden sich in halber Rückenlage auf dem Bette oder sie sassen hintenübergelehnt auf einem niedrigen Sessel, gestützt auf eine Gehülfin; die modernen Griechinnen gebären zumeist in letzterer Lage: auf einem niedrigen Sessel sitzend, richtiger halbliegend, angelehnt an eine helfende Frau; seltener kommt das Knieen vor.

Die Perserin kniet auf zwei Steinen. Oder sie hockt und stützt Kniee und Hände auf je drei Ziegelsteine, welche in geringem Abstande voneinander aufgetürmt sind.

Die Araberin in Bagdad hockt, wie mir Doktor Bernhard Beck berichtete, auf zwei flachen Steinen, zumeist ohne jede Stütze, nur zuweilen klammert sie sich an ein Seil. In anderen Gegenden kommt die Araberin in halbliegender Stellung auf einem Stuhl oder auf dem Schosse einer Gehülfin nieder

Die Armenierin kniet zumeist während ihrer Niederkunft. Die Türkin befindet sich auf dem Schosse einer Gehülfin, oder halbliegend auf der Bettmatratze oder einem niedrigen Sessel, oder kauert auf dem Erdboden und stützt die Hände an die Wand. Die Bauernweiber in Palästina setzen sich beim Gebären auf ein Kissen oder hocken auf Steinen. In den Städten Palästinas, namentlich in Jerusalem, kennt man, ebenso wie in Syrien und vielen anderen Gegenden der Levante, den Gebärstuhl. In Syrien befindet sich die Kreissende manchmal auf einem Schaukelstuhl. Die gebärende Frau sass im Schosse der Helfenden auch im alten Cypern. Beweis eine von Ploss im Louvre zu Paris im Jahre 1878 bemerkte, früher nicht beschriebene Thonfiguren-Gruppe aus Cypern.

Die von manchen Autoren vertretene Ansicht, dass die Hebräerinnen auf dem Schosse anderer gebaren, scheint dem Professor Ebstein nicht ausreichend gestützt. Er sagt: Im 1. Buche Moses XXX 3 fordert Rahel den Jakob auf, dass er ihrer Leibmagd Bilha beiwohne, „damit sie auf meinem Schosse gebäre.“

Aber im 5. Verse heisst es lediglich: „und sie gebar dem Jakob einen Sohn.“ Dass die Entbindung auf dem Schosse einer anderen Person erfolgte, ist nicht gesagt. Deshalb sind Rahels Worte rein symbolisch zu nehmen: „damit mein Schoss aus ihrem Schosse Kinder gewinne“.

Dem Gebärstuhl, welcher gegenwärtig ausser in der Türkei auch noch in China, Japan, Griechenland und Aegypten in Gebrauch ist, wird ein hohes Alter zugeschrieben. Die Hebräerinnen im alten Palästina dürften ihn gekannt haben; nach anderen Ansichten erwarteten sie jedoch gleich den heutigen Araberinnen, ihre Entbindung auf zwei Steinen hockend.

Professor Ebstein meint aus mehreren Bibelworten ableiten zu können, dass der Gebärstuhl bei den Hebräern in Gebrauch war; er zitiert 2. Buch Moses I. 15 und Jeremias XXX. 6: „Warum sehe ich denn alle Männer mit den Händen in den Hüften, einer Gebärenden gleich?“

Die Araberinnen der Vergangenheit gebrauchten den von den berühmten arabischen Aerzten vielfach empfohlenen Gebärstuhl häufig. Für das Vorhandensein des Gebärstuhls im alten Cypern zeugt eine 1871 auf dieser Insel von General di Cesnola entdeckte, in New-York befindliche Gruppe, welche vor 2200 Jahren gebildet wurde und eine eben beendete Geburt darstellt. Engelmann beschreibt diese Gruppe folgendermassen: Auf niederem Sessel, in halbzurückgelehnter Lage, ruht die Wöchnerin. Ihre Beine, noch weit auseinandergespreizt, sind mit einem Bettlaken bedeckt. Während hinter ihr die Beifrau kniet und an ihrer Schulter das Haupt der Leidenden lehnt, sitzt vor der Letzteren, zwischen deren Schenkeln, auf einem ganz niedrigen Schemel die Hebamme, das eben herausgezogene Kind auf den Armen haltend ... Dieses vor 22 Jahrhunderten dargestellte Gebären findet noch heute in Cypern fast unverändert statt. Auch die Form des Gebärstuhls, welchen die Hebammen in Cypern gegenwärtig gebrauchen, und den sie selbst von Haus zu Haus tragen, ist die gleiche wie vor Jahrtausenden: der Stuhl hat zwei Armlehnen, das Loch im Sitze ist mit einem eigentümlichen First versehen, um den Schenkeln das weiteste Auseinanderspreizen zu erleichtern.

Noch vor wenigen Jahrzehnten war der Gebärstuhl in ganz Kleinasien, in grossen und kleinen Städten, in Dörfern und auf

dem Lande fast allgemein in Gebrauch. Auch heute wird er in verschiedenen Ländern des türkischen Reiches vielfach benützt, namentlich, wenn die Geburt etwas länger dauert.

In einigen Gegenden ist der Gebärstuhl ein grosser hölzerner Stuhl mit grader Lehne und rundem Ausschnitt im Sitz. Doch ist der runde Ausschnitt der seltenere, der gewöhnliche dagegen ist halbkreisförmig. Eigentümlich ist der in Syrien gebräuchliche Gebärstuhl; er gleicht einem Schaukelstuhl mit beweglicher Lehne und gibt der Gebärenden die Möglichkeit, dem Körper verschiedene Neigungen zu gestatten. Der Sitz befindet sich etwa zwei Fuss über den Walzen und ist derart halbkreisförmig ausgeschnitten, dass er den Austritt der Frucht ermöglicht. Während die Hebamme mit ihrer, mit Speck oder Olivenöl bestrichenen Hand den Damm der Gebärenden stützt, wird deren Oberkörper von einer, neben oder hinter der Kreissenden sitzenden Gehilfin im Schosse gehalten. Jede bessere Diyeh oder Hebamme in Syrien hat ihren Gebärstuhl, den sie, wie ihre ägyptische Kollegin, von Haus zu Haus trägt.

Mein vielzitierter Gewährsmann Dr. Beck hatte in Bagdad während seines mehrjährigen Aufenthaltes auch häufig als Geburtshelfer assistiert. Er machte mir hierüber folgende Mitteilungen: Die Gebärende erwartet in hockender Stellung das Erscheinen ihres Kindes. Sie hockt auf einem am Boden aufgehäuften Aschenhügel, die beiden Füsse ruhen auf flachen Steinen. In dieser für eine Gebärende gewiss nicht bequemen Stellung verharrt sie ununterbrochen, mögen die Wehen noch so lange dauern. Vor dem Hause erscheint währenddem nach Bagdader Sitte eine Musikbande, um durch Lärm den Schmerz der Kreissenden zu betäuben und das Kind mit Jubel zu begrüssen. Auch das Zimmer der Gebärenden ist eine Stätte wüsten Geschreis. Alle Nachbarinnen und Verwandten sind gekommen, um dem Ereignisse beizuwohnen. Sie essen und trinken, schwatzen und zanken, rauchen Nargileh und verpesten die Atmosphäre. Geht die Entbindung normal von statten, dann gleitet das neugeborene Wesen auf den Aschenhaufen und man hilft der Wöchnerin sich eine bequemere Lage zu schaffen. Wenn aber die Geburt schwierig ist, dann wagt die Kabli, die Hebamme, unglaubliche Greuel. Man stellt die Frau auf den

Kopf, und während zwei Weiber die Beine der Aermsten möglichst weit auseinanderreissen, schneidet die Kabli im Mittelfleisch mit einer gewöhnlichen, manchmal rostigen Schere, oder gar mit einem Küchenmesser, unbarmherzig solange herum, bis die Oeffnung so gross ist, dass man das Kind herauszerren kann. Wenn die Patientin dabei verblutet, macht man sich nicht viel daraus, denn auf die Gebärende wird keine grosse Rücksicht genommen. Unangenehmer wird dagegen die Sache für die Hebamme, wenn bei dieser barbarischen Operation vielleicht dem Kinde ein Arm oder Bein abgetrennt wird. Die Bagdaderin ist an harte Behandlung gewöhnt, und daher sind auch die Fälle nicht so häufig, wo sie durch mangelhafte Pflege oder ungeschickte Behandlung bei der Entbindung zu Grunde geht.

Bei den Beduinen wird das Kind manchmal in einem Sieb aufgefangen, während die helfenden Frauen den Bauch der Mutter drücken.

Kunstgerechte Operationen und namentlich der Kaiserschnitt werden noch immer selten ausgeführt. Dr. Wladan Gjorgjewitsch, der frühere serbische Ministerpräsident und Reformator des serbischen Sanitätswesens, erzählte mir einmal von einer kühnen Operation, die eine Serbin von Pritschtina an sich selbst vollführte: Geplagt von dreitägigen Wehen ergriff sie verzweifelt ein Rasiermesser und führte an ihrem Leibe den Kaiserschnitt aus. Eine Nachbarin nähte die Wunde zu. Und Mutter und Kind blieben wohl. — Den persischen Aerzten und Hebammen verbietet das Gesetz den Kaiserschnitt nach dem Tode. Es befiehlt sogar, ein Kind zu töten, welches aus dem toten Mutterleib herauskomme; da Lebendes nicht von Totem geboren werden könne, kann ein solches Kind kein Geschöpf Gottes, sondern nur des Teufels sein.

In der Türkei umgeht man das auch dort bestehende Verbot, wenn eine Schwangere stirbt, das Kind aber deutliche Zeichen des Lebens gibt.

In Palästina begnügt man sich gewöhnlich, „das Kind aus dem toten Mutterleib dadurch zu entfernen, dass man einen Schlüssel an den Mund der Toten legt.“

Bei den Juden in Beyrut beobachtete Ludwig August Frankl eine grauenvolle Weise, eine als Schwangere verstorbene Frau

zu begraben: Wenn die Leiche gereinigt und in das Totengewand gehüllt ist, so spähen die Leichenwäscherinnen mit Auge und Ohr, ob sich in der Toten das junge Leben rege. Ist dies der Fall, so schlägt man auf den Leib der Leiche los, bis es in ihm völlig ruhig geworden ist. Denn entehrend für die Tote und ihre Angehörigen wäre es, wenn man ihre Leiche zu öffnen wagte; und Sünde wäre es, das Lebende lebendig zu begraben.

Wenn die Geburt glücklich vorüber ist, so erwartet man mit ängstlicher Spannung das Abgehen der Nachgeburt, die man türkisch, arabisch und persisch: meschimeh nennt, während sie bei den Gräko-Walachinnen „das Häuschen des Kindes" heisst; sobald sie zum Vorschein gekommen ist, wird sie, nach mazedonischem Brauche, entweder in der Erde des Gartens oder in der Scheune vergraben oder in fliessendes Wasser geworfen. Das gleiche Vorgehen ist in Bosnien üblich

Geht der Mutterkuchen nicht bald ab, so wendet man in Konstantinopel folgende Mittel an: Man durchsticht die Nabelschnur, zieht durch die entstandene Oeffnung einen Faden und bindet die Nabelschnur so an den Schenkeln der Leidenden fest. Dann gibt man der letzteren Fischthran oder Branntwein mit Pfeffer zu trinken, oder man steckt ihr, um sie zum Brechen zu reizen, einfach den Finger tief in den Hals; oder man reicht ihr eine Flasche zum Hineinblasen.

Aehnlich ist das Verfahren in den anderen Gegenden der Türkei, um die Nachgeburt herauszutreiben.

Die bosnischen Mohammedanerinnen werden massiert oder blasen in eine leere Flasche.

Die Griechinnen lassen sich den Unterleib reiben und drücken und stecken gleichzeitig die Finger oder gar ihren Zopf in den Mund, um Brechreiz zu erzeugen. Oder man hebt die eben Entbundene mehrere Male hoch empor und lässt sie dann heftig herabfallen.

Wenn das Kind Muttermäler oder Auswüchse hat, legt man gewöhnlich ein Stückchen des frischen Mutterkuchens auf die Fehler und hofft dadurch deren Ausmerzung zu erzielen.

Fast in der ganzen Türkei ist es üblich, das neugeborene Kind nicht gleich durch Trennung der Nabelschnur, sondern erst zusammen mit dem Mutterkuchen zu entfernen. Erst dann

wird die Nabelschnur mit einem Messer oder einer Schere oder einem anderen Instrument durchschnitten, zuweilen auch einfach von der Mutter, der Hebamme oder einer anderen Frau durchbissen, worauf das am Kinde befindliche Nabelschnurende mit der Flamme eines Wachslichts angebrannt und endlich unterbunden wird. Bei den bosnischen Frauen wird die Nabelschnur nicht mit einer Schere, sondern gewöhnlich mit dem Messer oder der Sichel durchschnitten; geschieht es mit der Schere, so wird das nächste Kind ein Mädchen.

Die syrischen Frauen warten 20 bis 40 Minuten nach der Entbindung auf das Erscheinen der Nachgeburt. Ist diese in dem genannten Zeitraum nicht abgegangen, dann schneidet man die Nabelschnur durch und bringt die Wöchnerin zu Bett. In Jaffa bemüht sich die Hebamme, sofort nach der Entbindung die Nachgeburt herauszubringen. Sie drückt auf den Nabel mit aller Anstrengung, bis sie ihren Zweck erreicht. In Jerusalem bindet die Hebamme die Nabelschnur mit einem Bindfaden am Fusse der Patientin fest. Dann taucht sie ihre Finger in Oel ein und schiebt sie in das Mittelfleisch, um die Nachgeburt zu erfassen und herauszuziehen. Erst nachdem die Nachgeburt erschienen ist, unterbindet die Hebamme die Nabelschnur. Sie lässt beim Durchschneiden der letzteren einen Rest von 3 Fingern lang am Körper des Kindes, umhüllt diesen Rest mit Watte und Fäden aus Baumwolle und Zwirn und brennt das Ende mit einem Wachslichtflämmchen ab, um einer Blutung aus dem Nabelstrang vorzubeugen. In Eriwan wird von den armenischen Hebammen die Nabelschnur gleich nach der Geburt mit einem wollenen, baumwollenen oder seidenen Faden unterbunden und dann mit einer Schere durchschnitten, ohne Rücksicht darauf, ob die Nachgeburt schon abgegangen ist oder nicht. Die Perserinnen lassen von den helfenden Frauen die Nabelschnur so lange ziehen und reissen, bis die Nachgeburt zum Vorschein kommt. Die Weiber der arabischen Nomadenstämme, welche bei den Wanderungen in der Wüste in ihrer schweren Stunde häufig ganz allein in ihrem Zelte gelassen werden, schneiden die Nabelschnur selbst ab

Im Aberglauben der morgenländischen Völker nimmt die Nabelschnur einen grossen Platz ein. Bei den Gräko-Walachen wird der abgefallene vertrocknete Nabelstrang — Afalos, das

altgriechische Omphalos — von der Mutter sorgfältig aufbewahrt, besonders vor Nässe geschützt, da sonst das Kind an Leibweh leiden würde. Nach einigen Jahren wird er hervorgeholt und dem Kinde gezeigt, damit ihm alles, was es unternehme, gelinge. Man sagt von einem Vielbeschäftigten: „Der hat seinen Afalos gesehen.“ Die Mutter hütet sich aber, den Afalos ihres Kindes anderen Kindern zu zeigen. — Die Hebammen in Syrien geben Acht, dass sie den Neugeborenen die Nabelschnur nicht zu knapp abschneiden; diese Vorsicht sichert dem Kinde eine schöne Stimme. Wenn es ein Mädchen ist, thut man zu diesem Zwecke noch ein Weiteres: man bestreicht die Lippen der Kleinen mit Staub, den man unter der Thürangel des Geburtszimmers hervorkehrt. Der Nabelrest muss eingesalzen werden — sagt man endlich; geschieht dies nicht, dann wird das Kind einen üblen Geruch aus dem Munde haben.

---

52. Die Wöchnerin.

Erste Behandlung der Niedergekommenen — Konstantinopeler Gebrauch. — Was mir Dr. Beck aus Bagdad berichtet. — Syrische Wöchnerinnenkost. — Jaffa. — Palästina. — Benennung der Wöchnerin. — Die 40 Tage. — Gräko-Walachische Sitten. — Beräucherungen von Mutter und Kind. — Furcht vor Dämonen. — Unreinigkeit der Wöchnerin. — Hebräisches. — Alt-Griechisches. — Neu-Griechisches. — Abergläubische Ansichten. — Die Wöchnerin und die Küche. — Wöchnerin und Coitus. — Marokkanische Gebräuche. — Schutz der Wöchnerin vor bösem Zauber. — Bosnischer Schutzspruch. — Albanesische Schutzmethoden. — Gebote und Verbote betreffs Wöchnerin und Neugeborenes. — Die weissen Nymphen bei den Gräko-Walachen. — Täuschung der Geister. — Das Feuer bei der Wöchnerin. — Jüdisches aus Palästina. — Syrisches. — Vorschriften über Wöchnerinnen-Besuche. — Verbot des Verleihens von Feuer, Salz und Brot.

In Konstantinopel bearbeitet die Hebamme gewöhnlich den Körper der Niedergekommenen in folgender Weise, um den Teilen, welche durch die Entbindung gelitten haben, die alte Lage wiederzugeben: sie drückt den Bauch, sie hebt die Hände der Leidenden in die Höhe und stösst sie hin und her, dann umbindet sie den Unterleib, und auch den Kopf, fest mit Tüchern.

In Bagdad müssen die Frauen, wie mir Doktor Beck erzählte, sofort nach der Entbindung eine Riesenportion gestossener Nüsse, Mandeln und Pistazien nebst Zimmt und indischen Gewürzen verschlingen. Das nennt man: Hatter kuwet el rasfad, wörtlich zur Stärkung der Herzspitze. Merkwürdigerweise schadet diese seltsame Herzstärkung nicht allen Wöchnerinnen.

In Syrien gibt man der Wöchnerin am ersten und zweiten Tage Hammelbrühe oder Hühnersuppe; darauf sechs Tage hindurch blähungtreibende Getränke und Zimmtthee. Erst vom neunten Tage ab bekommt sie feste Nahrung, anfangs in geringen,

dann in immer grösseren Portionen. Wo die Volksmedizin allein nichts nützt, muss wieder der Aberglaube aushelfen. Einer Frau, welche nach der Entbindung starke Schmerzen im Unterleibe erduldet, gibt man in Syrien, aber ohne dass sie es merken darf, die Schuhe ihres Mannes unter die Kopfkissen, und die Schmerzen hören sofort auf.

In Jaffa erhält die Niedergekommene gleich nach der Entbindung ein kleines Glas Branntwein; zuweilen vorher auch ein Glas Olivenöl. In Jerusalem bekommt sie Branntwein mit Muskatnuss oder Wein mit Olivenöl, nach drei oder vier Stunden Kamillenthee oder Hühnersuppe, manchmal Chokolade. Während 40 Tagen trinkt sie nie frisches Wasser, sondern nur Abkochungen von Orangenblüten.

Die persische Wöchnerin isst während der ersten drei Tage nur Vegetabilien in Butter und Zucker.

In Palästina legt die Hebamme der Patientin einen breiten Gürtel um den Leib. Die ersten zwei Stunden nach der Geburt lässt man die Wöchnerin aufrecht auf ihrem Lager sitzen, damit das Blut nicht zu ihr komme, wie man sich in Palästina ausdrückt. So leicht die Niederkunft selbst von statten geht, so schlimm werden manchmal die Zustände der Kranken nachher. Besonders werden die Blutungen so stark, dass sie häufig den Tod herbeiführen. Um die Genitalien wieder in Ordnung zu bringen, begleitet die Hebamme die Wöchnerin auf ihrem ersten Wege ins Bad; dort wird die Wöchnerin auf den Boden gelegt, und die Hebamme treibt ihr mit aller Kraft einen festen Gegenstand möglichst hoch in den Unterleib hinauf.

Bei den Bulgaren im Rhodope-Gebirge nennt man die Wöchnerin Rozdenica; das war der altslavische Name für die Patronin der schwangeren Frauen. Die Serben und Bulgaren haben ihn in diesem Sinne schon vergessen. Bei den Griechen heisst die Wöchnerin: Sarantisty, die 40tägige, oder Lechusa. Mit der letzteren Bezeichnung verwandt ist die albanesische: Ljechone bei den Tosken, und Ljichone bei den Gegen; in Monastir sagen die Gräko-Walachen, nach Sajaktzis: Lechonari. Ferner kennt man in Mazedonien den Ausdruck Rodulja. In Palästina nennt man die Wöchnerin: Nafsa oder Nifas.

Vierzig Tage lang gilt die Wöchnerin überall als Patientin, aber nicht überall ist sie es. Unter den südslavischen Bäuerinnen

findet man selten eine, die mehr als zwei oder drei Tage zu Bette ist. Ja, es ist schon beobachtet worden, dass eine bosnische Landfrau, die in der Nacht geboren hatte, am nächsten Tage barfuss am Bache stand, um das Eis aufzuhacken. Die Fellachenmutter in Palästina geht schon am zweiten oder dritten Tage nach der Entbindung ihren häuslichen Geschäften nach.

Die türkischen und arabischen Frauen in Bagdad erheben sich schon am dritten Tage. Nur bei reichen Leuten gönnt man der Frau eine längere Erholungspause.

Ueber die Gebräuche bei den Gräko-Walachen in Monastir berichtet Dr Sajaktzis Nach der Geburt müssen um 9 Uhr abends alle, die engeren Hausgenossen ausgenommen, fortgehen. Man schliesst die Thür ab, zündet in dem aus uralter Zeit überlieferten Thymaterion Räucherwerk an, mit welchem man an diesem Abend sowohl, als die folgenden 39 Abende, Mutter und Kind beräuchert, damit die Uebel, die Schatten oder bösen Geister ihnen nicht schaden. Diese bösen Geister überfallen unter verschiedenen Gestalten — als Araberin, schwarzer Stier, Hund, Ziege — die Wöchnerin im Schlaf; sie träumt von ihnen, schreit, schaudert vor Angst, verliert Atem und Sprache, wird zuletzt ohnmächtig, zuweilen stirbt sie. Auch schon während ihrer gesegneten Zeit sind die Frauen diesen Ueberfällen ausgesetzt und erleiden infolge derselben manchmal eine Fehlgeburt. Man erklärt sich diese Ohnmachten so, dass die bösen Geister von dem Schatten der Ueberfallenen Besitz ergriffen haben und ihn über Land und Meer entführen. Solange die Frau bewusstlos ist, sucht man Hülfe durch allerhand abergläubische Mittel; man hält der Kranken angezündete Fäden — Fäden, die am Stocke des Wollhaspels im Laufe der Zeit sich entwickelt haben — unter die Nase· wie die verwirrten Fäden durch das Feuer, so soll durch den Rauch die Verwirrung der Sinne gelöst werden. Oder man hält der Bewusstlosen ein Weberblatt mit seinen engen Fächern vor die Augen, damit sie Sehkraft gewinne. Endlich: man bildet aus Hochzeitsblumen oder Blumen, die beim Feste Johannes des Täufers als Schmuck gedient haben, einen Kranz, durch den die Kranke gezogen wird.

Die Wöchnerin galt bei den Hebräern als unrein. Im III. Buche Moses XII 2 heisst es: „Wenn ein Weib niederkommt und einen Knaben gebiert, so bleibt sie 7 Tage unrein; ebenso-

lange, als ihre Unreinigkeit infolge des Monatsflusses währt, ist sie unrein. Sodann muss sie 33 Tage lang im Reinigungsblute bleiben. Sie darf nichts Heiliges berühren und nicht ins Heiligtum kommen, bis die Zeit ihrer Reinigung um ist. Gebiert sie aber ein Mädchen, so bleibt sie 14 Tage unrein, wie bei ihrer monatlichen Unreinigkeit, und 66 Tage muss sie im Reinigungsblute bleiben. Wenn aber die Zeit ihrer Reinigung um ist, mag es sich um einen Sohn oder eine Tochter handeln, so soll sie ein einjähriges Lamm zum Brandopfer und eine junge Taube oder eine Turteltaube zum Sündopfer zum Priester bringen. Der soll die Opfer vor Jehovah darbringen und ihr Sühne schaffen, so wird sie rein von ihrem Blutflusse." Am 40. Tage macht ein rituelles Bad sie völlig rein.

Bei den alten Griechen galt die Berührung der Wöchnerin ebenfalls als unrein und der Beruf der Hebamme als eklig Euripides sagt in seiner Iphigenie bei den Tauriern V 381, dass Artemis von ihrem Altare die fernhielt, welche mit einer Wöchnerin, einem Morde oder einem Leichnam in Berührung gekommen waren: „Zur Reinigung aber," heisst es dort weiter, „wuschen am 5. Tage nach der Geburt, wenn man die Amphidromien feierte und die Reinigung des Hauses vollzog, alle mit der Wöchnerin in Berührung gekommenen oder mit der Entbindung beschäftigt gewesenen Heilenden ihre Hände."

Die Wöchnerin im alten Athen durfte vor dem 40. Tage nicht ins Freie gehen; es war ihr verboten, den Tempel zu betreten, oder eine heilige Handlung vorzunehmen. Nach dem 40. Tage fand ein Fest statt, genannt: Tesserakostos. Dann nahm sie ein Bad, das Reinigungsbad, und war wieder die Reine.

Die Gräko-Walachen in Monastir haben, nach Sajaktzis, von den Alten alle diese Gebräuche übernommen. Die Wöchnerin, das neugeborene Kind, alle Frauen, die mit ihnen in Berührung gekommen sind, gelten als unrein. Alle, die eine Wöchnerin berührt haben, dürfen nicht kochen, bevor sie gereinigt sind. Letzteres geschieht in Monastir in folgender Weise. Der Diener des Allerhöchsten kommt, beräuchert alle, die bei der Wöchnerin sich befinden, sowie diese selbst und das neugeborene Kind, weiht eine mit Basilikumkraut verschlossene Wasserflasche neben der Wöchnerin und spricht ver-

schiedene Gebete. Alle Anwesenden benetzen ihr Gesicht mit Weihwasser und besprengen auch die Wöchnerin und das Kind damit. Die Wöchnerin und das Kind werden ausserdem jeden Abend bis zur Vorsegnung mit Weihwasser benetzt. Die Abergläubischeren unter den Frauen, sowie die Hebamme, gehen gleich nach der Entbindung nach Hause und wechseln ihre Kleidung, was man auch nach der Berührung eines Toten zu thun pflegt; es ist also eine Parallele zu dem von Euripides erwähnten Gebrauche. Selbst das Haus, in dem die Geburt stattgefunden hat, gilt als verunreinigt; es wird beräuchert, mit Weihwasser besprengt; im Hause brennt Räucherwerk allabendlich bis zum 40 Tage nach der Geburt. Am 40. Tage werden alle Möbel gewaschen oder mit Weihwasser besprengt.

Die Griechin darf während der ersten 40 Tage nach der Niederkunft nicht in die Kirche gehen. In der Nähe des Hauses einer Wöchnerin verliert jeder Talisman seine Kraft. Am 40. Tage nimmt die Wöchnerin ein Reinigungsbad und begibt sich zur Danksagung in die Kirche. Es sind also auch hier fast unverändert die altgriechischen Gebräuche erhalten geblieben. Bei den Albanesen gilt die Wöchnerin bis zum 40. Tage als unrein und darf bis dahin nichts kochen und nichts backen.

Die Beduinenfrau bleibt nur eine Woche, manchmal weniger, selten mehr zu Hause. Aber 40 Tage lang gilt sie als unrein, und ehe sie wieder als reiner Mensch gelten kann, müssen auch noch alle ihre Gewänder gewaschen sein.

Die Aegypterin in Kairo gilt 40 Tage als unrein und nimmt dann ein Reinigungsbad. Im übrigen Aegypten ist die Periode der Unreinlichkeit der Wöchnerin von verschiedener Dauer.

Die Türkin gilt 40 Tage als unrein, ebenso die Armenierin und die Spaniolin.

Die marokkanische Araberin sondert sich für volle zwei Jahre ab. Ihr Mann jedoch darf sich ihr nähern, sobald sie seit der Entbindung zum dritten Male menstruiert hat.

Der Aberglaube, dass die Wöchnerin leicht bösem Zauber erliege, herrscht bei allen Völkern im Orient. Man behängt daher die Wöchnerin über und über mit Amuleten, man sucht durch Zaubersprüche und Zaubermittel ihr Zimmer vor Krankheitsgeistern, vor dem bösen Blick und vor Neid und Rachsucht zu

schützen. Auch lässt man die junge Mutter und das Neugeborene gewöhnlich nicht allein.

Die Armenierin bleibt die ersten 6 Wochen nach der Entbindung nie allein im Zimmer, aus Furcht vor dem Teufel.

Um Wöchnerin und Kind vor bösen Augen zu schützen, löscht man in Bosnien vor ihnen Feuersglut in Wasser und spricht dabei: „Das sind die schwarzen Augen, die N. N. verschrieen, ihm Herzleid brachten; wenn sie es sind, mögen sie auf den Grund sinken, wenn nicht, mögen sie oben schwimmen." Hierauf wäscht man, wie Milena Mrazovic erzählt, Wöchnerin und Kind mit dem Wasser und schliesslich gibt man ihnen davon auch zu trinken.

Während der ersten 40 Tage dürfen bei den Albanesen, wie Hahn berichtet, weder die Wöchnerin noch das Kind das Haus und nachts selbst das Zimmer nicht verlassen, in welchem die Geburt stattgefunden hat. Dies geschieht aber nicht aus Gründen der Gesundheit, sondern aus Furcht vor Behexung. Um sich vor der Behexung während dieser 40 Tage zu hüten, wird die ganzen 6 Wochen hindurch im Hause sorgfältig ein Feuer unterhalten, und davon darf weder ein Span noch eine Kohle verschenkt werden; wer nachts in das Haus kommt, muss an der Thür über eine lodernde Fackel springen, während der 40 Tage darf im Hause weder getanzt noch gesungen werden.

Die ersten sieben Nächte hindurch machen die Nachbarn und Nachbarinnen vor der Wohnung einen Heidenlärm, um die Wöchnerin und das Kind am Einschlafen zu hindern, weil man fürchtet, dass böse Geister ihnen während des Schlafes etwas anthun könnten.

Bei den Gräko-Walachen in Monastir muss, nach den Erzählungen des Dr. Sajaktzis, um Wöchnerin und Kind bis zum 7. Tage nach der Geburt stets eine dritte Person, eine Getaufte, weilen. Nach der Taufe des Kindes ist diese dritte Person überflüssig; aber die Mutter muss bis zum 40. Tage ständig bei ihrem Kinde bleiben. Ist sie auszugehen gezwungen, so stellt sie neben das Kind einen Besen zur Gesellschaft. Alles dies geschieht zum Schutze gegen die Anfechtungen seitens sichtbarer und unsichtbarer Geister, welche die Wöchnerin und das Kind bis zur Vorsegnung oder Taufe verfolgen. Nachts darf die Wöchnerin um keinen Preis ausgehen; niemals darf sie sich

unter eine Dachtraufe setzen. Denn die weissgekleideten, blumengeschmückten Nymphen könnten erscheinen, die Nymphen, die man schmeichlerisch „die Weissen, die Weissen und Freundlichen“ nennt und von denen man glaubt, dass sie Jungfrauen von idealer Schönheit seien. Sie kommen aus den kalten Luftwellen, von den Gipfeln der Berge, sie weilen unter Dachrinnen, unter Bäumen, in Brunnen; oder, wie die Klodonen und Mimmalonen der alten Mazedonier, toben sie mit Handpauken, tanzen sie unsichtbar, thun sie Uebles durch einen heftigen Schlag, erwürgen in ihren Armen die unglückseligen Menschen, die ihnen in den Weg laufen.

Falls eine Wöchnerin trotz des Verbotes nächtlich ausgegangen und von den Weissen geschlagen worden ist und in eine schwere Krankheit verfällt, so geht die Mutter der Kranken um die Mitternachtsstunde „wenn selbst das Wasser schläft“ — zum Hausbrunnen, zur Dachtraufe, in den Hain, zur Gartenquelle, zum Bächlein im Grase, kurz: zu allen schlafenden Gewässern und ruft „die Weissen, die Weissen, die Freundlichen und Allerschönsten“ mit leisem Liede, in dem sie der Nymphen Güte preist und sie anfleht, der Kranken die unbilligerweise genommene Gesundheit wiederzugeben, da die Arme getauft und eine gute Christin sei. Um die Geister zu versöhnen, beträufelt die Bittende die Geisterwohnsitze mit Honig. Zuweilen erhören die Nymphen das Flehen; zuweilen aber schlagen sie auch die kühne Mutter.

Um Wöchnerin und Kind vor den „Weissen“ zu behüten, dürfen auch ihre Kleider und ihre Wäsche nachts nicht unter freiem Himmel bleiben. Wenn man das Kind zur Taufe trägt, so gibt man statt des Kindes einen Kopanos oder Wäscheschlägel, künstlich zurechtgemacht und in einer Decke eingehüllt, an das Bett der Mutter, damit die bösen Geister getäuscht werden. —

Bei den Juden in Palästina wird die ganze erste Woche am Bette der Wöchnerin gewacht; Tag und Nacht sitzen Frauen bei ihr, und in einem Nebenzimmer lesen Männer ununterbrochen heilige Bücher. Man hält es für äusserst gefährlich, die Wöchnerin auch nur einen Augenblick allein zu lassen. 40 Tage lang brennt im Zimmer der Wöchnerin eine Lampe, um Mutter und Kind gegen die Annäherung böser Geister zu schützen. — Die Christen und Moslems in Palästina behüten die Wöchnerinnen

vor dem bösen Blick und anderen Uebeln durch Behängen mit allerlei abergläubischen Schutzmitteln. Das wirksamste, aber auch seltenste, ist eine Goldmünze aus venetianischen Zeiten, die man als Amulet Maschchas oder Muschchas nennt. Man hält eine Wöchnerin äusserst empfänglich für schädliche Einflüsse und schwere Krankheiten und sagt von ihr. „Vierzig Tage lang steht ihr Grab offen.“ Nichts Schädliches darf man von ihr oder vor ihr sprechen.

Ganz unzählbar sind die syrischen abergläubischen Ansichten und Gebräuche, die mit der Wöchnerin und dem Wochenbett zusammenhängen. Ich erwähne hier nach Eijub Abela nur folgende· Wer von einem Hause, in dem jemand gerade gestorben ist, sich in das Haus einer Wöchnerin begibt, ohne dazwischen auszuruhen oder zu urinieren, der bringt der Wöchnerin, nach einer allgemein verbreiteten Volksmeinung, den Tod; es ist verboten, im Zimmer einer Wöchnerin zu stricken, denn das könnte den Tod des Neugeborenen verursachen; zu einer Wöchnerin darf keine Neuvermählte kommen, sonst verliert die erstere die Milch, zwei Wöchnerinnen dürfen während der 40 Tage nicht miteinander sprechen, sonst verliert diejenige, die zuerst den Mund öffnet, ihr Kind. Auch bei den Juden in Palästina dürfen sich zwei Wöchnerinnen während des ersten Monats nach ihrer Geburt nicht besuchen; gefährlich wird die Nichtbeachtung dieses Verbotes besonders dann, wenn die Mütter bei solchen Besuchen ihre Säuglinge auf den Armen halten. Die Wöchnerin soll nicht in den Spiegel schauen, sonst wird sie schielend; letzteres passiert übrigens jedem, der nach dem Untergange der Sonne sich im Spiegel beschaut.

Grimm erwähnt den Gebrauch im Erzgebirge: Aus dem Hause der Wöchnerin darf kein Feuer, kein Salz, kein Brot ausgeliehen werden. Bei den Gräko-Walachen in Monastir ist es nicht erlaubt, dass vor dem 40. Tage nach der Geburt des Kindes aus dem Zimmer einer Wöchnerin Brot und Wein entfernt werden, damit nicht das häusliche Glück, dessen Symbole sie sind, entfliehe; ebenso darf bis zum 40. Tage in das Zimmer der Wöchnerin ein brennendes Licht weder hineingetragen, noch eines daraus entfernt werden, weil die Dämonen durch das Licht der Muttermilch schaden könnten. Die Juden in Palästina sagen:

Während der ersten Woche darf aus dem Zimmer einer Wöchnerin nichts fortgeliehen werden; am wenigsten darf man Feuer daraus nehmen lassen. In Syrien wird aus dem Hause einer Wöchnerin solange kein Feuer an Nachbarn hergegeben, bis nicht der Nabel des Kindes vollständig geheilt ist; sonst stösst dem Neugeborenen Unglück oder Krankheit zu.

---

53. Muttermilch und Ammen.

Dauer des Säugens. — Verschreien der Milch. — Gräko-Walachische Gebräuche. — Albanesische Sitten. — Persische Sitten. — Säugen ist Mutterpflicht. — Bezahlte Ammen. — Ehrung der Ammen bei den Türken. — Historisches. — Entwöhnung des Kindes. — Markt für Frauenmilch.

Wenn man der Wöchnerin in Palästina ein freundliches Wort über ihr Aussehen sagen will, so vergisst man nicht, wie Frau Lydia Einszler erzählt, zahlreiche Wunschformeln hinzuzufügen, damit das Lob nicht von üblen Folgen begleitet werde. Thut man dies nicht, so ist die Wöchnerin der Gefahr ausgesetzt, eine böse Brust zu bekommen und die Milch zu verlieren. Aus Angst vor dem Verschreien und Beneiden hält die Mutter in der ersten Zeit des Stillens ihre Brust und das Kind, wenn es trinkt, vor neugierigen Augen verborgen. Um nicht die junge Mutter ihres Milchreichtums zu berauben, nennt man die Sache auch nicht beim rechten Namen. Man fragt die Wöchnerin nicht „Hast du viel Milch?“ sondern: „Kif dirtik? wie ist dein Fluss?“ Und die junge Mutter antwortet: „Fi barake, es ist Segen da.“ Selbst wenn dritte Personen von einer Wöchnerin und ihrer Milch sprechen, gebrauchen sie diese Vorsicht. Man sagt: „Dirratha kanije, ihr Fluss strömt.“ Oder „Dirratha chafife, ihr Fluss ist leicht.“

Bei den Gräko-Walachen in Monastir erhält — wie Dr. Sajaktzis berichtet — das Kind als erste Nahrung Kamillenthee; dann kommt es an die Mutterbrust. Während es zum ersten Male saugt, hat die Mutter in der rechten Hand als Symbol des Glücks eine Flasche Wein, während eine andere Frau über dem Haupte der Wöchnerin in einem Siebe einen Laib Brot hält. Am dritten Tage bäckt man zwei Weizenkringel — einen kleineren

für das Kind, einen grösseren für die Mutter — „zur Beförderung der Milch.“ Wenn in einer Woche keine Milch sich zeigt, so netzt eine alte Frau den Weizenkringel der Wöchnerin bei Morgengrauen in 3 Brunnen, wobei sie kein Wort reden darf, damit die in den Brunnen badenden Nymphen sie nicht wahrnehmen und ihr nicht schaden. Dieses Weizengebäck isst die Wöchnerin, „damit ihre Milch fliesse, wie das Wasser von den Brunnen.“ Den kleineren Weizenkringel aber hängt man dem Kinde um die Hüfte bis zum 40. Tage; dann wirft man ihn in ein fliessendes Wasser, „damit das Kind das Weinen ablege.“ Um sich Milch zu sichern, muss die Wöchnerin ferner an einem frühen Morgen selbst Wasser vom Hausbrunnen holen, sich damit waschen, mit den Fingerspitzen die Brust benetzen und dabei flüstern: „Wie dein Wasser, so möge bei mir die Milch fliessen.“ Endlich erwähnt Sajaktzis den seltsamen Gebrauch der „Milchentziehung“: Hat eine Wöchnerin keine Milch, die Nachbarin solche aber in Ueberfluss, so thut die erstere Folgendes: Sie nimmt zwei Brode unter die Achseln und ein Fläschchen Wasser in die rechte Hand. Damit schleicht sie vor Sonnenaufgang heimlich zu einem Baum im Hofe, von wo aus sie die Fenster der Nachbarin sehen kann. Wenn sie sieht, wie die Nachbarin ihr Kind stillt, hebt sie — genau bei Sonnenaufgang — dreimal die Flasche in die Höhe, murmelt eine Beschwörung und — trinkt in drei Schlucken mit dem Wasser die ganze Milch der Nachbarin aus, die nun leer wird wie die Flasche! — Eine halbe Stunde von Monastir entfernt, bei Debechane, liegt eine Wiese, die „Tisch“ genannt wird. Auf dieser Wiese ist ein Fleck, welcher „Blätter des Feigenbaumes“ heisst. Hierher wandern die Frauen von Monastir, um ihre Milch „abzuweiden.“ Sie müssen da vor Sonnenaufgang und nüchtern ankommen, wie Lämmer auf den Boden niederknieen und dreimal eine Blattspitze abbeissen, hernach mehrere Blätter nehmen, die zu Hause gekocht und genossen werden — und das vermehrt die Milch. Die Wöchnerin nährt sich viel mit Bäckereien und Obst, um sich bei Appetit und reichlicher Milch zu erhalten. Bis zum 40. Tage darf die Mutter kein anderes Kind stillen, als ihr eigenes; nur im äussersten Notfall bekommt ein Kind eine fremde Brust. Nach Hahn bestehen in Albanien noch folgende Gebräuche: Gleich nach der Niederkunft der Frau schickt man zum Priester

oder zum Imam ein Gefäss mit reinem Wasser zum Einsegnen. Nachdem dies geschehen, bringt man das Wasser in das Haus der Wöchnerin zurück, und alle diejenigen, welche Hebammendienste geleistet haben oder bei der Geburt zugegen waren, waschen sich mit einem Teile des geweihten Wassers die Hände; das Gefäss mit dem Rest aber wird neben dem Bett aufgestellt. Alle, welche in den nächsten Tagen zu Besuch kommen, tauchen die Finger in das geweihte Wasser und besprengen die Mutter und das Kind mit einigen Tropfen, dem Kinde dabei gute Gesundheit, der Mutter reiche Milch wünschend. Um der Mutter-Amme viel Milch zu sichern, hängt man ihr den Gur kjumesti oder Milchstein, einen unfehlbaren Talisman, an einem farbigen Bande um den Hals. Die Kinder werden in Albanien erst gegen das Ende ihres zweiten Lebensjahres von der Mutterbrust entwöhnt. In der letzten Zeit, da sie noch an der Mutterbrust saugen, werden sie aber auch schon mit festen Speisen gefüttert, wobei die Amme nach altgriechischer Weise die Stücke dem Kinde vorkaut und von Mund zu Mund gibt. Um den Säugling zu kräftigen, lässt man ihn häufig Wein schlucken. — Die Juden in Syrien glauben, wenn man einer Wöchnerin am Halse oder auf dem Kopf das Rückgrat eines fliegenden Fisches befestigt, muss die Milch der Mutterbrust reichlicher fliessen. In Konstantinopel begibt sich die Mutter, sobald sie das Wochenbett und das Zimmer verlassen kann, gewöhnlich in ein warmes Bad; dort macht man ihr Kataplasmen aus Bohnen und Zwiebeln über Brust und Rücken, und dies soll die Milchabsonderung befördern.

Tritt bei einer zum ersten Mal Gebärenden die Warze — hulmeh — nicht gehörig hervor, so werden in Persien wie in der Türkei junge Hunde angelegt, deren es in den Bazars stets eine grosse Menge gibt.

Allgemein meint man im Orient: Wenn eine Mutter, die ein Kind nährt, kaltes Wasser trinkt, dann läuft der Säugling Gefahr, an Diarrhöe zu erkranken. Um die so hervorgerufene Krankheit zu bannen, ist Folgendes zu thun notwendig: man werfe eine Nadel in ein Glas lauen Wassers und nehme sie nach einer Stunde heraus, lasse dann die Mutter etwas von dem Wasser trinken, benetze mit dem Rest die Stirn des Kindes —

bei den Moslems in Form eines Halbmonds, bei den Juden in Form eines Sterns, bei den Christen in Kreuzform — und endlich mache man der Moschee, der Synagoge oder der Kirche ein kleines Sühngeschenk, und alles muss sofort gut werden.

Im afrikanischen Tripolis glauben die Ammen dass ihre Milch vergiftet wurde, wenn ein Dschardun, eine kleine harmlose Eidechse, über ihre Brüste gelaufen ist. Diese Ansicht ist deshalb besonders beachtenswert, weil bei vielen Völkern die Eidechse ähnlich der Schlange in Beziehung zum Weibe gebracht wird. In der polynesischen Mythologie gilt die Eidechse als heiliges Tier, und die Legenden erzählen von Frauen, die Eidechsen geboren haben. Bei dem Port-Lincoln-Stamme in Südaustralien heisst es, eine Eidechse habe den Mann von dem Weibe gesondert. Frazer weist auf die griechische Sage hin, nach der eine Prinzessin in der Pubertätszeit sich nicht von der Sonne bescheinen lassen soll, da sie sonst in eine Eidechse verwandelt werde. Sogar im modernen Europa herrschen ähnliche Ideen. Ellis zitiert die Mitteilung von Reys: man glaube in Portugal, dass Frauen während der Menstruation leicht von Eidechsen gebissen werden; um sich davor zu schützen, tragen sie enganliegende Beinkleider.

So lange das Kind die Muttermilch erhielt und während seines ersten Alters, war — nach Psalm 121, 6 — den Müttern oder Ammen der Hebräer empfohlen, die grösste Sorgfalt auf ihre Nahrung zu verwenden, den Busen nie unbedeckt, das Kind weder bei Tage noch bei Nacht ganz nackt, es nicht barfuss oder barhäuptig gehen zu lassen, es nicht an Orte zu bringen, die von der Sonne zu sehr getrocknet wurden, noch es dem Mondlichte des feuchten Abends auszusetzen, es weder am frühen Morgen aus dem Bad zu nehmen, noch es oft zu baden.

Die sogenannte Milchgrotte bei Bethlehem, in der die heilige Jungfrau die Nacht vor der Flucht nach Aegypten zugebracht, steht bei den säugenden Müttern und Ammen, deren Milchfluss zu versiegen droht, in grossem Rufe. Die weisse Erdart — Bolus — von der die Bezeichnung der Grotte entlehnt ist, soll der Legende zufolge so entstanden sein: Als die Jungfrau Maria dem Christuskinde die Brust reichte, fielen einige Milchtropfen zu Boden, wodurch derselbe sogleich das Ansehen milch-

weissen Staubes erhielt. Aus der Erde der Milchgrotte bereitet man kleine runde Kuchen, denen man das Siegel des heiligen Grabesordens aufdrückt und Amuletenrechte verleiht. In Wasser aufgelöst und als innerliches Medikament genommen, sollen diese Pastillen die versiegte Milch wieder in Fluss bringen.

Bei den Hebräern galt das Säugen als eine der ersten Mutterpflichten. Im ersten Buche Moses 49, 26 wird die „Segensfülle aus Brüsten" verherrlicht, in Hosea IX 14 werden die „trockenen Brüste" beklagt. In den Klageliedern IV 3 ertönt der Vorwurf: „Selbst die Schakale entblössen die Brust, säugen ihre Jungen, meines Volkes Tochter war grausam, wie die Strausse in der Wüste; des Säuglings Zunge klebte vor Durst am Gaumen."

Als eine der fürchterlichsten Begleiterscheinungen „des Erdbebens zur Zeit der letzten Stunde" prophezeit der Koran in der XXII. Sure, welche „die Wallfahrt" betitelt ist: „An jenem Tage, da wird eine jede säugende Frau ihres Säuglings vergessen, und jede Schwangere ihre Bürde abwerfen."

Gute Beispiele werden in der Bibel rühmend erwähnt. Die Mutter der Makkabäer sagt im 2. Buche VII 27: „Drei Jahre lang gesäugt habe ich dich . . ." Hannah, die Mutter des Samuel — erzählt 1. Buch Samuel I 21 — „blieb zurück, als ihr Mann Elkana hinaufzog mit seiner ganzen Familie, um Jehovah ein Opfer darzubringen, und säugte ihren Sohn bis zu seiner Entwöhnung". Im ersten Buche Moses XXI 8 wird berichtet: „Sarah, die 90 Jahre alt war, säugte ihren Sohn Isaak. Und der Knabe wuchs heran und wurde entwöhnt."

Hekuba nährte selbst den Hektor, Penelope den Telemach. Lykurg verpflichtete die lacedämonischen Frauen, ihre Kinder selbst zu säugen. Demosthenes verlangte die Bestrafung einer Athenerin, die ihrem Kinde die Milch einer fremden Frau gab. Die alte gute Sitte hat sich im Orient fast überall erhalten: die Kinder werden von der Mutter selbst gesäugt. Die Mohammedanerin erhält in diesem Falle, dem Gesetze gemäss, von dem Gatten einen besonderen Ammenlohn.

Koran, 65 Sure: „Säugen euere Frauen ihre Kinder für euch, so gebet ihnen ihren Lohn" (der zu ihrem Unterhalte und ihrer Kleidung hinreicht).

Von einem recht kräftigen Knaben sagen die Fellachen in

Palästina: „Raso malan min halib ummo, sein Kopf ist voll von seiner Mutter Milch." Oder: „Hu schab an min halib ummo, er hat sich an seiner Mutter Milch satt getrunken." Wenn ein Kind nicht kräftig ist, so glaubt man den Grund darin zu finden, dass es sich nicht an der Muttermilch satt getrunken habe. Nur wenn die Mutter stirbt, gibt man dem Kind eine Amme; bis eine solche gefunden ist, wird der verwaiste Säugling von einer oder mehreren Nachbarinnen des Hauses gestillt. In einzelnen Fällen geschieht es, dass man die Kinder an Ziegen grosszieht.

Der Imam el Haremeim schrieb eine ständige Störung seiner Gesundheit dem zurückgebliebenen Reste Milch einer fremden Amme zu, an der er als Säugling gesogen, als seine Mutter sich unwohl befunden hatte. Sein Vater hatte es gesehen und den Säugling sofort auf den Kopf gestellt, damit er das Genossene wieder von sich geben sollte, aber einige Tropfen waren doch zurückgeblieben, und daher stammten alle seine Leiden, meinte immer der weise Mann.

Gewöhnlich nimmt man nur dann eine Amme, wenn die Mutter nicht imstande ist, ihr Kind selbst zu säugen. Trotzdem letzteres bei den Hebräern als eine der wichtigsten Mutterpflichten galt, waren auch bei ihnen schon bezahlte Ammen nicht unbekannt. Im I. Buche Moses XXIV, 59 und XXXV, 8 wird Deborah, die Amme der Rebekka, erwähnt; Deborah blieb später dauernd bei Rebekka, genoss grosse Ehren, und als sie gestorben war, begrub man sie unterhalb Bethel unter der Eiche, die seither Klageeiche hiess. Ammen waren später besonders in den Familien der Könige häufig. Im 2. Buche der Könige XI, 2 und im 2. Buche Chronik XXII, 11 wird erzählt, dass Joboas, Sohn des Athasjahus, vor Athalja, die ihn wie die übrigen Königssöhne töten wollte, mit seiner Amme in der Bettkammer versteckt wurde.

Im Koran II heisst es: „Wenn ihr wollt, so könnt ihr auch eine Amme für das Kind nehmen, wenn ihr nur den Lohn, den ihr eingegangen, nach Billigkeit, ihr gebet."

Koran, 65. Sure sagt: „Wenn sich eine Schwierigkeit erhebt, dass die Mütter ihre Kinder selbst säugen, so möge der, welcher viel Vermögen besitzt (nach Verhältnis desselben für Mutter und Amme) hergeben, und auch der, welcher nur kümmerlich

versorgt ist, gebe verhältnismässig von dem, was ihm Gott verliehen."

Zuweilen ist auch der Wunsch der Mutter, die Schönheit ihres Busens zu schonen, der Grund, dass man dem Kinde eine Amme gibt. Die Ammen Konstantinopels kommen alle aus dem Archipelagus, von den kleinen griechischen Inseln. Früher lieferte die Insel Tino die meisten Ammen nach der türkischen Hauptstadt; jetzt wird der Bedarf auch von Naxos, Samos, Chios und selbst von Kreta bestritten Während der kürzeren oder längeren Seereise unterhalten die Ammen die Milchabsonderung gewöhnlich durch junge Hunde.

Bei den Griechen nennt man die Amme: Bagia, Byssastria, Trofos und Paramana oder Paramanna. Die letztere Bezeichnung, welche auch Pflegemutter und Erzieherin bedeutet, ist die in Konstantinopel gebräuchlichste.

In den türkischen Häusern geniesst die Amme ihr Leben lang das höchste Ansehen. Wenn die Mutter stirbt, ist die Amme — türkisch: Süt ana, Milchmutter — die erste Person im Hause des Sohnes oder der Tochter. Im Sultanspalaste wird nach dem Tode der Walide, der Sultansmutter, die Amme zur Walide erhoben und die angesehenste aller Frauen im kaiserlichen Harem.

Als der grosse Sultan Bajesid der Wetterstrahl sich mit der Tochter des Fürsten von Kermian vermählte, schickte er seine Amme, um seine Braut abzuholen. Im Harem des gegenwärtigen Sultans Abdul Hamid fungiert die Amme des Sultans als Walide.

In Persien erhält das Kind — „bactscheh" — in den ersten zwei Tagen keine andere Nahrung als etwas Butter, vom dritten Tage an wird es zwei volle Jahre hindurch von der Mutter, in Ausnahmefällen von der Amme, gesäugt. In ganz seltenen Fällen, wenn die Mutter erkrankt und in der Eile keine Brust zum Säugen findet, wird das Neugeborene einige Tage lang mit Kuh- oder Ziegenmilch genährt; von der eigentlichen künstlichen Ernährung der Kinder aber hat man in Persien keinen Begriff. Ist das Kind schwächlich, oder sind die Eltern sehr besorgt und ängstlich wegen seines Gedeihens, so geschieht es sogar, dass es erst zu Ende des dritten Jahres entwöhnt wird. Nicht selten hatte Dr. Polak Gelegenheit, Kinder an der Mutterbrust zu sehen, welche zur gleichen Zeit ein tüchtiges Stück Melone in der Hand hielten und abwechselnd Milch oder Melone genossen.

Als Ammen — dajeh — liebt man Nomadenweiber vom Lande. Der Pflegling bewahrt oft eine liebevolle Pietät gegen die Amme, die ihn gesäugt, bis ins reife Alter, nimmt sie in ihren alten Tagen in sein Haus auf und betrachtet sie fast als eine zweite Mutter. Ehen zwischen zwei Personen, welche von derselben Amme gesäugt wurden — baemshireh, Milchgenossen — sind gesetzlich verboten. Wie von osmanischen, wurden auch von persischen Herrschern ihre Ammen häufig mit wichtigen Missionen vertraulicher Natur beehrt.

Schah Abbas sandte nach Konstantinopel die Amme Kotschokopans, welche unter dem Titel des Grabbesuches reiche Geschenke für die Sultanin Walide brachte. Die Amme, die Frau Güliter, frische Rose, wurde ehrenvoll im sultanischen Harem bewirtet.

Am osmanischen Sultanshofe spielten die Ammen zuweilen bedeutende politische Rollen. Sultan Mustafa I. ernannte im Jahre 1622 zum Grosswesir den Mustafa Pascha aus Lefke nur deshalb, weil Mustafas Gemahlin des Sultans Amme war.

Berühmt wurde in der osmanischen Geschichte die Sklavin-Amme Frau Meleki, welche an den obersten Kaffeekoch vermählt war. Meleki und die Frau Antar, ursprünglich auch Lieblingssklavin einer Walide, hernach Gemahlin Murtesapascha's, welche ihrem Gemahl die Statthalterschaft von Bagdad erwirkte, gaben zu dem nicht grundlosen Gerede Anlass, dass „die Herrschaft der Sklavinnen, Günstlinginnen und Vertrauten wieder zu erstehen drohe“. Frau Meleki war thatsächlich eine übermächtige und übermütige Günstlingin und fand schliesslich ein trauriges Ende bei einem Volksaufruhr. Ihr Gemahl Schaaban Chalife, welcher die Ehre, in Gesellschaft vornehmer Herren zum Galgen zu schreiten, nur seinem Weibe dankte, bat, nach der Erzählung des Historikers, nicht zu ihr aufgehängt zu werden, sondern man möge sie eher herunternehmen „Diesem billigen Begehren ward willfahrt; nachdem er aber erdrosselt worden, wurden beide dennoch neben einander aufgehängt, im Leben und Tode ein unzertrennliches Paar von Galgenschwengeln“ . . .

Das Säugen der Kinder dauert in der Türkei nicht überall gleich lange; bei einigen Völkern nur 1 bis 2, bei anderen 5 und selbst 6 Jahre.

Bei den alten Hebräern wurde das Kind auch häufig mehrere Jahre lang von der Mutter genährt. Professor Ebstein verweist in seinem Buche über die Medizin im Alten Testamente auf die von mir auch schon früher zitierte Stelle im 2. Buche der Makkabäer VII 27: „Mein Sohn, erbarme dich meiner, die ich dich 9 Monate unter meinem Herzen getragen und 3 Jahre lang gesäugt habe.“

Der Koran sagt in der II. Sure: „Die geschiedene Frau soll ihre Kinder zwei volle Jahre säugen, wenn der Vater will, dass die Säugung vollständig sei. Ihm liegt es dann ob, ihr Kleidung und Nahrung nach Billigkeit zu geben. Niemand ist aber gezwungen, über seine Kräfte zu leisten. Weder Vater noch Mutter können hinsichtlich des Kindes hierzu gewungen werden. Der Erbe (nämlich der Vormund) hat dieselben Pflichten. Wenn sie das Kind vor dieser Zeit, nach gemeinschaftlicher Beratung und Uebereinstimmung, entwöhnen wollen, so haben sie keine Sünde davon.“

Von Ploss-Bartels ist festgestellt worden, dass die Armenierinnen in Eriwan, die Levantinerinnen, die fränkischen, slavischen und griechischen Frauen die Kinder 1 bis 2 Jahre stillen; die Türkinnen, Perserinnen und in einigen Gegenden die Araberinnen, lassen den Kindern etwa 2 Jahre die Mutterbrust; die Armenierinnen im Allgemeinen, die Frauen in Syrien und zum Teil auch die Frauen Palästinas säugen die Kinder 2 bis 3 Jahre, so wie es der Koran und der grosse arabische Arzt Avicenna empfohlen haben; in einzelnen Fällen kommt es aber vor, dass die Kinder noch mit 5 oder 6 Jahren nicht ganz entwöhnt sind, so zuweilen bei den Fellachen in Palästina, wo man glaubt, dass diejenigen Kinder die kräftigsten werden, welche am längsten die Muttermilch genossen haben. Bald wird das Kind aber auch an das Brotessen gewöhnt und häufig sein Magen mit anderen schweren Speisen überfüllt. Deshalb sieht man in den Dörfern Palästinas manchmal Kinder von 3 und selbst von 5 oder 6 Jahren mit einem Stück Brot in der Hand zur Mutter laufen und um einen Massa, einen Schluck, bitten. Namentlich ist es üblich, dass Witwen ihr jüngstes Kind möglichst lange fortsäugen, weil sie meinen, damit für seine Gesundheit etwas besonders Nützliches zu thun.

Bei den Serben dauert das Stillen der Kinder oft bis zum vierten oder fünften Lebensjahre. Gewöhnlich stillt die Mutter das Kind solange, bis sie wieder schwanger geworden. Wenn bei den Serben eine Mutter ihr Kind entwöhnen will, so setzt sie sich auf die Schwelle des Zimmers und reicht dem Säugling zum letzten Male die Brust. Hierauf stellt sie ihn auf den Boden, versetzt ihm einen leichten Schlag, gibt ihm ein Stück Brot in die Hand und sagt: „Das sei deine Nahrung; fort, Kalb, unter die Rinder!“ Ein Kind, das einmal entwöhnt worden ist, darf nach serbischer Meinung nie mehr die Brust erhalten, sonst bekommt es böse Augen. Wenn eine Frau, sei es auch nur zeitweise, neben ihrem eigenen Kinde ein anderes fremdes Kind stillt, so können sich diese beiden Kinder nach serbischer Sitte nie heiraten, sondern werden als Geschwister betrachtet.

Wird einer Serbin ein zweites Kind geboren, während sie noch das erste säugt, so muss das erste sofort abgesetzt werden, auch wenn das zweite tot zur Welt gekommen ist. Denn ein Kind darf nicht zweierlei Milch trinken, sonst läuft es nach serbischem Volksglauben Gefahr, ein Hexerich oder eine Hexe zu werden.

Der Augenblick, wo ein Kind entwöhnt wird, ist nach syrischem Volksglauben nicht blos wichtig für sein körperliches Wohlergehen, sondern kann auch für seinen Charakter bedeutsam werden. Um zu verhüten, dass der letztere Fall Böses mit sich bringe, dass der Charakter verdorben werde, wendet man folgendes Mittel an: Man stellt am Abend ein Gefäss auf den Abtritt und lässt es dort die ganze Nacht stehen. Am nächsten Morgen, dem ersten Morgen nach der Entwöhnung, zieht man dem Kinde zunächst das Hemd verkehrt an und dann holt man das Gefäss aus der Retirade und gibt dem Kinde daraus seine erste, nicht von der Brust stammende Nahrung.

Am Tage der Entwöhnung des Säuglings fanden schon bei den alten Hebräern Opferfeste und besondere Feierlichkeiten im Kreise der Familie statt. Im 1. Buche Moses XXI 8 wird erzählt: „Abraham aber veranstaltete ein grosses Mahl an dem Tage, wo Isaak entwöhnt wurde.“ Im 1. Buch Samuel I 24 werden die Opfer, die aus solchem Anlasse stattfanden, erwähnt.

Aus der Stelle Jesaja VII 14: „Ein junges Weib wird einen Sohn gebären, von Dickmilch und Honig wird er leben“ —

folgert Professor Ebstein, dass schon in jener Zeit Ersatzmittel für die Frauenmilch beim Aufziehen der Kinder benutzt wurden. Heute findet man solche Ersatzmittel in allen städtischen Apotheken der Türkei.

Rekonvaleszenten und durch Ausschweifungen geschwächte Personen suchen in Persien durch Genuss von Frauenmilch — schire dachter, Tochtermilch — sich die verlorenen Kräfte wieder zu ersetzen, und zwar in vielen Fällen — wie Polak berichtet — mit unleugbar günstigem Erfolge. Auf dem Strohmarkt zu Teheran kann man oft Nomadenweiber die Milch aus ihren vollen Brüsten an Kranke verkaufen sehen. Interessante Details enthält das Werk von Laurent-Nagour, „Okkultismus und Liebe" in dem Kapitel: „Die Zauberkraft der körperlichen Ausdünstung und der Frauenmilch". S. 208 ff.

Wie in diesen Fällen die Frauenmilch den Absterbenden das Leben neu verschafft, so glauben die Südslaven, dass Frauenmilch durch gefährlichen Zauber das grosse Sterben herbeiführen könne: wenn jemand die Milch von zwei Schwestern zu einer bestimmten Stunde in ein Grab schüttet, so kommt die Pest ins Land. Edler ist die Sage der Südslaven, welche von einer jungen Frau erzählt, die als Bauopfer eingemauert wurde und die Maurer bat, nur soviel Raum zu lassen, dass sie durch denselben ihrem Säugling die Mutterbrust reichen könnte. Zahllose bulgarische und bosnische Varianten existieren von dieser rührenden Geschichte der Mutterliebe und Muttertreue: Auf der alten Burg Tesany in Bosnien gibt es eine Stelle, wo nach dem Volksglauben noch heute die Milch aus den Brüsten der als Bauopfer eingemauerten jungen Frau Gojkovica hervorquillt; hierher wallfahrten moslemische Frauen, deren Milch versiegt ist, und schaben von der Mauer Staub und Cement ab; dies in Milch eingenommen, verhilft ihnen wieder zu Milchreichtum.

Schliesslich verdient der Gebrauch erwähnt zu werden, der bei den Armenierinnen und Maronitinnen im Libanon besteht: Diese Mütter nehmen ihre Kinder nicht an die Brust, um sie zu säugen, sondern knieen an der Wiege nieder und beugen sich mit der Brust über das Kind hin, wobei ein über der Wiege befindlicher Stab ihnen als Stütze für die Achselhöhle dient.

---

54. Das Kind.

Glückshäubchen. — Das Häubchen als Liebeszaubermittel bei den Serben. — Weisse und rote Häubchen. — Dalmatinischer Aberglaube. — Gräkowalachische Ansichten. — Bosnisches und Syrisches. — Erste Behandlung des Neugeborenen. — Salz-Abreibungen. — Luft- und Sonnenbad in Palästina. — Blutentziehungen. — Erstes Bad des Neugeborenen in Monastir. — Medizinisches und Abergläubisches. — Das Wickelkind. — Schwärzen des Gesichts, um die Geister abzuschrecken. — Ohrringe. — Schutzmünzen und Schutzzeichen. — Vorsichtsmassregeln gegen Krankheiten. — Albanesische und serbische Mittel. — Persische Gebräuche. — Syrische Sitten. — Kussverbot. — Wiegen-Aberglaube. — Kinderkrankheiten. — Ihre Verhütung und Heilung. — Menschenkind und Dschinnenkind. — Bäder. — Kinderwäsche. — Das Nassmachen der Kinder. — Eine Ursache der Epilepsie. — Das Zahnen. — Altarabischer Milchzahn-Aberglaube. — Das Gehenlernen. — Mittel gegen das frühe Sterben der Kinder. — Gebräuche, welche das einzige Kind betreffen.

Unter den Gebräuchen, die das Kind in seiner ersten Lebenszeit betreffen, muss ich zunächst diejenigen erwähnen, die an das sogenannte Glückshäubchen knüpfen.

Bei den Serben heisst ein mit dem Häubchen geborenes Kind: Widowit; das Häubchen selbst nennt man: Koschuljiza, Glückshemdchen. Doch unterscheidet man weisse und schwarze — eigentlich rote — Hemdchen. Ein glücklicher Mensch kommt in einem weissen Hemdchen zur Welt. Das schwarze Hemdchen — Crvena Koschaljiza — bedeutet, dass das Kind, wenn es ein Knabe ist: ein Hexerich, wenn es ein Mädchen ist: eine Hexe werden wird. Wenn man das Unglück rechtzeitig kundmacht, kann es nicht geschehen. So erzählt Krauss nach Vid Vuletitsch.

Ein Serbenmädchen, das mit einem Häubchen geboren worden ist, trägt dasselbe stets mit sich. Es ist namentlich in Liebesdingen wirksam. Verliebt sich eine Jungfrau in einen

Jüngling, und der bleibt kühlen Herzens ihr gegenüber, so braucht sie blos den starren Burschen an einer nackten Stelle seines Körpers, im Gesicht, am Halse, an den Händen mit ihrem Wunderhäubchen zu berühren, und aus dem Eisknaben muss die Flamme lodernder Liebe zur Besitzerin des Amulets hervorschlagen. Auch nach dalmatinischem Aberglauben sind die mit weissen Häubchen geborenen Menschen als Kinder des Glücks zu betrachten. Das Häubchen wird in diesem Falle als Amulet stets am Körper getragen. Wenn aber das Glückshäubchen rötlich ist, so kann daraus leicht ein Hexenhäubchen werden: das mit einem roten Häubchen geborene Kind läuft, wie auch die Serben glauben, leicht Gefahr, ein Hexerich oder eine Hexe zu werden. In Dalmatien glaubt man ferner, dass Menschen, die mit einem roten Hemdchen zur Welt kommen, Repatsch — geschwänzte Menschen — seien; solche Geschwänzte sind, zornentbrannt, stärker als andere Menschen.

Die Gräko-Walachen in Monastir nennen, nach Dr. Sajaktzis, ein mit dem Häubchen geborenes Kind: Me tychi, vom Glück begünstigt. Das Hemdchen wird von der Hebamme losgelöst und auf ein Blatt Papier zum Trocknen aufgeklebt. Da die weise Frau dieses vielgesuchte Stück zu entwenden liebt, um es bei einer anderen Geburt wieder zu produzieren, so gibt die Mutter darauf Acht, dass es nicht abhanden komme; sie nimmt es an sich und hält es unter ihrem Kopfkissen bis Sarantismos, bis zur Vorsegnung, wenn nämlich die Wöchnerin den kirchlichen Segen erhält. Dann kommt das kostbare Stück in die Kirche und bleibt 40 Tage unter dem Altare liegen. Nachdem es so geweiht ist, wartet man ab, bis in dem Ort ein Metropolit, der Statthalter, der Richter oder sonst eine Standesperson zu Besuch kommt, und legt das Hemdchen in diesem glücklichen Moment unter einen Stein am Wege oder unter die Brücke, damit die hohe Person darüberschreite. Dann bringt man es in Sicherheit und bewahrt es. Jetzt ist es wirksam immerdar. Wenn ein ungerecht Verklagter ein kleines Stück dieses Talismans auf der Brust trägt, braucht er um den Sieg seiner Verantwortung keine Angst zu haben. Während der Gerichtsverhandlung lässt er bei der Rede des Anklägers den Arm lose herabhängen, und diese Haltung des Talismanbesitzers entkräftet des Gegners Gründe. Spricht der Beschuldigte, um sich zu verteidigen, so presst er

den Arm an sich, und durch die Berührung mit dem Talisman wird er weise und seine Gründe siegen. Manchmal trägt man das Hemdchen auch unter der Achsel oder im rechten Schuh; in letzterem Fall muss man mit dem Fuss so umgehen, wie sonst mit dem Arm. Der Wanderer trägt sein Hemdchen mit sich, und jeder Feind, der ihm am Wege auflauert, muss erblinden. Herrschen Zank und Hader im Hause, so ist das eine Folge irgend einer bösen Mageia, Zauberei; man schneide ein Stückchen vom Glückshemdchen ab, verbrenne es und werfe es in das Essen oder in das Getränk, und gleich ist die Mageia unwirksam und Zank und Streit müssen weichen. Mehr kann man schlechterdings auch von einem Glückshäubchen nicht verlangen.

Bei den Bosniern schneidet man einem mit dem Häubchen geborenen Kinde die Haut unter der Achsel auf und legt das Glückshäubchen auf die frische Wunde, damit es anwachse. Ein solches Kind ist sicher vor Verzauberung und kugelfest.

In Syrien sagt man von einem mit einem Glückshäubchen zur Welt gekommenen Kinde: es ist unter einem guten Stern geboren. Zuweilen wird die Glückshaut getrocknet und als Amulet getragen, aber nicht vom Kinde selbst, sondern von dessen Vater.

Wenn man von den abergläubischen Gebräuchen wenigstens sagen kann: sie nützen nichts, schaden aber auch nichts, so gilt das keineswegs von den volksmedizinischen. Diese schaden dem Kinde häufig so sehr, dass es noch in seinem spätesten Lebensalter die Folgen dieser Weiberweisheit spürt.

Das Neugeborene wird von den orientalischen Hebammen fast immer am ganzen Körper mit Salz und Zimmt bestreut. Am schlimmsten treibt es, wie mir Doktor Beck erzählte, die arabische Kabli in Bagdad: die schüttet auf das kleine Wesen, das eben erst die Welt erblickt hat, statt eines milden Streupulvers stets Spidschad Sykajun — Zinnober und Bleiweiss. Die häufigen Folgen sind: Quecksilber-Vergiftungen und Bleikoliken.

In Palästina wird bei den Fellachen das Kind nach der Geburt nicht gewaschen, sondern mit fein gestossenem Salz eingerieben. Dieses Verfahren, das einige Wochen lang fortgesetzt wird, soll das Kind stärken und abhärten. Nicht selten erleidet es aber dadurch schweren Schaden, wie Verlust des Augenlichts.

Aber wer solche Behandlung übersteht, wächst kräftig heran, gewöhnt sich an das rauhe Leben. Diese Art der Behandlung des Neugeborenen ist uralt. In Hesokiel findet sich XVI 4 folgende Schilderung: „... An dem Tage, an dem du geboren wurdest, wurde weder deine Nabelschnur abgeschnitten, noch wurdest du mit Wasser abgewaschen, noch mit Salz abgerieben und in die Windeln gewickelt. Da kam ich an dir vorbei, und ich sah dich in deinem Blute zappeln. Und ich badete dich mit Wasser und wusch dir das Blut ab und salbte dich mit Oel." Die Heilung der Kinderkrankheiten versucht man durch abergläubische Mittel herbeizuführen oder sie wird der Natur überlassen. Wenn das Kind wund gerieben ist, so bestreut man es mit einem in Wasser zu Brei gequetschten roten Pulver; dieses Pulver heisst Zerakon und dürfte Zinnober sein. Bei den Beduinen Palästinas trägt der Vater — wie Pastor Klein berichtet — das neugeborene Kind nackt ins Freie und legt es auf ein Plätzchen, wo es zwei bis drei Stunden den heissen Sonnenstrahlen ausgesetzt bleibt. Dies geschieht, um die Augen des Kindes zu stärken.

In Konstantinopel wird bei den leisesten Zuckungen des Neugeborenen dessen Wirbelsäule geschröpft. Die Behandlung, die bei den Gräko-Walachen in Monastir den Neugeborenen zuteil wird, ist nach Dr. Sajaktzis' Mitteilungen die folgende: Die Hebamme giesst laues Wasser und eine Handvoll Salz in ein Becken, manchmal auch einige Tropfen Wein, wenn das Kind schwächlich ist, und in diesem Bade reinigt sie das Kind. Die Mutter und die anwesenden Frauen werfen in das Bad einige Münzen oder Stückchen Gold und Silber, zur symbolischen Bedeutung, dass das Kind auch im späteren Leben vom Goldfluss geführt werden möge. Die Münzen und die anderen Dinge gehören natürlich der Hebamme. Wird der Topf, in dem das Waschwasser für das Neugeborene erwärmt wird, nicht zugedeckt, dann wird das Kind augenleidend. Nach dem Bade hüllt die Hebamme das Kleine in das Hemdchen, Röckchen und die Windeln: Hypokamisso, Anteraki und Kolopana, bedeckt den Kopf mit einem Häubchen, wickelt es in eine grosse, Spargano genannte Windel, bindet es mit der 3 Ellen langen Binde oder Fasskia, legt es in eine Atlasdecke, schnürt es um die Hüfte mit einem Tuch und bettet das Kind, das nunmehr ein

Wickelkind ist und Kopanon, wörtlich Wäscherschlägel genannt wird, in sein eigenes Bettchen, das sich neben dem der Mutter befindet.

Schläft das Kind, so beglückwünscht endlich die Hebamme die Mutter mit den Worten: Na ssass sisse, möge es dir erhalten bleiben, oder: Kalorrisika, es gedeihe glücklich; me tus goneis, möge es gross werden. Den anwesenden Frauen sagt sie: Na ssass eine gyrismena, möge die Reihe jetzt an euch kommen! Dann wäscht sich die Hebamme die Hände, die anderen Frauen thun das Gleiche, und man geniesst Glyko, Süsses, und Kaffee. Beim Weggehen sagt man zur Wöchnerin nochmals: „Es soll dir erhalten bleiben!“ Und „Mit voller Brust und mit vollem Arm“ — nämlich: mit dem Kinde — „sollst du aufstehen!“ Die erste Windel und das erste Hemd für das junge Wesen werden mit grosser Feierlichkeit hergestellt· Am Vorabend des Gründonnerstags, wenn dieser Feiertag gerade in die Zeit fällt, da man das Kind erwartet, versammeln sich die Verwandten der gesegneten Frau in dem Hause derselben; die ganze Nacht hindurch wird die Wolle gewaschen, getrocknet, gekrempelt, gewebt — bis am Morgen die erste Windel, Kolopanon genannt, fertig ist. Zwei Wochen vor der Geburt nimmt man aus drei befreundeten Häusern Leinwand und bringt sie einem im Nähen unerfahrenen Mädchen, das noch Eltern hat; dieses setzt sich im Hofe auf einen Stein und muss, am Morgen unter Anleitung einer erfahrenen Frau beginnend, bis zum Abend ein Hemdchen für das erwartete Wesen vollenden.

Gleich nach der ersten Einwickelung nimmt eine alte Frau das Kind und trägt es in ein gut verschlossenes Nebenzimmer, wo sie es die ganze erste Nacht auf den Armen hält, damit es nicht durch irgend einen Zufall den Boden berühre und von bösen Geistern behext werde. Auch kommt es vor, dass man dem Kinde das Antlitz schwärzt, um die bösen Geister abzuschrecken. Dem Kinde, ob es Knabe oder Mädchen ist, wird vor dem ersten Trinken das rechte Ohrläppchen durchstochen und mit einem silbernen oder goldenen Ohrring geschmückt, welches die ersten Jahre ununterbrochen getragen wird. Für diese Ohrringe hat man schon lange vorher gesorgt. am Gründonnerstag sucht man bei drei Familien, wo Kinder mit

den Namen Konstantin, Helene oder Marie sind, je eine silberne oder goldene Münze zu erlangen; die trägt man zu einem Goldarbeiter, dass er daraus einen Ohrring verfertige.

Manchmal kommt es vor, dass man das neugeborene Kind zu einer Frau trägt, von der man weiss, dass sie im Besitze einer ererbten alten silbernen Münze, die Penezi genannt wird, sich befinde, damit sie mit dieser Münze dem Kinde ein Kreuz zwischen den Augenbrauen einritze.

In Nordalbanien hat die Mutter der Wöchnerin das Recht, das neugeborene Kind zu wickeln. Während der ersten Wochen besorgt sie dieses Geschäft unverdrossen. Bevor das Kind zum ersten Mal gewickelt wird, legt man ihm auf den nackten Bauch einen Augenblick lang eine Sichel, mit welcher kurz zuvor Stroh geschnitten wurde. Dieses Mittel behütet das kleine Wesen vor Bauchweh.

Bei den Serben verhindert die Mutter, dass ihr Neugeborenes an Magenschmerzen leide, indem sie am ersten Morgen nach der Geburt aus dem Bettchen des Kindes ein wenig Heu nimmt und zwischen ihren Zähnen hält.

Die Kinder werden überall fest eingeschnürt. Zwischen die Füsse legt man ihnen aus Gründen der Reinlichkeit ganze Ballen Wäsche, die Arme werden an den Leib gepresst und mit eingewickelt. In Bagdad gibt man den Kindern nach Verlauf von sechs Wochen die Arme frei; anderwärts ist der Termin verschieden.

Bei den Gräko-Walachen in Monastir darf die Mutter des Säuglings dem Bette des letzteren niemals den Rücken zukehren, sonst bekommt das Kind die Gelbsucht. Um es davon zu heilen, wendet man folgendes Mittel an: Man bindet dem Kinde Dienstag abends einen gelben Seidenfaden um den Hals; einen anderen gelben Seidenfaden wickelt man um einen Rosenstrauch im Garten; Mittwoch früh vertauscht man beide — und das Uebel muss weichen.

An Händen und Füssen ziemlich fest gewickelt wird das Kind in Persien in eine Wiege — gewahreh — zumeist jedoch in eine Hängematte gelegt, weil die Schwingungen der letzteren anhaltender sind und der Mutter längere Entfernung gestatten. Zur Beförderung des Schlafes wird ihm häufig schaerbete chaech

— Syrupus diacodii — gereicht; im zweiten Jahr erhält es nebenbei Reiskost, in ärmeren Familien auch verschiedene Früchte.

Endlos sind die von Eijub Abela gesammelten syrischen Gebräuche, die das Kind betreffen; manche derselben gelten auch für andere Gegenden und sind sogar in Europa vielfach verbreitet. So dieser: Ein Kinderbett zu wiegen oder zuzudecken, wenn das Kind nicht darin ist, hat üble Folgen für die Gesundheit des Kindes. In Syrien speziell meint man, das Kind könnte Rückenschmerzen bekommen. Wird ein Kind allein im Bett gelassen, so soll wenigstens zu seinem Schutze vor dem Bösen ein Besen an seinem Bettchen stehen. Das auch in Europa allgemein bekannte Verbot, schlafende Kinder zu küssen, besteht auch bei allen Völkern des Orients, bei Christen, Moslems und Juden. Am strengsten wird es von den Syrern beobachtet.

Andere abergläubische syrische Ansichten sind: Wenn man ein neugeborenes Kind zum ersten Male in die Wiege legt, mache man mit einem kupfernen Mörser einen heftigen Lärm; dadurch gewöhnt sich das Kind sofort an das laute Geräusch auf Erden, und in Zukunft wird nichts imstande sein, es zu erschrecken. Damit ein Mädchen nicht haarig werde, wird es gleich nach der Geburt mit dem Blute einer Fledermaus bestrichen. Dem ersten Exkremente des Kindes widmet man besondere Aufmerksamkeit. Man wickelt es in Leinwand und schiebt das liebliche Päckchen unter die Matte neben der Thür, welche in das Zimmer der Wöchnerin führt. Hier bleibt es drei Tage liegen, damit alle Besuche darauf treten. Das ist ein gutes Mittel zur Behütung der Gesundheit des Kindes. Man lasse die Kinder viel weinen, dann bekommen sie schwarze Augen; anderwärts glaubt man, das sei gut für die Lunge, für die Stimme. Wenn ein Kind mit den Strümpfen zu Bette gelegt wird, bekommt es, nach Meinung der christlichen Syrer, Skropheln. Um es von letzteren zu heilen, nimmt die Mutter einen Seidenfaden, geht mit demselben in die Kirche, macht dort bei jedem Evangelium einen Knopf hinein, eilt nach Hause und bindet den Seidenfaden um den Arm des Kindes.

Ein auch anderswo bekannter Aberglaube der Syrer ist der: Man darf über ein am Boden liegendes Kind nicht hinwegschreiten, sonst läuft letzteres Gefahr, nicht mehr zu wachsen. Hat eine Person indessen solches aus Versehen gethan, so kann

es den drohenden Schaden paralysieren, wenn sie sofort in entgegengesetzter Richtung, also zurück, über das Kind schreitet. Auch wenn man kleinen Kindern die Füsse küsst, behindert man nach syrischer Ansicht ihr Wachstum. Um ein Kind von Pusteln zu befreien, schlage man vor dem Gesichte des Kindes mit einem Feuerstein Funken. Wenn man das Feuer mit dem Messer schürt, bekommt ein Kind der Familie Ohrenentzündung. Um bei einem Kinde ein Ohrenleiden zu beheben, löst man vom Thon der Backöfen ein Stückchen in Wasser auf und bestreicht mit dem letzteren des Kindes Ohren.

Um ein kleines Kind vom Geifern zu heilen, glauben die Syrer, dass es gut sei, das Kind von einem Neger küssen zu lassen. Wenn ein kleines Kind an einer unbekannten Krankheit dahinsiecht, so meint man, dass es gegen ein Dschinnenkind ausgetauscht worden sei. Die Eltern tragen es daher zu den Heiligengräbern, bei denen sich stets Zisternen befinden, und lassen es dort in eine Zisterne bis ganz nahe ans Wasser hinunter. Dann ziehen sie es wieder herauf, überzeugt, dass die Fee ihr eigenes Kind wieder an sich genommen und dafür das Menschenkind zurückgegeben habe.

Man bade nie ein Kind am Sonntag oder Freitag; am Sonntag nämlich bei Christen, am Freitag bei Moslems. Thut man dies, dann bekommt das Kind Zuckungen. Um die Zuckungen wieder verschwinden zu machen, sind zwei Mittel vor allen geeignet: Schwefelwasser- und Stärkemehl-Einreibungen.

Nehmen Kinder oder Erwachsene — Christen in der Fastenzeit, Moslems im Ramasan — ein Bad, so werden sie von furchtbaren Hautkrankheiten befallen. Kinderwäsche soll man nicht dem Mond aussetzen, sonst erkrankt das Kind an Diarrhöe.

Trägt ein Kind an seiner Mütze Goldmünzen, so müssen diese über Nacht von der Mütze herunter; geschieht es nicht, dann wird die Gesundheit des Kindes Schaden leiden.

Um einem erwachsenen Kinde, das sich nachts noch immer nass macht wie ein Wickelkind, dies Uebel abzugewöhnen, geben ihm die Frauen in Syrien, ohne dass es das Abscheuliche ahnt, eine gebratene Maus zu essen. Bei den Christen der Levante gilt es als Uebel, wenn ein Kind auf Asche uriniert. Ist dies Unglück geschehen, dann muss man dem Kinde schleunigst mit Asche ein Kreuz auf die Stirn malen. Geschieht dies nicht

sofort, dann wird das Kind epileptisch. Ist das Kind aus solchem Anlass epileptisch geworden, dann wird auf seiner Stirn ein Kreuz mit Indigo eingerieben. Weicht die Krankheit trotzdem nicht, dann muss dem Kinde ein anderer Name gegeben werden. Hilft das auch nicht, dann ist das Kind eben unheilbar, aber niemand kann seinen Eltern den Vorwurf machen, dass sie nicht alles zu seiner Heilung unternommen hätten.

Wenn das Kind schwer schliessende Fontanellen hat, dann passt in Nord-Albanien die Mutter auf, bis die Störche kommen, wenn sie den ersten Storch sieht, legt sie ihrem Säugling einen Stein auf den Kopf und spricht einige Beschwörungsworte.

Kindern, welche schwer zahnen, geben die Orientalen ein Hasenhirn zu essen. Wenn das Kind den ersten Zahn bekommt, so herrscht überall grosse Freude. Charakteristisch ist der Jubelruf, mit dem die Fellachenfrau in Palästina dies Ereignis begrüsst: „Tela sinno, chabbi lehubz anno, sein Zahn ist heraus, versteckt das Brot im Haus!" . . . Wenn das Kind schwer zahnt, dann ruft man die Hebamme und diese brennt mit einer glühenden Nadel dem Kinde einige Male unterhalb der Zunge die Haut; hilft dies Mittel nicht, dann ist ihre Weisheit zu Ende, und man muss Allah die weitere Entwicklung überlassen. Wenn das Kind infolge schweren Zahnens eine Gehirnentzündung bekommt, so sticht man ihn mit einem glühenden Nagel einige Male auf den Kopf.

Bei den alten Arabern bestand folgender Brauch: Wenn dem Kinde ein Milchzahn ausfiel, nahm der Vater des Kindes den Zahn zwischen Daumen und Zeigefinger, hielt ihn gegen die Sonne und sagte: „Gib dafür einen besseren." — Dieser Brauch, der das gerade Wachstum und die Schmerzlosigkeit des neuen verbürgen sollte, weist auf uralten Sonnendienst hin.

Die Moslems in Syrien setzen ein Kind, das nach Verlauf der gewöhnlichen Zeit noch nicht gehen gelernt hat, in einen Korb. Der wird von zwei grösseren Kindern, in Begleitung zahlreicher Knaben und Mädchen durch die Strassen getragen, und die ganze kleine Gesellschaft singt dabei: „Gebt dem Lahmen etwas, damit er gehen lerne. Seine kleinen Zähne sind hervorgekommen; möge es mit seinen Füssen auch so gut gehen!" Diese Prozession ist am wirksamsten, wenn sie Freitags um die Mittagsstunde abgehalten wird.

Wenn eine Frau, der Kinder gestorben sind, sich wieder Mutter fühlt, so ist es — um das Leben des neu erwarteten Kindes zu sichern — bei den Gräko-Walachinnen in Monastir Sitte, dass die Frau von einer Pilgerin die Phokea — einen behaarten Ledergürtel, Gürtel der Muttergottes genannt — entleihe und ihn bis zur Geburt um die Hüften trage. Nach der Geburt legt man diesen Gürtel unter das Kopfkissen der Wöchnerin. Ausserdem ist es notwendig, dass alles, was auf die verstorbenen Kinder Bezug hat — Wiege, Windeln, Wäsche, Kleider — vor der Geburt des neuen Erdenbürgers aus dem Hause entfernt oder an die Kirche oder Arme verschenkt werde, von der neuen Ausstattung werden Mützchen und Hemdchen 40 Tage lang in der Kirche unter dem Altar zur Weihe aufbewahrt. Nach Hahn wendet man in demselben Falle in Albanien, und zwar bei den christlichen Stämmen, auch folgende Vorsichtsmassregel an: Man steckt das junge Kind durch einen eisernen Dreifuss, hängt ihm ein Kreuz aus Silber um, das neun Frauen mit Namen Maro gespendet haben, und setzt es damit an einem Kreuzweg aus. Der Erste, welcher hier vorüberkommt, tauft das Kind. Dieses Mittel kann aber erst am 41. Tage nach der Geburt angewendet werden.

Sterben einer Frau die Kinder weg, so befiehlt ein Aberglaube, der in Serbien, Bosnien und auch in Slawonien Geltung hat, dass man ohne Wissen der betroffenen Mutter zum Zauber, Kojoj Gataju, Zuflucht nehme. Irgend eine Freundin verschafft sich ein Hufeisen von einem verendeten Ross und übergibt es einem Schmied. Der muss um Mitternacht daraus einen Belensuke oder Armring schmieden; bei dieser Arbeit muss er ganz nackt sein, „so wie ihn die Mutter geboren hat.“ Wenn die vom Unglück betroffene Frau einen unter solchen Umständen hergestellten Armring erhält und immerdar am rechten Arm trägt, so wird ihr kein Kind mehr wegsterben.

Ein anderes serbisches Mittel: Die Mutter schneidet ein Rohr ab und giesst Wein in das Rohr. Dann legt sie das Rohr nebst 9 Kuchen von Weizenmehl und einem alten Messer in einen leinenen Beutel und näht letzteren fest zu. Mit diesem Packet watet sie in ein fliessendes Wasser hinein, und während sie den Beutel unter dem linken Arme hält, muss jemand am Ufer für sie beten und alle Heiligen anrufen. Hierauf lässt sie

den Beutel fallen und steigt aus dem Wasser in einen ans Ufer hingestellten Kessel mit beiden Füssen; daraus hebt sie ihr Gatte heraus, um sie auf dem Rücken nach Hause zu tragen.

Um das frühzeitige Sterben des Kindes zu verhüten, verfertigen ihm die moslemischen Frauen in Bosnien ein Hemd aus Lappen, die aus den Hemden von 9 Witwen geschnitten wurden.

Wenn das neugeborene Kind das einzige der Eltern ist, dann wird es bei den Gräko-Walachen in Monastir durch einen eisernen Reifen gezogen oder mit einem eisernen Dreifuss in Berührung gebracht, damit seine Glieder eisenstark werden.

---

55. Knaben und Mädchen.

Nachfrage nach Mädchen bei den Kurden. — Vorzug der Knaben vor Mädchen bei allen anderen Orientvölkern. — Wird es ein Knabe oder Mädchen? — Orientalische Geschlechtsvorausbestimmung. — Verhalten der Schwangeren. — Vorbedeutungen. — Die Bedeutung des Rabenkrächzens und des Hahnenschreis. — Sprichwörter. — Verlangen nach Knabensegen. — Bosnische Mittel. — Serbischer Aberglaube. — Das Alte Testament über Knaben und Mädchen. — Ansicht der Juden im Mittelalter. — Aberglaube der heutigen Juden in Syrien. — Eliah der Knabenbringer. — Syrische Gebräuche. — Arabische Sitten. — Einfaches türkisches Mittel. — Geburtsfeste am osmanischen Sultanshofe. — Unterschied der Feierlichkeiten für Prinzen und Prinzessinnen. — Historische Ausnahmsfälle. — Der Koran über den Vorrang des Mannes vor der Frau. — Die Töchter Allahs. — Tötung von Töchtern bei den heidnischen Arabern. — Der Koran über die Geburt Jesu.

Im Orient ziehen eigentlich blos die Kurden die Mädchen den Knaben vor. Die Stammeshäuptlinge kaufen für ihre Harems nur Mädchen ihres Volkes und bezahlen für sie hohe Preise. Fremder Völker Töchter nehmen sie nicht gern zu Frauen, höchstens als Sklavinnen; sie zu ehelichen, gilt als furchtbare Mesalliance. Die Nachfrage nach Kurdenmädchen ist deshalb gross, und ein tüchtiger Familienvater freut sich, wenn er das Seinige leisten kann. Sonst aber sind fast allgemein Knaben erwünscht.

Wird es ein Knabe oder ein Mädchen? Das ist die wichtigste Frage, die in einem Hause gehört wird, wenn ein freudiges Familienereignis bevorsteht. Um sie zu entscheiden, braucht man aber dort nicht erst die Schenk'sche Theorie zu erproben. Gibt es doch genug einheimische Spezialisten, welche aus untrüglichen Zeichen Sicheres künden, und obwohl diese untrüglichen Angaben gewöhnlich nicht zutreffen, glaubt man ihnen immer

wieder. Die Frauen beobachten vor allem peinlich ihre Träume. Diese Beobachtung hat eine unendliche Menge von Verordnungen und Gebräuchen im Gefolge.

In Mazedonien entnehmen die serbischen und bulgarischen Frauen aus der Art ihrer Träume während ihrer Schwangerschaft, ob das kommende Kind ein Knabe oder ein Mädchen sein werde. Träumt beispielsweise eine schwangere Frau, dass von ihrem Ringe ein Stein abgefallen oder zersplittert sei, so ist sie sicher, einen Knaben zu bekommen, aber sie erhält zugleich die unumstössliche Überzeugung, dass der Knabe bald nach der Geburt vom Tode hingerafft werden wird.

In Albanien wissen die schwangeren Frauen, dass sie einen Knaben zu erwarten haben, wenn der Rabe in der Nähe des Hauses krächzt oder der Hahn in der Nacht ausser seiner Zeit kräht. Wenn aber die Eule schreit, dann wird ein Mädchen kommen. Die Mädchen erwartet man keineswegs freudig. Man ersieht dies schon daraus, dass dasselbe Zeichen, welches die Geburt eines Mädchens vorhersagt, auch den Tod verkündigt. Ist nämlich keine Schwangere im Hause, so bedeutet das Krächzen der auf dem Dache sitzenden Eule einen bevorstehenden Sterbefall.

Bei den Albanesen und Griechen erscheint die Geburt eines Mädchens als ein Unheil, das man nur den Verwünschungen einer Nebenbuhlerin verdankt. Man sucht sich daher gegen die Zauberkünste der Rivalinnen oder Neiderinnen durch allerlei Gegenzauber im Vorherein zu schützen. Die Gräko-Walachen-Frauen sagen: „Der Mann wird mit einem Kreuze auf dem Kopfe geboren; wir Frauen aber sind arme Evas.“ Oder: „Der Mann kommt mit einem Geldbeutel um den Hals zur Welt.“ Wenn bei den Gräko-Walachen in Monastir ein Knabe zur Welt gekommen ist, ruft die Hebamme aus: „Ach ein Mädchen!“ Es geschieht dies, um dem Neugeborenen nicht durch grossen Jubel den Neid der bösen Geister einzubringen. Nach dem ersten Bade des Knaben eilen dessen Geschwister zu den Verwandten und verkünden: „Ein Mädchen ist angelangt.“ Dann erst sagen sie die Wahrheit. Wenn aber das neugeborene Kind ein Mädchen ist, durchsticht die Hebamme ihm gleich nach dem ersten Bade, bevor es noch an die Brust gelegt wird, die Ohrläppchen. Wenn ein Mädchen wieder nach einem Mädchen —

und nicht nach Knaben, zwischen denen es nicht unwillkommen ist und sogar freudig begrüsst wird — geboren wurde, so trösten die gräko-walachischen Frauen die Mutter, indem sie sagen „Es schadet nichts, möge es leben; jeder hat sein Geschick; es leben ja die Eltern, also das nächste Mal sei es ein Knabe!"

Die Bosnierin kann sich schon selbst bei der Hochzeit die Einteilung von männlicher oder weiblicher Nachkommenschaft geben; zieht sie ihr Trauungsgewand „vom Nagel aus" an: so wird sie Knaben bekommen; will sie vollwangige dralle Mädchen gebären, so kleidet sie sich „vom Polster aus" an. sie nimmt ihr Gewand nicht vom Nagel, sondern legt es erst auf die Bettkissen. Wenn die Braut das Haus ihres Bräutigams betritt, wird ihr ein Knabe auf die Hände gestellt, den sie dreimal herumdreht, küsst und beschenkt. Dadurch sichert sie sich eine fruchtbare Ehe und das Gebären von Knaben. Wenn eine Frau nur Mädchen zur Welt gebracht hat und sich nach einem Knaben sehnt, so soll sie, nach südslavischer Ansicht, das Glückshemdchen — oder die Nachgeburt — des letztgeborenen Mädchens in ein von ihrem Manne bereits getragenes Hemd einwickeln und vergraben; dann wird das nächste Kind ein Knabe sein

Nach serbischem Aberglauben gilt ein Gerstenkorn im Auge einer schwangeren Frau als ein Zeichen, ob sie ein Mädchen oder einen Knaben zu erwarten habe: befindet sich nämlich das Gerstenkorn am unteren Lid, so bedeutet es die Geburt eines Mädchens — am oberen Lid: die Geburt eines Knaben.

Bei den Juden waren die Knaben stets willkommener als die Mädchen. Psalm 127, 3 sagt: „Fürwahr, ein von Jehovah verliehener Besitz sind Söhne, ein Lohn die Leibesfrucht." Im 3. Buch Moses XII 2 wird in drastischer Weise der Unterschied zwischen einer Knaben- und einer Mädchengeburt dargethan. Hier heisst es: „Wenn ein Weib einen Knaben gebiert, so bleibt sie 7 Tage unrein, und 33 Tage muss sie im Reinigungsblute bleiben; wenn ein Weib ein Mädchen gebiert, so bleibt sie 14 Tage unrein, und 66 Tage muss sie im Reinigungsblute bleiben."

Die jüdischen Frauen im frühen Mittelalter sagten, wenn die Hausschlange, die man im Schlafzimmer hielt, auf das Bett herabfiel: Die Hausfrau ist schwanger und wird einen Knaben gebären. Die Frommen verdammten solchen Glauben als emoritischen, heidnischen Gebrauch.

Die heutigen Juden in Syrien sind überzeugt, dass ein Knabe zur Welt kommen müsse, wenn die Hunde vor dem Hause der Gebärenden sich sammeln und bellen. Die syrischen Juden glauben nämlich, dass die Hunde bellen, sobald sie den für die Menschen unsichtbar bleibenden Propheten Elias erblicken; ihm jubeln die Hunde zu, eingedenk der fetten Mahlzeit, welche der Prophet ihren Vorfahren durch die Tötung der Baalspriester verschaffte. Den Menschen aber gilt der Prophet Elias als der Beschützer der Entbindungen jener Frauen, welche Knaben zur Welt bringen. Im „Urquell“ 1893 erzählt Benjamin Wolf Schiffer: Eliah der Prophet warnt vor drohenden Gefahren, spricht Trost im Leiden zu, reicht seine helfende Hand, wenn man sich in Not befindet, spielt auch den schlechten Menschen boshafte Streiche, weilt am liebsten in den Häusern gastfreundlicher Leute und liebt die Kinder Er erscheint in verschiedener Gestalt, meist als altes kleines Jüdel, als wandernder Bettler, seltener als polnisch sprechender Wanderer, als Bauer, am seltensten als Rabbiner oder reicher Jude. In talmudischen Zeiten wählte er öfter die Gestalt eines wandernden Arabers, wenn er sich sichtbar machen wollte, und reichte den Kranken Heilmittel, rettete Sterbende. Er fehlt bei keiner Beschneidung. Es wird für ihn ein Ehrenplatz vorbereitet, und der Knabe wird erst auf diesen gelegt, ehe er beschnitten wird. Auch am Pessachfest erwartet man den Glückbringer Eliah; man füllt für ihn einen Extrabecher, den grössten und schönsten, mit Meth oder Wein.

Ebenso wie bei anderen Völkern des Orients beginnt man auch bei den Syrern schon bei der Hochzeit die jungen Eheleute zu trainieren, damit sie vornehmlich Knaben das Leben schenken: Alte Frauen geben, erzählt Eijub Abela, beim Hochzeitsschmaus den Neuvermählten Oliven zu essen — das ist ein ausgezeichnetes Mittel, welches sie befähigt, nur Knaben zu schaffen. Wenn dann die Frau schwanger geworden ist, beobachtet sie fort und fort allerlei abergläubische Gebräuche, damit sie in der Hoffnung, Knaben zu gebären, nicht getäuscht werde. Es erscheint ihr als ein gutes Zeichen — als ein Zeichen, dass sie einem Knaben das Leben schenken werde — wenn sie unabsichtlich einen falschen Schritt thut. Wenn eine von einem Beschwörer in Gegenwart einer schwangeren Frau vorgewiesene Schlange unbeweglich auf einem Platze verharrt, so kann die

Schwangere darauf rechnen, dass sie einen Sohn bekommt. Wenn aber ein kleines Mädchen, das noch nicht sprechen kann, vor den Augen der schwangeren Mutter einen Besen packt und so thut, als ob sie das Zimmer kehren wollte, dann weiss die Mutter, dass das kommende Kind auch ein Mädchen sein wird. Ist dieser Fall eingetreten, dann isst die Wöchnerin im Wochenbett viel Fische, damit sie wenigstens in Zukunft Söhne gebäre.

Der sehnlichste Wunsch der arabischen Dorfbewohner in Palästina ist eine zahlreiche männliche Nachkommenschaft. Bei der Geburt eines Knaben kommen alle Verwandten und Freunde und Nachbarn und gratulieren mit den Worten: „Mubarak ma adschak, gesegnet sei, was dir gekommen ist!“ Bei Mädchen wird keine Notiz von ihrer Geburt genommen.

Einem aus Ragusa stammenden dalmatinischen Liede zufolge macht es der Türke ganz einfach, um sich eines Sohnes Geburt zu versichern. „Der Türke,“ heisst es da, „schlägt seine Frau auf den Bauch, verhoffend, dass sie ihm einen Sohn gebären werde, und sagt: „O du Hündin, gebier mir einen Sohn!“

Vom Sultanshofe wird gewöhnlich nur die Geburt der Prinzen zur Kenntnis der Oeffentlichkeit gebracht. Von Festlichkeiten zu Ehren der Geburt einer Prinzessin sprechen die orientalischen Geschichtschreiber stets als von ausserordentlichen, unerhörten Ereignissen.

Ueberbringer der Freudenbotschaft einer Prinzengeburt wurden traditionell stets reich belohnt. Der Vorsteher der „gelockten Baltadschi“, der weissen Verschnittenen, überbrachte gewöhnlich der Hohen Pforte die Freudenkunde der Geburt eines Prinzen und wurde dafür vom Grosswesir mit hundert Dukaten, mit reichen Stoffen und feinem Tuche beschenkt; zuweilen bekam „der Vertraute, welcher die kaiserlichen Meldeschreiben der Prinzen-Geburt überbrachte, und welchen die Tschausche mit Glückszuruf begrüssten“ bis achthundert Dukaten, Pferde und Pelze.

Mit besonderer Feierlichkeit wurde stets eines Prinzen Geburt gefeiert, wenn seine Mutter auch Günstlingin war. So sagt der Geschichtschreiber von Sultan Mohammed IV.: „Die siebentägige, ob der Geburt des Prinzen Mustafa angeordnete Beleuchtung war für den Sultan eine umso grössere Freude, als

die Mutter des Prinzen die neue Günstlingin Sultanin Chasseki war, eine geborene Griechin von Kreta, welche bei Rethimos Eroberung als Sklavin weggeführt, von Deli Husein dem Serdar hernach dem Sultan dargebracht worden, und als Sultanin Rebia Gülnusch, Frühlingsrosentrank, hiess, und deren Kredit dem der Walide, der Russin Tarchan Sultan — diese eine brennende Blonde, jene eine dunkelnde Braune — das Gleichgewicht zu halten anfing.“ Eines zweiten Sohnes Geburt, Achmeds, tröstete später den Sultan über den Verlust der Schlacht bei Chocim, und dreinächtliche Beleuchtung ward im ganzen Reiche angeordnet.

Um jene Zeit berichten die Historiker eine Begebenheit, welche die Hauptstadt als etwas Unerhörtes beschäftigte: das war die mit Edelsteinen besetzte Wiege, welche die Sultanin-Günstlingin ihrer Schwägerin, der Sultanin-Gemahlin des Kaimakampascha Redscheb, bei ihrer Entbindung mit einem Mädchen zum Geschenke gemacht; solches Geschenk und solcher Aufruhr wegen der Geburt eines Mädchens, Tochter eines Wesirs, war bis dahin unerhört gewesen.

Unter Sultan Achmed III. veranstaltete der Grosswesir Hasan, Schwager des Sultans, öffentliche Stadtfeier, um die Geburt der Prinzessin Fatima, der erstgeborenen Tochter des Sultans zu feiern; Sultan Achmed III. war einer der fruchtbarsten Osmanenherrscher, und die vielen Schwestern, welche der eben genannten Prinzessin Fatima in den nächsten fünfzehn Jahren folgten, lassen vermuten, dass ihr in den verflossenen fünfzehn Jahren — der Sultan zählte bei der Geburt der Fatima dreissig Jahre — wohl ebenso viele Geschwister vorhergegangen sein würden, wenn den im „Käfige“ zur Thronfolge aufbewahrten Prinzen andere Weiber als unfruchtbare gestattet gewesen wären. Wiewohl von der Geburt einer Prinzessin sonst nicht besonders feierliche Kunde genommen wird, so wurde diesmal doch die der Erstgeborenen doppelt glänzend gefeiert, sowohl durch den Aufzug der Zünfte als durch ein Feuerwerk zur See mittelst flutender Schlösser und Stückwälle, welche ein alter französischer Renegat von Marseille, Alipascha, arrangierte.

Auch unter Sultan Mustafa III. wurde die Geburt der Prinzessin Hebetullah, des ersten Kindes des Sultans, mit ausserordentlicher, sonst nur für Prinzengeburt gewöhnlicher sieben-

tägiger Beleuchtung gefeiert. Schon einen Monat vor der Geburt war den Vorstehern der Zünfte und des Marktes angesagt worden, sich auf ausserordentliche Ausschmückung der Stadt und Beleuchtung bereit zu halten. So schwamm denn die ganze Stadt in Freude und Lichtflut; von allen Seiten regnete es Reim und Witzspiele, Schwärmer und Chronogramme, von deren letzten über tausend gezählt wurden. Am siebenten Tage brachte der Minister des Innern im Namen der Wesire eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Wiege dar, die vier Kammern und Köschke des Sserai, das der Perlen, des Ufers, des Kanonen- und Gartenthores, waren auf das prächtigste ausgeschmückt, über dem kaiserlichen Thore waren Staatszelte aus Goldstoff aufgeschlagen, und von dem ersten hohen Thore bis zum dritten, nämlich dem der Glückseligkeit, bildeten in der Nacht vierhundert Fackeln eine Bahn des Lichtes. Befehle in alle Länder des Reiches kündigten die freudige Begebenheit und ordneten Lichtflut an, in den Strassen der Hauptstadt wogten die Fluten von Licht und Volk durcheinander Wenn Mustafa III so überschwänglich die Geburt einer Tochter feierte, dann wird es nicht verwundern, dass er bei der Geburt des Kronprinzen Selim siebennächtliche Beleuchtung der Stadt und dreinächtliche des Meeres, eine Flut von Licht, anordnete. Gefangene wurden aus dem Bagno freigegeben, unter ihnen auch katholische Armenier. Die Mutter des Prinzen war eine georgische Sklavin. Die Freude wurde durch den Tod der erstgeborenen, schon in der Wiege verlobten Tochter Hebetullah getrübt.

Der Koran will an einigen Stellen von einer Bevorzugung des Mannes vor der Frau nichts wissen. Sure IV 36: „Den Männern soll sein ein Anteil nach Verdienst, und den Weibern ein Anteil nach Verdienst."

IV 38· „Die Männer sollen einen Teil von der Hinterlassenschaft ihrer Eltern und Verwandten empfangen, und ebenfalls sollen die Weiber einen Teil von der Hinterlassenschaft ihrer Eltern und Verwandten empfangen. Sei es wenig oder viel, sie sollen einen bestimmten Teil empfangen." Ja, der Koran wendet sich mehrmals sogar äusserst scharf gegen irgendwelche Benachteiligung der Frau; so in VI 140: „Und sie sprechen: Was im Schosse dieses Viehes ist, ist unseren Männern erlaubt und unseren Gattinnen verwehrt; ist's aber tot geboren, so haben

Beide Anteil daran . . . Wahrlich, lohnen wird Allah ihnen ihre Behauptungen.“

Aber in Widerspruch zu alledem bevorzugt Mohammed selbst doch an anderen Stellen die Männer vor den Frauen ganz offenkundig; IV. Sure. „Ein männlicher Erbe soll soviel haben als zwei weibliche . . .“ Denn: „Die Männer sind den Weibern überlegen wegen dessen, was Allah den Einen vor den Anderen gegeben hat, und weil sie von ihrem Gelde für die Weiber auslegen.“

Die „rechtschaffenen Frauen“ müssen deshalb „den Männern gehorsam, und sorgsam in der Abwesenheit ihrer Gatten sein... Diejenigen aber, deren Widerspenstigkeit ihr fürchtet, warnet sie, verbannet sie in die Schlafgemächer und schlaget sie. Und so sie euch gehorchen, suchet keinen Weg wider sie.“

Eine orientalische Tradition berichtet folgendermassen über die Erschaffung der ersten Menschen: Unter den Engeln befand sich Adam. Wie alle Bewohner des Paradieses war er geschlechtslos; er fand in sich selbst, in der Macht der Einbildung, alle Freuden, die er wünschte. Adam war also ein Zwitter. Er befruchtete sich selbst, und so entstand Eva aus Adam. Adam selbst aber war die Frucht eines ähnlichen Aktes des Schöpfers.

Der Koran ist allerdings gegen diese Auffassung. In der zweiten Sure, betitelt „die Kuh“, heisst es: „Da sagen einige, Gott habe Kinder gezeugt. Fern sei dies!“ In der XVI. Sure, betitelt „die Bienen“, sagt der Koran: „Sie eignen Gott Töchter zu. Fern sei dies von ihm!“

Die alten Araber hielten nämlich die Engel für Töchter Gottes. Sie selbst wünschten nur Söhne zu zeugen. Die Geburt einer Tochter wurde als ein grosses Unglück betrachtet, daher sie diese, gleich nach der Geburt, oft ums Leben brachten. Darauf bezieht sich die Stelle im Koran XVI. Sure: „Und sie eignen sich selbst nur solche Kinder zu, wie ihr Herz sie wünschet. Wird einem von ihnen die Geburt einer Tochter verkündet, dann färbt sich aus Kummer sein Gesicht schwarz, und er ist tief betrübt. Ja, ob der üblen Kunde, die ihm geworden, verbirgt er sich vor den Menschen und ist im Zweifel, ob er die Tochter zu seiner Schande behalten oder ob er sie

nicht in die Erde vergraben soll. Ist ein solches Urteilen nicht schlecht?"...

Koran, 43. Sure: „Wird jemandem von ihnen die Geburt eines solchen Kindes, wie man es dem Allbarmherzigen zuschreibt (nämlich eines Mädchens), verkündet, dann wird sein Gesicht schwarz und Kummer beugt ihn nieder."

VI. 138 „Sie haben verlockt, ihre Kinder zu morden."

VI. 141: „Verloren sind diejenigen, welche ihre Kinder thöricht in ihrer Unwissenheit mordeten."

Nach einem Kommentator hat man die Töchter nur dann lebendig begraben, wenn sie Huren geworden waren.

Der Koran verkündete in der 81. Sure, dass man bei der Auferstehung die „lebendig begrabenen Mädchen befragen werde, welches Verbrechens wegen man sie getötet."

Koran, 43. Sure: „Wie wollen sie aber Gott Kinder weiblichen Geschlechts zuerteilen, die unter eitlem Putz aufwachsen und die selbst ohne Ursache streitsüchtig sind? Wie wollen sie die Engel, welche Diener des Allbarmherzigen sind, zu Frauen machen? Waren sie denn bei ihrer Erschaffung gegenwärtig? Diese ihre Bezeugung soll niedergeschrieben werden und sie sollen einst dafür verantwortlich sein ... Aber sie haben davon keine Kenntnis und sprechen nur eitle Lügen. Haben wir ihnen denn vordem hierüber eine Schrift gegeben? Haben sie eine solche in Verwahrung? Aber sie sagen: Wir fanden, dass auch unsere Väter diese Religion ausübten, und wir sind in ihre Fusstapfen geführt worden ..."

LII. 39; LIII 19—24: „Oder hat Er Töchter und habt ihr Söhne?" — „Habt ihr nur die Söhne und Gott nur die Töchter? Wahrlich, das ist eine ungerechte Verteilung ..." „Nur die, so nicht glauben an das zukünftige Leben, geben den Engeln weibliche Namen."

XXXVIII. 158 „Und sie setzen zwischen ihm und den Dschinnen Verwandtschaft."

VI. 100—101: „Und doch gaben sie Allah zum Gefährten die Dschinn, die er erschaffen, und logen ihm in Unwissenheit Söhne und Töchter an. Preis sei Ihm! Und erhaben ist er über das, was sie ihm zuschreiben. Der Schöpfer der Himmel und der Erde, woher sollte er ein Kind haben, wo er keine Gefährtin hat?"

XXXVII. 149—157; XLIII 14: „Und doch geben sie ihm einen seiner Diener zur Nachkommenschaft. Sollte Allah etwa von dem, was er schuf, gerade die Töchter für sich genommen und die Söhne für euch ausgewählt haben?"

LXXII. 3: „Denn Allah hat sich keine Genossin genommen und keinen Sohn."

VII. 190: „Wollen sie ihm etwa beigesellen, was nichts erschaffen kann und selber erschaffen ist, und was weder ihnen helfen kann, noch sich selber?"

XXXI. 12: „Und gedenke, da Lokman zu seinem Sohne sprach, ihn ermahnend. O mein Söhnlein, gib Allah keine Gefährten; siehe, Vielgötterei ist ein gewaltiger Frevel."

CXII: „Sprich: Er ist der eine Gott, der ewige Gott; er zeugt nicht und wird nicht gezeugt."

II. 110: „Und sie sprechen: Allah hat einen Sohn erzeugt."

X. 69—70: „Sie sprechen. Erzeugt hat Allah einen Sohn... Habt ihr Bürgschaften hierfür? Oder sprecht ihr wider Allah, was ihr nicht wisset? Sprich: Siehe, diejenigen, welche wider Allah Lügen ersinnen, ihnen wirds nicht wohl ergehen."

IX. 30: „Und es sprechen die Juden: ‚Esra ist Allahs Sohn.' Und es sprechen die Nazarener: ‚Der Messias ist Allahs Sohn.' Solches ist das Wort ihres Mundes. Sie führen ähnliche Reden, wie die Ungläubigen von zuvor. Allah schlage sie tot! Wie sind sie verstandeslos!"

Koran XIX· „Die Christen sagen: der Allbarmherzige habe einen Sohn gezeugt. Damit äussern sie aber eine Gottlosigkeit, und nur wenig fehlte, dass nicht die Himmel zerrissen, und die Erde sich spaltete, und die Berge zusammenstürzten ob dem, dass sie dem Allbarmherzigen Kinder zuschreiben, für den es sich nicht ziemt, Kinder zu zeugen ..."

Demnach ist es besonders interessant, was im Koran XIX, 16—36 geschrieben steht, wo von der Geburt Jesu Christi Mitteilung gemacht wird: „Und gedenke auch im Buche der Maria. Da sie sich von ihren Angehörigen an einen Ort gen Aufgang zurückzog und sich vor ihnen verschleierte, da sandten wir unseren Geist zu ihr, und er erschien ihr als vollkommener Mann. Sie sprach: „Siehe, ich nehme meine Zuflucht vor dir zum Erbarmer, so du ihn fürchtest." Er sprach: „Ich bin nur ein Gesandter von deinem Herrn, um dir einen reinen Knaben

zu bescheren.“ Sie sprach: „Woher soll mir ein Knabe werden, wo mich kein Mann berührt hat und ich keine Dirne bin?“ Er sprach: „Also sei's! Gesprochen hat dein Herr: Das ist mir ein Leichtes, und wir wollen ihn zu einem Zeichen für die Menschen machen und einer Barmherzigkeit von uns. Und es ist eine beschlossene Sache. Und so empfing sie ihn und zog sich mit ihm an einen entlegenen Ort zurück. Und es überkamen sie die Wehen an dem Stamm einer Palme. Sie sprach „Dass ich doch zuvor gestorben und vergessen und verschollen wäre!“ Und es rief jemand unter ihr. „Bekümmere dich nicht; dein Herr hat unter dir ein Bächlein fliessen lassen; und schüttele nur den Stamm des Palmbaums zu dir, so werden frische reife Datteln auf dich fallen. So iss und trink und sei kühlen Auges, und so du einen Menschen siehst, so sprich. „Siehe, ich habe dem Erbarmer ein Fasten gelobt; nimmer spreche ich deshalb heute zu irgend jemand ein Wort.“ Und sie brachte ihn zu ihrem Volke, ihn tragend. Sie sprachen: „O Maria, fürwahr, du hast ein sonderbares Ding gethan! O Schwester Arons, dein Vater war kein Bösewicht und deine Mutter keine Dirne.“ Und sie deutete auf ihn. Sie sprachen. „Wie sollen wir mit ihm, einem Kind in der Wiege, reden?“ Er sprach: „Siehe, ich bin Allah's Diener, gegeben hat er mir das Buch, und er machte mich zum Propheten. Und er machte mich gesegnet, wo immer ich bin, und befahl mir Gebet und Almosen, so lange ich lebe, und Liebe zu meiner Mutter; und nicht machte er mich hoffärtig und unselig. Und Frieden auf den Tag meiner Geburt, und den Tag, da ich sterbe, und den Tag, da ich erweckt werde zum Leben!“ Dies ist Jesus, der Sohn der Maria, — das Wort der Wahrheit, das sie bezweifeln. Nicht steht es Allah an, einen Sohn zu zeugen. Preis Ihm! Wenn er ein Ding beschliesst, so spricht er nur zu ihm: „Sei!“ und es ist.“

---

56. Missgeburten und Namensgebung.

Das Alte Testament über Missgeburten. — Hässlichkeit ein Hindernis im osmanischen Staatsdienst. — Angst der Orientalen vor Missgeburten. — Missgestaltete gelten als verkappte Dämonen. — Geschwänzte Menschen. — Angebliches Vorkommen solcher Wesen. — Festgestellte Fälle. - Albanesische und walachische Ansichten über Ursache von Missgestaltungen. — Missgeburten in Kreta. — Aus meinem Notizbuch. — Seltsame Missgeburten in Konstantinopel und in Cavadar - Eine biblische Erwähnung von Vielfingerigkeit — Mittel zur Stärkung schwächlicher Kinder — Belebung scheintoter Kinder — Schutz der Neugeborenen vor bösen Geistern. — Gute Namen für das Böse. — Intermezzo über Euphemismen. — Schreckliche Namen für Kinder. — Die Namensgebung bei den Türken. — Die Patenschaft bei den Moslems in Bosnien. — Das Wort Ibn. — Arabische Namen. — Der unglückliche Name Mustafa.

Bei den Hebräern konnte nach Moses II. Buch XXI 20 — niemand zum Priesterdienst zugelassen werden, der mit einem Gebrechen behaftet war; als mit Gebrechen behaftet galten: ein Lahmer, ein Blinder, einer, der eine tief eingedrückte Nase oder der ein Glied zu lang hatte, oder ein Mann, der einen Bruch am Fusse oder einen Bruch an der Hand hatte, oder ein Buckliger, ein Zwerg, oder einer, der einen Flecken im Auge hatte, ein Krätziger, ein Grindiger, endlich einer, der zerdrückte Hoden hatte. — Die osmanische Geschichte berichtet von einem merkwürdigen Falle, welcher beweist, wie hoher Wert im Orient auf wohlgebildeten Körper gelegt wird· Unter der Grosswesirschaft Raghibpaschas empfahl der Kiajabeg oder Minister des Innern einen Sohn seines vormaligen Amtsgenossen zur Stelle eines Bittschriftmeisters. „In der That“, sagte Raghib, „habe ich die Freundschaftspflichten gegen seinen Vater nicht vergessen, und kenne auch haarklein des Empfohlenen Talent und Eifer, allein

es fehlt dem Abdurresak an Wuchs, der doch die Hälfte des Ansehens und des Glücks; ich würde mich blos lächerlich machen, wenn ich einen solchen gevierten, untersetzten, kurzbeinigen Knirps zum Dienste des Diwans verwendete, der zuvörderst Ansehen gebieten muss.“ Mit dieser Aeusserung, welche zeigt, wie viel bei den Türken stattlicher Wuchs gilt, schnitt der Grosswesir Raghib damals dem Sohne seines Amtsgenossen alle Hoffnung zu höheren Staatsämtern ab.

Bei dem abergläubischen Charakter der Orientalen ist es nur selbstverständlich, dass man in Naturspielen etwas Beängstigendes sieht. Die Albanesen haben vor Missgeburten eine entsetzliche Scheu und muten ihnen alle möglichen bösen Geheimkräfte zu, man glaubt auch, dass manche Geister die Formen von Missgestalten haben. Das in den Sagen auftretende weibliche Ungeheuer Sükjennesa oder Hundsauge hat vier Augen: zwei vorne, zwei hinten. Ein Kind, das mit haarigen Wülsten an den Schultern zur Welt kommt, ist ein Drangoj, ein Geist in Menschengestalt; es kann fliegen oder wenigstens springen. In stürmischen Nächten fliegt der Säugling aus dem Elternhaus und kämpft mit Dämonen. Nur die Mutter darf die Missgestaltung am Körper ihres Kindes sehen; bemerkt sie auch ein Fremder, so schwindet die Kraft des Kindes und sein Leben.

In Süd-Albanien, Griechenland und Kleinasien glaubt man an die Existenz geschwänzter Menschen — an Menschen mit Ziegenschwänzen und Menschen mit kleinen Pferdeschwänzen. Man erkennt sie zuweilen äusserlich. Sie sind ausserordentlich stark, untersetzt gebaut und dabei auffallend tüchtige Fussgänger. Schon Hahn, der dies zuerst erwähnte, bemerkte: hier liege mehr als Volksglaube vor. Aeltere Fälle dieser Art erzählte Meckel in seinem 1812 erschienenen „Handbuch der pathologischen Anatomie“. In neuerer Zeit berichteten Aehnliches: Forster, Gerlach, Neumayer, Ornstein und Bartels. Gerlach beschrieb einen Fötus von 77 Millimeter Länge mit haarfein auslaufendem schwanzähnlichen Anhang. Doktor Neumayer in Cincinnati veröffentlichte die Abbildung eines neugeborenen Knaben, der in der Gegend des Steissbeines eine mit normaler Haut überzogene und sich etwas härtlich anfühlende, anderthalb Zoll lange, an der Basis mehrere Linien dicke, nach dem Ende

zu allmählich schmäler werdende Schwanzbildung besass, die sich auch bei geringen Reizungen bewegte. Den interessantesten Fall gab Doktor Ornstein, Chefarzt der griechischen Armee, im Jahre 1879 in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft bekannt: Im Juli 1879 war ihm ein aus Livadia gebürtiger, 26 Jahre alter Grieche, Namens Nikolaus Agos, vorgestellt worden; dieser Mann hatte hinten einen 5 Zentimeter langen Schwanz, zur Hälfte frei herabhängend.

Die Gräko-Walachen in Monastir sagen von unregelmässig entwickelten Kindern oder Missgeburten: sie tragen ein göttliches Wahrzeichen. Als phantastisch-abergläubische Ursachen gibt man an den Zorn Gottes, auf der Familie lastenden Fluch, schweres Vergehen, die zu verbotenen Zeiten erfolgte Empfängnis.

Kreta scheint ein Land schrecklicher Missgeburten zu sein — als sollten jene Sprachforscher Recht behalten, welche das Wort Kretin von Kreta ableiten. Von den vielen von mir verzeichneten Fällen will ich hier nur ein paar ganz merkwürdige anführen. Im März 1895 gebar eine Griechin in Kanea, wie damals von türkischen Blättern berichtet wurde, ein Kind mit zwei Zungen, ferner mit sechs Fingern an jeder Hand und sechs Zehen an jedem Fusse. Das Kind starb nach einigen Wochen. Ein kürzeres Dasein war einem Wesen beschieden, das im Juli 1895 in dem Dorfe Sozurokefali Pedias auf der Insel Kreta von einer irrsinnigen Griechin geboren wurde; dieses Wesen war ein menschlicher Knabenleib, aber mit einem Hundekopf, mit Hundefüssen und mit Hundezähnen. Das Ungeheuer kam lebend zur Welt, lebte aber nur wenige Minuten. Am 15. Mai 1895 kam in Konstantinopel ein Kind mit zwei Köpfen aus dem Schoss einer Türkin; das zweiköpfige Kind lebte etwa zehn Wochen und starb am 22. Juli. Die Zeitung „Le Progrès de Salonique“ erzählte in ihrer Nummer vom 18. Mai 1900: Eine türkische Frau in Cavadar gebar vor einigen Tagen zwei tote Kinder; die Zwillinge waren mit den Unterleibern zusammengewachsen, bildeten einen einzigen Körper mit zwei Köpfen, vier Armen und vier Füssen, — ganz wie die berühmten siamesischen Zwillinge.

Das älteste Beispiel von Vielfingerigkeit, das in der Litteratur berichtet wird, dürfte nach der Meinung des Professors Ebstein jene Stelle im II. Buche Samuel, 21. 15—22 sein, wo von den

vier Riesenkindern aus Gath, die durch die Hand Davids und seiner Getreuen fielen, erzählt wird. Eines von den 4 Riesenkindern hatte je 6 Finger an den Händen und je 6 Zehen an den Füssen. —

Bei scheintoten und schwachen Kindern wendet man folgende Mittel an· In Konstantinopel steckt man scheintoten Kindern den Schnabel eines lebenden Hahns in den Mastdarm, wobei man den Hahn festhält. Die Zuckungen und Bemühungen des Hahns, den Schnabel zu befreien, sollen das scheintote Kind zum Leben erwecken. Ist das Kind blos ohnmächtig, so muss man den Mutterkuchen, noch vor der Abtrennung der Nabelschnur, auf einem Kohlenfeuer braten; man glaubt, dass der dadurch entstehende Rauch das Kind beleben müsse.

Wenn man bei den Gräko-Walachen bemerkt, dass das Neugeborene schwächlich oder sterbend zur Welt gekommen sei, so bringt man es gleich nach dem Bade in die Kirche zur Taufe, damit es nicht als Heide oder Ebraiopulo, als Judenkind, sterbe; stirbt es vor der Taufe, so wird es abseits von den getauften Menschen, ohne kirchliche Ehren begraben. — Eine bei Verwachsung zweier lebender Bäume entstandene Spalte erfreut sich im rumänischen Volksglauben einer besonderen Bevorzugung. Man zieht durch eine solche Spalte schwächliche Kinder, damit sie wachsen und gedeihen. — —

Ueberall ist es die erste Sorge der Eltern, das neugeborene Kind vor den bösen Dämonen zu schützen. Das unerlässliche Amulet ist ein Stückchen von der Nabelschnur, welches das Kind mindestens solange an seinem Kopftüchlein trägt, als es an der Mutterbrust gehalten wird. Wenn die Walachin nach ihrer Entbindung ihr neugeborenes Kind zum ersten Mal an ihre Brust drückt, muss sie — um es vor allem Uebel zu schützen — laut sagen: „Möge dem bösen Geist ein Stein in den Rachen fallen!“ Aber in Monastir sagt man euphemistisch· „Das kommt vom Guten!“ wenn das Kind durch die Bosheit eines Geistes erkrankt.

Aehnliche Euphemismen sind schon von mir früher erwähnt worden. Da man sich fürchtet, die wahren Namen der Hexen und Krankheitsgeister zu gebrauchen, bedient man sich solcher Umschreibungen und Fälschungen. Die Balkanslaven sagen für

Hexe: Mora oder Kratatscha, die mit dem Kreuze Gezeichnete; oder Rodulja, die Gehörnte.

Die Nordalbanesen nennen, nach Hahn, die Poltergeister, die nur Böses anstiften und allen, denen sie erscheinen, Krankheit oder Tod bringen, nichtsdestoweniger: Stojzowale, von: Stoj zot valet, Vermehrer des Chors — nämlich des Chors, welcher Lobhymnen auf Gott singt. Diese fromme Bezeichnung soll die Poltergeister freundlicher stimmen. Wenn man von ihnen spricht, versteigt man sich aus demselben Grunde sogar zu dem Wunsche: möge Gott sie vermehren wie Gras und Blätter! In Süd-Albanien gibt man den Dämonen ebenfalls umschriebene Namen. Einmal bezeichnet man sie als Jaschtschesmeja, das Auswärtige, entsprechend dem griechischen To exotikon. Oder sie heissen: Fatmire, die Glücklichen; Nus e Malljet, Bräute des Berges. In Elbassan nennt man sie: Ato kjä bantschine naten e mire, diejenigen, welche eine gute Nacht haben mögen.

Die Serben sprechen in Pestzeiten den Namen Kuga nicht aus, sondern sagen: Kuma, Gevatterin. Man betrachtet es als sündhaft, selbst gefährlich, den Namen des Todes, Smrt, eitel auszusprechen, man sagt einfach: Bolestschiza, die Krankheit; oder: die liebe Krankheit; oder auch Kuma, Gevatterin.

Um nicht das Unheil, welches die Nachteule zu prophezeien pflegt, herbeizurufen, spricht man in Bosnien, namentlich vor Kindern, den wahren Namen des Vogels, Jejina, nicht aus, sondern umschreibt ihn mit: Velika Buba, grosse Buba; oder: Velika Baja, grosse Zauberin.

Entschlüpft einem zufällig vor Kindern das Wort Jejina, so zieht man, indem man dabei piepst, die Kleinen an den Ohren, und vermeint dabei die üble Wirkung zu paralysieren. Die Lilith, die nach jüdischem Aberglauben den Wöchnerinnen und Kindern gefährlich ist, hat den Beinamen: „die Schöne". In Damaskus nennen die Moslems die Aussätzigen: „die Herren"; die Christen aber sagen: „die Brüder". In Jerusalem gebraucht man neben „Madschumin" oder „Verstümmelte" den Ausdruck „Mesakin", „die Armen". Den Wahnsinn nennt man im Arabischen. „die segenbringende Prüfung".

Ein Beduine heisst die ihm so oft gefährliche Schlange nie anders als „Mädchen". Der Affe, der bei den Beduinen als unheilbringend gilt, wird trotzdem bei ihnen „der Glücksbringer"

genannt. Dem Teufel geben sie vorsichtig blos den Titel: Grimmbart. Ist man in solcher Weise bemüht, das Böse durch freundliche Benennungen umzustimmen und abzuwenden, so sucht man umgekehrt bei der Namensgebung der Neugeborenen durch abschreckende Namen die Täuschung hervorzurufen, als sei das Kind hässlich, abschreckend; dadurch glaubt man die Krankheitsdämonen von den Neugeborenen abzuschrecken.

Ich habe ähnliche kaukasische Gebräuche in meinem Buche „Zwischen Kaspi und Pontus" erwähnt. Man findet diese Sitte aber auch bei den Russen, Kamtschadalen, Tongkinesen, Siamesen, selbst in vielen Gegenden Europas. Lübeck erzählt in seiner Schilderung von den „Krankheitsdämonen der Balkanvölker" im 8. Bande der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, dass man sich in den Balkanländern bei den Slaven des Ausdrucks Grosdanka bediene, was nach der krüppelhaften Volksetymologie etwa „das Grausliche" bedeutet, in Wahrheit jedoch vom altbulgarischen Grosd, Traube, abstammt. Ein Volkslied beginnt: „Nicht dauern Deschkas Geburten; da gebar Deschka ein Mädchen, es war sehr schön, Deschka staunte und sann, mit welchem Namen sie es taufen sollte; da taufte sie es: die Grausliche, damit sein Name grauslich sei."

Die Zeremonie der Namensgebung bei den Türken kann dem Gesetze zufolge in den ersten 40 Tagen nach der Geburt statthaben. Aber der Gebrauch will, dass sie schon am Tage der Geburt, im Laufe der ersten 3 Stunden erfolge. Der Imam braucht nicht anwesend zu sein. Der Vater des Kindes — in seiner Abwesenheit das Oberhaupt der Familie — hat das Recht, dem Kinde den Namen zu geben, der ihm gefällt; die Mutter wird um ihre Ansicht nicht befragt. In den Städten ist es üblich, zur Zeremonie den Imam zu berufen; aber auch da ist es nicht obligatorisch. Die Namensgebung ist höchst einfach. Der Namensgeber nähert sich dem rechten Ohre des Kindes und sagt das „Esann": „Hoher Gott! Hoher Gott! Hoher Gott! Hoher Gott! Ich bezeuge, dass es keinen Gott gibt, ausser Gott. Ich bezeuge, dass Mohammed der Prophet Gottes ist. Kommt zum Gebet! Kommt zum Gebet! Kommt in den Tempel des Heils! Grosser Gott! Grosser Gott! Es gibt keinen Gott ausser Gott!" Darauf neigt er sich zum linken Ohre des Kindes und spricht das „Ikameth": nämlich, er repetiert das Esann bis

zu den Worten „kommt in den Tempel des Heils“ und fügt hinzu: „Siehe, alles ist bereit zum Gebet!“ Dann gibt er dem Kinde den Namen: „Dein Name ist . . .“ Und die Zeremonie ist beendet.

Die Moslems in Bosnien kennen bei der Namensgebung des Kindes auch die Patenschaft, eine Sitte, die sonst nirgends bei den Mohammedanern üblich ist und aus der Zeit stammt, wo sich noch die Bosnier alle zum Christentum bekannten. Ueber diese Sitte erzählte ein Schilderer des Landes in einem Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“, 1901, Nummer 366:

„Bei den bosnischen Mohammedanern existiert dreierlei Patenschaft: bei dem ersten Haarschneiden, bei der Beschneidung und der Hochzeit. Die Annahme einer Patenschaft wird niemals verweigert, obwohl sie mitunter bedeutende Kosten verursacht. Bei armen Leuten und namentlich bei schwachen Kindern, an deren Lebensfähigkeit man zweifelt, wird manchmal folgender Vorgang beobachtet: Am frühen Morgen (noch vor Sonnenaufgang) „eines jungen Sonntags“, des ersten nach dem Neumonde, oder am Freitag, dem Festtage der Mohammedaner, trägt einer der Hausleute das Kind vor das Haus und bittet den ersten Vorübergehenden, ohne Rücksicht auf dessen Glaubenskenntnis, Pate zu werden. Es wäre eine grosse Sünde, dies zu verweigern. Der auf diese Art erworbene Pate schneidet dem Kinde mit einer Schere die über die Stirn herabhängenden Haare ab und hat dadurch die Würde des Paten erworben. Zu seinen ersten Pflichten gehört es, sein Patenkind und dessen Mutter zu beschenken. Das abgeschnittene Haar wird mit Wachs an der Zimmerdecke festgeklebt. Die Patenschaft beim ersten Haarschneiden steht bei der bosnischen Bevölkerung in hohem Ansehen. Die Paten stehen zu einander in einem engen freundschaftlichen Verhältnisse, sodass die Frauen von Paten sich vor diesen nicht verhüllen und deren Kinder einander, als wären sie die nächsten Blutsverwandten, nicht heiraten dürfen.

Das Wort „Ibn“, das in den moslemischen Namen vorkommt, bedeutet Sohn, und wenn es vor einem Namen gebraucht wird· „Sohn des.“ So heisst beispielsweise Hassan Ibn-Mehmed: Hassan, Sohn des Mehmed. Bei sehr vornehmen und wichtigen Familien wird, wie der Reisende Nolde schon erwähnt hat, der Name eines besonders hervorragenden Mannes förmlich zum

Familiennamen. So hiess beispielsweise der Vater des Emirs von Hail· Abdallah, trotzdem nennt man den Emir nicht Ibn-Abdallah, wohl aber Ibn-Raschid, nach einem anderen berühmten Vorfahren. Ausserdem wird bei dem Haupte eines wichtigen Hauses auch der Vorname ganz weggelassen und nur bei den übrigen jüngeren Mitgliedern der Familie gebraucht. So ist denn beispielsweise kurzweg: Ibn-Raschid, Ibn-Haddal, einfach das Aequivalent für· „Der Raschide", „der Haddal". Dieses von Nolde gewählte Beispiel verdient ein besonderes Interesse schon deshalb, weil man in Europa seit Jahrzehnten von dem Emir Ibn Raschid spricht, ohne zu ahnen, dass es bereits den zweiten oder dritten Träger dieses Namens im fernen Arabien giebt.

Der Koran verbietet Familiennamen, als ein dem menschlichen Hochmute Vorschub leistendes Uebel. Die Araber, Kurden, Albanesen und andere auf ihre Stammbäume ausserordentlich haltende Völker haben sich indessen wegen Nichtachtung dieses Gesetzes entweder einfach mit ihrem Gewissen abgefunden oder dasselbe, wie oben von Nolde beschrieben, umgangen.

Ein durch traurige Berühmtheit ausgezeichneter Name in der osmanischen Geschichte ist Mustafa, worüber Hammer im vierten Bande seiner Geschichte des Osmanischen Reiches berichtet:

Sultan Mustafa, der Dritte dieses Namens, Sohn Achmeds III., war in dem für die osmanischen Waffen so unglücklichen Jahre des Verlustes des Temeswarer Banates geboren, und sein Name Mustafa war in der osmanischen Geschichte vom Anbeginn des Reiches her ein unglücklicher. Der erste Prinz dieses Namens, der Sohn Bajesids, war in der Schlacht von Angora, wo sein Vater von Timur gefangen genommen worden, in Verlust geraten, ohne dass je von ihm wieder gehört worden, wenn er nicht wirklich der sogenannte erdichtete Mustafa gewesen ist, welcher als gefährlicher Thronnebenbuhler Mohammeds I. und Murads II in Europa aufstand, lange in byzantinischer Gewahr festgehalten, dann in der Schlacht von Ulubad besiegt, an einem Turme Adrianopels aufgehenkt ward.

Ein anderer Mustafa, Börekliidsche Mustafa, war das Haupt des grossen Derwischen-Aufruhrs in Klein-Asien, er wurde gekreuzigt, während man seine Anhänger vor seinen Augen zusammenhieb. Mustafa, der dreizehnjährige Bruder Murad's II.,

auch ein Thronanmasser, wie die drei vorhergehenden, wurde durch den Mundschenk Elias verraten und an einem Feigenbaume vor Nicäa aufgehenkt. Mustafa, Sohn Mohammeds II., der Feldherr und Statthalter von Karaman, starb frühzeitig, dem Gerüchte nach vom Vater vergiftet. Mustafa, der Sohn Suleimans, ein Liebhaber der Wissenschaften und Dichtkunst, fiel als ein Opfer der Ränke der Sultanin Roxelane und ihres Eidams Rustem Pascha, zu Eregli; er wurde in des Vaters Gegenwart erwürgt. Mustafa, der Sohn Selims II., teilte bei der Thronbesteigung Murads III. das Los seiner fünf Brüder; er wurde nach dem Kanun, dem Gesetze des Prinzenmordes, erwürgt. Der hoffnungsvollste der neunzehn Söhne Murad's III. war ein Mustafa, dem des Vaters Tod poetische Klage als Vorgefühl des eigenen eingab. Nach acht hingerichteten Thronanmassern mit Namen Mustafa bestieg endlich Mustafa, als Sultan der erste dieses Namens, zweimal den Thron, von welchem ihn zweimal sein Blödsinn in den Kerker des Käfigs zurückwarf. Mustafa, der zweite Sultan dieses Namens, Flüchtling vom Schlachtfelde von Zenta, Unterzeichner des bis auf ihn für das osmanische Reich schimpflichsten Friedens, nämlich des von Karlowicz, wurde durch Aufruhr entthront. Nach diesen unglücklichen zehn Mustafas bestieg der dritte Sultan dieses Namens als sechs und zwanzigster Herrscher der Osmanen den Thron; er ist der Einzige seines Namens, der weder Thron noch Leben gewaltsam verlor, er verstand es aber auch nicht, dieses und jenes rühmlich auszufüllen.

---

57. Beschneidung.

Die mosaischen Vorschriften. — Ansichten von Maimonides. — Der Türke Omer Haleby über Beschneidung bei den Moslems. — Die Beschneidung kein rein religiöser Akt. — Unterschied zwischen der jüdischen und der moslemischen Auffassung. Die Beschneidung nicht obligatorisch für Renegaten. Beschneidung und Geschlechtsleben - Kuriose Auffassung Omer Halebys. — Die Zeremonien. — Zeitpunkt der Beschneidung. — Operation bei Erwachsenen. Aus der Praxis meines Freundes Dr Beck. — Beschneidung in Persien. — Beschneidung und Vermählung heissen Hochzeit. — Beschneidungsfeste am Osmanischen Hofe. — Beschneidung von Christenknaben zu Ehren des moslemischen Glaubens. — Beschneidung von Waisen ist Wohlthun.

Im 1. Buche Moses XVIII 11—14 wird angeordnet: „Beschneiden sollt ihr das Fleisch euerer Vorhaut, und das sei zum Zeichen des Bundes zwischen mir und euch. Und zwar, acht Tage alt, soll bei euch beschnitten werden jegliches Männliche, der Hausgeborene und der für Geld von jedem Fremden, der nicht deines Stammes ist, Erkaufte. Aber ein vorhäutiger Mann, der nicht beschnitten worden am Fleische seiner Vorhaut, dessen Person soll ausgerottet werden aus ihrem Volke; meinen Bund hat er gebrochen."

Dieser Stelle zufolge wurde die Beschneidung unter den alten Hebräern von Abraham im Jahre 2107 seit Adam, als Zeichen des Bundes, eingeführt. Ob die Beschneidung erst von Abraham original ausgeübt wurde, oder ob sie Abraham von anderen Völkern — etwa den Aegyptern — übernahm, darüber ist man verschiedener Ansicht. Ueber die Beschneidung bei den Hebräern haben andere Schriftsteller Genügendes gesagt. Ich erwähne nur einiges, was für die moslemische Beschneidung als Parallele herangezogen werden muss. Maimonides war der

Ansicht, dass die Beschneidung zur Verhütung des Missbrauches des Geschlechtstriebes eingeführt wurde; auch der Türke Omer Haleby betrachtet die Beschneidung hauptsächlich vom sexuellen Standpunkte. Den Befehl: „am achten Tage ist die Vorhaut zu beschneiden" — kommentierte Rabbi Jakob folgendermassen: Die Beschneidung könne auch später vorgenommen werden, wenn das Kind am achten Tage nach der Geburt krank sein sollte; ebenso, wenn ein Erwachsener in den Bund aufgenommen wurde und am achten Tage krank sein sollte. Ein krankes Kind soll dann nicht eher beschnitten werden, als bis es vollkommen gesund geworden. Man zähle vom Genesungstage ab sieben Tage, und am achten finde die Beschneidung statt. Ein Kind, das gelb und rot am Körper ist, darf nicht beschnitten werden. Man verzögere stets die Beschneidung, wenn man befürchten muss, dass durch sie das Leben des Kindes gefährdet werden könnte. Wenn zwei Söhne des Hauses an den Folgen der Beschneidung gestorben sind, darf der dritte Sohn unbeschnitten bleiben.

Bemerkenswert ist, dass gegenwärtig in vielen jüdischen Familien in Europa das Gesetz der Beschneidung nicht mehr eingehalten wird.

Omer Haleby definiert den Akt der Beschneidung bei den Moslems derartig, dass er ganz anders erscheint wie bei den Hebräern, er ist kein Zeichen des Bundes; zum Islam übertretende Christen sind nicht gezwungen, die Beschneidung an sich vollziehen zu lassen. „Viele glauben", sagt Omer Haleby, „dass die Beschneidung ein rein religiöser, vom Propheten befohlener Akt sei. Das ist ein Irrtum. Bei den Hebräern war die Beschneidung ein Zeichen ihres Glaubens. Aber sie waren nicht die Ersten, die so thaten. Vor ihnen gab es schon die Beschneidung bei vielen asiatischen Völkern, wenn sie dort auch nicht aus religiösen, sondern aus hygienischen und sozialen Gründen geschah. Die Juden entlehnten diese Operation den Aegyptern und machten aus ihr in der Folge das unauslöschliche Zeichen ihres Glaubens, eine wahre nationale Taufe, den bedeutsamsten religiösen Akt des Judentums. Als Mohammed uns die gute Botschaft des Islams verkündete, existierte die Beschneidung nach israelitischem Modus oder nach anderen Methoden bei fast allen Völkern der arabischen Halbinsel als allgemeine Gewohnheit.

Nur die Christen und Sabäer machten eine Ausnahme. Die Schüler des Johann Baptist waren indessen und sind auch heute Beschnittene; aber bei ihnen ist die Beschneidung nicht in ein Zeichen der Taufe verwandelt worden, sondern sie ist blos eine hygienische Massregel und ein Zeichen ihrer israelitischen Herkunft. Das Gleiche gilt von den abessinischen Christen. Mohammed erkannte die guten hygienischen und sozialen Wirkungen der Beschneidung und liess die Operation unter den Gläubigen fortbestehen, aber ohne aus ihr eine absolute religiöse Verpflichtung zu machen. Es ist deshalb unrichtig, in der Beschneidung der Vorhaut bei den Moslems ein religiöses Dogma zu sehen, das etwa an die jüdische Zeremonie erinnert. Die Beschneidung ist für uns nicht eine Art Taufe, noch eine Bekräftigung unseres Glaubens; sie ist ein Akt nachahmender Verpflichtung, von der man sich aber im Falle, dass sie Gefahr für das Leben bedeuten sollte, oder im Falle natürlicher Hindernisse, dispensieren kann."

Dies sind nach Omer Haleby „die Prinzipien". Im Allgemeinen ist indessen die Beschneidung, die jeder öffentliche Barbier vornehmen darf, allen guten Moslems als eine gesetzliche, hygienische und, wenn man sie als vom religiösen Gesetze befohlen ansehen will, selbst als eine religiöse Uebung zu empfehlen Man kann, wiederholt Omer Haleby, auch unbeschnitten ein guter, dem Gesetze des Islams treuer Moslem sein; aber die Beschneidung bringt so viel Gutes mit sich, dass jeder gute Moslem seine Kinder beschneiden lassen soll. Das Gute besteht zunächst in moralischen Vorteilen; die Beschneidung ist — wie beispielsweise bei den Juden — ein suggestives Zeichen, die Symbolik der von einer ganzen religiösen oder politischen Gemeinschaft angenommenen Prinzipien. Dieses Zeichen, auf jenem Organ angebracht, welches in direkter Beziehung mit dem Gehirne steht, ist besonders für Suggestion geeignet. Unter der Suggestion eines solchen Zeichens fühlen sich alle Beschnittenen als eine einzige Rasse, welche dieselben allgemeinen, intellektuellen und physischen Charakterzüge erhält. So ist die Beschneidung ein politischer und sozialer Akt; ein Zeichen, das die vereinigt, welche in gleichem Glauben, nach gleichen Prinzipien leben. Dadurch folgen sich Generationen unter Beibehaltung der gleichen Ideen, der gleichen Gesetze, der gleichen Eigenschaften, der guten, wie

der schlechten. Dieses atavistische Gesetz allein erkläre in Wahrheit die Verewigung des jüdischen Charakters trotz aller Zerstreuungen und aller Verfolgungen, denen die Kinder Israels bis heute ausgesetzt gewesen.

Der Einfluss der Beschneidung ist bei den Moslems in moralischer wie in suggestiver Beziehung jedoch anders. Wohl existiert in ihr auch für den Islam eine suggestive Kraft, welche um alle Moslems ein Band schlingt. Aber diese Suggestion ist nicht dieselbe, wie bei den Juden. Sie beeinflusst nur wenig die Verschiedenheit der Charaktere und die physiologischen Typen, welche man unter den vielartigen Völkern des Islams findet. Sie ist bei den Moslems etwa wie bei den abessinischen und koptischen Christen, wie bei den Schülern des Johann Baptist und den Sabäern, welche auch die Beschneidung beibehalten haben, ohne sie als absolutes religiöses Prinzip zu betrachten. Sie ist weder eine Taufe, noch das absolute Symbol des Glaubens, sie kann weder die Ausbreitung des Islams unter allen anderen Völkern hindern, noch die Fortschritte der Rasse fördern. Ihre hauptsächliche Bedeutung ist hygienisch. Und unter hygienisch versteht unser Freund Omer Haleby, von dem wir hiermit gleich Abschied nehmen, Folgendes: „Die Abtrennung der Vorhaut behütet das Kind vor dem Jucken, welches infolge des Urinierens an der Eichel entsteht, und hält den Knaben ab, sich den Penis zu reiben, bewahrt ihn also vor einem unwillkürlichen Triebe zur Onanie. Es wird ferner durch die vollzogene Operation die Entwicklung des Dkör, des Gliedes, erleichtert und seine Kraft erhöht. Und wenn der Jüngling in das Alter tritt, wo ihm die Morgenröte der geschlechtlichen Genüsse lacht, ist sein beschnittenes Glied vollkommen entwickelt und kräftig und ermöglicht es ihm, den Coitus mit geringerer Gefahr für seine Gesundheit und mit grösserem Vergnügen für die Frau auszuüben, deren Geschlechtsteile von einem durchaus festen, süssen und vollkommenen Dkör berührt werden. Wenn der Mann den Coitus mit einer Frau ausübt, die krank ist, dann ist er der Gefahr der Ansteckung weniger ausgesetzt als ein Unbeschnittener; und wenn er krank wird, kann er sich leichter heilen. Die Beschneidung ist also für uns eine mannhafte Macht gegen die Onanie, wenn wir Kinder sind, und gegen die ithyphallischen Unmoralitäten, wenn wir erwachsen sind. Aus den

angegebenen Gründen beschneidet also euere Söhne — aber zwinget die Operation dem neuen Mitgliede des Islams nicht auf!"

Die Zeremonie der Beschneidung kann statthaben in den ersten 40 Tagen nach der Geburt, zugleich mit der Namensgebung, oder separat. Aber das Gesetz setzt die Zeit nicht genau fest. Am meisten wird die Operation an Kindern zwischen dem neunten und dreizehnten Lebensjahre vorgenommen. Dr. Bernhard Beck erzählte mir jedoch, dass im Inneren des Reiches, mangels geeigneter Operateure, die Operation solange aufgeschoben wird, bis die jungen Leute zum Militär einrücken; Dr. Beck beschnitt in Damaskus einmal eine ganze Kompagnie, die aus Kurdistan stammte. Die Soldaten liessen die bei Erwachsenen gewiss nicht leichte Zeremonie ohne Klagelaut an sich vollziehen.

In Persien findet, wie Polak berichtet, die Beschneidung um das dritte oder vierte Lebensjahr statt; man hält sie dort — ganz im Gegensatze zu den Ansichten, welche wir früher beim Türken Omer Haleby kennen lernten — für den wichtigsten Akt bei der Bekehrung zum Islam. Die Operation wird durch Einzwängen des Präputiums in ein gespaltenes Rohr und Abtragen der Vorhaut mittelst eines Rasiermessers vom Barbier — dalak — vollzogen. Sie unterscheidet sich von der der Juden dadurch, dass der zweite Akt, nämlich das Einreissen des inneren Blattes, bei den Persern wegbleibt. Die Blutstillung wird mittelst styptischer Pulver bewirkt; die Applikation von Wasser ist streng verpönt. Die Zeremonie ist zwar von einigen Festlichkeiten begleitet, man verteilt Spenden unter die Armen, es werden Gäste geladen und mit Süssigkeiten bewirtet, der Operierte erhält ein neues Kleid; im Ganzen jedoch entfaltet man nicht ein solches Gepränge dabei wie in anderen muselmännischen Ländern.

Nach dem Sprachgebrauche der Araber, Perser und Türken führt — wie Hammer erklärt — nicht nur die Vermählung der Mädchen, sondern auch die Beschneidung der Knaben den Namen von Hochzeit; nach den Begriffen des Morgenländers wird das Vermählungsfest nur der Braut und nicht dem Bräutigam gegeben, welcher schon als Knabe in den Erlustigungen des Festes der Beschneidung den Ersatz für den Schmerz derselben empfangen hat, indessen die Vermählungsfestlichkeiten als Ersatz für den Schmerz des Mädchens die Thränen desselben zu trocknen bestimmt sind.

Die Beschneidungsfeste waren am osmanischen Hofe, Hammers Schilderungen zufolge, stets prunkvoll. Als Murad I. Brussa verliess, um in Europa seine Eroberungen fortzusetzen, feierte er vorher — im Jahre 1387 — das Beschneidungsfest seiner drei Söhne Bajesid, Jakub und Saudschi mit Gastereien und Verteilung von Geschenken und Ehrenkleidern an die Scheiche und Derwische. Als Sultan Mohammed im Jahre 1457 gezwungen war, mit Schimpf von Belgrad abzuziehen und nach Adrianopel zurückzukehren, war er bestrebt, den schlechten Eindruck der Niederlage bei seinem Volke durch Feste und Herrlichkeiten zu verwischen. Er veranstaltete das Beschneidungsfest seiner beiden Söhne Bajesid und Mustafa, von denen jener zu Amasia, dieser zu Magnesia residierte. Dieselben wurden mit ihrem Hofstaate nach Adrianopel geladen, und zugleich ergingen Kreisschreiben in alle Gegenden des Reiches, um die Emire und Fakire, die Gesetzgelehrten und Waffengefährten, die Richter und Dichter zur Verherrlichung des Festes einzuberufen. Auf der nahe bei Adrianopel gelegenen Insel wurden Zelte aufgeschlagen, und unter dem für die feierlichen Versammlungen des Sultans bestimmten ein Thron aufgerichtet. Vor dem Sultan sassen Chiarbog-Tschelebi, der erste Richter der Hauptstadt Konstantinopel nach Eroberung derselben, und Schukrullah, der Arzt aus Schirwan, als die Vorsitzer der Gelehrten, welche vor dem Sultan den Koran lasen und auslegten, oder Gelegenheitsgedichte hersagten. Den Professoren wurden Schüsseln mit Zuckerwerk vorgesetzt, und den Kandidaten der Professorenstellen, den Danischmenden, zum Nachhausetragen in Schachteln überreicht, alle mit Ehrenkleidern und Geld reich beschenkt, reich entlassen. Am zweiten Tage wurden die Scheiche und Fakire, nachdem sich der Sultan mit ihnen in geistlichen Gesprächen unterhalten hatte, auf dieselbe Weise bewirtet; am dritten Tage fanden die Waffenübungen, Pferderennen und Bogenschiessübungen statt, und die Sieger wurden kaiserlich belohnt; am vierten Tage, dem letzten des Beschneidungsfestes, wurde unter das Volk Geld ausgeworfen. Alle Grossen brachten dem Sultan Geschenke dar.

Sultan Bajesid II. kam im Jahre 1491 eigens vom Felde nach Konstantinopel zurück, um das Doppelfest der Beschneidung seiner Enkel und die Hochzeit seiner Tochter zu feiern. Sultan

Suleiman wiederholte das Beispiel des Eroberers Mohammed. In der Absicht, den Abzug von Wien mit dem Anstriche frei beschlossenen siegreichen Rückzuges zu fälschen, war bei der Rückkunft Suleimans nach Konstantinopel sein erstes Augenmerk darauf gerichtet, den Mut des Heeres durch Frohsinn zu beleben und den Verdruss über den erlittenen Schiffbruch seiner Macht durch die Herrlichkeit neuer Feste und das Schauspiel nie gesehener Pracht zu beschwichtigen. Die Gelegenheit dazu gab seiner Söhne Beschneidung. Ausser den gewöhnlichen Einladungsschreiben an die Statthalter und Grossen des Reichs erging diesmal auch eines an den Dogen von Venedig, um denselben als Freund und Nachbarn zum Beschneidungsfeste der vier Prinzen nach Konstaninopel zu laden. Ein neuer türkischer Botschafter, ganz in Gold gekleidet, von zwölf Edlen Venedigs in den Senat geführt, kündete demselben die bevorstehende Beschneidung der Prinzen und lud den Dogen freundlichst dazu. Dieser entschuldigte sich aufs beste mit seinem Alter und der weiten Reise, aber seine Stelle werde ein ausserordentlicher Botschafter vertreten, und sogleich wurden, ausser dem zu Konstantinopel befindlichen venetianischen Botschafter, Pietro Zeno und Mocenigo als glückwünschende Botschafter und Stellvertreter des Dogen beim Beschneidungsfeste abgesandt.

Am 27 Juni 1530 Mittags – berichtet Hammers Geschichte — begab sich Suleiman, von seinem ganzen Hofstaat begleitet, nach dem Hippodrome, auf dessen nördlicher Seite beim Mehterchane, dem Orte, wo die Heermusik einquartiert war, ein prächtiger Thron sich erhob auf lazurnen Säulen unter goldenem Baldachin, mit reichen Stoffen behangen, mit vielfachen Teppichen belegt, von vielfachen Zelten umgeben.

Unter dem jubelnden Getöse der auf der Südseite des Platzes aufgestellten Heermusik nahm der Padischah den Thron ein und empfing den glückwünschenden Handkuss und die Geschenke der Wesire, der Aga, des Hofes und des Heeres, des Mufti und der Ulema, worauf alle kaiserlich bewirtet wurden; am zweiten Tage küssten die abgesetzten Wesire und Statthalter, welchen persönlich beim Feste zu erscheinen gestattet war, glückwünschend und gabendarbringend die Hand des Herrschers.

Der dritte Tag war zur Annahme der Huldigung und Geschenke der Sandschakbege, kurdischen Emire und fremden

Gesandten bestimmt. Die Zahl der venetianischen deckten den Mangel der anderen Mächte. Ausser den beiden ausserordentlichen Botschaftern Zeno und Mocenigo wohnten mit ihnen noch der ordentlich residierende Bailo Bernardo und der in Suleimans Diensten als Bevollmächtigter Zapolyas stehende Sohn des Dogen, Aloisio Gritti dem Feste bei. Die Pracht der Geschenke übertraf alle je vorher gesehene Herrlichkeit solcher Feste. Da waren zu sehen: Syrischer Damast und ägyptischer Kattun, indische Shawle und Musseline, griechisches Dünntuch und venetianischer Sammt, silberne Teller mit Goldstücken und goldene Tassen mit Edelsteinen gefüllt, lazurne Schalen und kristallene Becher, chinesisches Porzellan und tartarisches Pelzwerk, arabische Stuten, turkmenische Hengste, Mamluken und griechische Knaben, äthiopische und ungarische Sklaven. Des Grosswesirs Geschenke allein betrugen im Werte fünfzigtausend Dukaten. Als Schauspiel wurde der Sturm zweier hölzerner Festungen gezeigt, deren eine mit Ungarn gefüllt war; dann wurden mit Flinten, Säbeln und Lanzen Scheingefechte gehalten. Am vierten Tage warteten die Lehrer Suleimans auf. Sie wurden mit den leckersten Braten und ausgesuchtesten Süssigkeiten, mit Sorbeten und Zuckerwerk bewirtet und das Volk mit Künsten der Becher- und Taschenspieler belustigt. Den fünften Tag füllten die Gänge der Ringer und der Wettlauf der Mamluken, welche mit Inalbeg, dem in Rumeli belehnten tscherkessischen Beg, aus Aegypten gekommen waren und ihre Reit- und Turnierkünste in höchstem Glanze zeigten. Der Kaiser blieb bis in die Nacht, welche, durch Feuerwerk in Tag verwandelt, das Schauspiel der beiden hölzernen Schlösser in Flammen gab. Der folgende Morgen sah an ihrer Stelle zwei andere Schlösser, welche von Dschartim, einem in Reit- und Turnierkünsten vielberühmten Meister, an Ort und Stelle gebracht worden waren; jedes war von hundert schwer gewaffneten Kriegern verteidigt, die wechselseitig aus- und anfielen, bis das eine erobert und viele schöne Knaben und Mädchen als Beute von den Siegern fortgeschleppt wurden; auch diese Nacht wurde mit Feuerwerk und dem Brand der Schlösser erhellt. Am siebenten Tage trugen die Janitscharen, von ihrem Aga und den Generalen der Reiterei angeführt, in feierlichem Aufzuge die Hochzeitspalmen oder sogenannten Beschneidungskerzen mit mannigfaltigen Blumen und Früchten, Gestalten von

Vögeln und vierfüssigen Tieren, ausgestattete hohe mit Golddraht und Flittern umwundene Kegel als Natursymbole von Fruchtbarkeit und zeugender Kraft. Den achten und neunten Nachmittag füllten Seiltänzerkünste und Musik aus.

Auf einem zwischen der Säule und dem Obelisk des Hippodroms gespannten Seile that ein ägyptischer Seiltänzer Wunder seiner Kunst, auf einem mit Oel und Seife glatt geschmierten Maste versuchten Matrosen und Janitscharen ohne Stricke, blos mit Händen und Füssen sich bis zu der Spitze emporzuarbeiten, um des dort harrenden Preises teilhaftig zu werden. Am zehnten Tage wurden jene Professoren, deren täglicher Gehalt abwärts von fünfzig Aspern oder beiläufig einem Dukaten war, und ihre Gehilfen sowie die abgesetzten Richter und Professoren festlich bewirtet. Luftspringer erkletterten den Obelisk und die Säule des Hippodroms. Die drei folgenden Tage verflossen in den Kunstübungen von Gauklern, Schattenspielern und Possenreissern. Alle wurden reichlich beschenkt mit Goldstücken und Silberpfennigen, die ihnen an die Stirne gedrückt oder an den Kopf geworfen wurden. Am vierzehnten Tage begaben sich alle Aga des Hofes und des Heeres in das alte Seerai, um von dort die Prinzen nach dem Hippodrome abzuholen, wo ihnen die Wesire zu Fuss entgegenkamen, um sie dann bis an des Sultans Diwanssaal zu begleiten. Am folgenden Tage hatte des Sultans Bankett statt.

Auch im Frühling des 1582. Jahres gab es in Konstantinopel ein glänzendes Beschneidungsfest am Sultanshofe, und die Monarchen Asiens, Europas und Afrikas waren hierzu durch Botschafter eingeladen worden. Nach allen Seiten des Aus- und Inlandes gingen Tschausche als Staatsboten und Muteferrika als Hoffouriere, begleitet von Truchsessen oder Tschagnegir und Kämmerern oder Kapudschibaschi, um die Monarchen Asiens, Europas und Afrikas und die Statthalter des Reichs zum Beschneidungsfest zu rufen; zwar kamen die Monarchen Europas nicht persönlich, aber durch ansehnliche Geschenke, welche ihre Botschafter und Bestellten darbringen mussten, entschuldigten sie ihr Nichterscheinen. Die Zubereitungen zu diesem Feste begannen schon ein Jahr vorher. Der Erfolg entsprach den Anstalten, und das Beschneidungsfest Murads III. für seinen Sohn Mohammed steht

in der osmanischen Geschichte fast unerreicht da durch Glanz und Reichtum der Anstalten und Länge der Dauer; es vereinte sich alle Fülle der Pracht und alle Blüte mechanischer Kunst, die sich damals in der Hauptstadt entfaltet hatte, zu einem Schauspiel nicht nur aller Gaukler, Taschenspieler, Tänzer, Sänger, Ringer, Fechter und Possenreisser, sondern auch zu einem Aufzuge aller Zünfte und Botschafter, zu einer Einhebung des Geschenkezolles aller Statthalterschaften des osmanischen Reiches und der fremden Mächte. Der Hippodrom, vierhundert Schritt lang und hundert Schritt breit, wurde für die Erfordernisse des Festes und der Zuschauer eingerichtet.

Der Kronprinz Mohammed, zu dessen Ehren das Fest stattfand, erschien in rotatlassnem Kleide, das mit handbreiter goldener Stickerei verbrämt war, mit zwei schwarzen Neigern auf dem Kopfbunde, einem Rubin am rechten Ohr, einem Smaragd an der rechten Hand, mit einem von Edelsteinen funkelnden Säbel und stählerner Streitkolbe, deren Kopf aus einem vielseitig geschnittenen Krystall in Gold gefasst war Die Sultaninnen zogen im Geleite des Zuckerwerkes auf, wie der Sultan im Geleite der türmenden Palmen gekommen war, dieses männlicher Kraft, jenes weiblicher Süssigkeit entsprechendes Sinnbild. Den Zug schlossen zehn bis zwölf Gefangene der ungarischen und bosnischen Grenze, tollwackere Waghälse, die sich mit Säbeln zerfleischten, mit Spiessen durchstachen; einer gar hatte den Schaft einer Fahne durch Haut und Fleisch durchgesteckt, die Arme mit Pfeilen durchstochen, auf dem Rücken Hufeisen mit allen sieben Nägeln aufgenagelt, so dass sie von Blut überströmten; ein jämmerliches Schauspiel verzweifelter Bravour. Sie wurden nach ihrem Range mit Geld begnadigt; der Vornehmste unter ihnen mit einem Timar von viertausend Aspern belohnt. Da aber zwei derselben unter diesen Proben unmenschlicher Selbstschinderei tot blieben, wurde solches Schauspiel für die Folge des Festes verboten Das Zuckerwerk stellte vor: neun Elefanten, siebzehn Löwen, neunzehn Leoparden, zweiundzwanzig Pferde, einundzwanzig Kamele, vierzehn Giraffen, neun Sirenen, fünfundzwanzig Geierfalken, elf Störche, acht Kraniche, acht Enten, einen Springbrunnen ganz aus Kandiszucker, von zwanzig Mann getragen, und ein von ebenso vielen getragenes Kastell, einen Diw oder Waldteufel, fünf Pfauen und so viele Leuchter,

sechzehn Krüge und so viele Giesskannen, acht Affen, zwei Schachspiele, dreiunddreisaig Schüsseln mit Früchten, sieben mit Meerfischen, alles tölpisch genug. Endlich kam das essbare Konfekt auf fünfzehn Saumrossen, deren acht mit rotem, sieben mit silbernem Damast bedeckt waren. Die Zahl der Hochzeitspalmen oder Beschneidungskerzen, welche von mehr als 60 Janitscharen getragen wurden, schien endlos. Einige von ihnen waren zwanzig bis dreissig Ellen hoch, in sieben Stockwerke abgeteilt; ihre Bestandteile sieben grosse, künstlich aus vielfarbigem Wachs geblasene Hohlkugeln, deren unterste vier bis fünf Ellen im Umfange, eine über der anderen in abnehmendem Masse; um sie herum sah man Vögel, Tiere, Früchte, Spiegel; jede dieser Palmen oder Kerzen war eine Welt im Kleinen, ein stehendes Symbol unendlich zeugender, die sieben Sphären durchdringender, bildender Weltkraft. Um dem Aufzug dieser Palmen gehörigen Raum zu geben, mussten Gassen erweitert, Dächer abgetragen, Häuser eingerissen werden Am Tage darauf brachten Wesire ihre Beschneidungsgeschenke dar: der Grosswesir Sinan fünf reich gezäumte Rosse dem Sultan Vater und drei dem Sultan-Sohn, alle ganz von Gold klirrend mit perlengestickten Schabraken, auf vierzigtausend Dukaten geschätzt; Siawuschpascha, der zweite Wesir, schenkte acht Pferde und drei goldstoffene Kleider, zwanzigtausend Dukaten wert, Mesihpascha, der Verschnittene, der dritte Wesir, brachte vier Pferde dar, davon zwei mit Sattel und Zeug, und hundertfünfzig Kleider, im Werte von dreissigtausend Dukaten; Mohammedpascha Dscherrach, der Wundarzt, so zugenannt, weil er vom Barbier des Sultans zum Wesir erhoben worden, schenkte Pferde, Kleider, Sklaven und Silbergeschmeide, an die fünfzehntausend Dukaten im Werte; Osman, der Kiajabeg oder Minister des Innern, brachte Silbergeschirr, das von georgischen und tscherkessischen Knaben getragen wurde und samt den Trägern den Wert von zehntausend Dukaten hatte. Fünfundzwanzig Tage lang dauerten die Herrlichkeiten der Beschneidungshochzeit, welche Hammer im zweiten Bande seiner Geschichte — 517 bis 527 — ausführlich genug beschrieben hat.

Ein seltsames Beschneidungsfest gab es im Jahre 1649. Da liess sich der regierende jugendliche Sultan selbst, Mohammed IV., gleichzeitig mit dreien seiner Brüder beschneiden. Weil aus einem Fehler des Verbandes der Sultan noch nach der Be-

schneidung einiges Blut vergoss und darüber in Ohnmacht fiel, wurde der Kislaraga Ibrahim zur Strafe dafür, dass er keinen geschickteren Wundarzt erwählt hatte, nach Aegypten verbannt.

Nach dem Muster seiner Vorgänger suchte Mohammed IV. die Schlappe von Chocim über den Zubereitungen zu Festen einer Doppelhochzeit, der Beschneidung seines Sohnes und der Vermählung seiner Tochter, zu vergessen. Durch die Pracht dieser Feste wollte er die Bewohner Adrianopels erstaunen, aber so glänzend sie auch ausfielen, so blieben sie doch sowohl an Dauer, als an Pracht hinter dem Beschneidungsfeste unter Murad III. zurück.

Vier Tage nach der Vermählungshochzeit der Tochter waren noch der Vorbereitung zu der Beschneidung des Sohnes gewidmet, welch letztere volle sechzehn Tage dauerte, während deren die Aufzüge der Schauspieler, die Schauspiele, die Gastmähler, die Beleuchtungen und Feuerwerke sich abwechselnd folgten, und jeden Tag ein paar hundert Knaben armer Leute beschnitten wurden. Binnen der vier Vorbereitungstage wurden auf dem Pfeilplatze Hammel als Opfer geschlachtet, eine hohe Stange zum Klettern und Pfeilschiessen und ein hohes Köschk für den Sultan errichtet, ähnlich dem hohen im Lager, welches das Köschk der Gerechtigkeit heisst, weil vor demselben die Köpfe abgeschlagen und hingerollt werden. Es wurden Zelte aufgeschlagen für die hundertfünfzig Wundärzte, für die Sänger, Tänzer, Ringer, Gaukler, für die Gäste, welche man mit Kaffee und Scherbet, mit Rosenwasser und Rauchwerk bewirtete. Mit Sonnenaufgang erschollen immer die Pauken, und die Schlauchträger kehrten und reinigten den Platz. Der Sultan zog täglich mit den Prinzen aus dem Sserai auf den Platz, von den Ssolaken und Peiken, dem Bostandschibaschi und den Chasseki umgeben, zu seiner Linken die Prinzen in Kapanidschen von Silberstoff mit den runden Turbanen, den Selimi, und die Wesire mit den pyramidenförmigen, den Kallawi, die Ulema in den grossen wulstförmigen, den Urf, die Chodschagian mit den walzenförmigen, den Mudschewwese. Die grösste Feier des Festes war zum Heile des Glaubens und des Reichs die Beschneidung von dreitausend Christenknaben, welche mit Gewalt ihren Eltern weggenommen worden waren. Die christlichen Unterthanen des Reiches wurden dabei noch mehr durch Beisteuer zur öffentlichen

Freude in Mitleidenschaft gezogen. Jede griechische Familie musste dreissig Aspern, und zu Adrianopel mussten je zehn Kopfsteuer zahlende Familien sechs Hühner, zwei fette Gänse und vier Enten liefern; ausserdem mussten alle christlichen und jüdischen Familien zur Verfertigung eines grossen kupfernen, von innen verzinnten Kessels beisteuern. Von Konstantinopel wurden die geschicktesten arabischen Feuerwerker und persischen Ringkämpfer, Seiltänzer, Taschenspieler, Gaukler und Possenreisser, aus dem Bagno zahlreiche Galeerensklaven zum Baue und zur Bemannung von Yachten und Lustschiffen geholt; man wollte selbst von Venedig Schauspieler und Sänger kommen lassen, um ein glänzendes Singstück zu geben.

Das Festlager bildete einen halben Mond vor dem Sserai, diesem zunächst an der einen Spitze des Halbmondes waren die Zelte der schwarzen Verschnittenen bis hin zu den kaiserlichen, wo zwei kleine, sechs Fuss erhöhte Kjöschke für den Sultan und den Prinzen Mustafa bestimmt waren. In kreisförmigen grossen Zelten wurden die Gäste bewirtet, sie sahen den Tänzern, Springern, den Kämpfen, Hetzen und Gaukelspielen und spät in der Nacht den Feuerwerken zu, „wobei besonders Bären, Hunde und Esel, mit angebundenen Raketen auf den niedrigsten Pöbel losgelassen, den höchsten gar sehr erlustigten."

Am zehnten Tage wurde der Kronprinz Mustafa von den Wesiren, den Grössten, und den Ulema, den Besten, in feierlichem Aufzuge aus dem alten Sserai abgeholt und zum Handkusse zu seinem Vater geleitet; am elften wurde das Volk der Stadt gespeist; am zwölften Tage, welcher zugleich des Propheten Geburtsfest, wurde nach dem Gottesdienste in der Moschee und der Bewirtung der Wesire das Signal der zu vollziehenden Beschneidung gegeben.

Der Kislaraga hielt den Prinzen in seinen Armen, der Grosswesir und Wesir-Günstling hielten ihm die Hände, der Kaimakam schloss ihm die Augen. Der Beweis glücklich vollzogener Beschneidung wurde im goldenen, mit Edelsteinen besetzten Becken vom Wundarzte dem Sultan dargebracht, der die Geschicklichkeit des Wundarztes lobte und reich belohnte; dann trug der Kislaraga dieses kostbare Unterpfand zum Grosswesir, zum Mufti und den Wesiren, welche es mit Gold zudeckten, und endlich ins Gemach der Sultaninnen zur feierlichen Schau.

Sie eilten herbei, den Prinzen über seine Schmerzen zu trösten. Die Sultanin-Mutter, die grosse Sultanin Chasseki, die kleine Sultanin Chasseki, und die Günstlinginnen vergossen Thränen, aber aus verschiedenem Anlasse; die Walide Thränen der Furcht, dass nicht des Enkels Beschneidung das Signal zum lang vorgehabten Morde ihres zweiten Sohnes Suleiman werde; die Mutter des Sohnes Thränen der Freude über den Erben des Thrones; die kleine Günstlingin Thränen aus Aerger und Neid, nicht auch Mutter eines Kronprinzen zu sein. Der Kanonendonner des Sserai verkündete die glücklich vollzogene Beschneidung den ängstlich Harrenden unter dem Zelt und der Welt. Noch drei Tage dauerten die Festlichkeiten der Beschneidung unter Gastmählern und Schauspielen, Aufzügen, Darbringung von Geschenken und Feuerwerken bis tief in die Nacht fort. Das anziehendste Schauspiel stellte drei Festungen — Neuhäusel, Kandia und Kameniez — vor, die alle drei im ungarischen, kretischen und polnischen Kriege vom Grosswesir erobert worden; sie wurden belagert, erstürmt und zum Teile in die Luft gesprengt, zum Teile unversehrt in den Flammen erhalten. Beim Aufzug der Zünfte brachten die Schuster ein Paar gestickter, mit Edelsteinen besetzter Halbstiefel dar, die Bäcker und Fleischhauer Kisten voll von geschnittenem Sammte und persischem reichen Stoffe; der Goldschmiede Geschenk stellte einen Garten vor, wo auf silbernen Cypressen Nachtigallen sangen; die Hufschmiede streuten silberne Hufeisen, die Kesselschmiede silberne Becken, die Seidenarbeiter seidene Teppiche auf die zum Empfange der Geschenke bestimmten hin; die Schwertfeger vier Säbel in silbernen vergoldeten Scheiden mit Griffen aus Achat, Aloe und Walrosszahn, die Maurer ein bleibedecktes tragbares Kjöschk, in welchem drei Springquellen, die Schneider brachten nicht Kleider, sondern vier Becken, vier Wohlgeruchsgefässe und vier zum Rauchwerke. Der Pracht der Geschenke entsprach die der Aufzüge Sechsunddreissig in Tigerfelle gekleidete Träger trugen ein ganz mit Zobel bedecktes und mit anderen kostbaren Fellen ausgeschlagenes Gemach, den Triumpf des Luxus an dem so pelzliebenden, pelzgierigen Hofe.

Vierundzwanzig kleine und zwei grosse künstliche Hochzeitspalmen stellten das Sinnbild des Festes dar; die zwei grossen, in der Höhe von Masten, mittelst sechs Fahnenstangen, sechs

gespannten Seilen und sechzehn Querstangen von hundert Sklaven getragen, wurden vor dem Sserai wie Obelisken aufgepflanzt; jede derselben bestand in zwölf Stockwerken und einem mit dem Halbmonde verzierten reichvergoldeten Knaufe, welcher den Palmenkohl vorstellte, unter welchem unmittelbar auf zwei Seiten drei Paar Fahnen untereinander aufgesteckt, mit zwölf flatternden Zungen in die Luft hinaushingen. Auf der untersten Abteilung standen in zwölf Gefässen sechs künstliche Cypressen und sechs künstliche Blumenstöcke miteinander abwechselnd; die zweite Abteilung, ein Wulst von grünem Gezweig mit Blumen durchflochten, mit zwölf erhabenen vielfarbigen Fünfecken, welche zwölf ungeheuere Edelsteine vorstellten; die dritte Abteilung war wie die erste, die vierte wie die zweite, die fünfte ein Ring von zwölf brennenden Wachskerzen, die sieben folgenden Wulste von Blumen und Fruchtgewinden, je höher desto kleiner in abnehmendem Massstabe bis zum Knaufe; also eine Licht und Glanz ausströmende, Blüten und Frucht ausgiessende, masthohe, mastdicke Palme, das Sinnbild zeugender, befruchtender Kraft.

Mit den Beschneidungsfesten des Hofes wetteiferten die Feste, welche die Wesire veranstalteten. So wird namentlich von dem Feste berichtet, das der Grosswesir und allmächtige Günstling Ibrahim aus Anlass der Beschneidung seines Sohnes gab. Diesem Feste wohnte selbst der Sultan als Gast bei.

Die nach Abrahams Beispiel jedem Moslem zur Pflicht gemachten Beschneidungen werden auch heute noch am Sultanshofe mit grossen Festlichkeiten gefeiert; aber sie sind keine Staatshandlungen mehr wie ehedem, und die Zeit ist vorbei, wo der Sultan den Dogen und den Kaiser in Person zur Prinzenbeschneidung zu erscheinen einladen durfte, und wo die auswärtigen Mächte nolens volens zu den Festlichkeiten kostbare Geschenke als unausweichlichen Tribut darbringen mussten

Zum Schlusse aber will ich nicht zu erwähnen vergessen, dass die Beschneidung den Osmanen schon oft Gelegenheit gab, den ihnen angeborenen Edelmut zu beweisen, selbst gegenüber Gegnern und Feinden. Der Grosswesir Ali, der Doktorsohn — so wird berichtet — hatte in seinem Testamente besonders den Wunsch ausgedrückt, dass seine beiden unmündigen Söhne, deren Be-

schneidungsfest er nicht mehr selbst feiern konnte, bei nächster Gelegenheit beschnitten werden möchten. Dieses gute Werk des Islams nahm der Grosswesir Raghib auf sich. Bei der Beschneidung seiner eigenen Söhne wurden zugleich Hasanbey und Suleimanbey, die Söhne des Doktorsohnes, der Sohn des verstorbenen Kiaja Derwisch und des hingerichteten Grosswesirs Silihdar Ali, beschnitten.

Werke von Bernhard Stern.

Bauernfeld. Ein Dichterporträt. Mit persönlichen Erinnerungen. 1890.

Fürst Wladimirs Tafelrunde. Altrussische Heldensagen. 269 S. 1892.

Vom Kaukasus zum Hindukusch. Reisemomente. Illustriert. Mit einem Anhang Kaukasische Marschrouten. 322 S. 1893.

Die Romanows. Intime Episoden aus dem russischen Hofleben. 321 S. 1893.

Aus dem modernen Russland. 169 S. 1893.

Von der Ostsee zum Stillen Ozean. Zustände und Strömungen im alten und modernen Russland. 305 S. 1897.

Zwischen Kaspi und Pontus. Kaukasische Skizzen. Illustriert. 258 S. 1897.

An der Wolga. Reisemomente. 157 S. 1897.

Abdul Hamid II., seine Familie, sein Hofstaat. Nach eigenen Ermittelungen. 234 S. 1901.

Jungtürken und Verschwörer. Nach eigenen Ermittelungen und Mitteilungen osmanischer Politiker. 320 S. 1901.

Der kranke Mann. Kulturbilder aus der Türkei. 78 S. 1902.

Druck von Reinhold Berger in Lucka S.-A.

Namen- und Sachregister.

(Vor den Seitenzahlen des zweiten Bandes befindet sich eine römische Zwei (II).

Aarif, Leibarzt S. Mustafas III 47.
Abaid Allah, Gründer der Fatimiden-Dynastie 34.
Abbrennen d. Nabelschnur II 308.
Abdul Asis, Sultan 63.
Abdul Hamid I. 18. 49.
Abdul Hamid II. 4. 65. 104. 142. 153. 229.
Abdul Medschid 53—62. 100. 151. 152; II 153 ff. 230.
Aali, Geschichtschreiber 23.
Abdul Medschids Mutter 89.
— — u. d. Pocken-Impfung 252. 253.
— Waluh geg. Unzucht II 212.
Abdullah Efendi, Chefarzt 58. 60. 102.
Aberglaube der Koreaner 160.
— betr. Fruchtbarkeit u. Unfruchtb. II 265.
— medizin. 204.
— betreffend Menstruation II 145 ff.
— betr. d. Wöchnerin II 314 ff.
— Mittel gegen Pest 268.
— Tod und Tote betreffend 281.
— und Aussatz 112.
— und Glaubensunterschied 290.
— verstorbene Kinder betreffend 284.
Aberglaube der Koreaner Gebr. in d. Schwangerschaft II 288.
— Massnahmen z. Sicherung der Fruchtbarkeit II 268.
— Vorbedeutungen 273 ff.
Abführen 32.
Abführmittel 227.
Abgeschlossenheit d. Frauen II 28.
Abgeschnittene Haare 220.
Abgetriebene Leibesfrüchte werden Geister 257.
Abmagerung 206.
Abortivmittel II 270 ff.
Abortus 20; II 268—275.
— krimineller II 281.
Abraham u. d. Beschneidung II 361. 375.
Abrasierte Haare als Vergiftungsmittel 209.
Abschrecken d. Dämonen II 334.
Absonderung d. Marokkanerin nach d. Entbindung II 314.
Abszesse 193—194.
Abu Horeïrah, üb. e. angebl. zeitweilige Impotenz d. Propheten II 256.
Abul Kasim, arab. Arzt 141; II 300.
Achi Tschelebi, Arzt 36.
Achmed I. Narrenspital in Konstantinopel 100.
Achmed II. 44. 236; II 128.
Achmed II. Gesetz betr. d. Zigeuner II 184.
Achmed III. 43. 44. 46; II 6 ff.
— gründet „Galata-Ssarai“ 51.
— Liebhaber v. Frauen II 89.
— Strenge geg. Ausschreitungen II 185.
— Verbot d. Kastration v. Negern II 225.
— s. grosse Zeugungsfähigkeit II 264.
— und der verrückte Derwisch 169.
Achmed Efendi, Leibarzt 45. 47.
Achmed Fethi-Pascha 63.
Achmed Köprili, Grosswesir 237.
Achmed Nedschib Efendi, Hofarzt 54.
— Teifaschi üb. Heilkraft v. Edelsteinen 256.
Acker, Bezeichnung f. d. Frau im Koran II 207.
Adam e. Zwitter II 248.
Aderlassen 51. 129. 140. 153. 195. 197 ff. 208. 214. 234. 240.
— bei Cholera 357.
— am Donnerstag 376.
— in d. Schwangerschaft II 290.
— bei Tollwut 212.
Adossides, Dr., Arzt 109.
Adrianopel, Spital 100.

Adrianopeler Rosenwasser 70.
Aeskulap, modernes Opfer für ihn II 295.
Aethiopier, Lieferanten v. Eunuchen II 225.
Affe im Aberglauben 416; II 356.
— monumentale Darstellung v. sich selbst masturbierenden II 232.
— moslemische Ansicht v. d. Entstehung d. Affen 399.
— Sodomie d. Frauen v. Guinea m. II 230.
Afiun-Karahissar, Mineralbad 88 ff.
Afranim, jüd. Arzt 84.
Afrikanische Gebräuche 15. Vgl. Kafferndoktor.
Agrippa 426.
Aegyptens Krankenstationen 14.
Aegypter Alt-ägypt. Medizin 17.
Aegyptische Schutzmittel 304.
Ahwas, das Fieber von 5. 249.
Ajas Pascha, Grosswesir 272.
Ajasch, berühmte Quellen 87.
Aischa, Mohammeds Lieblingsgattin 248 ff.; II 23. 50.
— wie Mohammed die Impotenz bekämpfte II 249.
— d. Schamhaftigkeit des Propheten II 165.
— üb. d. unverwüstl. geschlechtliche Potenz des Propheten II 266.
— Zweifel an ihr. Treue II 53—55.
Akif, Dr. 67.
„Akrabadyn" berühmt. pharmaz. Werk 68.
Akupunktur 158, 226, II 338.
— im Koran 162.
Alaun 331.
— Mittel z. Verengerung d. Vulva II 204.
— als Schutzmittel 297. 304. 306.
Alaun, Schwarzschloss 87.
Albanesen, ihre Scheu v. Missgeburten II 363.
— Aberglauben 277. 294. 303. 346.
— Ansichten über Epilepsie 180.
— vom Feuer 204. 206.
— ärztliche Verhältnisse 143.
— Beschwörung geg. Tarantelstich 211.
— Chirurgen 185.
— Gebräuche 175. 290.
— Geister-Aberglaube 353 f.
— Hausschlangen 434 f.
— Hochzeitsbräuche II 103. 106.
— Hochzeitslied II 104.
— Knabenliebhaberei II 218 ff.
— Legenden v. Krankheitsdämonen 340-343.
— Mittel b. Rheumatismus 226.
— Schamgefühl II 194.
— Schicksalsfräulein 373 ff.
— Sitte des Mannwerdens e. Mädchens II 171.
— Vampyre 365.
— Vogelorakel 426 ff.
— Wundärzte 194.
Albanien, Ehe 15.
Aleppoknoten s. Beulen.
Alexander II. von Russland 105.
Ali ben Abbas, arab. Arzt II 300.
— bei Mossul, Schwefelquellen 95. 96.
— Hekimsade, Grosswesir 44.
— Pascha, Verbot, Neger zu Eunuchen zu verschneiden II 225.
— — berüchtigt als Päderast II 212.
Alkohol 77.
— s. auch Branntwein.
Allah als Arzt 146.
Alleinlassen d. Sterbenden 279. 281.
„Allgemeine Zeitung" 13.
Allgift siehe Panschir.
Allheilmittel, appetitliches 207.
Allheilmittel, merkwürd. persisch. 207.
Aloe als Schutzmittel 308.
Alpini, Prosper 250.
Alraun s. Mandragora.
Alte Jungfer, Aberglaube 373.
— Leute. Scheu d. Albanesen vor 277.
Alter, vgl. Langlebigkeit.
Altes Testament über Pocken 251.
Amasia, Amazonen II 253.
Amazonenstein 211. 217.
Ambra 224.
Ambra-Luxus 72.
Ambrawasser 70.
Ammen II 319—329.
— Schlangen als 433.
— Lohn für die säugende Mutter II 323.
Ammon's Notzucht an s. Schwester II 157.
Amnestie als Heilmittel in Persien 207.
Amulet, neuentdecktes in Babylon 339.
Amulete 149. 207. 219. 234. 246. 297 ff. 354 ff. II 317.
— geg. Tollwut 212. 213.
— d. Glückshäubchen II 330 ff.
— Nabelstrang als II 309.
— z. Erleichterung d. Geburt II 295 ff.
— u. Talismane 24.
Anatomie vgl. Sektionen.
— d. serb. Volkschirurgen 185.
Andree, R. 9. 292. 358. 359 ff. 368. 374 ff. 407. 421 ff.
— üb. arab. Amulete 308.
Anekdote, wie Ebulberekat Arzt wurde 86.
Angora, Sittenlosigkeit dort II 189.
Anhauchen als Heilmittel 171.
Annabrawi, arab. Historiker 68. 69. 82. 83; II 128.
Anrufung Gottes b. Coitus II 119. 194 ff. 207.
Ansehen d. Ammen im Orient II 325 ff.

Ansichten der Balkanvölker üb. d. Tod. 278 ff.
Antikonzeption. Mittel. II 269.
Antimon, siehe Kohol.
Anwünschung v. Krankheit 329 ff.
Apfel, symbol. Bedeut. b. Hochzeitsbräuchen. II 107 ff.
Aphrodisiaca 321; II 251 bis 258.
Apljonkraut, bosn. Mittel f. Fruchtbarkeit II 267.
Apotheken in Bagdad. 67.
— in Damaskus 147.
— in Konstantinopel 66.
— in Korea 157 ff.
Apotheker 61. 128.
— erster islamitischer 68.
— -examen, komisches 134—136.
Apotheker-Kurse 66.
April 386.
Apulejus, sein. Liebestrank 4.
Araber, die alten, u. die Pest 267.
— berühmt weg. d. Dimension ihres penis II 209.
— ihre Mässigkeit gerühmt. 81.
— Scheidungsgebräuche d. alt. II 42 ff.
Arabien, Onanie in II 238.
— Spitäler 111.
Arabischer Aberglaube 351.
— Amulete 307—309.
— Aerzte. Berühmte 4. 5.
— Auffassung v. d. Stell. d. Weibes II 18.
— Coitus-Art II 209.
— Dämonenglaube 358.
— Geburtsbräuche 15.
— Glücks- u. Unglücks tage 376—378.
— heidn. Sitten, d. Töchter betr. II 181.
— Hochzeitsgebräuche II 116 ff.
Arabische Medizin 22.
— Buch v. Berthérand 12.
— Naturwissenschaft 24.
— Schlangenaberglaube 433 ff.
— Sonnendienst: II 338.
— Wundheilkunst 192.
Arbeitsunfähigkeit d. Schwangeren II 287.
Aristoteles 32. 141.
Armee. Sanit. Verhältn. 25.
Armenärzte 142.
„Armenia" 19.
Armenier, berühmt weg. d. Dimension ihr. penis II 209.
Armenische Gebräuche 4.
— Hochzeitsgebet II 100.
— Mittel z. Erleichter. d. Geburt II 299.
— Art d. Säugens in Armenien II 329.
— Spitäler in Jerusalem 113.
— Spitäler in Konstantinopel 104.
— in Smyrna 111.
— Werwolf 352.
Arnauld- Pest in Kurdistan 10.
Arsenik 208. 209.
Arten des Coitus II 202 bis 209.
— d. Eunuchen, drei bei Römern: II 226; drei bei den Türken; II 227—229.
Arzt, nichtmosl. in Harems II 152 ff.
Aerzte, arabische, über Bäder 82.
— Einteilung 128. 138. 139. 140. 409.
— in Korea 157.
Asa foetida 234.
Asant 234.
Asche, s. Uriniren.
Asphodelus-Zwiebeln u. Krätze 74.
Assyrisch-babylon. Amulete 307.
— — Spezialgeister 338—339.
— — Talismane 301 bis 302.
Assyrische Massage 13.
Astarte II 268. 275 ff.
Astrologie, vgl. auch Horoskop.
Astrologie und Medizin. 48—49.
Astronom u. Arzt 41.
Aubert, Dr. 20.
Auffassung des Schamgefühls II 161 f. 169.
Auflegen d. Hände als Heilmittel 299.
Augen, grosse, der Braut II 124.
Augenarznei 164.
Augenärzte 141. 164. 167.
— in Damaskus 147.
Augenbrauenfärbung in Persien 75.
Augenentzündung 160.
Augenkranke, Spital für in Jerusalem 113.
Augenkrankheiten. In Aegypten 22.
— Heilkraut dafür 381.
— Spezialisten für 139.
— geheilt durch das Wasser der Siloah-Quelle 94.
Augenleiden 148. 235.
— kuriert mit Kohol 79.
— märchenhafte Schlangensalbe dagegen 433.
— kuriert m. „Maschchas" 305.
— — mit „Zadabijeh" 304.
— und Aberglaube: 881.
382.
— und Knoblauch 316.
Augensamen, siehe Chichinsame 166.
Augenschminke 10. 164; II 132.
— siehe Kohol.
— Verfertiger von 139.
— -Stifte aus Herculanum 78.
August-Monat 386.
Auparischtaka, s. Mund-Coitus.
„Aus allen Weltteilen" 17.
Ausgaben d. Spitäler 103—104. 105. 111.
Ausgänge d. Frauen verboten II 185. 186 ff.

Ausgänge d. Wöchnerin b. Nacht verboten II 315 ff
Auskehren d. Krankheit 225.
„Ausland" 10. 11. 12. 21. 89. 91. 407.
Auspeitschung, Strafe f. Ehebruch II 50 ff
Aussatz in Europa 114 bis 115.
— Krankheitsbilder 114ff.
Aussätzige, Namen für, 114.
— in Damaskus 111—112
— Name derselbe wie f. Syphilis II 245.
— in Jerusalem 19.
— -Spital in Jerusalem 92. 113. 129.
— -Spital in Skutari 112 bis 113.
Ausschläge 241.
— Bäder, Heilmittel dagegen 82.
Ausschütten von Wasser 346.
— um Krankheit zu bannen 105.
— um d. Tod zu verscheuchen 282.
Ausschweifungen (siehe Lasterhaftigkeit, Perversitäten, Onanie, Päderastie, Sodomie etc.) Salt Ibrahim 42 43.
Ausspucken 175. 403.
Austern als Medikament 161.
Avicenna 247.
Ayn Kibrit, Thermen 96. 98.
Azarian, armenisch-kath. Patriarch 4.
Azime (Geisterbeschwörung) 308.

Baba 351.
Babylonischer Schutzgott d. Aerzte 330.
Bachstelze 427.
Bad der Braut II 105. 115. 132.
— nach d. Coitus II 193. 244.
— d. Wöchnerin II 311. 314.
Badana, Konstantinopeler Art v. Onanie II 239.
Badeleben in Mesopotamien 95—98.
Baden im August schädlich für die Haut 388.
— nach d. Essen ungesund 31. 32.
— d. Kindes schädlich am Ruhetag II 337.
— d. Säuglings II 322.
— b. Regen gefährl. f. d. Gesundheit 388.
— u. eheliche Treue II 11.
Bäder 81—99. 243; II 268.
— warme 224. 242.
— -Aberglaube 98—99. 346.
— z. Erleichterung d. Geburt II 300.
— nach Menstruation u. Wochenbett II. 146.
— Päderastie in d. Bäd. II 217.
— machen Talismane unwirksam 305.
— -Ente lang 88.
— in Konstantinopel 89ff.
— u. Massage 216. 217.
— gestiftet von S. Mohammed II 50.
— -Polizei, arabische 82—85.
— Quellen-Angaben 11 bis 12.
— Rigler darüber 5.
Badewasser wo e. Mann gewesen, schwängert d. Frau II 289.
— d. Neugeborenen im Aberglauben II 333.
Baffa, Sultansgattin II 81.
Bagdad 78.
— Nachtigallenwasser, Heilmittel bei Taubstummheit 221. 222.
— Schlangenschutzgeister 435.
— Skorpionenstiche 212.
Bajesid II., Sultan 27. 38.
— berüchtigt. Päderast II 212.
— stiftet ein Spital in Adrianopel 100.
— Wesir Mohammeds I. 28.
Bakalzade, Arzt u. Astronom 41.
Bakschisch 269.
Baldi, Dr. 274.
Balikli-Wasser 380.
Balkanstaaten. Wunderärzte in d. christl. 142ff.
— Völker, Onanie bei d. II 239.
Ballöne, die II 122. 203.
Ballspiel und Elephantiasis 241.
Balmy d'Avricourt, Graf 69.
Balukli, Spital 104—105.
Banane als penis II 241.
Bandagisten 67.
Bandwurm 230—231.
Bandwürmerpulver 169.
Barbier, Vom B. zum Wesir 39.
— arab. Polizeigesetze f. II 128.
Barbiere 140. 141. 142. 184. 202.
— in Damaskus 147.
Bart, d. bei d. Orientalen II 129.
Bartels, M. 18 vgl. Ploss über geschwänzte Menschen II 353.
— Wilhelmine 119.
Bartfärben 76.
Barthaare, Zeichen der Hexen 350.
Bartlose, Scheu vor 298.
Basilienkraut II 6.
Bastarde II 34.
Bauchbinden 225.
Bauchtanz II 175.
Bäume, wunderthätige 148. 220.
Baumspalte im Aberglauben II 355.
Baunscheidtismus 295.
— in Persien 200.
Beaufort, Miss Emily, Ueb. d. Juden Jerusalems 10.
Bechdschet (Bechset), sult. Leibarzt 13. 34. 254. 258.
Beck, Dr Bernhard 4. 67. 171. 172. 197. 221. 222. 231. 349; II 303. 305. 310. 332.
— üb. Aleppoknoten 231—232.
— üb. d. „bös. Geruch" 296.

Beck üb. Blutentziehung in Bagdad 195—196.
— üb. Kurpfuscher 129 ff.
— üb. mesopotamisches Badeleben 95 ff.
— (eine Pest-Anekdote) 267—268.
— üb. Spitäler in Bagdad 111.
Bedeckung der Braut b. d. Beduinen II 117.
Beduinen, Furcht vor Hexerei 143.
— freier Verkehr der Geschlechter d. II 186.
Begattung, b. d. Drusen nur einmal im Monat erlaubt II 195.
Beginngeld bei serb. Hochzeiten II 109.
Begnadigung eines verrückten Schwärmers 170.
Behauchen als Heilmethode 299.
Behexte Plätze u. Häuser 344 ff.
Behrnauer, Dr. W., üb. arab. Polizei u. Gesetze 10. 68. 70; II 128.
— üb. ägyptische Huren-Polizei II 188.
Beileidsbesuche, Aberglaube 284.
Beissen in die grosse Zehe bei Epilepsie 181.
Bekdschi Abdullah Efendi Mufti 275.
Beleuchtungen, grandiose II 92 ff.
Benedikt, Dr. M., über e. Fellah-Gehirn 10.
Benvenuti, jüd. Arzt 40.
Benzoë 234.
Berberitzen 227.
Berggreen 93.
Berliner klinische Wochenschrift 20.
Bernard, Dr. C. A. 10. 55. 57. 62.
— über die Bäder von Brussa 87. 88.
Berthérand, über Med. der Araber 12.
Berührung d. Wöchnerin verunreinigt II 318 f.
Beschaffenheit, leibl. d. Brautleute II 124 ff.
Beschneider 39. 62.
Beschneidung II 344. 361—376
— Schrift von Dr Bergson 10.
— Rigler darüber 5.
— und Coitus II 364.
Beschreien 219. 344.
Beschwörer 148. 149.
Beschwörungen 268. 364—365.
— -sformel, albanesische 226.
— bosnische bei Gliederreissen 223.
— bei Epilepsie 182.
— bei Gelbsucht 238; bei Rotlauf 239.
— bei Kopfweh 219—220.
— in Palästina 324 ff.
— syrische, bei Nasenbluten 221.
Besen im Aberglauben 396; II 316.
— im serb. Aberglauben 182.
Besessen 344.
— von Geistern 343.
Besessenheit 335.
Besprecher, Bajatsch 142 bis 143.
Besprengen der Gebärenden; II 294.
Beste Zeit zum Heiraten 357.
Betasten als Heilmittel 171.
Betäubende Mittel, Rigler darüber 5.
Bethlehemer Milchgrotte II 322.
Bethseda 92—93.
Bett, d., südslav Bezeichnung für d. Frau II 136.
Bettelei, Heilmittel bei Wechselfieber 246.
Beulen, Aleppo-Beule 10.
— Therapie des Aleppoknotens 17.
Beulenkrankheiten, Aleppoknoten 231—232.
Bewegung, Ausspruch des Propheten 248.
Bewundernder Blick gefährlich 293.
Bezoar 210—211.
Bibel 280.
Bibel, Bezeichnungen für Menstruation, Coitus und sexuelle Dinge II 135 ff.
— Schutzgesetze für Schwangere II 286.
— über Augenschminke 76.
— üb. Behandlung des Neugeborenen II 333.
— über Beschneidung II 361.
— über Blumendüfte als Erreger wollüstiger Empfindungen II 257.
— üb. d. Brüste d. Weibes II 126.
— üb. Dämonen 335. 359.
— üb. Dauer d. Säugens II 327.
— über Ehe II 12.
— über Ehebruch II 47.
— über Entstehung d. Frucht II 282.
— üb. Entwöhnung d. Säuglings II 328.
— über Eunuchen II 223.
— über Fruchtbarkeit u. Unfruchtbark. II 261 f.
— üb. d. Gebären II 291.
— über Geisteskrankheiten 172.
— üb. Geschlechtskrankheiten II 243.
— üb. d. Haare d. Weibes II 128.
— über Kahlköpfe II 130.
— üb. d. Menstruirenden II 145.
— über Musik u. Wahnsinn 101.
— üb. d. Mutter als Amme II 323.
— über Nacktheit u. Schamgefühl II 159 ff.
— üb. paläst. Bäder 92 ff.
— über grosse penes II 206.
— über Polygamie II 16.
— über Prostitution II 180.
— über d. Rechte d. Sklavin II 32 ff.
— üb. d. eherne Schlange 431. 432.
— üb. Simsons Kraft II 129.

Bibel üb. d. Unreinigkeit d. Beischlafes II 195.
— üb. Unzucht (Sodomie) II 167. 210. 219.
— üb. Vielfingerigkeit II 354.
— über Vorbedeutungen 374.
— über Wahnsinnige 169.
— — und Pest 264 f.
— -Zitate als Heilmittel 171.
Bibliothek, med. in Galata Sserai 56.
— von 30 000 Manuscr. 34.
Bilharz, Alphons, über Eunuchen 12.
Birlinger 419.
Birnbaum, d., im Aberglauben II 267.
Bischoff, Dr. Theod. 18. 91.
Bissen v. eigen. Essen an andere 400.
Bisswunden 189—190.
Biswas, Abraham, Zahnarzt Machmud's II 68.
Blasen in e. Flasche nach d. Niederkunft II 307.
— in e. Rohr, um d. Entbindung zu erleichtern II 296.
Blasenstein 161.
— koreanisches Mittel dagegen 161.
Blasenziehende Mittel 200 ff.
Blattern. Vgl. Pocken, Pockenimpfung.
Blau, Dr. O. 13.
Blei, siedendes, als blutstill. Mittel II 228.
Bleichsucht 238. 242.
Bleiguss-Orakel 292. 355.
Blenden im Orient 168.
Blick, böser, s. Böser Blick.
Blindheit, geheilt durch die Quelle von Siloah 93.
Blumen, Abergl. in Liebesdingen II 11.
Blumenduft und Wollust II 257.
Blumenorakel II 12.
Blut der Fledermaus II 336.
Blut, Leber und Galle des Hirsches als Medikamente 160.
— -Beschwörung in Liebesdingen II 10.
Blutegel 22. 51. 129. 140. 165. 195. 197 ff. 250.
— bei Cholera 267.
— in Persien 129.
— -Arznei 180.
— -Händler 61.
— -Setzer 184.
Blutentziehung 195 ff. 224.
— z. Erleichterung d. Geburt II 301.
Blutige Hebammen am Sultanshofe 164.
Blutreinigung 227.
Blutsaugende Geister 355 ff.
Blutsegnung 143.
Blutvergiftungen 181.
Blutsverwandte, Ehen zwischen II 22.
Bodenstedt, Friedrich II 100.
Böhm, Julius 285.
Bohnenmehl 212.
Bohrwürmer 181.
Bolus mit Citronensaft s. blutstillendes Mittel 188.
Bordelle f. Päderastie u. Sodomie II 218. 221.
— im mittelalterl. Persien II 182.
— in der Türkei II 245.
Boerhaves Aphorismen ins Türkische übers. 46.
Böser Blick 13. 20. 280. 331 ff.
— (Auge) Räucherung 322. 407.
— jüd. Abergl. 338.
— — auf Wöchnerin u. Neugeborenes II 317.
— — und Penis II 164.
— Geister- und Coitus II 194.
— Geister, Furcht vor b. d. Niederkunft II 294.
— — bei d. Neugeborenen II 312 ff. 334. 365.
— — Täuschung derselben II 342.
— — im Wöchnerinnenzimmer II 315.
Böser Blick, Geruch 295. 298.
— Rede, siehe Verschreien.
— Schritt 296; II 42.
Bositsch, bosnischer Wunderarzt 181—182.
Bosnien, Gebräuche 174.
Bosnischer Aberglaube 10.
— Ausspruch über Medikamente 208.
— Beschwörung d. Rotlaufs 239.
— Gebräuche 6. 18. 28. 221.
— — um d. Frau Fruchtbarkeit zu sichern II 267.
— — b. ersten Haarschnitt d. Knaben II 128.
— Geschlechtsbestimmung II 342.
— Heilkunde 24.
— Hexenaberglaube 354.
— Liebeszauber II 4 ff. 12
— Mittel gegen Augenkrankheiten 166. 167.
— — gegen Fieber 244. 245.
— — gegen Schlangenbiss 211.
— Schutzmittel 297.
— Vergleich f. Mädchenbrüste II 126.
Boykott d. Aerzte, welche ansteckende Krankheiten behandeln 270.
Branntwein 44. 122. 190. 214. 215. 230. 231. 237. 240. 289.
— im Aberglauben 361.
— als Medikament 185.
— mit Pfeffer II 307.
— als Stärkungsmittel f. d. Entbundene II 311.
Branzeau, Hebamme 164.
Braut, leibl. Beschaffenheit II 124 ff.
— -Betttuch, Vorzeigung II 120 ff.
— -Geschenke, Zahl ders. 410.
Bräutigam, leibliche Beschaffenheit II 124 ff.
Brautnacht in Persien II 119.

Brautnacht einer Prinzessin II 69 f.
— einer Türkin II 116.
— -Suppe, rumän. Brauch II 123.
Brayer, A. 18.
Brenncylinder 224. 225.
— bei d. asiatischen u. afrik. Völkern 201 ff.
Brennen 240.
— als Heilmittel 252.
Brenner, Ignatz v. über Brussa 11.
Brennesselzweige 303.
Brombeerstrauch im Aberglauben 182.
Brot 244.
— im Abergl. II 319.
— -knoten und Kinder 399. 400.
— -Messer als chirurg. Instrument 187.
— -Orakel II 13.
Brötchen-Amulette 218. 219.
Broussais 51. 140.
Brownianer 140.
Brownianismus in Konstantinopel 51.
Brugsch 78. 79.
Brunnen, siehe Quelle.
— im Abergl. II 320. 337.
Brunstzeit u. Menstruation II 149.
Brusche, jüd. Krankheitsdämon 348.
Brussa 27. 38. 67. 68.
Brüste d Weibes II 128. 274.
Büffel, im Traume II 12.
Brustleiden 201. 218. 284.
Brustschmerzen 197.
Buch der Esel, Racheschrift d. Dichterarztes Sinan-Scheichi 29.
Bugrat, s. Hippokrates.
Bukarester Tageblatt 168.
Bulard, Dr. 20. 273.
Bulgarischer Coitus II 209.
Bulgarisch. Gebräuche 23.
— Glücks- u. Unglückstage 378.
— Heilmethode bei Hundebissen 218.
— Vampyre 361.
Burckhardt, arab. Hochzeitsbräuche II 117.
Büsche, symbolisch f. d. weibl. Geschlechtsorgane II 177.
Buschige Augenbrauen, Scheu vor, 298. 351. II 9.
Busioc-Kraut, in rumän. Liebeszauberliedern II 6.
Busse, Mittel gegen d. Pest 274.
— seltsame, durch Offentragen d. Penis II 184.
Butter, symbol. Bedeutung in Hochzeitsbräuchen II 107.
Butyka Dr. 232.
Byzantinisch-osmanische Ehen II 37 ff.

Camborogli, Dr. 109.
Capoleone, Dr., Leibarzt 64—65.
Caro, Arzt 46.
Carrièren v. Sultansfavoriten, Werkzeugen d. Päderastie II 214 ff.
Casanova, in Konstantinopel II 161.
Cassia 230.
Chadidschah, 1. Frau d. Profeten II 23 f.
Chaldäer 17. 22.
Chalil bin Ali vgl. Hadschi-Pascha.
Chamomillenpulver 224.
Chamsa 294. 302 ff. 406.
Chaplin, engl. Arzt 117.
Charakter d. Eunuchen II 225. 229.
Chardin 227; II 293.
Charsamstag 234.
Chasseki, Bedeutung d. Wortes II 17.
Chichinsamen 188.
China nodosa 227. 229.
Chinin 146.
Chios, Mastix von 73.
— Med. Schule auf 60.
Chirurgen 139. 141. 142. 184. 202.
Chirurgie 52.
— bei d. Koreanern 182.
Chirurgische Instrumente Verfertiger 87.
Cholera 161. 253 ff. 343.
— v. Dohlen angezeigt 424.
Cholera-Epidemie in Palästina 258 ff.
— in Eskischehir 16.
— in Korea 181.
— in Mesopotamien 12.
— u. Vampyrismus 369.
Chorasan, Knabenliebhaberei v. II 218.
Chosrew Anuscharwan 31.
— und Schirin, Gedicht des Arztes Sinan 28.
— Pascha, der einzige osman. Selbstmörder 279.
Chosroes Nuschirwan, üb. d. Araber 31.
Christenknaben zu Werkzeugen d. Päderastie genotzüchtigt II 213 ff.
Christliche Aerzte b. d. arab. Kalifen 33.
Christlich-moslemische Ehen II 35 ff.
Christus u. d. böse Blick 290.
— u. d. Dämonen 335. 336.
Chrowotischer Coitus II 209.
Churrem siehe Roxelane.
Citronenscheiben 219.
Clitoris, Streicheln ders. vor d. Coitus II 198.
Clot Bey 20.
Cocain 212.
— in d. Türkei verboten 208.
Cocchinellen 218.
Coitus II 189 ff. 194 ff.
— Bad darauf, II 244.
— von Eunuchen II 229.
— mit Geistern 357—358.
— auf d. Schosse II 208.
— in d. Schwangerschaft untersagt 287.
— Vorgehen b. II 81 ff.
— mit Vampyren 364—366.
— u. Beschneidung II 164.
— u. böser Blick 291.
— u. Diät, Gebete, Waschungen 247—249.
— u. Menstruation II 149 ff.
— u. Parfums 71—72.
— u. Wöchnerin II 314.

Coitus u. Zimmerräucherung 226—227.
— Namen u. Bezeichnungen dafür II 186.
— Warnung v Beischlaf m. e. alt. Weibe 31. 32.
Collegenneid 206.
Collyrium, siehe Kohol.
Connighano, jüd. Leibarzt 46.
Cyprische Schutzmittel 297.
Czerny, Professor 16.
Czetirkin, russ. Arzt 247.

Dachtraufe u. Aberglauben 346; II 316.
Dalmatin. Aberglaube 32. 293.
— Coitus II 209.
— Geisteraberglaube 361.
— Mittel geg. Skropheln 241.
— Vampyre 360.
Damaskus 34.
— Fieber 249.
— Kulturstatistik 16.
— Kurpfuscher in 146 bis 148.
— Sanit. Zustände 141 bis 142.
Dämonen 310—312.
— der Cholera 345.
— bei d. Juden in Syrien 99.
— -Liebe für Epileptische 178.
Dämonen, vgl. auch Geister, Krankheitsdämone.
Dämpfe 226. 230. 239. 269.
Darmtuberkulose 61.
„Das Geachtete", siehe Motebir u. Ebulberekat.
„Das Heilende", med. Werk 45.
Daud, jüd. Arzt, 40—41.
Dauer d. Säugens II 323, 326.
Daumas 408.
Davelny, franz. Missionar 160.
Dawud al Bassir al Antaki 141.
Decke, Bezeichnung im Koran f. d. Eheleute II 186. 195.
Defloration II 192.
— gewalts. m. d. Hand II 191.
— einer Prinzessin belohnt II 72.
Demirchane 28.
„Der Tag" 15.
Desinfektionsmethoden 261.
„Deutsche Med. Wochenschrift" 14.
„Deutsche Revue" 16.
„Deutsche Rundschau" Aus Dr. Spitzers Tagebuch 5. 59.
Deutsche Spitäler in Jerusalem 118.
Deutscher Wohlthätigkeitsverein in Pera. 106 ff.
Deutsches Hospital in Konstantinopel 106 bis 110.
Deutsches Muster für Apotheken 68.
Diakonissinnen von Kaiserswörth 106.
Diarbekrbeulen siehe Beulen.
— -Fieber 249.
Diarrhöen, Bäder, Heilmittel dagegen 89. 216. 226 ff. 247 ff.
— d. Säuglings. abergl. Mittel dagegen II 321. 337.
Diät 255.
— u Schlaf 220.
Dicke d. Mannes ein Scheidungsgrund II 248.
Dickmilchgenuss vor d. Baden verboten II 99.
Diebsbanden in Epidemiezeiten 260. 264.
Diebstahl wunderwirkender Dinge 304.
Dieulafoy 20.
Diez, „Denkwürdigkeiten Asiens" 88.
Dimitrije. serb. Volksaugenarzt 137.
Dioscorides 18. 30.
Diphtherie 104.
Diphtherie, chinesisches Mittel dagegen 163.
— und Vampyrismus 359.
Diplome von Aerzten käuflich 128. 130. 140.
Dischtschi, Zahnärzte 202.
Dohlen und Cholera 424.
Doktor v. Gottesgnaden 144.
Doktoren, erste türkische 56. 57.
Doktorwürde 56.
Dolmades, orientalisches Leibgericht 85.
Dombrowski, E. v. II 108. 109.
Domitian, Verbot d. Kastration II 227. 230.
Dossius, Nikolaus. Aberglaube der heutigen Griechen 14.
Drachenblut 303.
Drachenblutharz II 300.
Dragitschewitsch 7. 220. 244.
Dreifuss II 339.
Drepanon, siehe Jalowa.
Droguisten 66. 67.
Drusen. Hamsa über Keuschheit 13.
— Enthaltsamkeitsgebote II 195.
Dschanmria, Profetengattin, II 24 ff.
Dschaubari. arab. Histor. 69.
Dschanfeda II 77 ff. 69.
Dschedilah, Epidemieen in 271.
Dschellaleddin Abu Soleiman Daud II 194. 249.
Dschem, Prinz 210.
Dschemil-Pascha, türk. Chirurg 184.
Dscherrach, siehe Wundärzte.
— -Baschi, Ober-Wundarzt S. Murads III 39.
Dschewad-Pascha, Grosswesir 169.
Dschindschi Chodscha II 91.
Dschinnen 352.
Dschondesabur s. Gondeschapur.

Dschordschis Ben Bachtjeschuu II 162.
Dschychsan od. Pyramus 246.
Dudaim s. Liebesäpfel.
Dühring Pascha, Prof. Dr. von 65.
— Vorschläge z. Unterdrückung d. Syphilis II 244—249.
Dunasch ben Tamin, jüd. Arzt 34.
Durchbeissen d. Nabelschnur II 308.
Durchstechen d. Vampyrleichen 361, 362 ff.
Düringsfeld II 100.
Dürkheim üb. Blut II 148.
Dysenterie 226.

Ebstein, Prof. Dr. 112. 251. 452, II 303. 327. 329. 354.
— „Die Medizin im Alten Testament" 9.
— über Gerocomie II 250.
Ebn Obeid, arab. Wundarzt 155.
Ebul Anschair, siehe Nathaniel.
Ebulberekat Hebetallah, jüd. Arzt 35—36.
Ebul Hakem 32.
Edelsteine als Heilmittel 220. 235.
Eder, Dr. 60. 62.
Ehdschab-Amulet 309 f.
Ehe 18, II 14 ff.
— Buch d. Erläuterung d. Geheimnisse d. Ehe. Ein türk. Manuskr. 13.
— in Ober-Albanien 15.
Ehebruch II 15. 20. 47.
— bei den Juden II 113.
— mild bestraft II 184.
— Mohammeds II 25.
Namen dafür II 137.
— -Gebräuche, abergläubische II 11 ff.
Eheliche Pflichten, ihre Vernachlässigung e. Scheidungsgrund II 49.
— Untreue u. Baden II 11.
Ehemann, s. Hülfe b. d. Niederkunft II 294.
Eheverbote II 21.
Ehrung d. Mutter vieler Kinder II 261 ff.
Ei im Aberglauben 354; II 295.
Eibischsalbe 234.
Eidechse u. Frauenmilch II 322.
— und Menstruation II 322.
— -schwanz, Schutzmittel geg. Fieber 246.
Eier, Mittel geg. Impotenz II 254.
Eierschalen als Vergiftungsmittel 209.
Eifersucht im Sultansharem II 34. 64. 98.
Eihäutchen, Mittel geg. Fieber 245.
Eijub, Universität 51.
Eijub Abela 221. 246. 289. 304. 310. 343. 356. 381. 417 ff.; II 11. 144. 147. 317. 356. 344.
— syrischer Bäderabergl. 98. 99.
— Ueber syrische Gebräuche 8.
Einfluss, guter, v. Haremsdamen II 88.
Eingeweide, eigentüml. Art d. Reinigung 401.
Eingeweidebrüche 184.
— -Reinigung bei den Beduinen 35.
Einkerkerung d. Krankheitsdämons 174.
Einsalzen d. Nabelrestes II 309.
Einszler, Dr. 119. 268.
— Frau Lydia 8. 291. 294 ff. 303 ff. 309 ff. 324 ff., II 319.
— üb. paläst. Geister-Abergl. 345 ff.
Eisen als Ableiter des Zaubers 303. 366 ff.
Elefant u. Fruchtbarkeit II 266.
Elefantenkuh, indische Bezeichn. f. e. Frau m. sehr grosser Vulva II 196. 204. 206.
Elefantiasis, 8. 241.
El Hadschadsch, arab. Sultan 33.
ElHakem, arabischer Arzt 32.
Elias, Profet, Knabenbringer 418; II 344.
— in d. Beschwörungsformeln 324.
Elias Pascha Augenarzt 65.
Elidsche, Thermalquelle 89.
Ellis, Dr. H. 14. 386. 435 ff.; II 135. 161 ff. 175.
— über Geschlechtstrieb u. Jahreszeiten II 177 ff.
— üb. künstl. penis II 240 ff.
— über Onanie II 235.
Elster 424.
Elterliche Grausamkeit bei Aussatz 122.
Emin, Dr. 56.
Emir Tschelebi, Leibarzt 41—42.
— Mohammed Sajid. Türk. Hofarzt. 18.
Empfängnis in geheiligten Zeiten verursacht Missgeburten II 354.
Engelmann, Dr. G. 9; II 302 ff.
Englisches Marinespital in Galata 105.
— Spitäler in Jerusalem 115.
— in Smyrna 111.
Entbindung s. Niederkunft.
Entdeckung e. Mineralquelle durch Esel 94.
Ente, gebratene 240.
Enthaltung v. Beischlaf in d. Schwangerschaft II 287.
Entmannung, Strafe f. Entführung II 183.
Entweihung d. Harems II 185.
Entwöhnung d. Säuglinge II 320. 328.
Epidemieen 261 ff.
Epilepsie e. Krankh.-Dämon 16.
— 148. 174. 176—183. 299. 343.
— abergl. Ansicht üb. d. Ursache II 322.

Epilepsie d. Kindes, abergl. Ursache II 338.
Epileptiker-Bad 99.
Eram, Dr. P., „Ueber arab. Geburtsgebräuche" 14; II 279.
Erblichkeit des Aussatzes 114. 119.
Erblindung, Gottesstrafe 167. 168.
Erbsen als Fontanellen 200 ff.
Erdbeerwurzeln 323.
Erde von heiligen Stätten als Heilmittel 207. 214. 306.
— wunderwirkende, zur Erleichterung d. Geburt II 297. 299.
Erdpech (Mumiai) pers. Heilmittel 198.
Erfrorene Glieder mit Hennah behandelt 75.
Erkältung 208. 245.
Erleichterung der Geburt, Mittel 382; II 294.
Erlenzweige II 6.
Ermordung Sultan Ibrahims II 97.
Ermordung der Kösem II 64 ff.
Erotik u. Massage 216. 217.
— und Schlange 436 bis 437.
Erscheinung der Pest 266.
Erthogrul's Traum 392.
Ertränken der Nachgeburt II 307.
— v. Weibern wegen luxuriöser Tracht II 186.
Erzerum, Thermalquellen 90.
Erzfeinde der Pest, die Hunde 260; die Esel 267.
Eschinasi, Nathan S., Jüd. deutscher Arzt am Hofe Suleimans 39. 40.
— 's Frau als Arzt 40.
Esel, in d. Bibel erwähnt wegen ihr. grossen Glieder II 206.
Esel und Pest 267.
Eselinnen, Werkzeuge d. Sodomie II 210.
Eselsmilch 216. 284.
Eskischehir, Mineralbad 86.
Essen im Aberglauben 15. 399 ff.
Essgelüste d Schwangeren II 287.
Essig 190. 210. 239. 241. 249. 255. 256. 269.
Es Sychno, Soolbrunnen 91.
Esthers Grab 37.
Esther Kiera 40.
Esthnische Feste, erot. II 176.
Eulen 425—427.
Eunuchen 15; II 222 ff.
— Buch von Bilhars 12.
— am Hofe Abdul Hamids II 4.
Euphemismus 180. 211. 264. 338. 347; II 316. 319. 355 ff.
Europäische Aerzte in d. Türkei 48. 60—65. Vgl. Wiener Schule.
— Teufelsaustreibungen 176.
Euphrat 246. 247.
Eusebius 92.
Ewlia, türk. Historiker, über Spitäler um 1750. 100.
— Beschreib. e. Aufzugs d. ärztl. Gilden 186 ff.
Exkremente, erste, d. Kindes II 386.

Fagergren, Pseudo-Arzt 186.
Fakir als Arzt 64.
Fall, einziger, ein. Selbstmordes in der osm. Geschichte 278.
Fälle von Langlebigkeit 276—277.
Fallmerayer 274.
Falsche Haare, v. Mohammed verflucht II 127.
Falscher Schritt der Schwangeren, Zeichen e. Knabengeburt II 344.
Fälschungen, kosmet. u. pharmazeut. 10. 69.
Familiengeheimnis, mediz. 187. 188.
Familiennamen, v. Koran verboten II 359.
Färbemittel, siehe Hennah, Kohol, Safran, Restik etc.
Farben 204.
— blau 201. 230. 339. 340. 323.
— blau ist Farbe des bösen Blickes 298.
— blaue schützt vor bösem Zauber 297.
— gelb 237. 258. 310.
— rot 181. 197. 206. 234. 237. 302. 330 ff. 355.
— schwarz: 181. 182. 264. 265. 331.
— weisse und schwarze Hennen 430.
Fasten, Ausspruch d. Propheten 248.
Fastenzeit u. Coitus II 195.
Fasttage u. Aberglaube II 337.
Fatalismus 115. 329.
Faucher, Julius 12.
Februar 385.
Fehlgeburt, abergl. Ursachen II 289.
Feierlichkeit im Sultanshause b. erst. Haarschnitte d. Prinzen II 128.
Feigenbrei gegen Pest 265.
Feiglinge mit Hennahmehl beworfen 74.
Feldhase 419.
Feldscherer siehe Chirurgen.
Fellachen, Brautnachtsgebräuche II 121.
— -braut, intime Toilette vor d. Brautnacht II 131 ff.
Ferhard Pascha, Grosswesir 40; II 264.
Ferreol, Missionär 161.
Feste, erotische II 176 ff.
— osmanische, bei Beschneidungen v. Prinzen II 366 ff.
Festnageln d. Vampyrleiche 358.
Fettaugen-Orakel 382.
Fett werden 242.

Fetwa, Quarantänen betreffend 275.
— über christl.-moslem. Ehen II 55.
Feuer im Abergl. d. Albanesen 362.
— — Zimmer d. Wöchnerin II 314 ff.
— seine Heilsamkeit 204 bis 205.
Feuerdoktoren 145.
Feuertod für der Zauberei Verdächtige 377.
Feuersbrunst in Pera 109.
Fichtenzweige II 6.
Fidjel-Büschel als Schutzmittel 305.
Fieber 180. 186. 187. 243 ff. 248—250.
— d. v. Ahwas 5.
— „Trost im Fieber", Schrift des armen. Arztes Mechithar (XII. Jahrh.) 19.
— wäscht die Sünden fort 249.
Fingernägel im Abergl. 99; II 19.
— 351.
Finke, L. Totenbräuche 14.
Fisch im Abergl. II 321.
— -essen vor d. Baden verboten 99.
— Symbol d. Fruchtbarkeit 481; II 112.
— u. Geschlechtsbestimmung II 346.
Fischthran e. Stärkungsmittel II 307.
Fisolenbohnen als Fontanellen 190.
Flachs, Ad. 280. 281. 395. 420; II 5. 6. 12.
Flamme (Hexen-Erscheinung) 343. 357.
Flammflecken 130. 131.
Flechten im Gesicht, Beschwörung bei abnehmend. Mond 384.
Flecken an d. Händen 396.
— im Gesicht II 268.
— auf d. Haut, abergl. Bedeutung 398.
Fleisch e. Grosswesirs als Mittel geg. Gliederreissen 224.
Fleischspeisen schädlich bei Fieber 246.
Fleischer, Prof. 14. 111.
Fljamea, alban. Krankheitsdämon 160.
Flüche aus d. sexuellen Lexikon u. ordinäre Flüche II 137. 141 ff.
— ordinäre d. Südslaven II 141 ff.
Flügel, G. 17. 18. 24. 28. 41. 42.
Flüsse, paradiesische auf Erden 246. 247.
Föhrenbacher, Karoline, Diakonissin 112.
Folgen unglückl. Kuren 208.
Fonseca, portug. jüd. Arzt 45.
Fontanellen II 338.
Forest, Dr., üb. Wahnsinn in Syrien 15. 172—174.
Forster II 353.
„Frankfurt. Zeitung" 14.
Fränkische Aerzte, Urteile arab. Kurpfuscher über sie 146.
Frankl, Ludw. Aug. in Jerusalem 113. 348; II 306.
— üb. Dr. Spitzer 6. 58.
Franziskaner, Liebhaber v. Ziegen II 220.
Franzos, Karl Emil 270.
Französische Spitäler in Jerusalem 113.
— in Konstantinopel 105.
— in Smyrna 111.
Frat ben Schachnasa, jüd. Arzt 38.
Frau, die, b. d. Arabern II 18. 19.
Frau, verglichen m. d. Tiere II 11.
Frauen als Aerzte 149—164. 167.
— orient. u. europ. 16.
— d. Profeten Mohammed II 23—28.
— ihre Stellung b. d. Montenegrinern II 109 ff.
— — im Orient II 16—17. 103.
— u. Totenbräuche 379.
Frauenbäder, türkische 63—66.
Frauenleben im Bade 65.
Frauenkrankheiten, Kataplasmen a. Rosen 70.
Frauenleiden 197. 241.
Frauenmilch im Aberglauben II 329.
— als Stärkungsmittel geschwächter Männer II 329.
Frauenraub, ehem. b. d. Balkanslaven II 208.
Freiheit d. Frauen b. d. Beduinen II 168.
— geschlechtl. II 176.
Freitagskinder 375.
„Fremdenblatt" (Wien) üb. Dr. S. Spitzer 6.
Friede, d. Haremsfrauen veranlasst II 88.
Friedreich 93. 94; II 278.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz, Besuch im deutschen Spital in Pera 109. (Im Text muss es 1869 statt 1876 heissen. In „Kaiser Friedrichs Tageb.", herausgeg. v. Margaretha von Poschinger, 2. Aufl. Berlin 1902, heisst es S. 62: „Das von Kaiserswerther Schwestern geleitete Hospital erhält sich aus eigenen Mitteln und soll von der Oberin sehr gut geleitet werden.")
Friedrich Wilhelm IV. 108—109.
Frilley, G., über Montenegro 19.
Frisch, G. Verunstalt. v. genit. Organen 15.
Fritsch, Produzierung e. Eunuchen-Penis II 229.
Frosch 248.
— als Liebeszaubermittel II 12.
— u. Entbindung II 295.
Frotteur 63.
Frucht, Entstehung d. II 282—288.
Fruchtbarkeit 241 ff.; II 6. 15. 261—269.
— auffallende II 262.

Fruchtbarkeit, abergl. Massnahmen, um sie zu sichern II 104. 107. 110. 112.
— Fische ihr Symbol 431.
— u. Polygamie II 12.
— Steatopygie e. Bürgschaft II 124.
— s. Kinderreichtum; Unfruchtbarkeit.
— (Mandragora) 321
Frühlingskuren 266.
Frühjahrskur 227 ff.
Frühverstorbene Kinder als Geister 362. 357.
Fuchs, der 412.
— Begegn. e. Schwangeren m. o. II 288.
Funken-Orakel 383.
— Schlagen vor Kurzsichtigen 166.
Furcht vor ansteckenden Krankheiten 286.
Furnari, Reisewerk 15.
„Fürst",der, s. Nathaniel.
Fürst, Dr. L. Geheimnisvolles in der Heilkunde 15.
Fussschweiss 78.
Fusstritte als Heilmethode 208.
Fuzuli, Allegorie d. Krankheit 333. 334.

Gabriel (Dschibrail) Augenarzt 76.
— Erzengel 223; II 25.
— in Beschwörungsformeln 219. 308.
Gähnen, abergl. Furcht davor 397—398.
Gaidoz, Henri, üb. Tollwut 15. 215.
Galata Ssarai, Medizinschule 61—66; Einrichtung u. Schüler 62—63.
Galenus 30. 32. 141.
Galgen u. Fruchtbarkeit II 266.
Galiläi-Thal 239.
Galiläische Wälder 214.
Galläpfel 74. 226.
Gallinsches (Holzschuhe) 86.
Gänse als Geister 356.
— Werkzeuge d. Sodomie II 221.
Gänsehaut 397.
„Gartenlaube" über Dr. Spitzer 6.
Gazelle, ind. Bezeichng. f. e. sehr kleine Vulva II 204. 206.
„Gazette médicale d'Orient" 84.
Gebärmutter II 10. 274. 280.
— d. bösen Geistern zugänglich II 194.
— -Engel 371.
— -Leiden 242.
Gebärstuhl II 304 f.
Geber, Prof. Dr. Ed. 232.
Gebet und Coitus II 194—195.
— u. Gesundheit 247.
Gebete 226. 235.
— als Heilmittel 272. 274.
— Weiber, Wohlgerüche 71—72.
Gebrannt, türk. Ausdruck für Epilepsie 180.
Gebräuche, abergl. s. Verhütung d. Impotenz II 248 ff.
— um d. Kinder v. frühem Sterben zu schützen II 339.
Geburten, leichte und schwere b. d. verschied. Orientvölkern II 292 ff.
Geburtsfräulein, südslav. II 277.
Geburtsgebräuche. Vgl. Engelmann, Kram. Niederkunft, Wöchnerin, Kind.
— bei Hebräern und Arabern 15.
— der Rumänen Siebenbürgens 20.
Geburtshilfe siehe Hebammen.
— in Smyrna 110.
Geburtsnacht, glückliche b. d. Moslems 383. 384.
Geburtsschmerzen II 291 ff.
— Ausspr. Mohammeds II 274.
Geburtstag, der Himmelfahrtstag e. unglücklicher 381. 387.
Geburtstage u. Stunden, glückliche u. unglückliche 375—377.
Gedächtnis 221—222.
Gefahren, welche die Wöchnerin bedrohen II 313 ff. 317.
Gefallene Engel als Dämone 347.
Geheimhalten d. Geburtsaktes II 293 ff.
Geheimnisvolle Heilpflanze d. Serben 192.
Gehen lernen II 335 ff.
Gehirn, Blutausflüsse kuriert mit Kohol 79.
Geier 421—423.
Geifern d. Kindes, geheilt d. Negerküsse II 337.
Geigensaite e. Liebeszaubermittel II 5.
Geister, vgl. Krankheitsdämonen.
— sind missgestalt. Menschen II 353.
— d. d. Wöchnerinnen nachstellen II 312 ff. 316.
Geisterreich des Talmud 338.
— im Zendavesta 337—338.
Geisteskrankheiten 148.
Geiz der Aussätzigen 119—120.
Gelber, Dr., üb. d. Kahlköpfigkeit d. Orientalen II 130.
Gelbsucht 180. 195. 206. 210. 237. 238.
— Indogermanischer Zauberspruch 15.
Gelendschik, „bräutliche Krankheit" 151—153.
Gelenkentzündungen m. Hennah behandelt 75.
Genuss, höchster u. niedrigster, nach indischer Auffassung II 207.
— u. Dimensionen d. Geschlechtsteile II 202 ff.
Georg, der Hl., in d. Beschwörungsformeln 213 ff. 224.
Geraubtes Wasser 348.
Gerlach II 363.

Gerocomomie II 250 ff.
Gerson, Rabbi über Monogamie II 16.
Gerste 324. 326.
Gerstenkorn 208.
— und Geschlechtsbestimmung II 243.
Gerstenwasser 246.
Geruch, böser 295 bis 296.
— aus d. Munde, abergl. Ansicht 401.
— — verhütet d. Einsalzen d. Nabelrestes II 309.
— und Coitus II 256.
Gerüche wunderwirkende 143.
Geruchssinn der Schwangeren II 287.
Gesäss, Namen dafür II 141.
Geschlechtsbestimmung 413. 426 ff.; 266. 308.
— vgl. Knaben, Mädchen, Tierorakel, Träume.
— in Persien 131.
— u. Aberglaube 375.
Geschlechtsfunktion s. Coitus, Vergehen bei der Geschlechtsfunktion, Arten d. Geschlechtsfunktion.
— -krankheiten II 243 bis 247.
— um sie zu heilen, ist Sodomie m. Negerinnen gestattet II 217; ebenso Sodomie mit Tieren II 220.
— und Jahreszeiten II 176 ff.
— teile, ihre Dimensionen II 202—207.
Geschwänzte Menschen II 331. 353.
Geschwüre kuriert durch d. Bäder v. Ayn Kibrit 98.
Gesetze, moslem. gegen Entmannung II 224.
Gesicht, Brennpunkt d. Schamgefühls II 159 ff.
Gesundheit 61. 203—204.
Gewürzkrämer siehe Apotheker 68.
Gewürznelken 226. 232.
Ghajaseddin, Arzt 32.
Ghasali, arab. Historiker, 33.
Ghasan, Gesetze gegen Hurenwirtschaft II 182.
Ghobis, deutscher Arzt 148.
Ghule 352.
Gicht 216. 217. 223. 224.
Gift, siehe Vergiftungen.
Gildemeister, Nachrichten des Mukaddasi 12.
Ginsengwurzel 159. 160. 162.
Gjorgjewitsch, Dr. 8. 20. 182. 185 ff. 237 ff. 245; II 306.
Glaskrautblatt als Mittel geg. Augenleiden 166.
Glaubensunterschied u. Krankheit 296.
„Globus" 9. 10. 11. 12. 13. 20. 22. 23. 64. 91. 349. 425 ff.
Glüheisen 235.
Glück, Dr. Leopold. 6.
Glückshäubchen II 380.
Glückskinder 375.
Gobat, Frl. 116.
Goguel. Ueber Geburtsgebr. 15; II. 302.
Gold 235.
Goldfäden-Orakel II. 12.
Goldziher, I. Ueb. Zahlen-Abergl. 15. 407 ff.
Gompers, Dr. Th. 5. 63.
Gondeschabur 68.
Gopzevic, Spiridon 15.
Gott als Arzt 93. 136. 139. 146. 165. 202.
— als Geburtshelfer II 292. 293.
— in der Medizin 175. 183. 194. 260. 258.
— und die Pest 264 ff.
Gottes Kinder, Ansicht solcher Möglichkeit v. Koran verdammt II 348 ff.
Göttliche Geburtshelferinnen, s. Himmlische Hebammen.
Gräber, heilige, als Heilorte 207.
Gräko-walach. Abergl. Sitt. u. Gebräuche. Vgl. Sajaktsis u. Mazedonien. 386. 431.
Gräko-walach. Abergl. Gebräuche i. d. Schwangerschaft II 289.
— — Gebräuche, d. Wöchnerin betr. II 312 ff.
— — Geburtsgebr. II 278. 294.
— — Schutzmittel 303.
Gräkowalachen, Missgeburten gelten ihnen als v. Gottes Zorn Gezeichn. II 354.
Granatäpfel 181; II. 266. 288.
Granaten 227.
Grausamkeit geg. Wahnsinnige 168.
„Grazer Zeitung" 62.
Greise, d. Berührung m. jung. Mädchen gekräftigt II 250.
Greuel, b. d. Entbindung in Bagdad II 306.
Griechischer Aberglaube 14. 294.
— Hochzeitsgesänge II 101 ff.
— Hofarzt z. Tode verurteilt. 46.
— Spitäler in Jerusalem. 118.
— — in Konstantinopel 104—105. in Smyrna 110—111.
— Vampyre 360. 362 bis 364.
— Volksleben 23.
Grimm 429; II 317.
Grind 403.
Grippe 220.
Grosswesir, der von 1000 Stücken 224.
Gruber, Dr. J. 20.
Grünbaum, M. 8. 429.
Gründonnerstag 309; II 334.
Gruner üb. Besessenheit 335.
Grünfeld, Türkisch. Kussgedicht. II 197.
Gruss, türkischer 64.
Grzesitsky, Apotheker 67. 131. 132.
Gubernatis 419. 429. 431.
Gurke als penis II 138. 241.

Gurke als äusseres kühlendes Fiebermittel 246.
Gymnastik 71.

Haar, goldschimmerndes, Eigenschaft albanes. Geister 341.
— Schutz reichen Haares v. d. bösen Blick 298.
Haare des Weibes II 126.
Haarfärben 74.
— in Persien 75.
— u. Schwangerschaft II 288.
— flechten u. Aberglaube 327.
— — aufgelöst, um d. Entbindung zu erleichtern II 295.
— kämmen am Mittwoch. 378.
— schnitt, erst. d. Knaben II 127. 358.
Haare 92.
— bei Beschwörungen 324.
— und Augen alban. Schulkinder 24.
— u. Kopfschmerz 220.
Haberland, C. Ueb. Aberglaube b. Essen 16.
„Habet el hot" (Brenngeschwür) 232.
Hadschi Chalfa 271.
Hadschipascha, Arzt 17. 18. 27. 28.
Hafsa, Profetengattin II 24 ff.
Hahn, J. G. 211. 364. 373. 381. 384; II 100. 103 ff. 194. 215. 320. 339. 353. 356.
— Albanesisches 185.
— üb. Päderastie in Albanien II 218.
Hahn 303.
— u. Henne im Abergl. 396. 429 ff.
— geschlachtet b. Beginn e. Geburt II 296.
— als Opfer d. Geistern dargebracht 345.
Hähne, Testikel v., als Liebeszaubermittel II 4
Hahnenschnabel als Belebungsmittel scheintot. Kinder II 355.
Hajatisade Efendi 48.
— Mohamm. Emin 48.
Haifisch im Bad 97.
Hak-Näsar, jüd.-persisch. Arzt 37.
Halbmond als Schutzmittel 299. 303.
Halsentzündungen 150.
Halsweh 197. 233. 234.
Hamalsade Mohammed Efendi 42. 43.
Hamida, sult. Hebamme II 97.
Hamilton 306.
Hammelskinnlade a. ärztl. Instrument 236.
— -Leber Medikament geg. Blindheit 166.
— -Milz 235.
— -Netz 226.
Hammer-Purgstall 28. 77
— üb. d. Amazonen v. Amasia II 233.
— — Constantinopolis u. d. Bosporos 100. 138.
— üb. Polygamie II 16 bis 19.
— — Gesch. d. arab. Litteratur 4. 5. 22. 31. 32. 33. 36. 68. 111. 138. 194. 207. 209. 261. 268; II 152.
— — Gesch. d. osm. Reiches 5. 27. 30. 170. 171. 273. 301 ff. 404 ff. 421 ff., II 9. 36. 56 ff. 186. 212. 365.
Hammerschlag, Doc. Dr. Viktor 11.
Hämorrhoiden 230.
Hamsa 13.
— drusisch. Keuschheitsvorschriften II 170.
Hand, im Aberglauben 400—409.
— d. heiligen Jungfrau, Pflanze, welche d. Geburt erleichtert II 295.
— als Schutzmittel 294. 302 ff.
— Unreinlichkeit d. linken 398.
Händespiel beim Coitus II 196.
Handel zw. Patient u. Arzt 154.
— d. Sultans mit ihren Töchtern II 68 ff.
Hanfblätter 214.
Hanfgarnfaden 244.
Häntzscher II 279.
Harem 56; II 17.
Haremswächter, Eunuchen II 223 ff.
— und Arzt 5. 20. 48.
Haremsleben u. Hysterie 241.
Haremsluxus 224.
Hargus (Harkus) 76.
Haris ben Kilde s. Ibn Kilde.
Harnkrankheit. 205. 280.
Hase 419—420.
— indische Bezeichnung f. e. kleinen penis II 207.
— südslav. Bezeichn. f. Penis II 180.
— Begegn. d. Schwangeren m. II 288.
— -Fleisch essen, den Schwangeren verboten II 288.
— -Hirn, Mittel z. Erleichterung d. Zahnens II 359.
— -Schmalz bei Entbindungen II 301.
Hasselquist II 279. 293.
Hässliche Abbildungen als Amulete 302.
Hässlichkeit e. Hindernis im osman. Staatsdienst II 252.
Hauch, tötlicher 277.
Hauri, Joh. „Der Islam etc." 13. 16.
Haus der Glückseligkeit II 74.
Hausschlangen siehe Schlange.
Hausschwelle 232.
Hautausschläge kuriert d. d. Bäder v. Ayn Kibrit 98.
Hautkrankheiten 240.
— mit Hennah kurirt 86.
— geheilt durch Jordan-Wasser 94.
Hebammen II 276 ff. 293.
vgl. Abortus, Niederkunft, Wöchnerin, Kind etc.
Hebammen, Frau Messani 54.
— in Bagdad 150.

Hebammen, ihr übler Ruf 63—64.
— -Unterricht 55—56.
Hebet Allah, berühmt. Steinoperat. 194.
Hebräer, Altjüd. Medizin 15.
— Augenschminke bei ihnen 77.
Hebräischer Abergl. in Augenleiden 157.
— Bestimmungen üb. d. Jungfräulichkeit der Braut II 166.
— Geburtsgebr. 15.
— Hebammen II 278 ff.
— Zauberformeln gegen böse Geister 335.
Heidelbeeren 226.
Heider, Karl 119.
Heilkraft d. Menstrualblutes II 148.
Heilkräuter b. d. Koreanern 161.
Heilmittel geg. Pest 265.
Heilungsbücher d. weibl. Aerzte 150.
Heimchen als Medikament 161.
Heimlichkeit d. Coitus II 193. 194.
— d. intimen Ehelebens II 116.
— b. Zaubermitteln II 19.
Heiraten u. Hochzeit am Sultanshofe II 66 ff.
Heiratsalter II 119.
Heldin, kurdische II 119.
Heldinnen, orient. II 18.
Helene, Kaiserin 88. 89.
Helionopolis sieh Jalowa.
Hellblaue Augen — böser Blick 298.
Hellmundsche Salbe als Verbannungsursache 208.
Hengst, indische Beziehung f. e. grossen penis II 206.
Hengste, in d. Bibel erwähnt weg. ihres starken Samenergusses II 208.
Hennah 73 ff.
— u. Aberglaube 381.
— im Bade 86.
— als Heilmittel 74.
— geg. Impotenz II 264.
Henne 99.
— in d. serb. Volksmedizin 191.
— Werkzeug d. Sodomie II 221.
Hennig, Dr. C. 9.
Henning, M. Uebers. d. Koran 9.
Henry Bey 268.
Herbeizauberung der Pest 265. 266.
Herissah, e. d. Potenz erhöhende Speise II 255.
Herodot 433.
Hertz, Dr Wilhelm 359.
Herz, Frau Elise 113.
Herz v. Hund u. Schwein 219.
Herzen fressende Krankheitsdämonen 340. 354.
Herzleiden 136—236.
Hetärismus II 123.
Heu im Abergl., d. Neugeborene betr. II 335.
Heugabel im Aberglauben II 288.
Heuschrecken als Medikament 161.
Hexe d. Wahnsinns 345.
Hexengestalten 420.
— u. Hexeriche werden m. rotem Glückshäubchen geboren II 350.
— u. Neumond 384.
Hexenzauber u. Geburtstage 375.
Hille, Dr., über Färbemittel 74.
— üb. Kohol 77. 79.
Himmlische Hebammen II 276.
Hinrichtung e. verrückt. Derwisches 169.
— eines Liebeszauberers II 8.
— e. in e. Sultanin Verliebten II 8.
— e. armen Weiberverführers II 9.
Hinterbacken, dicke, erwünscht II 124.
Hinterntanz II 176.
Hippokrates 30. 32. 141.
Hirsch, Baron 108. 109.
— Baronin 110.
Hirschgeweih, Medikament 159. 160.
Hissbies, arab. Dichter 183.
Hochzeit, glückliche u. unglückl. Tage 379. 380.
Hochzeit, als Heilmittel (Pest) 269.
— am Sonntag 378.
— u. Hennah 74.
— u. Beschneidung haben in d. orient. Sprachen dasselbe Wort II 365.
Hochzeitsbräuche. Vgl. Löbel, Flachs.
— d. Völker in d. Türkei II 100—123. 265.
— Hochzeitsfeste II 66 ff.
Hochzeitsgeschenke b. d. Türken II 114.
Hochzeitspalmen, Symbole d. Manneskraft II 61. 63. 92. 206.
Hocken bei d. Geburt II 303.
Hodenzerquetschung, histor. Fall II 229.
Hoden u. Bauchweh 237.
Hodschas als Aerzte, siehe Priester als Aerzte.
Hofärzte, osman. 26 bis 66.
Holländisches Spital in Smyrna 111.
Hölle, Vorstellung bei d. Balkanvölkern 278 f.
Höllenfeuer ist d. Fieber nach d. Profeten Ausspruch 248.
Holzsammeln z. Hochzeitsbrotbacken II 103.
Holztag d., bei d. Albanesen II 103.
Homöopath in Konstantinopel 140.
Honig 207. 235. 330. II 263. 301.
— z. Schmieren d. Penis II 192.
— für Vergiftungen 202.
Honigberger, Dr. 8. 192. 195. 230. 231. 262.
— über Habet el kel 232—233.
— über Maria Duda 161—163.
Honigwasser 70.

Honigwasser, Mohammeds Lieblingsgetr. 248.
Honorare, ärztliche 20. 34. 132. 146. 154 bis 155. 193. 194.
— in Afrika 16.
— in Korea 157.
— für Auswaschen der Augen 76.
— gefährliches d. Beschenkten 155.
— der Hebammen 150.
— Gehalt des Hekimbaschi unter Abdul Medschid 62.
— Gehalt Kutbeddins 30.
— der Militärapotheker 136.
— Pension Iglers 61.
— sult. Geschenk f. d. Beschneider 39.
— Geschenke für den sult. Leibarzt 54.
Hopf. Dr., üb. „Tierorakel etc." 9. 418.
Hoernes' Wissensch. Mittlgen. aus Bosnien u. Herzeg. 6.
Horoskop für's Aderlassen 198.
— in der Medizin 144.
Hoessli, H. „Ueber platon. Liebe" 16.
Hoest 74. 407.
Hôtels in d. Balkanländern, oft Bordelle II 190.
Hüb, Wassertopf 96.
Hübenthal, Dr. C. Ueber Cholera 13.
Hufe v. Mauleseln, geräuchert, Mittel z. Erleichterung d. Geburt II 300.
Hufeisen als Talismane 299. 306; II 268. 339.
— u. Zahnschmerz 202.
Hufelands Journal 13. 18. 64.
Huhn und Augenleiden. 166.
— als Opfer 254.
— im Aberglauben 179. 181. 182.
Hühner, Sodomie mit II 220.
Hühnergeier, Kopf als Liebeszaubermittel II 4.
Hühnerleber, Heilmittel (Pest) 268. 269.
Hühneraugenbäuschchen 132.
Humai, humajun 421 bis 423.
Hunde 244. 323. 331. 350. 417 ff.
— im Aberglauben 361. 395.
— zum Ansaugen der Brustwarzen II 321. 325.
— v. bosn. Frauen als Werkzeuge d. Unzucht gebraucht II 220.
— und Geschlechtsbestimmung II 344.
— -Gestalt e. Krankheitsgeistes 357.
Hunde bei Liebeszauber II 6.
— b. d. Mesopotamiern verachtet 27.
Hund und Fieber 246.
Hundartiges Hymen II 132.
Hündchen, Bezeichnung für Hitzbläschen 219.
Hunde u. Pest 266.
Hundebellen, Todeszeichen 92.
Hundebisse kuriert mit Kobol 79.
Hundstage 386.
Hunger-Worte bedeuten Hungersnot 388 ff.
Hussein Dschindschi Chodscha, berühmter osman. Beschwörer 328—329.
Huren II 85.
Huren als Ursache der Pest angeklagt II 188.
Huris, Erklärung des Wortes II 125.
Husten 200.
Hypochondrie 214.
Hyrtl, Joseph 55. 58.
Hysterie 241.

Jackson, „Marocco" 78. 407.
Jahja Efendi, Mufti 41.
— — Leibarzt 43. 44.
Jahreszeiten und Geschlechtliche Ausschreitungen II 175 ff.
Jahrhundert im Abergl. 413 ff.
Jahrtausend im Abergl. 414.
Jasminwasser 70.
Jatagan als Operationsmesser II 228.
Jaubert 89.
Jakob, jüd. Arzt 30. 38.
Jalowa, Bad 88. 89.
Jasmin 73.
Ibn, moslemischer Name f. Sohn II 358—359.
Ibn Batuta 292.
— Dschenin, siehe Nathaniel.
— Ebu Remset, arab. Wundarzt 185.
— Esak, Giftmischerin 209.
— Hilde, christl. Arzt 31; II 251.
— Ossaibije, Arzt. Historiker 33. 34. 207 II 251.
— Raschid, Herkunft d. Namens II 359.
— Sina, arab. Arzt 141. 258.
Ibrahim I., 42—48. 72. 224; II 83. 89 ff. 132.
— Dr. 57.
— Haleby II 48 ff. 128.
— Pascha 148.
— Schlangenbeschwörer etc. 41.
Iddet 73.
Jefto Duseitj, serb. Volkschirurg 187.
Jeremias, Patron d. Wundärzte 186.
Jericho-Rose II 278. 294.
Jerusalem 10. 22.
— Lunts' Jahrbuch 18.
— Spitäler 113 ff.
Jesiden, Hochzeitsbräuche d. II 113.
— Respekt v. Knoblauch 316.
Jesus Christus II 349 bis 351.
Ifrit 352.
Ignatiew, General 105.
Jilanboinuss (Schlangenhorn) 211.

Jilandschiktschi, Spezialisten f. Rotlauf 238.
Ilja Kaba Sakam, Pestarzt 270.
Jlicskowitj, serb. Volkschirurg 182.
Imam, e. Geist in Bagdad 349—350.
Imam Eweler, Bordelle f. Päderastie II 216.
Immergrün II 6.
Impfung in Korea 162.
— in Persien 253.
— in der Türkei 252 bis 253.
Impotenz II 248—258.
— u. böser Blick 291.
— durch Geister verursacht 358.
— durch Magie verursacht II 265.
— und Scheidung II 32.
Indien, Eunuchen in II 230—232.
Indigo im Abergl. 74. 76; II 238.
Indische Erotik 7—8.
— Massage 216.
— Medizin 22.
— Mittel geg. Schlaflosigkeit 220.
Ingwer 82.
Instrumente, chirurgische 186.
Interessenheiraten im osman. Sultanshause II 56 ff.
Joann von Kronstadt 176—179.
Johannisfeuer 204—206.
Johannismitternacht 268. 330.
Johnston II 178.
Jordanwasser, Mittel geg. Unfruchtbarkeit 94; II 268.
Joseph Hamon, jüd. Hofarzt 39.
Joseph u. Potiphar, Schilderung d. Korans II 168 ff.
Josephus 94.
„Journal de Constantinople" 55. 56.
„Journal des Débats" 98.
Irreführung d. Krankheitsdämone 144.
Irrenärzte 168—172.
Irrenhaus v. Mohammed II gegr. 50.
Isa, arabischer Arzt 32.
Isa ben Musa, Abbaside 33.
Isa Efendi, Leibarzt 43.
Isaac Pascha, Chefarzt 103.
Ismael Efendi 62.
Israili, jüd. Arzt 34.
Italienisches Spital in Tophane 105.
Jucken, abergl. Bedeut. 396 f.
Juda Charisi, Dichter 34.
Juda Halevi, Dichter 35.
Juden in Arabien, ihre Hochzeitsbräuche II 110 ff.
— in Beyrut, grauenvoller Gebrauch des Begrabens einer in d. Schwangerschaft Verstorbenen II 306.
— Jerusalems 10.
— in Marokko 305—306.
— spaniol. Hochzeitsbräuche II 110 ff.
— Vorliebe f. Knaben II 343.
Jüdischer Abergl. 338. 399. 401. 421. 422.
— — an gute u. böse Geburtsstunden u. Tage 375—376.
— — im Mittelalter 302. 337—338. 346.
— — in Palästina 346.
— — an Vampyre 368.
— Ansichten üb. d. Menstruierende II 147.
— Aerzte im Mittelalter 19.
— — in Persien 36. 38.
— — bei den arab. Kalifen 33—36.
— — am osm. Hofe 38. 40—41. 53.
— Auffassung v. Ehe u. Liebe II 14.
— Gebrauch 208. 406.
— in Palästina erst. Haarschnitt II 127.
— — in d. Schwangerschaft II 283.
— — in Syrien 214.
— Hausschlangen 434.
Jüdischer Abergl., Hofärzte d. osm. Sult. 30. 39. 45. 46.
— Mittel z. Erleichterung d. Geburt II 292.
— — um d. Fruchtbarkeit zu sichern II 262.
— Polygamie II 15. 110.
— Spitäler in Jerusalem 113.
— — in Konstantinopel 104.
— — in Smyrna 111.
— Volksärzte in Palästina 209.
Jugendliche Bräute II 66. 71. 95. 110. 118. 193.
— Mütter II 144.
Juillard, Emile 16.
Junge Mädchen u. Greise II 250.
Jungfernhäutchen, arab. Bezeichn. II 135.
Jungfrau, bes. Feierlichk. b. ihrer Hochzeit II 62.
— besondere Rechte der II 29.
— d. Wertschätzung in Persien II 124.
— die, zur Ehe II 207.
Jungfrauenwasser als Heilmittel 206.
Jungfräulichkeit d. Braut II 166, 167.
Jungfrauschaft. Bezeichnung dafür II 124.
— öffentl. Verkündigung d. Zerstörung b. d. Hochzeit II 107.
Jussuf-Efendi, Kurpfuscher 129.
Juvenal, üb. Liebe v. Frauen f. Eunuchen II 230.
Ivicsevics, Krunoslaw, dalm. Dichter 258.

Kaaba 406. 409.
— in Beschwörungsformeln 327.
Kabli s. Hebammen 150.
Kadr, die heilige Nacht El Kadr 379. 385.
Käfer als Wundnaht 189.
— Gestalt e. Krankheitsgeistes 367.
Kaffee 26. 211.
— im Bade 84.

Kaffee, gestossener, als Blutstillungsmittel 198.
— vergifteter 210.
Kafferndoktor, der 16. 17.
Kahlköpfigkeit d. Orientalen, Ursachen 23; II 130.
Kairo, Schlangen-Schutzgeister, 434 ff
Kaiserschnitt, b. d. Persern verboten II 208.
Kaisunisade, med. Schriftsteller 18.
„Kalaf", Antifiebermittel 250.
Kallimachis, Joannes 47 bis 48.
Kallirhöe, Bäder 94.
Kaloistri, Feldschere 185.
Kamasutram 8. 72. 80; II 199.
— üb. d. Auparischtaka der Eunuchen II 231.
— Einteilung der Männer u. Frauen u. d. Dimensionen ihrer Geschlechtsteile II 206.
— über Haarpflegemittel II 126.
— üb. d. Kräfte d. Menstrualblutes II 148.
— über d. Krähe 424.
— über Liebeszaubermittel II 6—8.
— Mittel z. Verengerung d. Vulva II 204.
— über Onanie II 236.
— üb. Schmieren des penis II 192.
— üb. d. zarte Vorgehen b. Coitus II 197.
Kamele, Schmeichelname f. Mädchen II 188.
Kampfer 69; II 251.
Kampferquelle 82.
Kanitz, F. 12; II 100.
Kanthariden 212, II 251.
Karadscha, Dolmetsch u. Arzt 47.
Karadsics, Vuk 263.
Karawanenbrücke in Smyrna, Quartier der Prostituierten II 190.
Karikaturen d. Krankheitsdämone 302.
— d. bösen Auges 297.
Karneol 285.
Kasiktschi, türk. Chirurgen 194.
Kasim Pascha, Wundarzt II 72.
Kasernen im Bade 84.
Kastamuni, Syphilis daselbst II 189.
Kastration, siehe Eunuchen.
— Strafe f. Ehebruch II 227.
Kataplasmen 241.
— bei Fieber 246.
Kater 350.
— v. bosn. Frauen als Werkzeuge d. Unzucht gebraucht II 220.
Kätzchen, siehe Rotlauf.
Katze 222. 344. 348. 417.
— im Aberglaube 357. 361.
— Sodomie mit II 220.
— als Vampyr 364.
Katzenelson, Dr. med. L. 16.
Kaufmann, David. Ueber d. jüd. Arzt Conigliano 45.
Käuze, ihr schlechter Ruf 426.
Kaviar 218.
Kaviar, Mittel bei Pest 269. 270.
Kawehdschi und Chirurg 195. 197.
Kazwini 235 f.
Keffenbrinck-Ascheraden Freifrau von 117.
Kehren d. Zimmers, abergl. Ans. 396.
Keitschi, Spezialisten für Ausschläge 241.
Kerze II 289.
Kerzen bei Leichen 281.
Kerzendochtpillen 226.
Keuchhusten 234.
Keule, um allzukeusche Bräute totzuschlagen II 21.
Keuscher Leute Excremente als Heilmittel 206.
Keuschheit s. Lasterhaftigkeit, Unkeuschheit.
Keuschheit II 162 ff.
— -svorschriften Hamsa's d. Drusen II 170.
— — des Korans II 166 ff.
Kiamil-Pascha, Mutessarif 116.
Kind, das 205.
— d., im Aberglauben 295. 306. 341. 343. 345. 347. 349. 353 ff. 355. 399 ff., II 127. 130. 147. 261 ff. 330 bis 341.
— in moslem. Gesetzen II 29.
— Schutz vor Zauber 304. 307.
Kinder, Asiaten u. ihre Kinder 17.
— und böser Blick 293.
— Erziehung b. d. Fellachen 16.
— -fressende Dämonen 349. 350. 353. 354. 356.
— — Schleierkauz 425.
— Nervenkrämpfe 210.
— Pflege b. verschied. Volksstämmen 9.
— u. Verschreiung 294.
— gefährliche Dämonen 341. 352.
Kinderlosigkeit 348.
— als Scheidungsgrund II 42.
Kinderreichtum 272.
— -Spital in Schischli 24. 104.
Kindesmord mit Todesstrafe bedroht II 160.
Kindsberg, Diplomat 272. 273.
Kira (Chiera), einflussr. Jüdin II 77 ff. 88.
Kiriktschi, türk. Wundärzte 193.
Kirschenpfropfreis 161. 162.
Kismet 371 ff.
— bei d. Balkanslaven 372.
— u. Hausbau 372.
Kleid d. Profeten, Wunderwirkung II 298.
Kleiderluxus verboten II 186.
Kleiderpracht d. Favoritinnen II 93 ff.
Kleidung macht d. Arzt 129. 131.
Klein, Pastor 78; II 323.
Klystiere 227 ff.

Knaben u. Mädchen 376; II 341—351.
— Mittel um Knaben z. gebären II 166.
Knabenliebhaberei s. Päderastie.
Knickdenhals, e. serbisch. Art d. Coitus II 209.
Knoblauch 196. 217. 244. 257. 269. 354. 434; II 206.
— geg. Augenleiden 166. 167.
— u. Cholera 356.
— als inneres Mittel 316.
— s. Liebeszaubermittel II 6.
— als Schutzmittel 181. 293. 303. 304. 306 ff. 314 ff. 382.
Knochen s. Heilmittel 69.
— v. tot. Juden 246.
— v. Kröten als Liebeszaubermittel II 4.
— d. Tigers als Arznei 160.
Knochenbrüche 190. 193.
— -Pulver v. Kamel als Augenpulver 60.
Knöpfen im Aberglauben II 248 f.
Knoten 244. 293; II 265. 295.
— im Aberglauben II 248 f.
Knurren in d. Gedärmen 225.
Koch, Dr. 89. 90.
Koch und Arzt 133. 134.
Kohlblätterumschläge 219.
Kohle im mediz. Aberglauben 246.
Kohlen, Spucken auf glühende 322.
Kohlen-Orakel 219. 323. 326; II 4.
— -Schaufel bei Beschwörungen 239.
Kohol. Vgl. Augenschminke.
Kobol 76—80.
Kolik 226.
„Kölnische Zeitung" 16—17. 23. 354; II 368.
— üb. Mandragora 318 ff.
Kolo (siehe Reigenlieder)
Komet und Aberglaube 388.
Konstantin der Grosse 88.
Konstantinopel 208.
— Hygiene 273 ff.
— Narrenspital 100.
— Pestjahre 273.
— Zahl d. Spitäler um 1750. 100—101.
— Gebrauch b. Epilepsie 179.
— Heilmethode bei Gelbsucht 237.
— Mittel bei Bauchschmerz 226.
— — bei Halsweh 232.
— — gegen Keuchhusten 234.
— — gegen Kopfschmerz 216.
— — gegen Krätze u. Grind 240.
Kontusionen m. Hennah behandelt 76.
Konvulsionen 221.
Kopfhaar der Jüdinnen II 110.
Kopfleiden 201. 299.
Kopfschmerzen 148.196ff. 206. 218 ff. 380.
— abergl Ursache 401.
— Georgstag 381.
— im Spiegel 99.
— v. d. Füssen aus kuriert 219.
Köprili, Grosswesir-Familie 43.
Kopten, Arten d. Kastration b. d. II 229.
— Verschneidung der Mädchen, Gebrauch II 221.
Korallen, Schutzmittel 293. 299. 302.
Koran 175. 209.
— über Ammenlohn II 323.
— üb. d. Arten d. Coitus II 207.
— über Ärzte 132.
— über Bestimmung 371. 372.
— üb. Bevorzug. männl. vor d. weibl. Geschlecht II 347 ff.
— Bezeichnungen für sexuelle Dinge II 136ff.
Koran üb. Coitus in d. Fastenzeit II 196.
— üb. d. Dauer d. Säugens II 327.
— üb. d. Ehe II 21 ff.
— üb. Ehebruch II 47 ff.
— Entstehung d. Frucht II 282—286.
— u. Epilepsie 180.
— üb. Erblindung 167.
— üb Erschaffung d. Menschen 277.
— üb. Familie u. Frömmigkeit II 16.
— üb. Geister 362.
— üb. Hurerei II 181.
— üb. d. Huris im Paradiese II 125.
— üb. Jesus Christus u. d. Jungfräulichkeit der Gottesmutter II 349 bis 351.
— Keuschheitsvorschriften II 168 ff.
— über Langlebigkeit 277 278.
— üb Lokman 32.
— üb. d. Mutter als Amme II 323.
— über Nachkommenschaft II 262.
— üb. die Nacht El Kadr 383.
— üb. Onanie II 236.
— üb. Pflichten u. Rechte d. moslem. Eheleute II 29 ff.
— üb. Pocken 251—252.
— üb. paradiesische Quellen 82.
— üb. Salomo 312—313.
— über Scheidung II 40 ff.
— üb. Schmückung der Frauen II 187.
— gegen Sektionen 58.
— üb. Sodom II 211 bis 212.
— üb. die Todesstunde 279.
— -Suren als Beschwörungsformel 148.
— üb. Ungehorsam d. Frauen II 51.
— Verfluchung d. Selbstmordes 278.
— über Verunreinigung durch Coitus II 194.

Koran-Vorlesen, Heilmittel 148.
— s. Satzungen, nach Mohammeds Bedürfnissen gestaltet II 25.
— Uebersetzungen 9.
— -Verse als Heilmittel 165. 167; II 246.
— — Mittel z. Erleichterung d. Geburt II 297.
— — als Heilmittel b. Impotenz II 249.
Koreanische Medizin 16. 156—168.
— Pharmakologie 158 bis 163.
Kornelkirschenzweig 385
Körper des Menschen, Ansichten serb. Volksärzte 245.
Körte, Alfred 16.
Kösem, bedeutendste Sultanin-Mutter 17; II 82 ff. 95 ff.
Kosmetik 67—80.
Kosmetische Sphären, sieben 410.
Köster, Prof. Dr. 16.
Krabben als Medikament 161.
Krachen v. Gegenständen, böse Anzeichen 395 ff.
Krähe, die 424, II 6.
— d. ind. Art d. Mund-Coitus II 251.
Krafft-Ebing über chines. „Sport" m. Gänsen II 221.
Kraft in den Haaren II 129.
Krämpfe 148.
— der Kinder 161.
— u. Zittern durch Erschrecken geheilt 214.
Krankenbesuch verboten 98.
Krankenwärter 51.
Krankheit, rätselhafte. Selims I. 88.
— u. Unglückstage 378.
— u. Heilmittel 203 bis 242.
— festgestellt durch Träume 390—395.
— Anzeichen 394 ff. 417 ff.
Krankheit, Dämone 13. 15. (Pest) 267. 268. 353—370. 388.
— — Der Epilepsie-Dämon 16.
— — Lübeck in Bezug auf Mazed. 6.
— — Vgl. Salomo's Siegel.
Krankheitsgeister 172. 219. 224.
— bei d. Hebräern 101.
— der Tod ein Geist 278.
Krankheitszauber 148. 290 ff. 399.
Krätze 210.
— m. Asphodeluszwiebelsaft kuriert 74.
— Bäder, Heilmittel dagegen 82.
Krauss, Dr. Fr. S. 181. 212. 219. 263. 279. 301. 307. 329 ff. 348. 356. 378. 380. 381. 417 ff; II 4. 100. 122. 181. 150. 164. 171. 176. 208. 270. 330.
— vgl. auch Lieder der Südslaven, südslav. Gebräuche etc.
— Folklor Arbeiten 7.
Kräutersammler 67.
— in Bosnien 209.
Krebs 242.
Kretensische Missgeburten II 354.
Kreuz, d. als Antizaubermittel 358.
— Heilmittel 234.
— als Schutzmittel 295. 303 ff.
seine Zauberkraft 348.
Kreuzesbruderschaft, rumän. Gebr. 284.
Kreuzküssen d. Schwangeren verboten II 288.
Kreuzweg im Aberglauben 182. 305. 344.
Kreuzzeichen II 338.
Krieg, d. Haremsfrauen verursacht II 88.
Kriegs-Chirurgie b. d. Serben 188.
— -Gepflogenheit, Schwangere aufzuschlitzen II 286.
— -Vorbedeutungen 389.
Krokodil, Sodomie mit d. II 219.
Kronen f. sultan. Favoritinnen II 95.
Krötenknochen f. Liebeszauber II 4.
Krummer Blick, s. böser Blick.
Küchenmeister 432.
Küchenmesser als chirurg. Instrument 186; II 306.
Kuckuck 386. 427 ff.
Kuhmist m. Hennah gemischt 74.
Kuh-Teile als Erweckungsmittel bei Scheintod 280.
Kumis 218.
Künstliche penes II 238 ff.
Künstliche vulva II 239.
Kupczanko 7.
Kupfer 223.
Kuppelei II 53.
Kuppler, Namen und Schimpfwort II 137.
Kupplerin 231.
— Hebammen als II 261.
Kurden, Verehrung d. Knoblauchs u. d. Zwiebeln 318.
— Hochzeitsbräuche II 119.
Kurdistan 24.
Kurpfuscher 27. 54.
— Apotheker 67.
— Gesetz gegen sie 47.
— in Korea 167 ff.
— in Syrien 22.
— europäische in der Türkei 127—137.
— orientalische 137.
Kurpfuscherei 63.
Küsse beim Coitus II 197.
— d. Schwangeren, böse Folgen II 286.
Küssen, bestraft II 184.
— schlafender Kinder verboten II 336.
Kussgedicht, türkisches II 197.
Kussmaul, d. Epilepsie-Dämon 16.
Küstendil, Schwefelquellen 86.
Kutahije, Mineralbäder 87.
Kutbeddin, Hofarzt 30.

Labarta, Krankheitsdämonin 359.
Lachen u. Weinen 396.
Lage d. Kindes bei d. Geburt II 301 ff.
Lago, Dr. 273.
Lahmen d. Kindes, abergl. Ursache II 288.
Lähmungen 148. 174.
— d. Erschrecken behoben 214.
— kuriert durch d. Bäder von Ayn Kibrit 98.
Lakritzensaft 22.
Lamairesse, E. 8; II 232.
Lämmerblut als Arznei 381.
Langkavel 16.
Langlebigkeit 276—278.
— abergl. Gebrauch, s. II 282.
— gesichert d. Menstrualblut als Heilmittel II 148.
— hundertjährige Aerzte 82.
— Türk. Mausser., Verzeichnis altgewordener Profeten 16.
Lapadschi, Feldschersubstitut 129.
Lappen, gesegnete 148.
Lärm um Neugeborene II 336.
— vor d. Hause d. Wöchnerin II 315.
Lasterhaftigkeit (vgl. auch Unzucht).
— II 166—172.
Latinek, Kurpfuscher 130—133.
Latwergenfabrikanten 68; II 252.
Launay, L. de, üb. Thermalbäder 12.
Layard 22. 326.
Leanderturm als Pestspital 273.
Lebendig begrab. Huren b. d. beidn. Arabern II 181.
Leber des Fisches 172.
— des Hammels geg. Augenleiden 166.
— v. Knaben als Medikamente 160.
— u. Galle d. Fisches geg. Augenleiden 167.
Leberleiden, geheilt in d. mesopotam. Bädern 96. 98.
Lebovics, Dr. 20.
Lediger Stand in rumän. Auffassung II 15.
Legenden von Quellenverunreinigung 90.
Legh über die Bäder von Kallirhöe 94.
Lehmann, C. F. 18.
Leibweh u. Georgstag 381.
Leichtgläubigkeit der Orientalen 128. 131.
Leidenschaft b. Coitus II 198. 207.
Leidesdorf, Prof. 64.
Lempriere, W., Engl. Wundarzt 17 (daselbst irrtümlich: Wunderarzt gedruckt).
Lenormant, François 17. 417.
Lepra 247.
Lesbische Liebe II 233. 234.
— Praktiken in den Bädern 88.
Levirat II 45.
Liebe II 103.
Lewy, H. 22. 366. 399. 401.
— M. A. 336 ff.
Libanonkrankheit 232. 233.
Liebe II 117—120.
— in Albanesien II 170.
— ihr Begriff b. d. Orientalen II 8.
— gefährliche II 8—9.
— und Eunuchen II 229. 230.
— u. Schläge 199—300.
Liebesäpfel 319; II 261.
Liebestränke 321; II 3 ff.
Liebeszauber 281; II 3 ff.
— d. Glückshäubchen II 330—331.
— und Menstrualblut II 148.
Liebstöckl II 5.
Lieder, erotische, der Südslaven II 8. 126. 127. 136—142. 150. 171—174. 192 ff. 198 bis 208. 217—220. 247. 260 ff.
— zur Bezauberung II 6.
Lilith 336 ff. 347 ff.
— s. Krankheitsdämonen 358.
Limonade 226.
Limonensaft 226.
Lindenkohle als Desinfektion 240.
Lindenmayr, Dr. E. 17.
Lippenlack, ind. 72—76.
Litteratur, obscöne II 184.
Löbel Efendi, D. Theophil 8; II 100 ff.
Lochner, Hans, Nürnberger Arzt 16.
Locken d. Kindes bei d. Geburt II 296. 299.
„Lodzer Zeitung“ 179.
Löffel in Speiseresten (Abergl.) 220.
Lokman 32.
London, Dr. B. 17.
Los d. Günstlinginnen II 98—99.
Lorbeerzweige, Ingrediens f. Liebestränke II 4.
Lorinser, Dr. 20.
Lot II 211—212.
Loyer, afrik. Schröpfmethode 195.
Lübeck, Dr. 6. 218. 248. 270. 344. 394, II 357.
Ludwig I. v. Bayern 108.
Lügen, Geburtstag als Ursache 386.
Lungenkatarrh 216.
Lungenleiden 236.
— Rosenzucker als Heilmittel 70.
Luntz, A. M. 16.
Lüring-Dümichen 17.
Luschan, Dr. F. von 17.
Lutfi, Grosswesir 73.
Luxus d. Profetenfrauen II 27—28.
Luxus der Haremsfrauen II 95.
— d. Sultansharems II 93 ff.
— Ursache e. Sultansmordes 95.

Machmud I. 46. 49.
— Kleiderluxusverbot II 186.
— II 51 ff. 80. 161. 162. 274. 276.
Mädchen II 341—351.

Mädchen, Gebräuche u. Abergl. II 336.
— Geburt e. Mädchens als Unheil II 342.
— statt Knaben, v. Rivalinnen angewünscht II 342.
— Vorzug derselben b. d. Kurden II 341.
Madderny 18.
Magenschwäche 226.
Magnesia, Spital 100.
Magnetische Kuren 175.
Mai-Monat 386.
Maïmanna, letzte Frau Mohammeds II 26.
Maimonides 35.
Major, Botschaftsprediger 106.
Maltzan, H. v. 17. 330. 331.
— über Rosenöl 70. 71.
Mamun, Kalif 68. 76. 207.
Mandragora 316—321; II 261.
Mangal (off. Kohlenherd) 84.
Mannhardt 368.
Manos, griech. Familie 45.
— griech. Pseudodoktor 47.
Mansur, arab. Kalif 38.
Manna 228. 229.
Manuscripte 17.
Maria Dudu 9. 150 ff.; II 163.
Maria, Jungfrau II 349—351.
Mariam, d. Koptin 38; II 26 ff.
Marko Pascha, Dr. 64.
Marokkanischer Aberglaube 331. 343.
— — d. Tage betreffend 378.
— Behandlung d. Syphilis II 246.
— Gebräuche 166. 209.
— — b. Kopfschmerz 219.
— — Quedenfeldts Arbeiten 6.
Marokkanisches 392.
— Liebeszaubermittel II 11.
— Mittel geg. bösen Blick 13.
— — geg. Fieber 250.
— — geg. Krätze 240.
Marokkanisches Schutzmittel 306—308.
Marokko, Hannah 74.
— Vgl. Quedenfeldt, Lempriere.
Maronitenkloster bei Tripolis als Irrenspital 173.
Marotti, Dr., verbannt 208.
Marr, Wilhelm 19.
Martial, über Eunuchen II 230.
— überKastration II 227.
— üb. sexuelle Leidenschaftlichkeit II 198.
Märtyrerinrangf. Schwergebärende II 274.
Marx, über Liebestränke II 4.
März 365.
Märzfaden 303. 385.
Neumondstage im März nicht geheuer 384.
Mascagna, griech. Aerztefamilie 110.
Maschchas, Amulet 304; II 317.
Maserdscheweih, jüd. Arzt 33.
Masern 20.
Masih Ibn Jahja 141.
Massage 18. 215—217. 224 ff.
— nach d. Entbindung II 307.
— d. Niederkommenden II 301. 302.
Masseure, Werkzeuge d. Päderastie II 217.
Masseusen u. Frotteusen 216 ff.
Mastix 22. 78. 225, II 132.
— -pulver-Rauch 221.
Matschka b. Trapezunt 90.
Mattioli 18.
Maulbeerbaum s. Verbrennung, e. fromme That 385.
— -knospen als Medikament 303.
Maulwurf und Halsweh 232.
Maurokordato, Dem. 18. 19. 34. 140. 241; II 280.
— üb. Syphilis in d. Türkei II 248.
Mäuse 292. 419.
— gebrat., Mittel, um d. Bettpissen abzugewöhnen II 337.
— tote, als Heilmittel 221.
Mawrogeni, Gesandter [illegible]
Mawrokordato, Alexand. griech. Arzt 43. 47 ff.
Mazedo - Walachische Hochzeitsgebräuche II 105.
Mazedonischer Beschwörungs-Gebrauch b. Erkrankungen durch Schreck 213—214.
— Fiebersagen 243.
— Traum - Aberglaube 394 ff.
Mead 22.
Mechithar, armen. Arzt 19.
Meckel, üb. geschwänzte Menschen II 358.
Meder, Augenschminke, der 77.
Medikamente 146.
— köstliche 101.
— -Verfertiger 189.
Medinawurm 231.
Meerschaum 69.
Meerzwiebel 321.
Mehmed-Schah 37.
Mehmed Saalih, Dr. 57 bis 58.
Mekka-Milch 218.
— und Medina pestfrei 271.
Melonen 227.
Menschen- und Pferdekot als Heilmittel 266.
Menstrualblut als Liebeszaubermittel II 4. 11. 12.
Menstruation 241, II 32. 40. 314. 322.
— -Gebräuche u. Abergl. II 143 ff.
— u. Schlange 430.
— -Beschwerden 206.
Merjem Hatun, s. Maria Dudu.
Mesk, siehe Müsk.
Mesopotamien, Bäder 95 bis 98.
— Beulen 5.
— Pestepidemie 4.

Mesrob Dschermak, armenisch-gregor. Bischof 4.
Messani, Frau, Hebamme 65; 280.
Messchâka, Michael 14.
— über mediz. Verhältnisse in Damaskus 111.
— über syr. Zustände 141. 142.
Messer f. magische Kur 140. 226. 235. 355.
Metzger, Emil 428.
Metzowo, Heimat griech. Steinoperateure 194.
Meyer's Konvers. Lexikon 22.
Michael ben Hasseweih, arab. Arzt 207.
Mietehen II 22.
— v. Türken mit Griechinnen II 86.
Mihiri, die türkische Sappho II 233—234.
Milane u. Pest 431.
Milch 227. 234. 266.
— v. Tieren 218.
Milchentziehung II 320.
Milchgeschwister II 326.
Milchgrotte b. Bethlehem II 322.
Milchner, Dr. Massage im Altertum 18.
Milchstein, albanes. Talisman zur Förderung der Muttermilch II 320.
Milchzahn II 338.
Milzkrankheiten 285.
Minas, Dr., österr. Arzt 275.
Mineralquellen 86ff. 89ff.
Mineralwässer 22.
Minium II 309.
Mirobolanum 229.
Missgeburten II 362 ff.
— -gestaltete, Scheu d. Albanesen vor 271.
— -gestaltete, b. d. Hebräern v. Priesterdienste ausgeschlossen II 362.
Mistkäfer als Medikament 161.
Mitgift II 24.
— durch Prostitution erworben II 182.
Mitgift osman. Prinzessinnen II 66. 67. 69.
Mittagsstunde 376. 379.
Mittagszeit 305.
Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft 13. 339.
Mittel geg. Syphilis II 245 ff.
— geg. Unfruchtbarkeit II 258.
— volksmediziu. in d. Schwangerschaft II 290.
— z. Erleichterung d. Entbindung II 295.
— z. Hervorrufung d. Menstruation II 144 f.
— z. Milchförderung d. Amme II 322.
— z. Unterdrück. d. Menstruation II 144.
Mitternacht 182. 266. 269. 329. 357. 381; II 288. 339.
Mitternachtsstunde 376; II 316.
Moawia (Moawije), Kalif 31. 209.
Mohammed, Profet 185.
— Bekämpfung d. Impotenz II 249. 254.
— in d. Beschwörungsformeln 326 ff.
— u. d. böse Blick 290 bis 291.
— Ausspruch über d. Coitus II 16.
— über Diät 248.
— üb. Ehe u. Coitus II 32.
— Empfehlung der Anrufung Gottes b. Coitus II 195.
— über Gesundheit 203 bis 204.
— üb. Beschwörungen d. Impotenz 328.
— üb. d. Jungfrau II 124. 125.
— 's Kleid als Wundermittel II 296.
— 's Lieblingsspeisen 318.
— Ueber Medizin bei den Arabern 31.
— über Onanie II 236.
— als Pantoffelheld II 25.
Mohammed gegen Pestabergl. 267.
— über Polygamie II 21 f.
— über Räucherung 226 bis 227.
— 's Schamhaftigkeit II 165.
— Gesetze z. Schutze d. Schwangeren II 263.
— über Schwergebärende II 274.
— über Speisen d. Schwangeren II 287.
— u. Sunna der Kopte 32.
— über Träume 391.
— umgeht s. eigenen Ehegesetze II 93.
— üb. Unterdrück. d. Menstruation II 145.
— Verbot d. criminellen Abortus II 275.
— Verbot d. Nacktgehens um d. Kaaba II 160.
— Verfluchung d. falsch. Haare II 127.
— als verrückt verschrien 169.
— Vorgehen b. Coitus II 196.
— und d. Wasser 246 bis 249.
— als Zahnarzt 202.
— s. Zeugungsfähigkeit II 21.
Mohammed I. Sult. 28-29.
Mohammed II., Freund d. Aerzte 29. 30. 50.
— berüchtigt. Päderast II 213.
Mohammed III., Sultan 41.
— beherrscht v. Weibern II 81 ff.
Mohammed IV 43. 223. 234. 236 ff.; II 88.
— durch e. Blitz v. obscöner Lektüre abgeschreckt II 184.
— Aga Kremli, Wunderarzt 146.
— Ali v. Aegypten 140.
— Emin, Arzt 49.
— Jenibaghsche, Arzt 45.
— Karamani, Grosswesir 30.
— Ober-Wundarzt 39.
— Pascha, gegen die Päderastie II 215.

Mohammed IV., Saïd, Arzt Machmuds I. 46.
— Sohn Kaisuni's, Arzt u. Dichter 39.
— Sokolli, Grosswesir 39. 40.
Mohammed es Ssoldo, tunesischer Krankheitszauberer 331.
Mohammedije-Schule s. Universität.
Mohnsaft bei den Koreanern 161.
Mokka 84.
Molken 217. 227. 366.
Mollah Essar, Arzt geg. bösen Blick 291—292.
Moltke in d. Türkei 173.
Monate, abergl. Bedeutung 386.
Mönche, ihre Geilheit II 172.
Mond 332. 356. 383.
— im Traume Osmans 393.
Mondenschein u. Grind 384.
Mondgöttin, Beschützerin der Geburt II 277.
Mondlicht dem Säugling schädlich II 322.
— schädl. Einfluss II 337.
Mongeri, Dr 103.
Monogamie, nach Omer Haleby, Ursache d. Prostitution II 188.
Montagu, Lady, üb. Frauenbäder in Sofia 83—84.
— und die Pockenimpfung 252.
Montenegrinischer Aberglaube 245. 346.
— — s. Tage betreffend 382.
— Ansichten üb. Epilepsie 180.
— Hausschlange 495.
— Hochzeitsbräuche II 169.
— Medizin 19.
— Mittel geg. Halsleiden 284.
— Vampyre 361.
Monumentale Darstellung d. Mund-Coitus II 231—232.
Mora 351.
Mordtmann, Dr., deutscher Arzt 109.
Morgen, d., arab. Bezeichnung f. Jungfrauschaft II 124. 136.
Morgenstunde im Aberglauben II 11.
Morier II 290.
Moschusäpfel, berühmte 68.
Mose ben Zadaka, Arzt 34. 35.
Moses' Augenleiden 167.
— u. s. Sprachfehler 222 ff.
— Verbot auf Vogelgeschrei zu achten 421.
— Hamon, jüd. Hofarzt 39.
Moslemischer Abergl. d. Tod betr. 283.
— Ansicht üb. Krankheitsdämone 174.
— Gebräuche b. erst. Haarschnitt d. Knaben II 124.
— Verehrung d. Wahnsinnigen 169.
Most, Dr., über Amulete 299.
„Motebir", med. Werk 35—36; siehe Ebulberekat und „das Geachtete".
Motedir, Kalif 68.
Moxen 201 ff.—250.
Mrazovic, Milena 19; II 290. 292. 296. 315.
Muchaleseeh, fabelhaftes Kraut 210.
Muchsinsade, osman. Grosswesir 85.
Muderris Nuuman, Lehre v. d. Vorbedeutungen 389.
Mufti. Ein Hofarzt wird Mufti 46.
Mühling, Dr. v., deutscher Arzt 109.
Mukaddasi, arab. Nachrichten 12.
— üb. Talismane 301.
Müller, Friedr., Hausvater im deutsch. Aussätzigenspital in Jerusalem 119.
Müller, Dr. Josef 23; II 45.
Mummenspiel, erotisches, d. Serben II 175.
Mund-Coitus II 230 ff.
— — der Eunuchen II 230.
Mundgeschwüre 222. 223.
Mungo-Park afrik. Schröpfmethode 195.
Münz, Dr. J., üb. jüd. Aerzte im M.-A. 19.
Münzen als Schutz- u. Heilmittel 99. 160. 161. 238. 295. 297. 304; II 317. 365.
— im Badewasser d. Neugeborenen, II 393.
Murad II. osm. Sultan 29. 36.
— Einfluss d. Frauen auf ihn II 76.
Murad III. 39. 100. 180.
— s. gr. Zeugungskraft II 265.
Murad III. ertränkt Weiber wegen Nestelknüpfens II 264—266.
Murad IV. 41. 42. 139. 224. 387; II 82 ff.
— s. Liebe f. Knaben II 216.
Murad V., Sultan 64. 65. 170.
Musa, Geliebter Murads IV. 214.
— Leibarzt Osmans II. 41.
„Musik" beim Coitus II 199.
— e. Heilmittel geg. Wahnsinn 101.
Musk, Parfüm II 256.
Muskatnuss 226.
Mustafa II., 44. 170. 171.
Mustafa III. 46. 49. 50. 127. 136.
— u. d. Frauen II 87.
— Verbot d. Kleiderluxus II 187.
Mustafa Ismael, Dr. 57.
Mutter als Amme II 323 ff.
Mutter der Gläubigen II 22.
Mutter Gottes 162; II 294—295.
— in Beschwörungsformeln 213. 214.

Mütterliche Aufopferung f. d. Säugling, bosn. Sage II 329.
Muttermal II 288. 307.
Muttermilch II 319. 329.
Myrrhe 69; II 257. 300.

Nabelschnur II 307 ff.
— als Amulet II 308 ff. 355.
Nachgeburt II 307.
— -Teile als Mittel, e. Muttermal z. beseitigen II 307.
— Verbrennung v. Teilen derselben, um scheintot. Kinder z. beleben II 355.
Nachsterben 282 ff. 402.
— Orakel darüber 283.
Nacht d. Diplome bei d. Moslems 383.
Nacht 1001 II 210.
Nächte, bestimmte, den moslem. Frauen garantiert II 26. 29. 30.
Nachtigall, Bülbül 97.
— als Krankenspeise 101.
Nacktheit II 169, II 184. in d. Frauenbädern 84—86.
— b. Amuletverfertigen erfordert. II 339.
— d. Säuglings gefährlich II 322.
Nägel d. Finger im Aberglauben 294.
— -färben m. Hennah 74.
— -färben in Persien 75.
Nähen des Schleiers, abergl. Ansichten 399.
— v. Kleides am Leibe 399.
— und Impotenz II 248.
Nahrung, erste, d. Wöchnerin II 311.
Namen, abschreckende, d. Neugeborenen II 357.
— altserbische, f. Bräutigam u. Braut, Gatte u. Gattin 374.
— f. Abortus II 270.
— f. Ammen II 325.
— f. Amulete 301.
— f. Apotheker u. Apotheke 66.
— f. Arzt 65.
— f. Augenärzte 164.
— f. Aussätzige 111. 112.
Namen f. Bad 86.
— f. Beschwörungen 328.
— besond. Bedeutung einiger II 336.
— serbisch. f. Besprechungen 329.
— f. Bezauberung II 10.
— f. Bezoar 210.
— f. blasenziehende Mittel 200.
— f. Bleichsucht 238.
— f. Bl... Bl... 200. 292.
— pers., für Blutegel 199.
— f. Brennmethoden 202.
— f. ... ... Tätowierung 200.
— f. Cholera 253. 254.
— u. Bezeichnungen f. Coitus II 136.
— f. d. coitus in anum II 138.
— für Droguisten 67.
— f. Ehebruch u. Ehebrecher II 157.
— f. Epidemie 251.
— f. Epilepsie 180. 243.
— f. Eulen 427.
— pers. f. Fieber u. Typhus 193. 250.
— südslavischer, f. Fieber 243.
— f. Fontanelle 201.
— f. Gelbsucht 238.
— f. d. Gesäss II 141.
— f. Gicht 221.
— für Gonorrhöe II 245.
— für Harn II 140. 141.
— für Hebammen II 281.
— für Hysterie 241.
— f. Jungfernhäutchen II 124. 135.
— arabischer, f. Jungfrauenschaft II 124.
— für Kampfer II 251.
— für kinderlos II 255.
— f. Knurren in d. Gedärmen 225.
— für Kohol 77. 78.
— für Kolik 226.
— für Kopfschmerz 218.
— d. Krankheiten 8. 12.
— f. Kräutersammler 67.
— f. künstl. Penis u. künstl. Vulva II 239.
— pers., f. Lanzette u. Venen 198.
Namen f. die männlich. Geschlechtsteile II 138. 140.
— f. Massage 215. 216.
— für Mastix 73.
— für Medikament 66.
— u. Bezeichn. f. Menstruation II 136.
— für Molken 217.
— für Niederkunft, für Onanie II 137.
— für Päderastie II 188.
— für Pest 263. 264.
— für Pocken 252.
— f. Prostitution II 137.
— für Rabe 431.
— f. Räucherungen 323 bis 324.
— f. Rheumatismus 224 bis 225.
— für Rosenessenz 70.
— für Rotlauf 238.
— für Skarifikation u. Aderlass 196.
— für Schanker II 141.
— für Schröpfköpfe 199. 200.
— für Schwangerschaft II 266.
— für Skropheln 241.
— für Sperma II 137.
— für Syphilis II 245.
— f. Tod u. Sterben 279.
— für Tripper II 141.
— türkischer, f. Uebertragung 329.
— für Unfruchtbarkeit II 262.
— f. Vampyre 359. 362.
— für die weibl. Geschlechtsteile II 138.
— f. Wöchnerin II 311.
f. pers. u. türk. Wundärzte 193 ff.
— für Zahnärzte 202.
— für Zwiebeln 316.
— -Aenderung d. Kindes, um Krankh. z. bannen II 358.
— -Gebung, türkische II 357. 359.
Nargillen 95.
Narkotikum (Mandragora) 421.
Narrenspital, Konstantinopel 138.
Narrenwärter 139.
Nase i. Abergl. 294. 297.

Nasenbluten 280.
Nassi, Don Josef 40—41.
Nassmachen des Kindes II 337.
Nassreddin-Schah 37.
Nathanael, Ibn Dschenin Aaschair 35.
Nathrah, Besprechung d. Wassers 205.
Natternhaut, Medikament 226.
Naturwissenschaften, b. d. Arabern 24.
Naumann, Dr. Edmund II 103.
Nedaji, Dichter u. Arzt 39.
Nefii, Verf. obscön. türk. Gedichte II 184.
Negerkuss als Heilmittel II 337.
Neid der Rivalinnen verursacht Unfruchtbarkeit II 265.
Neid von Collegen 28.
Nervenkrämpfe d. Kinder 210.
Nervenkrankheiten 207.
Nervosität 242.
Nestelknüpfen 281.
Nestelknüpferinnen ertränkt II 264.
„Neue Freie Presse" 4. 64. 369.
„Neues Wiener Tagbl." 6.
Neugeborenes, s. Behandlung II 332 ff.
Neujahrstag II 12.
Neumann's Armen. Lit. Gesch. 19.
Neumayer, Dr. II 353.
Neumond 269. 365.
— bei d. Albanesen 384.
— u. langes Haar 384.
Nezid, bosn. Krankheitsgeist 219.
Nichtalleinlassen der Wöchnerin u. d. Neugeborenen II 315.
— -beurteilt. Wasser 348.
— -erzählen v. Besprechungen 322.
— -sprechen b. Entzauberung 206. 305.
— — üb. Geistererscheinung. 386.
— -umschauen 182. 344.
Nichts verleihen u. verschenken aus d. Wöchnerinnen-Zimmer II 315 f.
Nidaji, Verf. ein. türk. med. Manuscr 18.
Niederkunft II 291—309.
— Behandlung d. Frau nach d. II 310 ff.
— 8 Tage darauf bester Coitus nach südsl. Ansicht II 200.
— u. Hunde 416.
Niesen u. Abergl. 397.
Nikolaus St. in Beschwörungsformeln 239.
Nilwasser 246—247.
— Mittel geg. Unfruchtbarkeit II 268.
Nischan, Verlobungsgeschenk II 64.
Noah in Beschwörungsformeln 211.
Nolde, Baron II 359—360.
Nordafrikan. Sage über Elephantiasis 241.
Notaras, letzter Grossherzog d. byzant. Reiches II 218.
Notzüchtigung v. Christinnen gestattet II 56.
November 386.
Nowak Opaliisch, südslav. Liebeszauberer II 4.
Nuh Efendi, Ital., Renegat 44.
Nur Banu, Sultanin Walide II 76.
Nuss, d. u. Fruchtbarkeitsorakel II 8.
— ihre Rolle b. d. Entbindung II 296.

Oberaufseher d. Huren in Kairo II 183.
Obscöne Teile v. Tieren als Schutzmittel 399.
Obst, gekochtes, Pestmittel 269.
Obstbaum 245.
— u. Fruchtbarkeit II 267.
Odaliske, das Wort II 17.
Ofenröhrenniederschlag als Heilmittel 223.
Ofenthon als Heilmittel II 337.
Oeffentliche Häuser, besonders bezeichnet in Sofia II 190.
Oeffentlichkeit d. Defloration II 198.
Offentragen d. Penis II 164.
Oeffnen alles Verschlossenen b. d. Niederkunft II 294.
— v. Fenster u. Thüren, um d. Tod hinauszulassen 281.
Ohnmachten 221.
— Rosenessig als Heilmittel 70.
Ohren, grosse 276.
Ohrentzündung d. Kinder, abergl. Ursachen II 317.
Ohrensausen, abergl. Bedeutung 397.
Ohrenschmalz 158.
Oel 190. 192. 256; II 299.
Oelbaum 132.
Oele, Handel mit 68.
Oeleinreibungen 225. 220. Erleichterung d. Geburt II 300.
— Mittel gegen Pest 265.
Oelpresser 67. 139.
Olearius 208.
Olibanum 226. 227. 234. 269, II 300.
— Speise f. Schwangere II 287.
Oliven geg. Diphteritis 165.
— erste Nahrung der Wöchnerin II 311.
Olivenspeise und Geschlechtsbestimmung II 344.
Omar, Kalif 220. 348.
Omer Efendi, Leibarzt 41. 45.
— Haleby 71—72. 339; II 10. 30. 48. 161.
— — üb. Beschneidung II 362 ff.
— — üb. d. bösen Blick 391.
— — über d. Coitus II 193 f.
— — über Eunuchen II 224. 227.

Omer Halehy üb. Geschlechtskrankheiten und ihre Heilung II 245—246.
— — üb. Impotenz u. ihre Bekämpfung II 249 ff.
— — über d. Jungfrau II 207 f.
— — üb. Onanie II 236 ff.
— — üb. Päderastie u. Sodomie 83; II 217.
— — üb. Polygamie II 16. 19—22.
— — üb. Prostitution II 168—169.
— — üb. Schamhaftigkeit II 165.
— — üb. d. Schlagen der Frauen II 209.
— — üb. Unfruchtbarkeit II 265.
— — üb. Unzucht mit Tieren II 220—221.
— — üb. d. Vorgehen b. Coitus II 195 ff.
— — üb. Waschungen u. geschlechtl. Potenz 247.
— üb. d. Weib als Jungfrau II 124.
— — Verf. v „El Ktab etc." 7.
— Pascha, sult. Haremsarzt 137.
Omm Habiba Profetengattin II 25.
— Salama, Profetengattin II 24.
Onan II 235. 269.
Onanie II 20. 232. 236 ff.
— Namen dafür II 137.
— verhindert durch die Beschneidung II 364.
Operationen b. Entbindungen II 306.
— auf d. Gasse 165.
Operative Selbsthilfe in Serbien 187—188.
Opium 20, 214. 226.
Opiumesser 42. 211.
Oppenheim, F W. 19; II 279. 283.
Oppert 336.
Ordination auf d. Gasse 148.
— in Apotheken 68.
— auf Umwegen II 159.
Ornstein, Dr., üb. geschwänzte Menschen II 353.
Ortsdämone 351.
Osiander, Dr. Joh. Friedrich 20.
Osman's Traum 398.
Osman II., Sultan 41. 387.
— Kleiderverbote etc. II 186.
Osman III., Sultan 46.
— Verbot d. Kleiderluxus II 187.
— durch Hodenzerquetschung umgebracht II 226.
— (Utman) bin Abderrahman, Arzt 18.
— Dr. 66.
„Osmanische Post" 108.
Osterfeuer in d. Grabeskapelle, seine Heilsamkeit 205.
— -Storch statt Oster-Hase 431.
„Oesterr Med. Wochenschrift". Reprod. Bernard'scher Berichte 11.
„Oesterr. Monatsschrift f. d. Orient" 10. 18. 23. 215. 285; II 130.
— — Spital in Konstantinopel 62. 105.
— in Smyrna 111.
— Aerzte in d. Türkei 273.
— Siehe Wiener Aerzte
Otr Eddin, Patron der Parfumeure 71.
Ovid, über Eunuchen II 226.
— üb Küssen b. Coitus II 198.
— üb. d Vorgehen b. Coitus II 196.
— Sprüchlein betr. d. Erkennungszeichen d. Dimensionen der Geschlechtsteile 292.
Ozrael (Todesengel) 308.

Päderastie 405, II 20. 52. 210.
— in den Bädern 83.
— Kutbeddin, Hofarzt u. Päderast 30.
— Namen dafür II 138.
Palästina, Thermen 91 ff.
— Vgl. Tobler.
— Abergl. 346.
— bös. Blick 298.
— Amulete 309 ff.
— Gebräuche 167. 201 ff.
— Räucherungen 323 ff.
— Schutzmittel geg. bös. Blick 309 ff.
Palgrave, W. G. 20.
Palmen, Symbole d. penis II 177. 371.
Panschir 217.
Pantoffel als Schutzmittel 418.
— -Geld d. Haremsdamen II 81 ff. 94.
Pardo, Dr. 20. 63.
— üb. krimin. Abortus in Konstantinopel II 272.
— üb. d. Hebammen in Konstantinopel II 280.
Parfumeure 67.
Parfums u. Coitus 71; II 197. 256 ff.
Parthenios, Patriarch II 36 ff.
Paspati, Alex. G., griechischer Arzt 20.
Pastilles de Sérail II 253.
Patenschaft, b. d. Moslems in Bosnien II 357.
Patlidschan als penis II 242.
Pechhaube 241.
Pechpflaster 88.
Pelzwerk, Luxus 72. II 93.
Penis II 202 ff.
— u. böser Blick 290.
— weg. ihr Dimensionen berühmte II 209.
— künstlicher II 238 ff.
— Namen dafür II 138 bis 140.
— Offentragen und Verhüllung II 184.
— Schmieren des II 192 bis 193.
— symbolisiert durch Speere II 177.
— und böser Zauber II 164.
Perichan, Frau Ipschirpascha's, vergewaltigt II 91.

Perle, ihre Heilkraft 236.
Persien 21.
— Defloration eines Mädchens II 170.
— Eunuchen in II 225 bis 226.
— Rechte d. Sklavin in II 33.
Persische Abortivmittel II 271.
— Aberglaube betr. Vorbedeutungen 396.
— Allheilmittel 207.
Persischer Gebrauch der Entfernung d. Schamhaare II 131.
— Färbe- u. Schönheitsmittel 75 ff.
— Frühjahrskur 227.
— Gebräuche, Dr. Polak's Buch 6.
— Gesetze gegen Ehebruch II 49.
— Glücks- u. Unglückstage 376.
— Liebes- u. Fruchtbarkeitsorakel II 8.
— Massage 216.
— Mittel gegen Fieber 250.
— Mietehen II 22.
— Mittel z. Erleichterung d. Geburt II 297.
— Polygamie, II 17.
— Volksmedizin 218.
— Wundheilkunst 192 bis 193.
Perversitäten, s. Unzucht, Päderastie, Sodomie, Eunuchen, Onanie etc.
Peskir, bosn. Schutzmittel 297.
Pest 10. 263 ff. 365.
— Abergl. Anzeichen ihr. Erscheinens 424.
— Bezoar Schutzmittel 210.
— Herbeizauberung 380. 381.
— Hunde deren Erzfeinde 417.
— u. Milane 421.
— Ruta, ein Mittel dagegen II 300.
— u. Sabbat 380.
— u. Samum 340.
Pest, die syrische 5.
— vorausgeahnt v. der Schlange 433.
— Dr. B. Beck üb. e. Epidemie in Mesopotamien 4.
— die Huren angeklagt als Ursachen d. Pest in Kairo II 183.
— Quellen-Angaben 20.
Pestärzte 270.
Pestfrau und Pestschwestern 264 ff.
Pestspital in Smyrna 110.
— u. d. Waschungen d. Moslems 247.
Pestzauber durch Frauenmilch II 329.
Peter d. Gr. Gesetz geg. Unzucht II 219.
Petroleum als ein innerl. Medikament 230.
Petrowitsch 20.
Pfeffer 209. 257.
— roter, als Schutzmittel 297.
— Mittel geg. Tripper II 246.
Pfefferminze 256.
Pferd, das 420.
Pflaster z. Verstärk. d. Geburtswehen II 300.
Pflichten, ehel., Strafe f. ihre Vernachlässig. II 53.
— d. moslemischen Eheleute II 28 ff.
Pforte der Gesundheit, Dar et schefa, pers. Name f. Spital 100.
Pharmazie 66—70.
„Pielica", Totenfessel 1. Liebeszaubermittel 281.
Pieron, H. 390.
Pisko, Julius 340 ff. 364. 386.
Pistazienmandeln, Pestmittel 269.
Pitzipios Bey, J. S. 20.
— Abortus in Konstant. II 271.
Plato, im Orient als Arzt verehrt 52.
Plinius 94. 293.
— üb. d. Menstruierende II 145 ff.
Plinius über Stimmi (Kohol) 79.
Ploss - Bartels 9. 436; 160. 177. 302. 327.
Pocken 20. 251.
— in Korea 161 — 162.
— Heilung Sult. Mohammeds 40.
Polak, Dr. J. E. 165. 210. 216. 218. 227. 253. 289. 293. 296; II 8. 16. 22. 73. 118. 128. 131. 143. 271. 276. 325. 329.
— „Persien, Land und Leute" 6.
— Ueber Bäder in Persien 12.
— über Beschneidung in Persien II 305.
— über Blutentzieh. in Persien 198 ff.
— über Defloration in Persien II 170.
— über Eunuchen in Persien II 226.
— europ. Pestärzte in Persien 136.
— jüd. Aerzte im heut. Persien 87.
— Päderastie bei den Persern 83.
— über pers. Kosmetik 76 ff.
— über Pulsfühlen 131.
— über Talismane in Persien 301.
— über pers. Wundärzte 192. 193.
Polizei, med. d. Araber. 10.
Polizeigesetze, arab., betreffend die Friseure II 128.
Pollutionen II 286.
Poltergeister 357.
Polygamie II 15 ff.
— der arabischen Juden II 110.
Pope im Aberglauben 395.
— als Sodomisten berüchtigt II 203.
— Sodomie mit Stuten II 220.
Popowitzsch, Spitalarzt 61.

Poppäa, ihr Geheimnis der Verengerung der Vulva II 204.
Porzellan-Bad (Tschinili-Hammam), in Konstantinopel 83.
Potenz, Menstrualblut, Mittel z. ihrer Stärkung II 148.
— Mittel z. Hebung d. sexuell. 227.
— — zur Wiedergewinnung 135.
Poyet, d. Aussätzigen in Jerusalem 10.
Prachtkleid Sultan Ibrahims II 93.
Preise für die Frauen II 118 ff.
— f. Sklavinnen II 16.
Preussische Pharmakopöe 67.
Prexl, Rob. 20.
Priester im Aberglauben 398.
— als Aerzte 142. 148. 174 ff. 235. 237 ff. 285; II 245. 268. 271.
— als Heilkünstler 148.
Priesterbesuche, böse Vorbedeutung 32.
Prinzengeburt gefeiert II 345.
Prinzessingeburt gefeiert II 346.
Prinzessin als Frau II 73.
Promovirung türk. Aerzte in Wien 58—59.
Prostitution II 244 bis 245.
— b. d. Beduinen unbekannt II 188.
— Namen dafür II 137.
— öffentliche II 180 bis 191.
— Sultan Suleimans Unzucht-Gesetze 5. 10.
Prostituirte, ihr Schamgefühl, d. Entschleierung betr. II 162.
— -Quartiere in d. orientual. Ländern II 190.
Pruner 20.
Pulsfühlen 131. 132; II 152.
— in Korea 158.
— Schrift d. Arztes Israili 84.
Pulver v. Menschen- u. Tierknochen 209.
Pythagoras, im Orient als Arzt verehrt 32.

Quarantäne 16. 22. 259. 261.
— Anstalten in Konstantinopel 62.
Quecksilber, Anwendung in Geschlechtskrankheiten II 246. 248.
Quecksilberregen 352.
Quedenfeldt 6. 74. 166. 209. 220. 305. 406; II 251. 279.
— über Hargus 76.
Quelle und Brunnen in Brauch u. Aberglauben II 105. 107. 296.
„Quetschung" d. Kranken durch d. Teufel 174.
Quitte 226.

Rabbinische Ueberlieferung v. d. Schlange 435.
Raben, ihre böse Bedeutung 423 ff.
Rabenartiges Krähen d. Hähne 423 ff. 429.
Radloff 21.
Radwanner, Dr. J. 21.
Rafael der Engel als Wunderarzt 167.
Rafaelowitsch, Dr. 21. 62.
— üb. d. Aussätzigen in Jerusalem 114.
— über Päderastie in Stambul II 218.
— über Spitäler 100.
Raghab-Fest, das II 176.
Rajahs als Aerzte 51.
Rajasich, Buch üb. Südslaven 22.
Rambam (Maimonides) 35.
Rasch, Gust., „d. Türken in Europa" 32.
Rasieren d. Augenbrauen 76.
— d. Kopfes II 127 ff.
— der Schamhaare II 131.
— u. Kopfleiden 380.
— am Mittwoch 378.
Rasije, einflussreiche Frau II 77 f.
Rastik, Augenschminke 80.
Ratte, Name für Penis II 139, 140.
Rauch 234.
— Mittel gegen Grippe 224.
— Mittel gegen Ohnmachten 221.
Rauchen 96.
Räucherungen 207. 209. 239. 260. 265. 322 ff. 335. 346, II 295. 300.
— bei der Entbindung II 296.
— als Desinfekt.-Mittel 255. 270.
Räucherwerk, Handel mit 88.
Rebia Gülnüsch, Kretenserin 98 ff.
Rechte d. moslem. Eheleute II 29 ff.
— besond. d. erst. Gattin II 29.
Regenwasser 246.
Regenwurm, chinesisches Mittel geg. Diphteritis 163.
Regenwürmerpulver 160.
Regla, Paul de 7. 154.
— üb. Prostitution in Algier II 189. 190.
„Reiber des Bades" (Flanellhandschuh) 256 bis 257.
„Reichswehr" (Wien) über bosn. Aberglauben 10.
Reife, v. d. Beginn des Sprossens der Schamhaare datiert II 131.
— und Menstruation II 143 ff.
Reifen, s. Rolle b. Entbindungen II 288. 295.
Reigenlieder d. Südslaven II 174 ff.
Reinicke 22.
Reinigung v. Moscheen mit Rosenwasser 70.
Reinlichkeit, Begriff d. orientalischen 81. 96.
— der Moslems b. Essen 400.

Reinsberg - Düringsfeld 22.
Reinwald, Dr. aus Wien. 62.
„Reis" (Vorsteher) der Aerzte 30.
Reis, Symbol d. Fruchtbarkeit II 104.
Reisen, Montag, günstigst. Tag f. 377.
— Unglückstage dafür 378.
Renegaten, rückfällige als Wahnsinnige erklärt 101. 102.
— Verheiratung m. osman. Prinzessinnen II 58.
— Vgl. Nuh Efendi 48.
Reng-Pasta 75—76.
Reschid-Pascha, üb. Syphilis II 244.
Reue schützt vor Strafe f. Vergehen geg. die Sittlichkeit II 238.
Reumont, Alfred 24.
Rezepte, lateinisch. italienisch 67.
Rhabarber 228. 229. 230.
Rhases II 300—301.
Rhasi, arab. Arzt 141.
Rheumatismus 22.
— u. d. Schwefelbäder v. Tiberias 95.
— in Mesopotamien 98.
— u. Gicht, geheilt in mesop. Bädern 96. 98.
Richter 92.
Richterliche Erlaubnis f. Operationen 184 bis 185.
— — f. Steinoperationen 195.
Ricinusöl 228. 229.
— als Beleuchtungsmittel 229.
Riesenhonorare arab. Aerzte 155—156.
Rigler, Prof. Dr. L. 5. 59. 62. 65. 193. 197. 225. 230. 232. 241; II 144. 245. 253. 270. 292. 300.
— „Die Türkei u. d. Bewohner etc." 5.
— üb. Abortus hervorrufende Mittel II 269.
Rigler, Prof. Dr. L., üb. Kastrations - Operationen II 223.
— üb. Maria Dudu 151 bis 153.
— üb. e. Steinoperation 194.
— über Nutzen v. Talismanen 299.
Ring des Salomo 311.
Rique, C. üb. arab. Medizin 22.
Robert, Bericht über Albanien 143.
Roberts, Lord, Glaube an d. Kraft v. Talismanen 299.
Robinson 92, 93; II 279.
Rochholz 417 ff.
Rohlfs, Gerhard 407.
Rohr im Aberglauben II 399.
Röhrenwasser, Scheu d. Türken vor 232.
Rosellini 77.
Rosen 22.
Rosenessenz 70—71.
Rosenfeld, Dionys 106 ff.
Rosenkonfekt 207.
Rosenöl 224.
Rosenwasser 207. 269. 342.
— -Bereitung 69—70.
— -Erzeuger 67.
— -Verkäufer 138.
Rosenzucker, Heilmittel 70.
Roser, deutscher Konsul II 295.
Rosinen 269.
Roteisenstein 77.
Rotes Wasser, Medikament 161.
Roth, Joh. Al. S. J. 92.
Rotlauf 240.
Rotlaufstein 238.
Rothschild, Baron Salomon 111.
Rothschildspital in Jerusalem 118.
Roxelane II 17. 33 ff. 76.
Royle 22.
Rüben, rohe geg. Diphteritis 163.
Rucha, göttl. Geburtshelferin II 277.
Rudeck, Dr. W. II 164.
Rüdiger, Ferd. im Aussätzigenspital zu Jerusalem 119.
Ruhetage, ihre Entheiligung d. Krankheiten gestraft 380.
Rumänischer Aberglaube 343. 344.
— — d. Tod betr. 394 ff.
— Behandl. d. Wahnsinnigen 168—169.
— Geburtsgebr. vergl. Proxl
— Glücks- u. Unglückstage 379. 380.
— Hausschlangen 435.
— Hexen-Abergl. 351 ff.
— Hochzeits- u. Totengebräuche, vgl. Flachs.
— Hochzeitslied. II 105.
— Krankheitsgeister 356 ff.
— Liebesorakel II 12. 13.
— Liebeszaubermittel II 5 f.
— Quälgeister, vgl. Vampyre.
— Sitten u. Gebr. 22.
— Totenbräuche 280 bis 281.
— Vgl. Proxl.
Rundschau f. Geographie u. Statistik 232.
Russegger, Joseph, üb. d. Türkei 22.
Russell „Naturgeschichte v. Aleppo" 78.
Russinnen als Sultans-Günstlinginnen II 74 ff. 79 ff 87.
Russisch. Schlangensalbe 433.
— Spitäler in Jerusalem 113.
— Spital i. Pankaldi 105.
— Teufelsaustreibungen 179.
Rota II 300.

Saad-Abdaulla, jüd. Arzt 36.
Saalebi 5. 249.
Sabäer (Subba) Totenbräuche 285.
Säbel, um d. Kind zu locken (bei schweren Entbindungen) II 292

Säbelform e. Komet. 288.
Sabur Ibn Sahl, arab. Pharmazeut 68.
Sachau, Eduard 18.
Sachs, Med. Almanach 18. 64.
Sacy 13.
Sadi 31.
Saffran a. Färbemittel 80.
Safia, Prophetengattin II 24.
Safran - Räucherung zu Ehren e. Geburtsgöttin II 277.
Sagen (Pestsagen) 163 f.
Sagori, Heimat berühmt. alban. Wundärzte 186.
Sahid el Olema, arab. Arzt 111.
Said Mohammed 46.
Safaktsis, Dr. 6. 308; II 278. 289. 312. 315. 319. 331.
Safnab, Zwei Profetengattinnen II 24.
Salben, Handel mit 68.
Salep 22. 234. 236.
Salkowski, Kohol und Rastik 60.
Salomo, Beherrscher der Schedin 358.
— in d. Beschwörungsformeln 328.
— u. d. Dämonen 311 ff. 362.
Salomo's Siegel 22.
Saloniki, Hygien. Verhältnisse 21.
— Spital 110.
Salsabil-Quelle 82.
Salz 244. 257. 324.
— im Abergl. II 6. 289.
— als Schutzmittel 293. 304. 306.
— Sprengen d. Eihäute damit, um d. Entbindung zu beschleunigen II 301.
Salzgruben 21.
Samen, Bezeichnungen f. II 137.
Samstagskinder 376.
Samuel Schulam, jüd. Arzt 40.
Samum und Pest 340.
Sappho d. türk. II 281.
Sardika, siehe Sofia.
Sarsaparille 227. 229.
Sator-Arepo-Formel 29. 213.
Sauda, Profetengattin II 23. 30.
Sauerkrautfass u. Fruchtbarkeit II 265.
Sauerteig, Symbol der Fruchtbarkeit II 266.
Säugen ist Mutterpflicht II 323.
Säugling s. Muttermilch u. Ammen.
Saulein, Dr. Arzt 109.
Schaaban, Arzt 44. 45.
Schach Hekim, Arzt Bajesids II 58.
Schachnasa Efendi, Wundarzt in Yildis Kjöschk 195.
Schach Nasreddin, Gegner d. Blutentziehung 198.
Schachsuwar, Russin II 87.
Schädelform d. Türk. 24.
Schakir Hussein Dr. 57.
Schamanentum 21.
Schamgefühl II 153 ff.
— d. Neuvermählten II 193. 194.
— d. Perserin 200.
— Verletzung desselben strafbar II 65.
— verschied. Auffassung 207.
— u. Coitus II 193.
Schamhaare, ihre Enthaarung II 151—152.
— ihr Sprossen e. Zeichen d. Reife II 143.
— -Teile, Entblössung verboten II 161.
— im öff. Bade z. verhüllen 83.
— ihr Anschauen in bestimmten Fällen vom moslem. Gesetz gestattet II 49.
Schande d. Kinderlosigkeit 261 ff. 265.
Schanker durch Sodomie kuriert II 220.
— Namen dafür II 141.
Schatten, abergl. Furcht vor 362.
Schatzfund 323.
Schaukelstuhl als Gebärstuhl II 303.
Scheich d. heulenden Derwische als Wunderarzt 206.
Scheschi, Pseudonym des Sinan 28. 39.
Scheidung II 40 ff.
— erste im Islam II 24.
— Impotenz Grund z. II 248.
— u. Impotenz II 32.
Scheintoten - Erweckung, u. d. Koran 280.
— Kinder, Mittel z. Belebung II 355.
Scheitanlik, Vergnügen 97.
Scherbert 66.
Schere, rostige, e. Operationsmesser II 308.
Scherzer, Dr. Carl v. 22. 111.
Schicksalsfräulein d. Südslaven 372. 373; der Albanesen 373—374.
Schiebkarren machen, serbische Coitus-Art II 209.
Schiedsrichter in Scheidungsangelegh. II 40.
Schielen d. Kindes II 288.
Schienenverbände bei d. Serben 190; bei den Persern 193.
Schiessen, um d. Geburt z. erleichtern II 296. 299.
Schiesspulver in Branntwein 209.
Schiesspulversalben 241.
Schifaji, Arzt 44—45.
Schiffer, Benj. Wolf II 344.
Schikestebend pers. Chirurgen 192.
Schildkrötenschalen als Amulet 356.
Schimmel, d., als Geburtshelfer II 290.
Schimpfwort, türk., auf Leute, d. Keliunen gebrauchen, angewendet II 220. 221.
Schimpfworte, ordinärste II 137.
Schinken 31.
Schlafen u. Schlaflosigkeit 145. 220. 229.

Schläge v. Geistern 335. 341 ff. 344.
Schlagen als Krankheitsursache 180.
Schlagende Krankheitsgeister 254. 343.
Schlagen d. Geliebten 19.
— d. Frauen II 199 bis 200.
— d. Frauen aus Verachtung II 109.
— auf d. Kreuz d. Gebärenden II 295.
Schlange 339. 350.
— Amulet, serbisches 434.
— Begegnung d. Schwangeren m. e. II 288.
— Bezeichnung f. Penis II 140.
— u. Erotik 435—437.
— u. Geschlechtsbestimmung II 413 ff.
— u. Niederkunft II 295.
— u. Pest 267.
— u. Rotlauf 238.
— u. Schlangenkultus 431—437.
— u. Weib II 322.
— umschreibender Name II 356.
— als Wappenzeichen 43.
Schlangenbeschwörer u. Arzt 41.
Schlangenbisse (Jilanbunus) 160. 211.
— koreanisches Mittel dagegen 161.
Schlangenhaut, Mittel geg. Diphterie 434.
Schlangenhorn 211.
Schlangen u. Halsweh 231.
Schlechta-Wssehrd 48, 333
Schlechtendal 317.
Schlehdorn 367.
„Schlesische Zeitung" 11.
Schliessen v. Thüren u. Fenstern, um d. Rückkehr d. Toten zu verhindern 283.
Schloss, v. d. Schwangeren getragen II 289.
— z. Verhindern d. Konzeption II 269.
Schinken, abergl. Bedeutung 396 f.
Schlüssel, um d. Kind a. d. toten Mutterleib zu locken II 308.
Schmach d. abgeschnitt. Bartes II 129.
Schmetterling als Krankheitsgeist 357. 431.
Schmidt, Dr. Bernhard 363.
— Griech. Volksleben 23.
— üb. Vampyre 360.
— Dr. Rich., Uebersetzer d. „Kamasutram" 8. 424; II 6 ff.
Schmieren d. penis II 192—233.
Schnecken als Medikament 161.
— zerstossene, als Antifiebermittel 246.
Schneider, üb. d. Aussätzigen v. Jerusalem 114.
Schnitt auf d. Schwelle, böse Folgen II 288.
Schnupfen, abergl. Ursache 401.
Schnurrbärte der Frauen II 127.
Schofarblasen, um die Geburt zu erleichtern II 300.
Schönheit d. Frauen v. Es Sychne 91.
Schönheitsmittel 72—80.
— siehe Kosmetik.
Schoss, Coitus auf dem II 208.
— Geburten auf dem II 303 ff.
Schreck, Erkrankungen durch 213. 214.
Schreien d. Braut bei d. Defloration II 117. 122.
Schröpfen 129. 195.
— des Neugeborenen II 333.
Schröpfhorn in Persien 199—200.
Schröpfmittel 140.
Schtrigbea (Schtriku) 277.
Schubert, Hausvater d. deutschen Aussätzigenspitals z. Jerusalem 114. 119.
Schücking, Dr. Adrian 23.
Schuhe im Abergl. II 286.
— im Abergl. bei d. Niederkunft II 294.
— im mediz. Aberglauben 241.
— des Ehemannes, ihre Rolle b. d. Entbindung II 294—299. 311.
Schukrullah, Hofarzt Mohammeds II. 29—30.
Schule d. Arzneikunde in Konstant. 47.
Schulen der Medizin 5.
— f. Medizin, Mohammedije 191.
— mediz. in Damaskus 14. 111.
Schürfa (Schurafa), Zauberärzte 143.
Schürhaken bei Beschwörungen 229.
Schuster u. Volksarzt 232.
Schütteln d. Entbundenen II 307.
— der Gebärenden II 301, 302.
— der Kranken 188.
— der Schwangeren II 290.
Schutz d. Kindes vor üblen Einflüssen auf s. Gesundheit II 337f.
— d. Wöchnern II 312.
Schutzmittel (Pest) 269.
— gegen Vampyre 366 bis 368.
gegen Zauber 385.
Schuurn, Arzt u. Gelehrter 43.
Schwächliche Kinder, Mittel zur Stärkung II 355.
Schwalbe 246. 386. 427.
Schwangere, Begegnung m. e. Fuchs 419.
— aus Aberglaube abgeschlachtet u. aufgeschlitzt II 286.
— Schutzgesetze II 286.
— und Schlange 434.
— und Unfruchtbare II 289.
Schwangerschaft 181.
— Aderlass, in der 197.
— u. Coitus II 287.

Schwangerschaft, Coitus während ihrer Dauer b. d. Drusen untersagt II 195.
— verhindert Bestrafung II 41.
— vor Menstruation II 144.
— und Scheidung II 42.
— -Gebräuche II 289—290.
— -Thaler f. Sultaninnen geprägt II 287.
Schwängerung im Bade 99; II 289.
— durch Eunuchen II 229.
Schwarz, Dr. S. 226.
Schwärzen d. Antlitzes d. Neugeborenen II 344.
Schwefel als Medikament 244.
Schwefelsalben 240.
Schweiger-Widdin 28.
Schweiger, Dr., üb. d. Kinderlosigkeit d. Orientalen II 130—131.
— -Lerchenfeld II 100.
Schwein, das 270.
Schweinfurth 216, II 121
— üb. d. Einteilung d. ägypt. Fellachenfrauen nach d. Form ihrer Geschlechtsteile II 202 bis 203.
Schweinsborstenorakel II 12.
Schwellen v. Thoren und Touren im Aberglauben 345. 346; II 109. 288 ff.
Schwimm - Mittel aus Dattelzweigen 96.
Schwindsucht 201. 217. 236. 349.
Schwitzen 209.
Seegras gegen Diphteritis 163.
Seidenraupen als Medikament 161.
Seidenschwanz 424.
Seife im Aberglauben 898.
— als Medikament 281.
— als Verzauberungsmittel 340.
Seifenpillen 226.
Sekeira ben et Thaifur, arab. Arzt 68.
Sektionen 52 ff. 67. 68.
Selbstbefruchtung Adams II 348.
Selbstgeisselung II 270.
Selbstmord, vom Koran verdammt 278.
Selim I. Sultan 38.
Selim II 18.
Selim III. 50. 61. 113.
„Seltsame Erzählung" (Päderastie) II 218.
Semiramis, Befehl Knaben zu kastrieren II 224.
Semsem - Wasser 207. 306.
Senfpflaster 200.
Sensenmann als Personifikation des Todes unbekannt 279.
Serbien, vergl. Gjorgjewitsch Lindenmayr.
— Sodomie mit Ziegen II 220.
Serbischer Aberglaube, den Sonntag betreffend 380.
— — die Schwangeren betr. II 288.
— Amulete 299. 307.
— Art des Coitus II 208.
— Beschwörungen 329 f. des Rotlaufs 239.
— Erkennungszeichen d. Huren II 190.
— Gebräuche 206.
— Gebräuche bei Epilepsie 182. 183.
— Heilung des Fiebers 245.
— Hochzeitslieder II 107—109.
— Humoralpathologen 245.
— Liebeszauber II 5.
— Mittel z. Unterdrückung d. Menstruation II 144 ff.
— Mittel z. Verhinderung der Konzeption II 269 ff.
— Totenbräuche 279.
— Volksärzte 149.
— Volkschirurgen 185 ff.
— Volksglaube v. Tode 272.
— Volksmedizin 20.
Serbischer Aberglaube. Zauberbann (Fieber) 344.
— Heilmittel bei Gelbsucht 237. 238.
Serdabs, Gewölbewohnung 98.
Sexuelles Leben d. Naturvölker 23.
— Lexikon 138—142.
Shaw 128.
Siadet Allah, Kauf 34.
Siawusch Pascha, Grosswesir, 40.
Sichel im Aberglauben II 335.
— im serb. Aberglauben 182.
— Abschneiden d. Nabelschnur m. e. II 308.
Sieb, Neugeborenes aufgefangen in e. II 306.
Siebold, Marie, Aerztin 154.
Siegel, gesiegelte Amulete 310.
Siegelring Salomos 312.
Sigismund August von Polen u. d. Arzt Eschinasi 40.
Sille bei Konia, gewerbsmässige Prostitution dortiger Frauen II 169.
Siloam-Quelle 93.
Siloam, Aussätzigenspital 116 ff.
Simeon ben Jochai, Haarschnitt Zeremonie a. s. Grabe II 127—128.
Similia similibus curantur 205. 206. 212. 235. 237 ff. 297 ff., II 145.
Sinan aus Kermian, Hofarzt 28—29.
Sinnlichkeit II 8.
— d. Orientalen II 15.
— d. Südslaven II 171.
Sittlichkeit 18.
— bei d. Beduinen II 117.
— bei d. Jesiden II 118.
Skinas, Dr., Geburtshelfer 64.
Sklavin, die, als Frau II 19. 82.
— als Ehebrecherinnen II 48.
— als Sultansmutter II 84.

Sklavin, sittliche Vergehen geg. sie stets halb bestraft II 164.
— nur sollen Sultansfrauen sein II 80.
Sklavinnenhandel II 16.
Skorpion 350.
— in der Bibel 432.
Skorpionen-Medikament 161.
Skorpionenstiche 210 bis 211.
Skropheln 217. 240. 242.
— abergl. Ursache II 386.
Skutari-Wasser und Knabenliebhaberei II 218.
Smith 98.
Smyrna, Hygiene 273. 274.
— Spitäler 110.
Sodomie, s. auch Päderastie, Onanie, Eunuchen.
— II 210 ff.
— m. Tieren mild bestraft II 164.
Sodomiten, Abneigung geg. Mädchen u. Frauen II 211.
Sofia, Mineralbad 86.
Sokrates, im Orient als Arzt verehrt 32.
Soldaten als Krankenwärter 61.
Solventien 227 f.
Sonne u. Milchzahn II 388.
— u. Mondfinsternisse, abergl. Bedeutung 387.
Sonnenstich u. Knoblauch 316.
— kuriert d. Molkenumschläge 217.
Sonntag 375. 376. 399.
Sonntagskinder 375.
Soolbrunnen 91.
Spanische Krankheits-Ausräucherung 322. 323.
Spanische Fliegen 160.
Speck gegen Skropheln 241.
Speere, symbolisch für Penis II 177.
Speichel 158.
— als Heilmittel 148. 167. 211.
— u. Spucken 206.
Speisen, siehe Essen.
— Schädl. Einfluss d. Menstruierenden auf II 147. 148.
— — — der Wöchnerin auf II 313—314.
— welche die Potenz erhöhen II 254.
Speiserezete, glückbringende 373. 400.
— v. Sultanstische, Mittel z. Erleichterung d. Geburt II 298.
Sperlinge, ihre Flucht bedeutet Ausbruch d. Pest 424.
-blut als Medikament 254.
— -hirn als Liebeszaubermittel II 4.
Spiegel 396; II 317.
— Einschauen d. Gebärenden II 299.
im Aberglauben 415.
— und Bad 99.
Spiessglanz, siehe Kohol.
Spinnen als Medikament 161.
Spinnrockenwissenschaft 289. 290.
Spirituosen 256. 257.
Spitäler 66. 100—123.
— gestiftet v. osm. Sultanen 100.
— in Konstantinopel 28.
Spital von Maltepe 60-61.
Spitalwesen in Konstantinopel 5.
Spitzer, Dr S., Hofarzt Abdul Medschids 5. 57 ff. 65. 262. 268.
— im Harem d. Sultans Abdul Meschid II 153 ff.
Spottgedicht auf e. jüd.-arab. Arzt 36.
Sprache d. Tiere erlernbar 433.
Sprengel, Prof. 34.
Sprüche auf Amuletten 307.
Sprüche Jesus Sirachs 220.
Sprichwort, serbisch-bulgar. v. Traume 394.
Sprichwörter (Pest) 263. 284.
Spucken 295.
— als Schutzmittel 294.
Spucken geg. bös. Blick 292 ff.
Ssafije, siehe Bafia.
Ssaids, Nachkommen Zauberärzte 143.
Ssalaeddin, Sultan 35.
Ssahh Efendi, Leibarzt 45.
Stahl als Schutzmittel 366.
Stahllöffel als medizin. Instrument 226.
Ssalih Hummet, Dr. 57.
Ssalih Ismael, Dr. 56—57.
Ssuak, Zahnreinigungsmittel 78.
Stab, Bezeichn. d. Südslaven f. penis II 139.
— Geschichte e. Stabes in kommunist. Ehe II 46.
Stanja serb. Volkschirurgin 188.
Stärkungsmittel f. d. Entbundene II 310 f.
Stätten, heilige, als Heilorte 207.
Stehlen v Amuleten II 331.
Steine, heisse, als Sitzplatz d. Gebärenden II 301. 302.
Steinigung, Strafe f. Ehebruch II 51.
Steinoperationen 194.
Steinschneider 35.
Stellung d. Frau bei d. Beduinen II 117.
— d. Frau bei d. Jesiden II 113.
Sterben, Grosses von Vampyren verursacht 362. 367.
Sterblichkeit in d. Spitälern 60. 61. 103 ff.
Stern, Frau Adele, über Frauenbäder in Konstantinopel 84—86.
Stiefel d. Sultans, m. Nägel beschlagen II 186—187.
Stier, indische Bezeichnung f. e. penis mittlerer Grösse II 206.
Stillungszeit, Coitus währ. ders. verboten II 195.

Stimme, schöne, d. Kinde gesichert durch regelrechtes Abschneiden d. Nabelstranges II 309; durch Bestreichen d. Lippen m. Staub v. d. Thürangel II 309.
Stimulantia, Türk. Manuskript 18.
Stinken d Vagina, bei d. Südslaven beliebt II 199.
Stochowe, Vincent v 42.
Stoll, Dr., deutscher Arzt 108.
Storch, der 430—431.
— im Abergl II 338.
— als Osterhase 385.
„St. Petersburger Zeitg." 16. 166. 176.
Strack, über Menstrualblut II 149.
Strafe, moslem f. Abortus II 273.
— s. auch Todesstrafe, Entmannung.
— f. Ehebruch II 48 ff.
— f. Sodomie (Bibel u. Koran) II 210. 212.
— f. Unkeuschheit in Albanien II 171.
Strauss, Adolf 23; II 100.
Streupulver, soll. f. Neugeborene II 332.
Streuwerk, Hochzeitsgeschenke II 57.
Strohhalm als Krankheitsgeist 357.
Strümpfe im Aberglaub. II 336.
Stücker, H. 23.
Stummheit 343. 357. 402.
Stummwerden II 283.
Stunde, Bedeutung d. Geburtsstunde 374—376.
Stürme, abergl. Bedeutung 367.
Stute, ind. Bezeichnung f. e. Vulva mittlerer Grösse II 206.
— u Schwangere II 289.
— Sodomie mit II 220.
Stutenmilch 318.
Subhi's Boerhaveübersetzung 46.
Südslaven, Sitten u. Gebräuche 22.
Südslaven, Auffassung d. Ehebruches II 53.
— Ansicht üb. Keuschheit II 171.
— Ansicht über Tollwut 212.
— Bevorzugung breithüftiger Frauen II 124.
— Bezeichnungen u. Namen f. sexuelle Dinge II 136 ff.
— erotische Lieder s. Lieder.
— Fiebersagen 242.
— Gebräuche 223.
— — beim Coitus II 184.
— — bei d. Entbindung II 294 ff.
— — d Entfernung d. Schamhaare II 131.
— — bei Epilepsie 161.
— Geisterglaube 343.
— Hexenglaube 344 bis 345.
— Mittel bei Bauchweh 227.
— — bei Kopfweh 219.
— Liebeszaubermittel II 4 ff.
— Personifikation d. Hexen 350.
— Reigenlieder II 174 ff.
— Schicksalsfräulein 372—373.
— Schlangenschutzgeister 435.
— Sitten und Bräuche. Vgl. Bosnisches, Serbisches, Bulgarisches. Die Arbeiten v. Krauss, Dragitschewitsch, Kuprzauko.
— Tierorakel 417 ff.
Sugla, siehe Jalowa.
Suleiman d. Grosse 39; II 74 ff.
— in d. Bädern v. Brussa 87.
Suleiman II. 43. 236. 237.
— Sittengesetze II 163.
— Zwischen Sultan 27.
Sultanin-Mutter, siehe Walide.
Sultansharem, Zahl sult. Frauen II 187.
Suloktschi, s. Blutegel-Setzer.
Sünde m. nackten Kopf s. schlafen 220.
Sunun, der Kopte 32. 33.
Superfötation II 288.
Suppe b akuten Leiden schädlich 208.
Suppen 270.
Syhun oder Cydnus 246.
Symbolik in Liebesfragen II 5.
Symbolische Verbrennung v. Krankheitszauberern 331. 332.
Syphilis II 189.
Syphilis im Orient II 243 ff.
Syrien. Behandlung d. Wahnsinns 15.
Syrischer Aberglauben 200. 246. 276. 289 ff. 294. 297. 304. 343. 347. 349. 355. 396 ff.
— — die Schwangere betr. II 288.
— — d. Tage betreffend 382.
— — den Tod betr. 285.
— Amulete 310—311.
— Ansichten 205. 222.
Syrische Beschwörung des Skorpionenstichs 209—212.
— Gebrauch am Epiphanias-Abend 383.
— — um d. Frau Fruchtbarkeit z. sichern II 266.
— — in d. Menstruation II 144.
— — in d. Schwangerschaft II 289.
— Gebräuche. Mitteilgn. v. Eyub Abela 8.
— Glücks- u. Unglückstage 378. 380 ff.
— Liebeszaubermittel II 11.
— Massage 216.
— Mittel bei Nasenbluten 221.
— — gegen Herzklopfen 236.
— — bei Schreck 214.
— Pest 5. 270.
— Pestjahre 271.
— Rezepte für Augenleiden 186.

Syrische Sanitätsverhältnisse 140—141.
— Vogel-Aberglaube 416 ff.
— Zahnschmerzzauberkur 202.
— Zustände 23. 140 ff.

Tabaduk, Arzt u. Lehrer 33.
Tabak im Aberglauben 301.
— Gebrauch bei Cholera 13.
— und Pest 270.
Tabaklauge 211.
Tabakrauch II 299.
— -saft, Mittel geg. Syphilis II 245, 246.
— -stengel als Abortivmittel II 270.
Tage, Sonntag 375 ff. 379 ff., II 128. 337.
— u. Feiertage als gute Hochzeitstage II 107.
— Montag 69. 181. 375. 379; II 103 ff.
— Dienstag 352. 375. 377 ff.; II 186.
— b. d. Bulgaren 373.
— Mittwoch 375. 378 ff.; II 114.
— — der Charwoche in Syrien 381.
— d. letzte Mittwoch d. arab. Monats Saffer 378.
— Donnerstag 310, 375 ff. 378 ff.; II 103. 105. 128. 186.
— Freitag 181, 329, 375. 378 ff.; II 105. 114. 186. 337.
— u. Coitus im Sultanshause 378. 379.
— Samstag 181. 375. 380.
— — -Nacht u. Vampyre 307.
— Sabbat u. Pest 380.
— Allerseelentag 382.
— Auferstehungstag 382.
— Barbaratag 382.
— Charfreitag 381.
— Drei Königstag 358. 382 ff.
— Epiphaniastag 383.
— Faschingsabend 358. 364.
— Faschingsnächte 382.
Tage, Festtage und Aberglaube 380 ff.
— Tag d. Geburt im Abergl. 375—376.
— Georgstag 381 ff.
— Johannistag 382.
— Johannis-Mitternacht 381.
— Gründonnerstag 309.
— Himmelfahrtstag 381.
— Der Tag d. heil. Lorenz 245.
— der 21. März 310.
— Neujahrstag 383.
— Ostern 372.
— Ostersonntag 353.
— Pfingsten 382.
— Südslavische Unglückstage 360.
— Weihnachten 363. 379. 382.
— wichtige in d. osm. Geschichte: Montag, Donnerstag, Samstag 376—378.
Tahir Pascha, türk. Chefarzt 57.
Taille, dicke, serbisches Kennzeichen e. anständ. Mädchens II 190.
— dünne, serb. Kennz. e. Hure II 190.
Takieddin, Hofastronom 385.
Talaktschi, Spezialist f. Milzkrankheiten 236.
Talismane 406 ff. vgl. Amulete.
— im südafrikan. Kriege 299.
— schädl. Einfluss d. Wöchnerin auf II 314.
— für Schwangere II 289.
Talmud 222. 297. 418.
Tamarinden 229. 230.
Tampons II 263.
Tänze, erotische II 175.
Tappe, Missionär 117. 118.
Tarantelstiche 211.
Tarchan, d. Polin II 83 ff.
Taschenmesser als chirurg. Instrument 188. 220.
Taschtib, ritzen (schröpfen) 196.
Taschtschi, türk. Steinoperateure 194.
Tatarische Werwölfe 358.
Tätowierungen bei Geschwülsten 200.
— der Fellachinnen 79.
— in Persien 75.
Tattelbaum, Pseudoarzt 136. 137.
Taube 360.
Tauben als Speise f. Kranke 101.
— Spiel mit 97.
— -blut u. Herz als Liebestrank und Zaubermittel II 4.
Taubstumme 221.
Tauklschi Hassan, Leibarzt 44.
Tecjesuk, s. Theodokus, christl. Arzt 32.
Teiglämpchen 245.
Telli, Günstlingin Ibrahims I. II 90—97.
Temperamente, d. vier, in d. marokkan. Heilmethode II 246. 247.
Testikel v. Tieren als Liebeszaubermittel II 4.
Teufelsaustreibung 178 bis 180.
Thammsfest, das II 176 bis 177.
Theo 257. 258.
Theodokus, christl. arab. Arzt 219.
Theriak 257.
Tholozan, L. D. 20.
Thränen und Totenklagen 263.
Thürangel-Staub, Mittel f. e. schöne Stimme II 309.
Thürschwelle 236.
— im Aberglauben 366.
Tiberias, Schwefelbäder 94.
Tierorakel 416 ff.
— u. Geschlechtsbestim. II 342.
Timur 405.
— 's Heiraten II 57 ff.
Tinte für Amulete 310.
Tobias' Augenleiden 167.
Tobler, Titus, Arzt 24; II 279.
Töchter v. d. heid. Arabern lebendig begraben II 181.

Töchter v. d. alt. Arabern getötet II 349 f.
— Gottes (s. Engel) II 348.
Tod, Abergl. Anzeichen u. Vorbedeutungen 385.
Tod, d., tanzt auf d. Bällen d. Sultane, türk. Sprüchwort II 99.
— bei den Rumänen 22.
— Ansichten in Serbien u. Bulgarien 330.
— und Fieber 248.
— und Pest in den Volkssagen 265 f.
— Tote u. Träume 284.
— u. Totenbräuche 276 ff.
— u. Wöchnerin II 317.
Todes-Anzeichen 394 ff. 417 ff.
Todesengel der Moslems 280.
— -strafe f. Coitus während d. Menstruation II 149.
— für Sodomie II 219.
— f. Verursachung d. Unfruchtbarkeit II 263.
Todesursache, abergl. II 288.
Todes-Verheimlichungen 22. 38. 39.
Todes-Vorbedeutungen 390 ff.
Todsünde 266.
und Todesqualen 279.
Tollwut 15. 206. 212 ff.
— u. Aberglaube 218.
— vgl. Sator-Arepo-Formel
Töten d. Kindes im toten Mutterleib II 307.
Totenberührung u. Heilwirkung 266.
Totenbräuche vgl. Finke, Flachs.
— der Rumänen Siebenbürgens 20.
Totenhand 200. 241. 246.
Totenweib (Umiratschka) d. Serben 372.
Totgeburten, abergl. Mittel zu ihr. Verhütung II 288.
Tötung Wahnsinniger 166.
— v. Mädchen b. d. alt. Arabern II 349 ff.
Tournefort 89.
Trauben 227.
Traumdeuter u. Arzt 41.
Träume 390—395. 399; II 12.
— u. Geschlechtsbestimmung II 342.
— in Liebessagen II 6.
— Tod und Tote 284. 330.
Trauungsgewand II 296.
— u. Fruchtbarkeit II 267.
Treten auf etwas 290.
— in Blut II 288.
— — Krankheiten 344.
Treue, abergl. Mittel zu ihr. Festigung II 11 f.
— von Sklavinnen II 97 bis 98.
Trichinen-Epidemie am Jordan 24.
Tripolis (Afrika) 17.
Tripper, kuriert durch Mund-Coitus II 232.
— d. Sodomie kuriert II 220 ff.
— Mittel dagegen II 245 f.
— Namen dafür II 141.
Troll, Gust., über Alkohol 216.
Trommelkrug, Dumbuk 97.
Trommelsucht 216. 225 ff.
Trüffeln, c. d. Potenz erhöhende Speise II 254—255.
Trubelka, Ciro 24.
Trunksucht osm. Herrscher 42. 44. 64. 237.
Trusen, J. P. 9. 92 ff. 112.
— über Bäder Palästinas 92 ff.
— üb. Dämonenglauben 331 ff.
— üb. Geburtshülfe b. d. Hebräern II 278.
— üb. Gerocomie II 251.
— üb. Sodomie II 219.
Tschardach, arab. Badeanstalt 96.
Tschelebi Mustafa, Arzt 46.
TscherkessischeSitten 28.
Tschiftiktschi, türk. Chirurgen 193—194.
Tschiwisade, berücht. Päderast II 215.
Tscholakow, bulg. Schriftsteller II 122.
Tunis 17.
Tupfen im Gesichte 78.
Türke in Beschwörungsformeln 213. 214.
Türkinnen als Prostituierte II 215.
Türkischer Aberglaube 10.
— Hochzeitsbräuche II 114 ff.
Hochzeitsgebet II 115.
— Pest (Redensart) 268.
— Schriften üb. Medizin 17. 18.
— Sitten 23. 24.
— Spitäler in Jerusalem 113.
— — in Smyrna 111.
— Zeitungen geg. d. europ. Charlatans 69.
Turteltaube 386. 427.
Typhus 245.

Uebertragung des Fiebers 246.
— — in Mazedonien 332.
— v. Krankheiten 223. 329 ff. 403.
— d. Krankheit auf Hunde 323. 331.
— v. Zahnschmerzen auf Bäume 332.
Uhu-Auspicien 424 ff.
Ulema geg. Pest Vorsichtsmassregeln 274.
Ullmann, Dr. 9. 280; II 41. 48.
Ulpiane, siehe Küstendil.
Umackerung 269.
Umgekehrt, übles Zeichen 389
Umkleiden d. Kranken 209. 342.
Umschreibungen aus Aberglauben 293 ff.
Umwege, um d. Böse abzulenken 284. 265. 342.
Unappetitliche Mittel 206—207
Unbefleckte Jungfrauen. c. moslem. Verheissung II 126.

Unbesprochenes Wasser 303. 343, II 296. 320.
„Unbestechliche",Euphemismus f. Krankheitsgeister 183.
Unfruchtbarkeit 148; II 261—268.
— durch Geister verursacht 358.
— behoben durch eine Schwangere II 269.
— deren Androhung Ursache e. Aufruhrs II 264.
Ungarische Rebellen 45 bis 46.
— Tänzerin, Günstlingin Murads II. II 76.
Ungehorsam der moslem. Frauen, Strafen dafür II 30—31.
— d. Frau bestraft II 53.
Ungemessen 181.
Ungerade Zahlen 403. 414 ff., II 11.
Ungesalzenes Brot, Aberglaube 399 ff.
Ungewaschenes Geschirr u. Pest 267.
Unglückige-Töter als Wunderärzte 143.
Unglückskinder 375.
Unguentum aureum orientale, merkwürdige Wirkung 128.
Universitäten in d.Türkei 50 ff.
Unkeuschheit, s. Keuschheit, Schamgefühl, Lasterhaftigkeit etc.
— Lediger Frauen, in Persien unerhört II 271.
— in Serbien v. Volkslieder beklagt II 108.
Unmoral u. Aberglaube 867.
„Unreinlichkeiten" des Blutes, serb. Ansichten 246.
Unreinigkeit d. Coitus II 193.
— d. Menstruierenden II 145 ff.
— d. Wöchnerin II 312 ff.
Unsittlichkeit unter Aussätzigen 117. 120. 121.
Unterhosen u. Unfruchtbarkeit II 266.
Unterlage d. Frau b. Coitus II 208.
Unzucht, Eunuchen ihre Werkzeuge II 225.
— m. Strafe bedroht II 166.
— mit Tieren II 53.
Urin 32.
— -Bad 292.
— als Heilmittel 205.
— als Liebeszaubermittel II 11.
Urinieren d. Kindes au Asche II 337.
— nach Schreck 214.
— um d. Uebel abzulenken II 317.
— v. Kindern als Waschwasser 206. 207
— s. Zaubermacht 200. 240 ff.
„Urquell" 7. 24. 167. 181. 223. 244; II 344.
Usen aus Kurdistan, Hofarat 29.
Vámbéry, Prof. Armin 8. 24. 196; II 344.
Vampyre in Gestalt schwarzer Schlangen 435.
— -glaube 9. 10. 358 ff.
— Rumän. Quälgeister 24.
Vaschide, N. 390.
Vatermord aus Eifersucht (bosn. Sage) II 4.
Veit v. Mergentheim, Dr. 22.
Verachtung d. gewerbsmässigen Prostituierten II 191.
Verbannung d. Männer aus d. Strassen beim Nahen d. Frauen II 187.
Verbot d. Ausgehens d. Frauen II 183.
— d. Wöchnerin betr. II 317.
Verbreitung d. Polygamie II 16.
Verbrennung v. Teufelsnamen 175.
— — Vampyrleichen 363. 368—370.
Verein für innere Medizin, Berlin 18.
Verengerung, künstl., d. Vulva II 204.
Vererbung ärztl. Kunst 141. 145. 186.
— — bei den Koreanern 157 ff.
Vergewaltigung II 167 bis 168.
— moslem. Strafe f. II 60.
— eine Schmach II 173.
Vergiftungen 36. 59. 209—211.
— Ruta, e. Mittel dagegen II 300.
Vergraben abrasierter Haare 220.
— v. Kleidern d. Kranken 181. 214.
— v. Kleidungsstücken II 299.
Vergraben d. Nachgeburt II 307.
Verhandlungen d. Berliner Gesellsch. f. Ethnologie 6. 10. 13. 18. 19. 23. 78 ff; II 290.
Verheimlichung e. Prinzen-Geburt 49.
Verhüllung des Penis II 164.
Verkehr, freier bei d. Beduinen II 117.
Verkehrtes Thun 309; II 11. 295. 328.
Verleumdung II 53.
Verlobungsring, Apfel statt d. Ringes II 108 bis 109.
Verrenkungen 193.
Verschleierung II 118 ff. 160 ff.
u. böser Blick 290.
Verschlucken b. Essen 400.
Verschreien 293 ff. 323.
— d. Muttermilch II 319.
Verschütten v. Getränken 401.
— v. Salz u. Oel 401.
Versehen, das, in der Schwangerschaft II 290.
Verstandesverlust 99.
Verstopfung 160.
Vertauschung v. Frauen, v. Mohammed verboten II 22.

Verwünschungen v. Rivalinnen 346. 347.
Vesikantien 200.
Vielfingerigkeit II 354.
Vier und eins statt 5. 407.
Vier Frauen, Sultane m. u. mehr als II 28.
Vila (Vilen) 244.
Vipernbrühe 386.
Virchow, Rudolph 24.
— üb. Antimon in Aegypten 79.
— Seife als Kulturmesser 81.
— Archiv f. path. Anatomie etc. 24.
Vogel-Amulet, Mittel z. Abortieren II 271.
— -flug im serb. Aberglauben 182.
Vogelgeschrei 421 ff.
Volksmittel b. Augenkrankheiten 166 ff.
Vollmond 329.
— Bezeichnung f. Mohammed 327.
— -nächte u. Aberglaube 361.
— -zeit, glückl. Heiratszeit 380.
Voltaire, „Gesch. Karls XII." 45.
Vorbedeutungen 14. 22. 371 ff. 387 ff.
— böse II 122.
— f. d. Schwangeren II 268.
Vorgehen b. d. Geschlechtsfunktion II 192—201.
Vorhang, Konsultation durch d. II 159.
Vorkauen d Nahrung f. d. Säugling II 321.
Vorsicht b. d. Medikamentierung 207 -208.
Vrcsevitj, serb. Schriftsteller 189. 191.
Vuletitsch II 330.
Vulva II 202 ff..
— enge u. weite II 202 bis 207.
— künstliche II 239.
— Namen dafür II 138. 139. 140.
— symbolisiert durch Büsche II 177.
Wache am Bette d. Wöchnerin in d. erst. Woche II 316.
Wachsmännchen, Liebeszauber II 5.
Wachstum d. Kindes, abergl. Vorsicht II 336.
Wagen, griechischen machen, e. serbische Coitusart II 209.
— juwelenbesetzter, f. Favoritinnen II 95.
Wagner, Moriz 24. 69 ff.
Wahnsinn 168—179. 299. 345. 357.
— 's Geister 356.
— koreanisches Mittel 165.
— durch Musik besänftigt 101.
— im Hause Osmans 170—171.
— Mittel, Menschen wahns. z. machen 218.
— Murads V. 64.
— Behandlung in Syrien 15.
Wahnsinnige 139.
—, Behandlung 102.
— Spitäler, Behandlungsweise 111.
Wahrsager in der Medizin 142.
Walachischer Aberglaube 10.
— Vampyre 358.
— Gebrauch 220.
Wallfahrten, Mittel geg. Unfruchtbarkeit II 267 bis 268.
Wallnussbaum 75.
Wartbichler, Dr. 82.
Warzen 405.
Waschen u. Aberglaube 398.
Waschungen 247.
— lokale, b. Impotenz II 249, 250.
— — z. Erhöhung d. Potenz II 255.
— b. Verlassen d. Harems 81.
— u. Coitus 247.
Wasser, abergl. Heilkraft, besprochenes u. unbesprochenes 205. 303.
— ausgegossenes 344.
— ausschütten 323.
Wasser ausschütten verursacht Unfruchtbarkeit II 266.
— Besprechung des II 246.
— besproch., Heilmittel b. Impotenz II 249.
— fliessendes II 307. 339.
— fruchtbarmachendes II 268.
— gesegnetes 171.
— geweiht am Dreikönigstag 382.
— hygien. Bedeutung 71.
— kaltes 241.
— — d. Amme schädlich II 321.
— — trinken d. Schwangeren untersagt II 289.
— unbesprochenes II 296.
— m. d. des Profeten Kleid gewaschen, Mittel z. Erleichterung d. Geburt II 298.
— u. Fieber 246.
— u Tote 281.
Wasserkrieg (Harb el maj) 97.
Wassersucht 236—237.
— u. Branntwein 44. 237.
Wassilj-Tag 234.
Wechselfieber 148. 299.
Weglegen d. Krankheit 340 ff. 343 ff.
Weiberkommunismus II 45.
— -macht am Sultanshofe II 74 ff.
— -milch gegen Augenleiden 166.
Weibliche Aerzte 142. 225. 268, II 245.
— — in Korea 158.
— Eunuchen II 222 bis 223.
— Volksärzte in Albanien 150.
— — in Serbien 149 bis 150.
Weidenblätter, Erfrischungsmittel bei Fieber 246.
Weihrauch, in Bädern 82.
— als Schutzmittel 306.
Weihrauchwasser 70.
Weil, bibl. Legenden d. Muselm. 23.

Wein als Antiseptikum 168—169.
— a. Medikament 245.
— f. Säugling· II 321.
— z. Stärkung d. Neugeborenen II 333.
Weinberg, Dr. S. II 127.
Weinberger, Kurpfuscher 133.
Weinen d. Braut, z. Beweise ihrer Jungfräulichkeit II 171.
— d. Kindes nützlich II 336.
Weinstein 74.
Weintrauben als Fiebererreger 249.
Weisbach, Dr. A. 24.
Weise alte Frauen 205.
Weissdorn 181. 223. 354. 357. 367 ff.
— -pfähle 181. 362.
Weizenmehl 161.
Wellhausen 290, II 176.
— üb. d. Bedeutung v. Rein u. Unrein II 146.
— üb. arab. Schamgefühl II 160.
— üb. Verschleierung als rituelle Vorsichtsmassregel. II 161.
Welsenburg, Dr. Gerh. v. II 290.
Wely Bey, Sekretär d. Sultans 2.
Wermut 243.
Wetzstein, J. G. 140 ff.; 307.
White, Charles 24.
— üb. Teufelsaustreib. in Stambul 176.
Wickelkind, d. im Aberglauben II 335 ff.
Wickeln d. Neugeborenen II 336.
Wiedemann 24.
Wiederholung v. Worten bei Beschwörungen 213. 214.
Wiege, Aberglaube betr. II 336.
Wiegen 84—85
Wiener Anthropol. Ges. 7. 17. 24. 203.
— Hofbibliothek 11. 17. 18. 19. 26. 38. 41. 42; II 152.
— Pharmakopöe 67.
Wiener Schule in Konstantinopel 27. 55.
— Zeitung üb. Dr. Spitzer 98.
Wieselfleisch als Heilmittel 153.
Wilhelm I. 107.
— II. in Jerusalem 117.
Wilhelm, Prof. Eugen 206
Winckler II 45.
Winde als Krankheitsbringer 339—340.
Wind-Orakel d. Albanesen 382.
Windeln 85, II 341.
Wirmond, Graf 45. 46.
Witwe, ihr Benehmen b. d. Wiederverheiratung II 117.
— d. Koran üb. d. II 44—45.
Witwen vorgezogen II 118.
Wlahovits, Jovan. Vgl. Frilley
Wlislocki, Heinrich von 24. 316 ff.
Wöchnerin II 310—318.
— im Aberglauben 305.
— Schutz vor Zauber 303 ff.
— u. Feuer 205.
— Plagegeister der W. 348 ff.
Wohltaten, Mittel z. Erleichterung d. Geburt II 296—299.
Wohnstätten d. Krankheitsdämone 344. 345.
Wolf, Philipp 13.
Wolfsartiges Heulen d. Hundes 419.
Wortaget, Dr. John 24.
Wörterbuch, med., in orient. Sprachen, v. Honigberger 8.
Wratschar, Zauberer-Arzt 142—145.
Wrede 26. 401. 434.
Wundärzte, Einteilung 184.
— siehe auch Dscherrach.
Wunden kuriert mit Kohol 79.
— mit Hennah behandelt 74.
Wunderärzte 219.
Wunderärzte, weibliche 206.
Würden, ihre Verleihung d. Haremsdamen II 77 ff.
Würgen d. Frau, s. „serbische Art d. Coitus".
Wurm, südslav. Bezeichn. f. Penis II 138.
Würmer als Tollwuterreger 312.
Wurzbach, Ueb. Dr. S. Spitzer 6.
Wurzellos ist, wer kinderlos II 263.
Wüstenfeld, erwähnt v. Verfasser 4.
Wuttke 430.
Wutz, Dr. II 120.

Ypsilantis, Al., Pfortendolmetsch. u. Arzt 18.

Zadabijo, wunderthätige Pflanze 167. 304.
Zahl v. Sultansfrauen u. Sklavinnen II 197.
Zählen abwärts 223. 239. 323, II 12.
Zählen gefährlich 295.
— d. Sterne gefährlich 413.
Zahlen 205.
— die Eins 403.
— die Zwei 403.
— die Drei 182. 212. 223. 226. 237. 239. 245. 303. 324. 329 ff. 343. 374. 403 ff., II 29. 219. 320. 334.
— die Vier 404—406.
— die Fünf 406—409.
— die Schlange u. die Fünfzahl 432.
— d. Fünf als Schutzmittel 204.
— die Sechs 409.
— d. Sieben 172. 220. 249. 262. 306. 308. 351. 356. 389. 409 ff.; II 29.
— die 7 Därme d. Ungläubigen 248.
— die Acht 411—412.
— die 8 Tage im muslm. Abergl. 212. 214. 287.
— d. Neun 181. 211. 223. 239. 328. 332. 355 ff. 361. 412; II 63. 340.

Zahlen d. Zehn, 100 u. 1000 412—414.
- d. Dreizehn 22. 414 ff.
— Zwanzig 268.
— die 24 405.
— die 30 404.
— Vierzig 205. 303. 305. 362. 405; II 218.
— in d. Medizin 218.
— d. 40 Tage d. Wöchnerin II 311 ff.
— 77[1],2 344.
— d. 80 b. d. Epilepsie 181.
— d. ungerad. 414—415.
— im Aberglauben 15. 402—415.
— -Wiederholung bis 10 324.
Zahnärzte 53. 184. 202.
Zähne im Traum verlieren 396.
Zahnen d. Kinder 201; II 336.
Zähne, auseinanderstehende 296.
— ausreissen lassen, d. Schwangeren verboten II 288.
Zähne, weisse, d. Braut II 124.
Zahnreinigungsmittel Seuak 73.
Zahnschmerzen 148. 219.
Zambaco-Pascha, Dr. 113.
Zanni, Dr. Jos., Hofchemiker 4.
Zauber d. Ausspucken entkräftet 206.
— abgewendet d. Verschleierung II 161.
— buschig. Augenbrauen II 9.
Zauber-Ringe f. Liebesdinge II 4—6.
Zauberspruch, indogermanischer 16.
Zeit, beste z. Coitus II 200.
Zeitpunkt d. Beschneidung II 365.
Zeitschrift, Berl. f. allg. Erdkunde 13.
— d. Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 5. 12. 14. 20. 22. 23. 24. 74. 78. 92. 111. 112. 146. 333. 429
— d. Deutsch. Palästina-Vereins 8. 11. 12. 16. 73. 345.
— f. Ethnologie II 193.
— d. Vereins für Volkskunde 6. 7. 10. 344; II 294.
— f. vgl. Sprachwiss. 15.
— f. Völkerpsychologie u. Sprachwissensch. 15.
Zeremonie d. Beschneidung im Sultanshause II 373—374.
Zerreissen d. Totenkleidung 283.
Zerschneiden d. Wassers bei Beschwörung ein. Verzauberung 355.
— d. Kindes bei d. Geburt II 306.
Zettelchen, geweihte, als Schutzmittel 299. 304. 307.
Zeugen des Ehebruches II 48 ff.
Ziege 420.
— Sodomie mit II 220.
Ziegenmilch II 325.
Zierde, Ausdruck f. den weibl. Geschlechtsteil II 162.
Zigeuner u. Zigeunerinnen, ihr schlechter sittlicher Ruf II 166.
Zigeunerinnen, ihr Liebeszauber II 6.
Zimmer d. Gebärenden II 294.
Zimmt 226.
Zorniger Blick 292.
Zoroaster, Anordnung d. Coitus durch d. Gebet zu heiligen II 195.
— üb. Prostituirte II 161.
— Gesetze geg. d. Unzucht II 166—167.
— Strafen f. Kindesmord u. Konkubinage II 180.
Zucken d. Augen, abergl. Bedeutung 397 ff.
Zucker 214. 226.
— gestoss., als Blutstillungsmittel 198.
Zuckerstück, Frau, Günstlingin II 90. 97—98.
Zudecken d. Wasserbehälter im Hause e. Verstorbenen 281.
„Zugleich" ist gefährlich 402.
Zurückschauen gefährl. 282.
Zweierlei Ammenmilch gefährlich II 328.
Zwetschkenbaum 244.
Zwiebel 256. 257. 269.
— geröstete II 301.
— -Saft 219.
Zwölf plus statt 13 415.

